



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Provincial = Blätter

163 7

<36604481860014

<36604481860014

Bayer. Staatsbibliothek

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
P r e u ß i s c h e
P r o v i n z i a l - B l ä t t e r .

Herausgegeben,
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler,
Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von
O. W. F. Richter.

Siebenundzwanzigster Band.
Januar-Heft.

Königsberg, 1842.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Kommission bei der Buchhandlung der Gebrüder
Bornträger.

Waterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und
Agrikultur,
oder
P r e u ß i s c h e
Provinzial = Blätter.

Herausgegeben,
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler,
Kaufleute, Landwirthes u. s. w.,

von
O. W. F. Richter.

Siebenundzwanzigster Band.

Königsberg, 1842.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Kommission bei der Buchhandlung der Gebrüder
Bornträger.



I.

Die Volksmundarten in der Provinz Preußen.

Vom Professor Dr. Lehmann, Gymnasialdirektor
in Marienwerder.

V o r w o r t.

Nicht allein fürs vaterländische, sondern auch fürs wissenschaftliche Interesse ist es von großer Bedeutung, auch in unsrer Provinz die noch lebenden Volksmundarten genauer zu erforschen, ehe sie sich immer mehr mischen oder ganz untergehn. Zu diesem Zwecke würde es am Erspriesslichsten sein, mit Lust und Liebe für Sprachwissenschaft und Vaterland, mit Kenntniß der deutschen Sprache und ihrer verschiedenen Mundarten, endlich mit feinem und scharfem Gehör und musikalischer Bildung ausgerüstet längere Zeit hindurch Preußen zu durchwandern und, was im Volke noch lebt, seinem Munde abzulauschen und dabei Volkserzählungen und Volkslieder nebst den Melodien zu sammeln und der Vergessenheit zu entreißen. So sind in andern Ländern in und außerhalb Deutschlands treffliche Sammlungen und Forschungen entstanden.

Wenn das nun auch nicht in solchem Umfange und auf solche Weise für unser liebes Preußen ausgeführt würde: so dürfte es doch zur allmäligen Erreichung des erwähnten Zweckes gewiß sehr förderlich sein, wenn in allen Theilen der Provinz Männer mit Liebe zum Vaterlande und seiner Volkssprache erfüllt, sich vereinigten, um einerseits, jeder in seinem Provinztheile, die Volkssprache (in Bezug auf Lautverhältnisse, grammatische Formen, Provinzialismen,

Sprichwörter, Redensarten und Sprachgesang) zu erforschen und die Resultate mitzutheilen, andrerseits nicht allein frühere Denkmäler der Volksmundart bekannt zu machen, sondern auch vorzüglich Erzählungen und Lieder (nebst den Singsweisen), welche noch jetzt im Volke und seiner Sprache leben, zu sammeln und mit genauer Schreibung der Aussprache nebst erläuternden Bemerkungen (wo es gut scheint, auch mit Hochdeutscher Uebersetzung) zu veröffentlichen. Durch solche vereinte Arbeiten würde eine sehr reichhaltige und allseitige Stoffsammlung entstehen, welche dem Sprachforscher eine vortreffliche Grundlage darböte.

Unsre Preussischen Provinzialblätter sind als ein vaterländisches Archiv vorzugsweise dazu geeignet, solchen Stoff in sich aufzunehmen und weiter zu verbreiten. Und ich glaube im Sinne des hochgeehrten Herrn Herausgebers dieser Blätter, so wie in ihrem eignen Interesse zu handeln, wenn ich mir gestatte, die Freunde des Vaterlandes und der Wissenschaft freundlichst einzuladen, in dieses Vaterlandsblatt ihre Sammlungen und Forschungen, zusammen oder vereinzelt, in größeren oder kleineren Beiträgen, niederzulegen zu wollen. —

Ich hege den Wunsch, auch einige hieher bezügliche Beiträge liefern zu dürfen, und erlaube mir für diesmal im Folgenden einige allgemeine Gesichtspunkte, so wie speziellere Bemerkungen über die verschiedenartige Aussprache und Veränderung der Vokale und Konsonanten unsrer einheimischen Volksmundarten zur Prüfung vorzulegen, zugleich auch einige Proben der jetzt noch lebenden Volkssprache beizufügen.

I. Allgemeines.

Die Volksmundart in unserer Provinz Preußen¹⁾ (Ost-, West-Preußen und Litthauen) ist im Allgemeinen die Niederdeutsche, und zwar die Niedersächsische oder Plattdeutsche. Sie ist vielfach getrübt in ihren Lauten und grammatischen Verhältnissen durch Anschluß an das Hochdeutsche²⁾, d. h. an die Schrift- und Umgangssprache der Gebildeten. Dieser Anschluß läßt sich in den Städten und namentlich in denjenigen, welche entweder selbst von großem Umfange sind und somit einen lebendigeren Verkehr in sich haben, oder in der Nähe größerer Städte und weiteres Verkehrs liegen, aufs Unzweideutigste heraus hören und auch mit Hülfe der Geschichte an den Tag legen. Schwieriger würde es sein, in der

1) Es dürfte nicht am unrechten Orte sein, den Nichtkennern oder Verkennern Preußens die Worte eines wahrhaft Deutschen Mannes zu wiederholen. — E. M. Arndt sagt in den „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ S. 180 und 181: „Hier in Königsberg wurden von mir und vielen andern Deutschen Jugendsgeln, die noch ein bißchen Herz in der Brust hatten, wahrhaft königliche und kaiserliche Tage verlebt. Noch klopfte mir nach einem Vierteljahrhundert mein unterdrücktes kaltes gewordenes Blut bei dieser Erinnerung mit verdoppelten Schlägen. Diese Freudenbezeugungen empfing man doch noch mit andern Herzen als die in Petersburg. Es ist ein prächtiges Deutsches Volk die Preußen, besonders die Ostpreußen und was dort von den Salzburgern stammt; sie haben beide Feuer und Nachhaltigkeit; und was sie als Geister vermögen, hat die Literatur in ihre unsterblichen Register eingetragen.“

2) Daß der Plattdeutsche bei Weitem besser den Hochdeutschen versteht, als dieser jenen, darf nicht auffallend erscheinen.

Mundart, welche unter dem Volke auf dem Lande, selbst in der Nähe der Städte, herrscht, die Elemente des Hochdeutschen und dessen Einflüsse überall herauszufinden.

Hat also eine genaue Erforschung der Volksmundart in Preußen schon deshalb ihre Schwierigkeiten, weil es nicht überall leicht sein dürfte, zwar nicht die Elemente des Hochdeutschen abzusondern, aber doch dessen Einfluß³⁾ auf die ursprüngliche

3) Auch umgekehrt, hat das Plattdeutsche keinen unbedeutenden Einfluß auf die Aussprache und selbst auf Ausdrücke und grammatische Formen des Hochdeutschen in Preußen ausgeübt. Selbst Preussische Klassiker, wie Herder, v. Hippel, Forster, Werner haben solchen Einfluß nicht ganz ablehnen können; nur Kant hat sich frei davon gehalten. — Die Lehrer des Deutschen haben, falls sie eigne mundartliche Fehler eingesehen und abgelegt und fremde Mundarten kennen gelernt, die beste Gelegenheit, an der lieben Jugend die provinziellen Fehler des Hochdeutschen (nicht bloß Provinzialismen*), welche nach meiner Ansicht wenigstens nicht durchgängig auszurotten sind) kennen zu lernen. — [Welchen großen Einfluß hat namentlich die Plattdeutsche oder Plattdeutsch-Hochdeutsche Sprache der Diensten, besonders der Ammen und Kinderfrauen, auf das Sprechen der Hochdeutschen Kinder! Man kann bei Kindern gebildeter und gutes Deutsch sprechender Eltern nicht selten von der schlechten Sprache der Kinder und besonders von ihrer Aussprache mit Recht folgern, daß die Eltern zu wenig mit ihren Kindern umgehen und dieselben auf unverantwortliche Weise den Dienstleuten überlassen. Die Sprache der frühesten Jugend späterhin zu verbessern, ist sehr schwierig.] — Es ist ein dringendes Bedürfnis, daß nicht bloß die Lehrer des Deutschen, sondern überhaupt alle Lehrer. (denn jeder Lehrer soll mittelbar oder unmittelbar für die Ausbildung in der Muttersprache wirken) die Fehlerhaftigkeiten ihrer Ort-

*) Das „Preussische Wörterbuch“ von S. E. S. Henning (Königsberg 1785), ein erster Versuch über den Dialekt und die Provinzialismen (auch Alterthümer) in Preußen, hat zwar sehr vielfache Mängel, doch auch seinen unverkennbaren Werth.

Reinheit des Plattdeutschen zu erkennen und nachzuweisen: so ist die Schwierigkeit, welche bei der Erforschung des in Niederdeutschland herrschenden Plattdeutschen ebenfalls entgegentritt und dort bei dem lebendigeren Verkehr und der größeren Nähe mit Oberdeutschland in weit höherem Grade sich zeigt,

schäften und Provinztheile in Sprache und Sprechen studiren und überall bei jeder Gelegenheit auf Richtigkeit auch bei der Aussprache dringen. Aber freilich, mit unserm Unterrichte im Deutschen und fürs Deutsche steht es noch nicht überall gut! Auf eine richtige und schöne Aussprache des Französischen muß jede Woche stunden- und jahrelang bei Verlust der Gnade ihrer gnädigen Herrschaft achten; aber bei dem Sprechen der Muttersprache, meinen so manche Eltern und Lehrer, komme es höchstens bloß auf Verständlichkeit, nicht auf Richtigkeit und Schönheit an. Ob „er sich“ betheeren“ oder „bethören“ lasse, das wird schon der Zusammenhang lehren. „Der gute Zusammenhang! — „Ueber das Bedürfnis einer bessern Aussprache und eine Lehrmethode, die dazu führt“ hat Herr Dr. E. Serrais in diesen Provinzial-Blättern (Maj 1840) einen recht trefflichen Aufsatz vorgelegt, dessen Ideen und Winke namentlich allen Lehrern nicht geringfügig zur Berücksichtigung empfohlen werden können. Ich hebe hier beiläufig aus jenem Aufsatz nur Einen Gedanken heraus, der nicht mit meiner Ueberzeugung übereinstimmt. Der Verfasser meint, „daß die öffentlichen Unterrichtsanstalten, die für den Mittelstand da sind, eine größere Sorgfalt auf die Muttersprache verwenden müssen, während die Gymnasien und alle Schulen, welche eine höhere oder ganz speciellwissenschaftliche Ausbildung bezwecken, weder bestimmt noch geeignet sind, das nationale Element in der fortschreitenden Civilisation zu entwickeln.“ Abgesehen davon, daß es wohl schwer fallen sollte, den Zweck solcher Entwicklung und die Befähigung dazu im Allgemeinen den Gymnasien in gründlicher Beweisführung abzusprechen: so scheint der Verf. hiebei auch gänzlich übersehen zu haben, daß aus den Gymnasien erstlich die Lehrer der Schulen für den Mittelstand oder die Lehrer dieser Lehrer, zweitens überhaupt die Vorbilder und Bildner des Volks hervorgehn sollen, und daß demgemäß in beiderlei Hinsicht den Gymnasien eine weit größere Pflicht als al-

wohl bei Weitem noch nicht so bedeutend, als jene Schwierigkeit, auf die wir bei unsrer Provinz stoßen. Denn hier haben wir die Verschiedenartigkeit des Niederdeutschen selbst²⁾, wie es jetzt in den einzelnen Theilen unsrer Provinz herrscht, auf gebührende Weise zu berücksichtigen und müssen hierbei als Grund

ten übrigen Unterrichtsanstalten gebietet, für die Ausbildung in der Muttersprache Sorge zu tragen. — Herr Gymnasiallehrer Gorkiza in Lnt. hat ebenfalls in diesen Blättern (August, September, October, Heft 1840) „übet die Aussprache des Neuhochdeutschen mit besonderer Berücksichtigung unsrer Provinz“ Mittheilungen veröffentlicht, welche eben so von gründlichen Studien als treuem Eifer für die gute Sache ein vollgültiges Zeugniß ablegen und von jedem Freunde des Vaterlandes und der Muttersprache, insbesondere aber von jedem Lehrer in unserer Provinz mit anerkennendem Danke und mit dem Entschlusse, im eignen Wirkungskreise die gute Sache weiter fördern zu helfen, aufgenommen zu werden verdienen.

Uebrigens muß zwar eingeräumt werden, daß das Hochdeutsche in unsrer Provinz nicht ausgezeichnet gut gesprochen wird; (sich rede hier bloß von der Aussprache; s. Göttinger Deutsche Sprache I. 128);, doch darf auch eingeräumt werden, daß es nicht schlecht gesprochen wird. Preußen kann mit so mancher stolzen Provinz nicht bloß Süd-, sondern auch Norddeutschlands dreist in die Schranken treten, und namentlich brauchen Königsberg, Marienwerder, Thorn und noch andre Orte nicht jeden Vergleich zu scheuen.

4) So hat sich in den Seestädten und vor allen in Danzig, theils durch den Seeverkehr, theils durch Einwanderungen der Niederländer, die Niederländische Mundart in die Niederländische eingedrängt. Viele Ausdrücke, welche unter dem Danziger Volk gäng und gäbe sind, rühren aus dem Niederländischen her. Dieser Einfluß des Niederländischen erstreckt sich auch über Danzig hinaus in die angrenzenden Niederungen. Hat sich doch in diese sonst echt Plattdeutsche Gegenden selbst manches Wort von Polnischem Ursprunge oder in Polnischem Gewande verirrt, wie lewark Perche, (im Culmer Lande ebenfalls üblich), pogitschken Johannisbeeren, burtschik ein junger Bauerssohn u. s. w.

dieser Verschiedenartigkeit die Verschiedenheit der Deutschen Stämme und Mundarten, welche sich von den ältesten Ritterzeiten an bis auf die neueste Zeit⁵⁾ in unsre Provinz herübergesiedelt haben, so wie die Vermischung der Einwanderer mit den alten Einwohnern der Provinz in Erwägung ziehn. Diese Anpflanzung und Uebersiedelung größtentheils Niederdeutscher, aber auch Oberdeutscher Stämme⁶⁾ ist die Veranlassung gewesen, daß wenigstens in sehr vielen Theilen Preußens Mischmundarten herrschen, welche denselben Namen („Mossingsprachen“) verdienen, welchen jenes Gemengsel in Hessen und am Mittelrhein nach Götingers Bericht („Deutsche Sprache I. 35) von den Niederdeutschen sehr bezeichnend empfangen hat.

Trotz aller dieser Verschiedenartigkeit, welche im Allgemeinen sich wohl am Wenigsten auf Sprachgefang (Sprachvortrag) und auf Provinzialismen, etwas mehr aber auf grammatische Formen und am Meisten auf die Laute und ihre Verhältnisse erstreckt, konzentriren sich jedoch gewisse Gleichheiten und Eigenthümlichkeiten in einzelnen Theilen unserer Provinz. Es dürfte nicht unpassend sein, in dieser Beziehung die Verschiedenheiten in der Mundart des Preußen-Volkes nach folgenden Bezirken und Gesichtspunkten vorzugsweise ins Auge zu fassen.

5) Niedersachsen, Thüringer, Meißner, Westphalen, Rheinländer, Franken, Schwaben etc. Späterhin Niederländer; in der neuesten Zeit Französische Flüchtlinge, Pfälzer und Schweizer, zu denen sich auch noch Abkömmlinge von Nassauern gesellt hätten (daher noch viele Nassauische Namen in Litthauen), ferner Salzburger und Württemberger.

6) Nicht mit Unrecht wird die Behauptung aufgestellt, daß manche in unserm Preußen übliche Volkslieder an Form und Inhalt unwillkürlich an Lieder der Schwäbischen Minnesänger erinnern und mit denselben oft solche Aehnlichkeit haben, daß man sie für Fortpflanzungen derselben halten könnte.

Ich spreche aber bloß vom platten Lande und nehme die Städte ganz aus; denn im Allgemeinen spricht selbst der niedrigste Bürger auch für gewöhnlich schon seltener Plattdeutsch, häufiger entweder ganz Hochdeutsch oder ein solches Gemenge, bei dem es schwer sein dürfte zu entscheiden, ob es mehr Hochdeutsch oder Plattdeutsch sei.

1) Am Reinsten, d. h. am Wenigsten getrübt durch den Einfluß des Hochdeutschen oder einer ganz fremden Sprache ist die Volksmundart vorzüglich

- a) in Samland (zwischen Pregel, Deime und Ostsee);
- b) in einzelnen Theilen Litthauens, wo das Deutsche Element vorherrscht (um Gumbinnen, Insterburg und längs dem Pregel) und das Plattdeutsche eben so rein wie im Samland, und reiner als in Ratangen und Ermeland klingt;
- c) in den Niederungen (Werbern) Westpreußens, besonders in der Marienburger und Danziger; ⁸⁾
- d) auf der Frischen Nehrung.

Nächstdem

- e) in Ratangen (um Pr. Eylau, Friedland, Schippenbeil ic.);
- f) in Ermeland (um Braunsberg, Mehlsack, Frauenburg ic.); ⁹⁾
- g) im Oberlande und theilweise auch im Culmer Land und in Pomesanien (um Mohrungen, Pr. Holland, Saalfeld, Riesenburg, Culm ic.)

7) So hört man z. B. in manchen Gegenden des Bisthums Ermeland gar kein eigentliches Plattdeutsch mehr, wie in Gutstadt, Heilsberg, Seeburg, Wormditt; ebenso in vielen Gegenden Masuriens.

8) Die Niederungen bei Marienwerder, Graudenz ic. tragen ein weniger charakteristisches Gepräge und verschmelzen schon sehr mit der Hbhe.

9) Die Sprache der Ermländer in und um Heilsberg, Wormditt, Gutstadt und Seeburg ist eine aus Hoch- und Niederdeutschen Bestandtheilen zusammengesetzte Mergsprache.

2) Getrübter und vermischter ist die Plattdeutsche Mundart

- h) auf der sogenannten Höhe längs dem Ufer der Weichsel, wo der Polnische und der Wendische Dialekt unverkennbaren Einfluß¹⁰⁾ ausgeübt haben;
- i) in Masuren; wo überhaupt viel weniger Plattdeutsch als in Litthauen gesprochen wird (in manchen Gegenden fast gar nicht mehr) und wo das Polnische großen Einfluß hat;
- k) in den östlichen Grenzen Litthauens, wo die Litthauische Sprache nicht ohne Einfluß geblieben.

Je mehr und mehr aber in allen diesen Landes-
theilen die lebende Volkssprache von ihrer Reinheit

10) Daß das Slavische und Lettische auf die Aussprache des Plattdeutschen einen bedeutenden Einfluß gehabt habe und noch habe, kann wohl nicht bezweifelt werden. Auch der Einfluß auf grammatische Formen und Sprachgesang läßt sich nicht weglegen. Von solchem Einfluß konnte aber auch das Hochdeutsche theils mittelbar, theils unmittelbar nicht unberührt bleiben. Wenn nun Dr. Servais (in dem angeführten Aufsatz) behauptet: Ein bestimmter Dialekt hat auch in Ost- und Westpreußen dem Hochdeutschen nicht hinderlich sein können, da hier Deutsche aus allen Gegenden einst den altpreussischen Volksstamm verdrängten und die lettischen und slavischen Ueberreste als ein ganz fremdes Element jenem keine Beimischung geben“: so bemerke ich zunächst in Bezug auf den letzteren Grund, daß ich ihm nicht beistimme, wohl aber die Ueberzeugung ganz theile, daß das Hochdeutsche weit weniger durch eine fremde Sprache, als durch einen andern Dialekt verändert werden oder Beimischungen erhalten kann. Mit dem ersteren Grunde streitet die Thatsache, daß in unserer Provinz wirklich nur Ein Dialekt, nämlich der Niedersächsische, trotz der Vielartigkeit der eingewanderten Deutschen Stämme, die Oberhand gewonnen und bei vielfachen Mischungen doch immer seinem Hauptelement nach die Hegemonie behalten hat.

sich entfernt ¹¹⁾: desto weniger darf der Freund der Sprache und des Volkes damit anstehn, so viel noch erkennbar ist, zu sammeln und der allmäligen Vergessenheit zu entreißen. Die Landschulen, in denen das Hochdeutsche gesprochen ¹²⁾ und gelehrt wird, die Hochdeutschen Predigten ¹³⁾, der Militairdienst, zu welchem jeder Preußische Unterthan verpflichtet ist, die Gerichtssprache, die Sucht nach Vornehmthuerei und andre Umstände verdrängen immer mehr das Plattdeutsche und verbreiten das Hochdeutsche. Und wenn man auch nicht, wie Ludolf Wienberg, ¹⁴⁾

11) In Samland scheint der Dialekt, wenn man nach S. Dachs Annte schließen darf, nicht sehr bedeutende Veränderungen angenommen zu haben.

12) Es mag wohl jetzt nicht mehr wie früher so viele Landschullehrer und Landprediger geben, welche das Plattdeutsche kennen und mit dem gemeinen Mann plattdeutsch zu sprechen im Stande oder Willens sind.

13) Die Zeit, da es noch hie und da (namentlich in Westpreußen, auch in Marienwerder) Prediger gab, welche Plattdeutsch predigten und beim Konfirmandenunterricht Plattdeutsch sprachen und sprechen ließen, ist noch nicht so lange vorbei. Auch noch heutiges Tages giebt es Prediger, welche nicht allein um der größern Verständlichkeit Willen, sondern auch aus Liebe und Lust zur gemüthlichen Volksthümlichkeit mit den Banern nicht Römischlatein oder Hegelischdeutsch, sondern Plattdeutsch sprechen. In Neuvorpommern und auf Rügen giebt es noch jetzt Gesangbücher mit Plattdeutschen Liedern. Dort sprechen auch jetzt noch viele Gebildete sehr gern die Volkssprache in ihrem häuslichen Kreise, was dann auch natürlich nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf ihre Hochdeutsch bleibt.

14) In seiner geistreichen und patriotischen Schrift: „Soll die Plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?“ Hamburg. 1834. S. 9 heißt es: „Die Niedersächsische Mundart — ist auszurotten, durch jedes mögliche Mittel auszurotten“. Ein Spassvogel meinte, Wienberg solle mit Verhochdeutschung seines Namens (Weinberg) den Anfang machen. — Sehr richtig bemerkt Sorbiza (in dem oben erwähnten Aufsatz) gegen Servais

dem Grundsätze huldigen wird, die Plattdeutsche Sprache mit aller Gewalt und auf's Schleunigste auszurotten: so läßt sich doch auch nicht bezweifeln, daß bei gesteigerter Industrie, bei erweitertem Verkehr, bei erhöhter Volksaufklärung, für welche sich keine stagnirende Sprache eignet, die Plattdeutsche Sprache schon von selbst, obwohl langsam und ohne auffallende Sprünge, zurückweicht¹⁵⁾ und vor dem kräftigen Strome des bildsameren und ausgebildeten Hochdeutschen immer mehr und mehr zurückweichen¹⁶⁾ und am Ende auch ganz aussterben muß. —

(und Wienburg): „Wenn jemals die Idee einer einzigen allgemeinen Volkssprache ins Leben treten kann, so scheint es mir nicht wünschenswerth, daß unsere jetzige Schriftsprache die übrigen Dialekte ohne Weiteres tödte, sondern daß sie vorher alle Elemente derselben, die sie brauchen und ohne Beeinträchtigung ihres eigenthümlichen Lebens und Wesens aufnehmen kann, in lebendiger Wechselwirkung sich aneigne, daß eine gegenseitige Annäherung, Ausgleichung und Verschmelzung stattfinde, und so durch einen natürlichen Prozeß das ganze Volk dahin gelange, nur Eine Sprache zu sprechen und zu schreiben.“

15) Es ist schon jetzt mühsam, den Sprachschatz des Volkes herauszugraben. Das Volk selbst verbirgt ihn nur zu gerne vor den Hochdeutschen Leuten und nun gar vor Predigern oder sonstigen Gelehrten, wenn sie nicht selbst Geläufigkeit im Plattdeutschen besitzen oder wenn sie sich irgend wie merken lassen, daß sie aus besondern, dem Volke verdächtig oder satirisch erscheinenden Absichten seine Sprache und sein Sprechen ausforschen wollen.

16) So ward in Danzig (wie in Hamburg und Lübeck) bis ins jetzige Jahrhundert herein selbst von den vornehmsten Patriziern, besonders im häuslichen Kreise und gemüthlichen Umgange, fast immer Plattdeutsch gesprochen. Jetzt hört man es dort viel seltener. Auch zu Königsberg wurde noch im Anfange dieses Jahrhunderts in den Häusern reicher Kaufleute Plattdeutsch gesprochen. Der Deutsche Hof hat bekanntlich selbst noch in Heidelberg in seiner Familie oder mit Landsleuten sehr gerne Plattdeutsch gesprochen, und auf mehreren Universitäten

Höchst-selten, oder vielleicht gar nicht mehr entstehen jetzt noch eigenthümliche Plattdeutsche Volkslieder; auch die früher entstandenen werden unter dem Volke selbst immer seltener gesungen,¹⁷⁾ während die Gesangeslust auch in Preußen, wenn sie gleich mit der Gesangeslust südlicher Länder und Völkerstämme keinen Vergleich aushält, doch nicht abnimmt, wohl aber auch das Volk sich immer mehr an Hochdeutsche Lieder und Klänge gewöhnt¹⁸⁾. Liegt es also an und für sich im Interesse jedes Forschers der Sprache, auch die allmählig in den Hintergrund tretenden Mundarten zu ergründen und der Geschichte zu über-

Norddeutschlands hört man auch jetzt noch häufig Jünglinge, in gemüthlichem Frohsinn oder um Andern unverständlich zu reden, sich Plattdeutsch unterhalten. Man nimmt dabei wahr, wie ihr Heimweh bei diesen Lauten schwindet. — Man muß die Gemüthlichkeit des Plattdeutschen selbst erlebt oder durchlebt haben und Liebe zum Altdutschen und Alten besitzen, um, fern von unvolksthümlicher Vornehmthueri, Geschmack an dieser Gemüthlichkeit zu finden.

17) Der Helensische Gardist, welcher bei seiner Rückkehr nach Hela, wie der Lappe seinen Fischthran dem Königlichem Rheinwein, so sein liebes Hela der Könighchen Residenz vorzieht, wird von seinen Landsleuten umlagert und erzählt ihnen, was er da draußen gesehn und gehört, und trillert dabei seine neu einstudirten Hochdeutschen Gardelieder und Soldatenschwänke so lange und so oft vor, daß sie ihm bald nachgesungen werden.

18) Es wäre wenigstens nicht allein traurig, sondern auch unerklärbar, wie durch gesteigerte Intelligenz die Gesangeslust sich vermindern sollte. Abgesehen davon, daß die Intelligenz den Gesichtskreis erweitert, also auch mehr Stoff zum Gesange darbietet, so liegt ja doch die Gesangeslust in der Zufriedenheit und Heiterkeit des Gemüths tief begründet, und die können und sollen bei gesteigerter Intelligenz nur wachsen, wenn die Intelligenz wahrhafter Art ist und ihr wahres Ziel erreicht. Die Vornehmheit kann ihre Gesangeslust künstlicher Weise verbergen oder gar ersticken, berührt aber nicht das Volk, das immer gemüthlich lebt und der Natur treu bleibt.

liefern: so wird der Forscher der Deutschen Sprache dies mit dem Plattdeutschen zu thun um so mehr aufgefodert, je klarer die vielen Schönheiten des Plattdeutschen¹⁹⁾ auch jetzt noch ins Ohr fallen. Allerdings steht das Plattdeutsche an Kraft der Konsonanten und Schärfe ihrer Verbindungen weit hinter dem Hochdeutschen, hat überhaupt nicht jene unterschiedene Klarheit und energische Bestimmtheit, man möchte sagen, Charakterfestigkeit in seinen Formen²⁰⁾, wie das Hochdeutsche, besitzt auch nicht mehr im Mindesten dessen allseitige Bildsamkeit, Gewandtheit, Beweglichkeit, Ausdrucksfeinheit, Begriffsschärfe, und kann und wird daher auch nimmermehr wieder Schriftsprache werden²¹⁾. Dagegen ist das Plattdeutsche weit ansprechender, leichter, geschmeidiger als das Oberdeutsche, sanfter, gemüthlicher und bei seinem Reichthum und seiner Fülle an Vokalen wie bei seinem Mangel an scharf schneidenden Konsonantenverbindungen, überhaupt in mannigfacher Beziehung wohlklingender als das Hochdeutsche.²²⁾ Aber hiebei darf nicht vergessen werden, daß es auch nicht bloß weich und behaglich, sondern sogar oft weichlich, langsam, bequem, ja man kann sagen, phlegmatisch²³⁾ und träge ist. —

19) Es ist unter den Sprachkennern allgemein anerkannt, daß die alte Plattdeutsche Sprache an innerem Bau, an Kraft und Wohl laut nicht allein allen ihren Schwestern gleich komme, sondern sie auch theilweise weit hinter sich gelassen hat.

20) Vergl. Götzinger Deutsche Sprache I. 101.

21) Vergl. Grimms Grammatik 3te Ausgabe I. S. 24.

22) Ob das von Allen wird zugegeben werden, weiß ich nicht. Ich höre schon den Einwurf, daß der Hochdeutsche nach dem bekannten Fehler, das Ungewöhnliche und Fremde interessanter und schöner zu finden, auch hier etwas partiisch und ungerecht gegen seine Sprache sei.

23) Der Charakter des Volkes in den sehr reichen Niederungen Preußens, wo Alles, wie man sagt, in den Mund wächst, während auf der Höhe Fleiß und Schweiß

II.

Aussprache und Veränderung der Vokale und der Konsonanten.

Bei der Aussprache der Vokale herrscht in den einzelnen Theilen unsrer Provinz eine bedeutend größere Verschiedenheit als bei der Aussprache der Konsonanten.

Ich mache im Folgenden einen Versuch, die Aussprache²⁴⁾, soweit ihre Bezeichnung durch Buchstaben möglich ist, niederzuschreiben, wie ich sie theils aus dem Munde des Volks unmittelbar, theils durch

erforderlich ist, neigt sich bei aller Gemüthlichkeit sehr zum Pflagma. Besonders wunderbar und nicht ohne Ergehen hört sich bei den Menoniten, welche als die fleißigsten, betriebsamsten und rechtlichsten Bewohner allgemein in Achtung stehen, die Ruhe und Besonnenheit an, von der man oft nicht weiß, ob sie an Weisheit und fromme Ergebung oder an empfindungsloseres Pflagma und bequeme, feuerlose, träge Behaglichkeit grenze. Tausend Geschichten sind von ihnen im Umlauf. Nur eine hier beiläufig. Die Frau eines Menoniten (Manisten, Manister, Manistersch werden sie vom Volke im Werder genannt; ein Etymologe würde den Namen a non *μυλωσθαι* herleiten) lag auf dem Tode und war untröstlich, nicht sowohl über ihren Heimgang an sich, als vielmehr darüber, daß sie ihren Mann allein zurücklassen sollte. Es schien, als könne sie vor diesem Gedanken gar nicht sterben, so gewiß und erwünscht ihr auch bei ihrer Krankheit der Tod sein mußte. Sie schüttete ihr Herz vor dem Manne aus, und dieser gebrauchte nur wenige Worte zu ihrer Tröstung. Mit naiver Gemüthlichkeit und ruhiger Ergebung sprach er langsam die tröstlichen Ermahnungsworte: Frau, mientwegen hohl di nich opp! („Frau, meinetwegen halte dich nicht auf.“)

24) Wo eine Bezeichnung der Länge oder der Kürze eines Vokals durchaus erforderlich ist, gebrauche ich zur Andeutung der Länge ein nachgestelltes h, zur Andeutung der Kürze die Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten. Solche Bezeichnung ist zwar ganz willkürlich (wie auch im Hochdeutschen), läßt sich aber leicht mit Konsequenz und ohne Mißverständnis durchführen.

sonstige Mittheilungen kennen gelernt habe. Wo Vollständigkeit und scharfe Absonderung der verschiedenen Gegenden oder Zurückführung auf feste Regeln vermist wird, da bitte ich nicht zu vergessen, daß dies ein Versuch ist, welcher Rücksicht in Anspruch nimmt und Berichtigungen wie Vervollständigungen erhofft.

A. Vokale.

α. Keine Vokale.

1) a.

Das Hochdeutsche a geht im hiesigen Plattdeutschen alle nur möglichen Nuancen und Schattirungen vom reinsten, offensten a bis zum tiefsten o durch. Es ist schwer möglich, diese Schattirungen insgesammt herauszuhören, ganz unmöglich, sie dem Auge vorzuzeichnen. Wir müssen uns damit begnügen, für jeden zwischen a und o liegenden Laut, mag er dem a oder dem o sich nähern oder in der Mitte zwischen beiden liegen, Ein Zeichen, nämlich ä zu wählen²⁵⁾.

Das gedehnte a bleibt in einigen, wenigen Gegenden ein reines a, wird jedoch bald gedehnt, bald geschärft; z. B. awend Abend, vader Vater, breaden Braten (Frische Nahrung), satt saß, gaffel Gabel, während es in andern, und zwar in den meisten Gegenden bei denselben so wie bei den meisten andern Wörtern in ein ä übergeht: bråde, äwend, vader oder vada, måge Magen, schtrål, hahn Hahn, gâr gar (besonders in Samland und Litzthauen). Bei diesem ä klingt dann noch häufig ein geschärftes e, ä oder a (letzteres besonders in Ratans

25) Diesen Laut ä, der im Allgemeinen allerdings nicht wohlklingend erscheint, hört man statt des reinen a auch im hiesigen Hochdeutschen gar häufig, vorzüglich in Litzthauen und Masuren, ganz besonders auch in Marienburg und Elbing, zum Theil auch in Danzig, während in andern Weichselstädten das a viel reiner und schöner ausgesprochen wird.

gen) nach: z. B. gäer gar, dāa da (oft auch dāar), jāa und jāe oder jāā ja. Bei einigen Wörtern geht das gedehnte a in den kurzen oder langen Umlaut über: nās Nase, hāw oder hābb habe, frāt fraß, drāge tragen; oder schwankt zwischen ä und e: segge oder sägge sagen, kem oder kām kam. Endlich geht es (besonders im Ober- und im Culmer Lande) sogar in ein gedehntes o über: doler Thaler, gor gar²⁶⁾.

Das geschärfte a bleibt im Plattdeutschen größtentheils dasselbe: hand Hand, galge Galgen, datt daß, acht acht, watt was; dehnt sich aber auch: nahr Narr, fahr Pfarrer. Doch geht es bei solcher Dehnung gerne in ein ä über, das oft sehr nahe dem tiefen o steht: māke machen (in und bei Danzig ein reines a, maken und meaken), āp Affe (auch geradezu op), wāke wachen, pāp Pfaffe, verlāte verlassen. Seltener geht es in ä oder e über: bank Bank, äppel Apfel.

Vor ld und lt ist es fast immer ein o, und zwar in den Niederungen mehr ein gedehntes, auf der Höhe ein geschärftes, wobei dann das t entweder t bleibt, oder d wird, oder, gleich dem d, ganz wegfällt, z. B. ohlt, ohld, ohl, ollt, olld, ollt; kohlt, kohld, kollt; bohld, bohlt, bollt, bollt; hohle, holle halten; wohlt, wollt Wald; spohle, spolle spalten. Vor lz wird es ein geschärftes o: sollt Salz, schmollt Schmalz; auch in einzelnen wenigen andern Wörtern: gebrocht gebracht.

2) o.

Das gedehnte o bleibt größtentheils sich gleich; not Noth, ros' Rose, wo wo, bon Bohne, ohlt

26) Hier so wie im Folgenden ließen sich noch andere Uebergänge auffinden, wenn man überall auf die Ablaute in der starken Conjugation rücksichtigte, wobei das Plattdeutsche gar sehr vom Hochdeutschen abweicht. Hierüber ein andermal.

(häufiger ähft) Obst, grot groß, rod roth; seltener verkürzt es sich: honnig Honig, mass Moos, boddem Boden²⁷⁾. In Ratangen und in Danzig nebst Umgegend (sogar bei Hochdeutschen Danzigern) geht es in ein bald versteckteres, bald ganz offenes an über²⁸⁾: sau so, wau wo, frau froh, draus drohen, während es in andern Provinztheilen ein gedehntes ä (läwe loben, bawe oben, säl Sohle) und auf der Danziger Mehrung sogar ein offenes a wird (sahn Sohn, auch sähn; wahne wohnen, mahnd Mond; oder wieder mit vorgeschobenem e, verlearne verlorne)²⁹⁾. In Samland, Litthauen und im Oberlande wird es häufig ein o oder ä; j. B. sen, sän Sohn, vār oder vār vor.

Das geschärftste o bleibt häufig dasselbe: dochter Tochter, hollt Holz, nord Nord, groff groß, sonn Sonne, oder deht sich: knohp oder knohf Knopf, wohrd Wort, knohke Knochen; wird aber in einigen Gegenden ein a (kurz oder lang): dachter

27) Boden eines Gefäßes; der Boden des Hauses heißt in Altpreußen lucht (von lügen), im Westpreussischen Plattdeutschen bähne.

28) Selbst manche gebildete Danziger, die jahrelang in verschiedenen Gegenden Deutschlands gelebt haben, können von diesem väterlichen an nicht lassen.

29) Der Mehrunger (auf der Danziger Mehrung) liebt ein hier dem ä, dort dem i ähnlich lautendes e vor a, o und an einzuschieben: neaber Nachbar, nearing Mehrung, kearsche Kirschen, breaden Braten, seaken Sachen, heoch hoch, kleok Flug, seone solche, greau grau, eok auch. — So liebt der Ratanger ein i oder j besonders vor Diphthongen und langen (hie und da auch kurzen) Vokalen einzuschieben: giäwe geben, liäwe leben, bjain Bein, pjiaird Pferd, siälwer Silber, kjinga Kinder, sjant Fuß. — Selbst der Hochdeutsche Litthauer läßt dem ähnlich ein vorgeschlagenes kurzes i hören: giäben, niähmen. — Der Mehrungsche und der Ratangsche Dialekt nähern sich überhaupt in Bezug auf breitmündige, träge Herausjerrung der Vokale mehr der Westphälischen als der Niedersächsischen Mundart.

(Eulmerland) oder tachta (Ermland) Tochter, sall soll, kneake (Nehrung) Knochen, glack (Ermland) Glocke oder wenigstens ein ä; besonders in Samland und Litthauen: käme kommen, knäke Knochen, äpe offen, käke kochen, und dann sogar ein tiefes u: wulf Wolf, sullst sollst, kunn konnte. Es geht aber auch in die Umlaute ö und ä über, in den erstern besonders bei den Samländern: wälle, wölle wollen, wäk Woche, dräg und drög trocken.

3) u.

Das gedehnte u wird am Häufigsten ein gedehntes o (zuweilen ähnlich dem ä): bok Buch, schol Schule, schtow Stube, god gut, broder Bruder, fot Fuß, scho Schuh, schtol Stuhl, dok Tuch, rikdom Reichthum, blot Blut; auch mit einem leisen Anstrich von dem vorgeschobenen u: guot gut; selten ein geschärftes: bossem Busen; zuweilen geht es dann entweder in au über (besonders in und um Danzig): schau (auch Samländisch) Schuhe, faut Fuß, und im Ratangischen mit vorgeschobenem j, fjaut; oder in den Umlaut ö: söke suchen. Endlich geht es auch in ei über: deist thust, deit thut. Sehr selten bleibt es ein u: du du, nu nun.

Das geschärfte u bleibt in: bunt, hund, hungre, hunnert hundert, stund Stund, gesund, unde oder unge unten, rund rund, gefunge gefunden, gesunge, gesprunge gesprungen, geklunge, überhaupt vor nd, nt und ng mit wenigen Ausnahmen (onn und); geht aber sonst meistens in ein geschärftes o über: botter, domm, schtorm, poss Ruß, foss Fuchs, thorm Thurm, worscht Wurst, tömm zum, dorch durch, onns (auch oss) uns (in Ratangen auch mit vorgesehtem u, uonnser unser); zuweilen auch in ein gedehntes: moder Mutter, foder Futter. In einigen wenigen Wörtern hört man statt desselben ein e oder ä, däschte dursten, dorch durch, oder auch ö, besonders in der Vorsilbe um: ömwende, umwenden, ömstölpe umstülpen. Die in

der Volkssprache sehr seltene Endung un*g* hat ein *i*: näring Nahrung, wandering (gewöhnlich—schaft) Wanderung, handling Handlung. E*ch*t Ermländisch ist blitt Blut.

4) *i*.

Das gedehnte *i* bleibt selten: wi wir, di dir, mi mir; häufiger wird es geschärft: disse dieser, fiddel Fiedel, ricke riechen, sitt sieht; oder geht in ein gedehntes *e* über: done dienen, ber Bier, schreg schrie, kreg*e* kriegen, frere frieren, ver vier, dep tief, bref Brief (selten geschärft: gef*ß* gieb, wedder wieder); zuweilen mit einer Hinneigung zu *ei*: veih Vle*h*; oder wird bald *ä*, bald *ö*, besonders in Ostpreußen: wäs' Wiese, läw und löw lieb, är ihr, ämm ihm, rökt (sonst meistens rickt) riecht, flög Fliege, dorchdraewe durchtrieben; in Ratangen auch wieder mit vorgefügtem *i*: miä mir, iär ihr. Auch geht es bei Verben in *u* über: full fiel, schuwe schieben, kr*u*pe kriechen.

Das geschärfte *i* bleibt entweder: himmel, sicht, namentlich vor *nd*, *nt* und *ng*: ding, hinge hinten, finge finden, bing*e* binden, bringe, kingä Kinder, ling' Linde, twinge zwingen; oder wird ein geschärftes *e*, *ä* und im Samlande *ö*: selwer, sälwer, sölwer Silber (Ratangisch siälwer), es, ös ist, mechel, möchel Michel, öm im, mälk Milch, sch*e*pp Schiff, kn*e*ppel Knüttel, d*r*edde dritte, bed*e* bitten, hett, hött Hitze, help, hölp Hilfe, f*e*sch, fösch Fische, eck, öck ich, en*n* in, kerk (auch kark und keark in Westpreußen) Kirche. Selten wird es ein gedehntes *e*, wehrt Wirth, oder a bahrk Wirt*e*, wahrke wirken, wahr*t* wird; am Seltensten ein *u*, nuscht nichts.

5) *e*.

Ich spreche hier nur von 3 Arten des *e*, vom gedehnten, geschärften, und stummen oder dumpfen. Das gedehnte *e* bleibt oft, nähert sich dann aber sehr dem *ä*, wo es nicht geradezu in dasselbe über-

geht³⁰⁾: perd Pferd, sel Seele, läse lesen, gäwe geben, ärseht erst, läwe Leben; geht aber auch in ein bald leiseres bald merklicheres ei über: weinig wenig, seigel Segel, geist und steist gehst und stehst (Natangisch gaist und staist), oder bekommt in Nantangen und großentheils auch in Litthauen ein vorgeschobenes i, giäwe geben, liäwe leben, (vielleicht zusammenhängend mit dem Litthauischen i hinter g und k). Zuweilen wird es ein gedehntes i: tien, tie, tige zehn, oder verkürzt sich bloß: ledder Leder, fedder Feder, jenn jener.

Das geschärfte e bleibt entweder: stelle, sette, engel, redde, sess, bredd, oder nähert sich dem Umlaut ö: fönster, gölle gelten, schölle schelten, und dem langen ä: bräke brechen, gäl gelb, vergäte vergessen, äte essen, mäte messen. In kehrl oder kehrdel Kerl, wird es ein gedehntes o. Sehr häufig geht es in ein offenes, meistens gedehntes, seltener geschärftes a über: hahrt Herz, schmart (dafür im Plattdeutschen häufiger wehdäg) Schmerz, ahrfte und arrfte Erbsen, fahrkel Ferkel, fasst fest (Fastbäcker in Königsberg, entgegengesetzt den Losbäckern), dwarch und twahrch Zwerg, bahrch Berg, spahrling Sperling (besonders oft im Ermland).

Das stumme oder dumpfe e bleibt in den Vorsilben besonders ge und be: gegäte geessen, nähert sich aber in den Flexionsilben und namentlich bei den Infinitiven, wenn kein Konsonant folgt, sehr dem kurzen ä: ätä essen (auch äten in Danzig),

30) In unfree Provinz und namentlich in Altpreußen spricht auch der Hochdeutsche (besonders in und um Königsberg, Elbing etc.) das gedehnte wie das geschärfte e meistens schlecht aus, entweder wie ä oder sogar fast wie a, während in Westpreußen und namentlich in den Weichselstädten (mit Ausnahme von Danzig, wo überhaupt die Vokale schlecht ausgesprochen werden), besonders in Thorn und Marienwerder, jede Art des e rein und schön ausgesprochen wird.

blomä Blumen. Bei den Ermländern und Natansgern wird es sogar ein klares a, ein Lieblingsbuchstabe derselben: äta. Bei den Substantiven wird es als Auslaut im Singular (seltener im Plural) gern weggelassen: schtäw Stube, schtäwe Stuben.

β. Umlaute.

Im Allgemeinen ist Folgendes zu bemerken. Der Umlaut ä ist ein Liebling Preußens, um den andre Deutsche Länder nicht sehr neidisch sein werden. Aus dem Vorigen leuchtet ein, wie oft er statt der ungetrübten Vokale vorkommt. Auch wird er nicht (wie im richtigen Neuhochdeutschen so häufig, wo er nur pro forma statt e steht) wie ein gedehntes e, sondern wie ein wirklich getrübter Vokal ausgesprochen. Die Umlaute ö und ü werden häufig statt der reinen Vokale oder Diphthonge gesetzt, (besonders liebt sie der Ostpreuße und namentlich der Samländer), aber da, wo der Hochdeutsche sie hat, werden sie ebenso wie die Diphthonge eu und äu nicht bloß im Plattdeutschen, sondern auch im Hochdeutschen durchgehends in unsrer ganzen Provinz fast immer wie e oder ä, wie i und wie ei ausgesprochen.³¹⁾

1) ä, meistens wie ä (zuweilen noch mit einem Nachschlage des kurzen e): käes Käse, schlag Schläge, doch auch wie e: telle zählen, vertelle erzählen, seje (auch seie) säen; in Ostpreußen oft

31) Vergl. Gorkiga a. a. D. Die beiläufige Bemerkung (S. 325), daß man bei Göthe stets die Form „ergehen“ finde, ist nicht richtig. Häufig kommt diese Form allerdings bei ihm vor, daneben aber (nach seiner beliebten Inkonsequenz) häufig auch „ergöhen“, falls man die Schreibung in seinen Werken für die seinige überall ansehen kann, z. B. (Sedezausgabe) 41. 78. 104. 124. 178. 200. 237. 282. 309. 319. 47. 129. 144. 190. 40. 411. 48. 112. An Zelter V, 178. 365. I. 419. III. 89. 230. IV. 132. Jere ich nicht, so hat Göthe in seinen früheren Jahren die richtigere und ältere Form „ergehen“, in seinen späteren dagegen „ergöhen“ vorgezogen.

wie ö: geföllt gefällt. Zuweilen geht es in å über: bår Bår, schpåd oder schpæd spät, oder in a: argre årgere.

2) ö, meistens wie ein gedehntes o, mit Neigung zum ä, oder übergehend in ei (Danzig) und ai (Natangen): schen, schein, schain schön; schwere schwören, läpel Löffel, kaksche Köchinn, twälw zwölf, krät, oder mit dem beliebten nachschleppenden e, kräet Kröte.

3) ü wird häufig o oder ö: fet', föt' Füße, beker und böker Bücher, set und söt süß, bleje blühen, lege lägen, röhre rühren, ewer über, schettel (in Königsberg schettel) Schüssel, strömpe Strümpfe, und klingt denn auch dem ä ähnlich oder gleich: mäl Mühle, schtäl Stühle, fällen Füllen, schätel Schüssel, bärscht Bürste, glacketärmke (Ermland) Glockenthürmchen, nät Nässe, däg tüchtig. Selten wird es ein i; bei der Zahl fünf geht es in i über, siw, bei den Zusammensetzungen mit derselben entweder gleichfalls in i: sihhundert, sihdusend, oder in e und ö: föfftien und fefftien funfzehn, föfftich und fefftich funfzig (also nach der Analogie des Hochdeutschen). Zuweilen wird es o: motte müssen, und im Natangischen sogar åu: siäut Füße, siäut süß.

γ. Diphthonge.

Der guten Aussprache des Neuhochdeutschen geziemt es, bei Diphthongen keinen der beiden Vokale vortönen, sondern beide völlig in Einen Laut verschmelzen zu lassen. Doch lieben die Mundarten in Norddeutschland, den zweiten Laut, in Süddeutschland den ersten Laut bald mehr bald minder vorherrschen und vortönen zu lassen. Der Hochdeutsche in unsrer Provinz dürfte im Allgemeinen weder den ersteren noch den letzteren Fehler haben, also richtig und gut aussprechen, jedoch mit einigen Ausnahmen. Nämlich besonders in und um Königsberg tönt beim Diphthong au das ü zu stark vor und ebenso in *lt-*

thauen bei ei das i. Die Aussprache in Thorn nähert sich bei beiden Diphthongen dem Fehler der südlichen Mundarten und ebenso die Aussprache in Danzig beim Diphthong au. — Im Plattdeutschen unserer Provinz tritt in dieser Beziehung (vorzüglich bei den Ratangern) eine stärkere Neigung zur Aussprache Süddeutschlands hervor.

1) ei bleibt entweder ei oder wird ai: eier und aia Eier, oder geht größtentheils in i (und ü) über: ride und rüde reiten, lide leiden, min und mün mein, is Eis; selten wird es ein langes e: bret breit, klet Kleid, noch seltener ein geschärftes e, emmer Eimer (ai pflegt wie ei gesprochen zu werden: keiser, weite Weizen).

2) au³²⁾ bleibt entweder au: blau (blaug im Oberlande) blau, (in der Mehrung mit dem Umlaut also äu: täu Tau), oder wird bald ein langes oder kurzes u: rug rauch, struck Strauch, buer Bauer, brucke brauchen (auch bruhke), plume Pflaumen, fru Frau (in Altpreußen auch friu oder frju), bald ein o: og Auge, lope laufen, auch mit nachklingendem e: boem Baum, und hiebei noch in Ratangen

32) Für die Danziger Mehrung und die Niederungen ließe sich wohl folgendes Gesetz für au aufstellen:

au in den Hauptwörtern als Auslaut und Zwischenlaut vor Einem Konsonanten wird ein gedehntes u: fru Frau, bu Bau, hus Haus, buer Bauer, schuer Schauer. Ist au im Singular Auslaut des Wortes oder der Silbe, so bleibt es auch ein gedehntes u: fruen, buen, bure (das äu als Zwischenlaut verwandelt sich in ein gedehntes i: hiser Häuser, mis' Mäuse).

au als Zwischenlaut vor ch ist bald ein geschärftes u: buck Bauch, brucke brauchen, bald ein gedehntes o: schlok Schlauch. Eben so ist es ein gedehntes o als Anlaut vor ch: ok auch, und vor andern Gau-menlauten: og Auge.

au in Adjektiven bleibt im Singular und Plural unverändert: grau grau, blau blau, blange blaue.

die Neigung, zwischen o und e ein au merkwürdigere-
weise hören zu lassen: loape laufen. Selten
wirds e: verkope verkaufen, depe taufen. In eini-
gen Wörtern ist nach antiker Art ow oder aw statt
au geblieben: z. B. päw Pfau (wie das Altdutsche
frouw Frau).

3) eu und äu wird fast immer ein gehobenes,
zuweilen auch ein geschärftes i, mit leise nachklingens-
dem e oder ä, in manchen Gegenden auch ü: hidel
Beutel, hide und hude heute (= von däg), litkes
und lütkes Leutchen, lid Leute, lide läuten, schin und
schiön Scheune, frinntlich freundlich, kriz Kreuz,
sime, sieme, siäme säumen (söme, beseme besäu-
men). Zuweilen heißt es ei statt eu: gefreit gestreut.

B. Konsonanten.

Im Allgemeinen zieht der Plattdeutsche die wei-
chen Konsonanten und die sanfteren Verbindungen
derselben vor; selbst die härteren spricht er wenigs-
stens nicht so hart und scharf aus wie der Hochdeut-
sche: god gut, goder guter, gröter größer, def
Dieb, dod todt, sädd (säd) sagte, to zu, äwer über,
dusent tausend, perd Pferd, proppe Propfen, holle
halten, owt Obst, bläder Blätter, nuscht nichts,
twee zwei, arwte Erbsen, hart Herz, dwarch Zwerg.
Neben solchen Milderungen kommt nun noch so häus-
fig, wie in der Mitte so namentlich am Ende der
Wörter die Weglassung einzelner Konsonanten vor,
(namentlich das r und n): di dir, gäwe geben, gel
gelb, mahn Mond u. dergl.

α. Schmelzlaute l, m, n, r.

Ueber die Aussprache derselben in unserer Pro-
vinz dürfte nichts besonders Abweichendes zu bemer-
ken sein. Daß sie öfters ausfallen, wo die Aussprache
sanfter oder bequemer sein will, haben sie mit den
übrigen Konsonanten gemein. So fällt durchgängig
das n in den Beugungssilben und namentlich (wie im

Allemannischen) bei den Infinitiven weg: gäwe Gaben, gäwe geben, holle halten (bei den Infinitiven auf hen fällt e vor n weg, wird aber nach n hinzugesetzt: sehne sehn, stähne stehn, gähne gehn, lehne leihen). Nur die Volkssprache in Danzig und Umgegend (Holländischer Einfluß) behält wenigstens bei den Infinitiven das n regelmäßig bei: gäwen, holten. Auch in andern Fällen fehlt das n am Ende: hinge hinten, nä nein; vor Konsonanten: oss (auch ons) uns. So verschwindet das auslautende r: mi mir und mich, wi wir, ju ihr, di dir, he und hei er, de der; vāda und vāde Vater; auch in Vorsilben: vo oder va ver (vagāte vergessen). Das l bleibt zuweilen vor s weg: as als. Ferner vereinzelt sich gerne die Verdoppelung der Schmelzlaute bei Verlängerung des vorhergehenden Vokals: kähmer Kammer, hähmer Hammer, nahr Narr, sähmer Sommer, spähere Sparren. Endlich ist noch zu bemerken, daß sie, besonders am Ende, mit einander nicht selten vertauscht werden: fādem Faden, besserm Besen, bossem Busen, spādem Spaten, jāmfer Jungfer, iser Eisen, klinger Klingel.

β. Starrlaute.

1) Lippenbuchstaben.

p. Das anlautende und einlautende p bleibt im Plattdeutschen: prow Probe, pār Paar, pitsch (geißel) Peitsche, lappe (kodder) Lappen. Das auslautende (mag es der Hochdeutsche bloß sprechen oder auch schreiben) geht gerne in ein w oder f über: aff ab, gaff gab, graff Grab, blew blieb, groff grob.

b. Das auslautende b wird im Hochdeutschen wie p gesprochen und im Plattdeutschen in w oder f verwandelt (vergl. oben), oder wohl gar ganz weggelassen: gel gelb; — Anlautend bleibt es dasselbe im Plattdeutschen: bok Buch, bingē binden. Inlautend bleibt es entweder auch: knāb Knabe, hābbe haben, oder geht meistens, besonders nach l und r, in

w über: desölwje derselbe, Gäwe geben, starwe sterben, sölwst selbst, farwo Farbe, bedrewt betrübt.

p f ist ganz verschwunden und wird fast immer ein p: perd Pferd, kopp Kopf, plante Pflanze; seltener ein f: knof (und knop) Knopf, far Pfarrer.³³⁾

f bleibt als Anlaut: fleg Fliege, fuer Feuer, geht aber als Auslaut meistens in p über: opp auf, to hop oder top zu Haus (zusammen), schäp Schaaf, und als Inlaut bald in p bald in b oder w: sup fausen, lope laufen, häber und häwer Hafer, stebl oder stowl Stiefel, düwel und diwel Teufel³⁴⁾; auch das doppelte ff wird p mit Verlängerung des vorhergehenden Vokals: schehpel Scheffel, lehpel Löffel.

• w (und v). Das w bleibt sich gleich. Das inlautende und auslautende v wird häufig sanft gleich dem w gesprochen, das anlautende stets wie f: wo, bräwer braver, väder Vater.

2) Gaumenbuchstaben.

ck bleibt meistens, besonders als Auslaut, hack, back, geht aber auch in das sanftere gg oder gar g über: regge und rigge Rücken, dreg trocken, terigg, trigg, toregg zurück.

g³⁵⁾. Das g wird vor a, o und u sowie vor Konsonanten richtig ausgesprochen, nähert sich dage-

33) Bei dem Danziger Volke hört man in seinem sogenannten Hochdeutschen öfters umgekehrt statt des leichteren pp das schärfere pf: Trepfe, Ripfe.

34) Auch im hiesigen Hochdeutschen wird das inlautende f fälschlich wie w gesprochen: Briewe, so wie auch das v: Pulwer, brawer, Frewel.

35) Im Hochdeutschen unsrer Provinz wird das g, mit Ausnahme vor a, o und u und vor Konsonanten, allerdings nicht richtig ausgesprochen, doch aber noch immer besser wie in einigen Provinzen Deutschlands. Es bekommt namentlich nicht bloß eine Gleichheit mit ch, sondern öfters auch noch einen widrigen Beischnack des Zischens, ähnlich dem Französischen g vor e und i.

gen vor e, i, ä, ö und ü, ferner vor l, n und r, wenn auf diese ein e, i oder Umlaut folgt, ganz dem j, sowie in der Endung ig dem ch. In einigen Wörtern verdoppelt es sich: seggt (auch secht) sagt, legge legen, in andern geht es in k über: klöker klüger, und während es vor den Zungenbuchstaben zuweilen ganz ausfällt: säd sagte, seil (Danzig) Segel, schlan schlagen, schleit schlägt, drängt es sich andererseits auch hinter langen Vokalen ein: hög und heg Heu, näge neun, näge Nähe (vergl. unten j). Hinter n wird es der im Deutschen seltene Nasenlaut.³⁶⁾

k bleibt gleich. In Ermland und Ratangen besommt es noch zuweilen hinter sich ein w: kwamm oder kwehm kam, se kwehme sie kamen.

ch bleibt hinter kurzen Vokalen als Zulaut: dochter Tochter, lichter, dracht Tracht; nur als Auslaut geht es in ck über: eck ich, seck sich, mit Ausnahme der Endung lich: himlich und hemlich heimlich, gistisch geistlich. Hinter langen Vokalen wird es ein k: ok auch, bok Buch, und eben so auch in der Diminutivendung chen: Anke Annchen, Jahnke Johannchen, mäke oder mäkske³⁷⁾ Mädchen, kohnke Körnchen (een kohnke ein Bißchen). Vor s fällt es ganz weg: foss Fuchs, wass

36) Die Nase (sagt Götzinger Deutsche Sprache I. 137) spielt im Deutschen keine bedeutende Rolle. Ich möchte hinzufügen: „glücklicher Weise“; denn diese Nasenlaute klingen, wenigstens dem Deutschen Ohre, sehr unklar und sehr un schön.

37) Wie alle Volksmundarten, so liebt auch die unsrige die Gemüthlichkeit der Diminution bei allen Klassen der Wörter (säke ja-chen; im Westphälischen Dialekt sogar bei den Verben: läufigen, das Diminutiv von laufen). Bei der Diminution der Substantiva setzt unser Plattdeutsche gern noch ein s vor die Endung ke: hänske Bänkchen (wie auch der Pommer, besonders in Vorpommern: ,häkschen Bäckchen, und der Westphale kränkschen, Diminutiv von krank).

Wachs, wasse wachsen, oss Dohs, flass Flachß, was auch in einigen wenigen andern Fällen geschieht: nå nach.

sch bleibt überall: scho und schau Schube, flesch Fleisch.

s anlautend vor t und p ist gleich sch (wie auch im Hochdeutschen): shtohl Stuhl, schpråk Sprache; eben so auch vor k: schklåw Sklave, sick schklåwe sich sklaven; ferner auch häufig zwischen r und t: erscht erst, firscht Fürst, dårscht Durst, worscht Wurst. Das auslautende s bleibt bei Substantiven und Adjektiven hinter einem Vokal geschärft: huhss Haus, muhss Maus, kruhss frauß, geht aber bei andern Wörtern in t über: datt das, uht auß, ett eß, so auch hinter einem Konsonanten: krevt Krebs (zuweilen auch inlautend eben so: arfte Erbsen). Hinter r wird wiederum auch das auslautende s wie sch gesprochen: annersch anders, buerschmann Bauersmann, ackerschmann Ackersmann. In ohwt oder åhwt Obst, ist entweder das s in t übergegangen und das letzte t unhörbar, oder das s ganz ausgefallen.

x geht in s über: ass Art, und bleibt nur in faxe Faren, Streiche.

3) Zungenbuchstaben.

t fällt in der Mitte und am Ende, besonders hinter l, häufig ganz weg: ess und öss ist³⁸⁾, nich nicht, ass Art, ohl und oll alt, ohler alter, hohle halten, selle selten, schelle schelten, spole spalten; oder bleibt auch am Ende stehn: deit thut, heft hat, wird aber dann doch gerne nahe dem d gemildert: rod roth, bred breit. Inlautend wird es d: stride streiten, selbst in der Verdoppelung bleibt es ein einzelnes d und der vorhergehende Vokal verlängert sich:

38) Auch im Hochdeutschen ist es sehr vielen bequemer, is, nich, Ar (und ähnlich auch „nu“) zu sprechen.

bläher Blätter. Sonst geht tt in dd über: bedden bitten, bädde Betten, gevadder Gevatter, rädde retten. Unlautend wird es regelmäßig ein d: drägt oder dröcht trägt, driftt treibt, düwel Teufel, done thun, däl zu Thal (nieder).³⁹⁾ Hinter n klingt es (sowie auch das d) gleich dem Nasenlaut in Ratangen und den Niederungen: hingo hinten, dagegen in Samland, Litthauen, Oberland u. s. w. ebenfalls wie ein d: hinde hinten.

d wird in Ratangen und den Niederungen hinter n ein Nasenlaut: finge finden, binge (oder bingä) binden, ange andre, ploggeweng Pfluggewende (= 30 Ruthen),⁴⁰⁾ ossegeweng Ochsegewende, hunge Hunde, in den andern Provinztheilen bleibt es ein d, so wie auch in allen andern Wörtern: ding Ding, de der, äder Aber. Besondere Fälle sind bute draußen und benne drinnen.

z bleibt in einigen Wörtern: zocker Zucker, zippel Zwiebel und Zipsel, zoch Zoche, zärt zart, zägel Zigel, zopp Zopf, zäeg (gewöhnlicher kos') Ziege, mötz Müße; geht aber in andern in t über: to zu, twesche zwischen, holt Holz, solt Salz, twe und zwei zwei, tene (trecke) ziehn, tott Zige, hin und wieder auch in d: dwarch Zwerg, oder am Ende in s: kräns' Kränze.⁴¹⁾

ss bleibt in wenigen Wörtern: gass Gasse, gröhsse grüßen, und geht meistens in t oder tt über: gröter größer, satt saß, äte essen, motte müssen, lät laß, schmite schmeißen, auch mit Dehnung des

39) däl nieder, herab, hinunter, ist das Schwedische dal, i dal, das Mittelhochdeutsche ze tal, wie es noch heute besonders am Rhein üblich ist: zu Thal fahren d. h. bergab, stromab.

40) hungeblaff ein Hundegeblaff, d. h. so weit, als man einen Hund bellen hören kann.

41) „Kränse“ ist aus dem Plattdeutschen auch ins Hochdeutsche übergegangen.

vorhergehenden Vofals: wähter Wasser, en bohtke (auch besske und bösske) ein Bißchen.

j bleibt überall: já ja, jenn jener.

h wird inlautend ein j (ähnlich dem g): bleje blähen, (blüejen); näje Nähe, näjer näher, höjer (auch höher) höher, oder auch geradezu ein g: hoger hoher, ruger rauher; auslautend häufig ein ch: sach sah, geschach geschah, oder ein g: rug rauh.

III.

Proben der Volksmundarten in Preußen.

Nicht allein solche Gedichte, welche im Volke selbst entstanden sind und in ihm noch leben, biete ich in den folgenden Proben dar, sondern auch solche, welche zwar nicht vom Volke selbst ausgegangen, wohl aber in seinem Geiste gedichtet sind. So viel ich weiß, ist noch keins dieser Gedichte durch den Druck bekannt gemacht worden.

So sehr bei der diesmaligen Mittheilung die Berücksichtigung der Sprache und besonders der Aussprache vorzugsweise zum Grunde liegt, so wird man doch bei der Schreibung der Plattdeutschen Wörter um so mehr eine nachsichtige Kritik gelten lassen, als weder völlig klare Bezeichnung des Hörbaren durch sichtbare Zeichen überhaupt für möglich, noch selbst Konsequenz in der Schreibung der vielfach verschiedenen Mundart überall für leicht oder zweckmäßig erachtet werden darf.

1. De Seelenwandering. ⁴²⁾

En Gespräch tweschen two Buren.

Joost.

Na Pauls, eck wensch von Harten Glöck!
 Jun Jahn es von de Reis gekamen;
 Eck sach emm man det Ogenbleck,
 He sitt schmock ut, häft togenamen;
 Dat schwarte Kled, de Fedderhot
 Steit emm, der Duhs! recht extra god.

Pauls.

Datt sall eck glowen; man de Jahn
 Kost ok en Schwaret, kann eck seggen;
 Dat kam mi op den Bidel an,
 Denn jahrliksch wer wat toteleggen.
 Man wat de alles häft gelerd,
 Es ok en schönen Schelling werd.
 Eck spar oft Näs on Ohren op,
 Wenn he so anfängt to vertellen;
 Wat häft de alles enn den Kop!
 He schnakt, dat eem de Ohren gellen.
 Man wenn dat wahr es, wat he secht,
 Denn häft ons Predger doch nich Recht.
 Seht, Vader, eck verstah man nich
 Dat Ding so sennrik värtostellen,
 Et es ok gar to wunderlich,
 De Jahn kann dat man recht vertellen.
 Ons Predger secht doch, dat de Dod
 De Menschen drägt en Abrams Schot.
 Min Jahn lacht äwer sonem Schnak;
 He secht: de Geist kann gar nich starwen;

42) Ein Gedicht des Herrn Cornelius von Almonde, Holländischen Konsuls in Danzig (der viele vortreffliche Gedichte in der Volksmundart verfaßt hat) im Plattdeutschen Dialekt, wie er am Ende des vorigen Jahrhunderts in Danzig noch allgemein und vorherrschend war, und zwar im geselligen Leben, zumal in Nonnenfamilien, mehr als Hochdeutsch gesprochen wurde.

Dat Lief nennt he den Madensack,
 Den waren ok de Maden arwen.
 On onse Geist kregt sin Verblief
 Stracks wedder en een ander Lief.
 So bleft he emmers op de Welt
 On kröpt op ene Stopenledder.
 Dat es en Ding, wat mi gefällt.
 Denn hört, nu secht min Jahnke wedder:
 De klenste Worm heft enen Geist,
 De äwer alle Stopen reist.
 He secht: Ganz unden steert de Lus,
 On häft de op den Kop gekrägen,
 Denn kröpt är Geist en ene Mus,
 De häft all enen grötern Brägen,
 Denn en de Elk, denn en det Schap,
 Bett endlich en de kloke Ap.
 Wat men jü, Joost? Son Düwelskop
 Secht drist to ju ön mi: Herr Broder;
 He stigt en Stopken höher op
 On schlikt en ene Menschenmoder.
 De dommste Mensch grenzt ant Gedert,
 Jahn mend, eck selwst wer erscht en Perd.
 Man eck sach emm gramstürich an
 On säd: sont kann eck gar nich lawen.
 Stell, stell, Herz Vater! säd min Jahn,
 Gleewt he denn, he es all ganz bawen?
 Ehr he so hoch komt bett em Knop,
 Stegt he noch mennge schöne Stop.
 Ne, gleew he mi man rein gewes,
 Dat darf em ganz on gar nich stören,
 Dat he en Veeh gewesen es,
 He kann noch Land on Lied regeren.
 Als Bur deit he jä sine Plicht,
 Ken Wunder, wenn he höher stigt,
 Man de hir nich deit, wi he sall,
 De mett, säd nu min Jahn ok wedder,
 Sobold he dod es, Knall on Fall
 Zopp zopp herunder von de Ledder,

On ging he ok em Hermelin,
So fährt he wedder en een Schwin.

Joost,

Na Pauls, hört op, mi gruhelt all.
Wenn soont sick mäglich kunn geböhren,
Sett eck den Fot nich mehr em Stall;
De Schlag must doch vör Schreck eem röhren,
Wenn so de Boll ut sinem Schlung
Met einmal an to reden fang,
On wenn eck einmal schlachten wöll
Een groten fetten Mastschabander,
On de schregt under lud Gebröll:
Eck sen de grots Alexander!
Wat fung eck en de Angst wol an?
Gleew jü, dat eck em dödschlan kann?
Mi gruhelt, wenn eck denken sall,
De Schwinjung dröft met sinem Tater
Pur junge Herrschaft ut dem Stall;
De Deef Kartusch wer. nu min Kater,
On dat för sinen Sünden Lohn
Emm Kujel stok een Herr Baron.

Pauls.

Ei Vader Joost, dat es eendoont,
Wat onse Schwin on Rinder weren,
De Schurkes worden so gelont,
On dar se nu tom Veeh gehören,
Scher eck mi väl an är Gebröll,
Wenn' eck se einmal schlachten wöll.
Man, Vader Joost, hört wider to.
De beste Mensch ward stracks en Engel,
Sobold he starwt, wi oder wo,
Was he ok noch soon armer Bengel,
On kregt een Lief, de es so fin
As wie de Spirtus ut dem Win.
De Engels send von Gott bestellt,
Dat se hübsch motten darop denken,
De Menschen hier op disser Welt

To allem Goden hentolenken,
Wenn eck erscht so een Engel ben,
Denn sall dat hier ganz bäter senn.
Geiht alles denn na minen Kop,
Denn sall de Bur seck nich mehr plagen,
Podwood on Scharwerk hörd stracks op,
Den Vogt war eck nam Düwel jagen.
On wenn de Bur heft utgeseit,
Denn sorg eck, dat dat Koorn god steiht.
De Mäkens salen aller frien
On arbeitsame Männer kriggen,
De Hus - on Veehstand sal gediehn,
Keen Ploggeweng mehr leddig liggen.
Denn waren alle Nahbers stahn
On seggen: Dat heft Pauls gedan!

1. Die Seelenwanderung.
Ein Gespräch zwischen zwei Bauern.

Jo st.

Na Pauls, ich wünsch' von Herzen Glück,
Euer Johann ist von der Reise gekommen.
Ich sah ihn nur den Augenblick,
Er steht schmuck aus, hat zugenommen.
Das schwarze Kleid, der Federhut
Steht ihm, der Daus! recht extra gut.

Pauls.

Das will ich glauben — nur der Johann
Kostet auch ein Schweres, kann ich sagen;
Das kam mir auf den Beutel an,
Denn jährlich war was zuzulegen.
Nur was der alles hat gelernt,
Ist auch einen schönen Schilling werth.
Ich sperr' oft Nas' und Ohren auf,
Wenn er so anfängt zu erzählen;
Was hat der alles in dem Kopf!
Er spricht, daß einem die Ohren gellen.
Nur wenn das wahr ist, was er sagt,

Dann hat unser Prediger doch nicht Recht.
 Seht, Gevatter, ich versteh nur nicht
 Das Ding so sinnreich vorzustellen,
 Es ist auch gar zu wunderbarlich,
 Der Johann kann das nur recht erzählen.
 Unser Prediger sagt doch, daß der Tod
 Die Menschen trägt in Abrahams Schooß.
 Mein Johann lacht über solchen Schnack;
 Er sagt: der Geist kann gar nicht sterben,
 Den Leib nennt er den Madensack,
 Den werden auch die Maden erben.
 Und unser Geist bekommt sein Verbleiben
 Stracks wieder in einem andern Leib.
 So bleibt er immer auf der Welt
 Und kriecht auf einer Stufenleiter. —
 Das ist ein Ding, was mir gefällt,
 Denn hört, nun sagt mein Johannchen wieder.
 Der kleinste Wurm hat einen Geist,
 Der über alle Stufen reißt.

Er sagt: Ganz unten steht die Laus,
 Und hat die auf den Kopf bekommen,
 Dann kriecht ihr Geist in eine Maus;
 Die hat schon ein größeres Gehirn,
 Dann in den Iltiß, dann in das Schaaf,
 Bis endlich in den klugen Affen.
 Was meint ihr, Jost? Solch ein Teufelstopf
 Sagt dreist zu euch und mir: Herr Bruder;
 Er steigt ein Stufchen höher auf
 Und schleicht in eine Menschenmutter.
 Der dümmste Mensch grenzt ans Gethier; —
 Johann meint, ich selbst war erst ein Pferd.
 Aber ich sah ihn gramstierend (böse blickend) an
 Und sagte: solches kann ich gar nicht glauben!
 Still, still, Herz Vater, sagte mein Johann,
 Glaubst er denn, er ist schon ganz oben?
 Ehe er so hoch kommt bis zum Knopf,
 Steigt er noch manche schöne Stufe.
 Nein, glaub' er mir nur ganz gewiß,

Das darf ihn ganz und gar nicht stören,
 Daß er ein Vieh gewesen ist;
 Er kann noch Land und Leute regieren,
 Als Bauer thut er ja seine Pflicht,
 Kein Wunder, wenn er höher steigt.
 Aber der hier nicht thut, wie er soll,
 Der muß, sagt nun mein Johann auch wieder,
 Sobald er todt ist, Knall und Fall
 Zopp, Zopp herunter von der Leiter;
 Und ginge er auch in Hermeln,
 So fährt er wieder in ein Schwein.

J o s t.

Na Pauls, hört auf, mir grauet schon,
 Wenn so was sich möglicherweise kann zutragen,
 Seg' ich den Fuß nicht mehr in den Stall.
 Der Schlag müßte doch vor Schreck einen rühren,
 Wenn so der Bull' aus seinem Schlunde
 Mit einemmale an zu reden finge,
 Und wenn ich einmal schlachten will
 Einen großen fetten Mastochsen,
 Und der schreit unter lautem Gebrüll:
 Ich bin der große Alexander!
 Was fing ich in der Angst wol an?
 Glaubt ihr, daß ich ihn todtschlagen kann?
 Mir grauet, wenn ich denken soll,
 Der Schweinjunge treibt mit seiner Peitsche
 Lauter junge Herrschaft aus dem Stall,
 Der Dieb Kartusch wäre nun mein Vater;
 Und daß für seiner Sünden Lohn
 Im Kugel (zahmer Eber) stäke ein Herr Baron.

P a u l s.

Ei Gebatter Jost, das ist einerlei,
 Was unsre Schwein' und Kinder waren
 Den Schurken wurde so gelohnt,
 Und da sie nun zum Vieh gehören,
 Scher' ich mich viel um ihr Gebrüll,
 Wenn ich sie einmal schlachten will.

Nur, Gebatter Jost, hört weiter zu.
Der beste Mensch wird stracks ein Engel,
Sobald er stirbt, wie oder wo,
War er auch noch so ein armer Bengel,
Und bekommt einen Leib, der ist so fein
Als wie der Spiritus aus dem Wein.
Die Engel sind von Gott bestellt,
Daß sie hübsch müssen darauf denken,
Die Menschen hier auf dieser Welt
Zu allem Guten hinzulenken.
Wenn ich erst so ein Engel bin,
Dann soll das hier weit besser sein.
Geht alles dann nach meinem Kopf,
Dann soll der Bauer sich nicht mehr plagen;
Fuhrdienst und Scharwerk hört stracks auf,
Den Bogt werd' ich zum Teufel jagen,
Und wenn der Bauer hat ausgesät
Dann sorg' ich, daß das Korn gut steht.
Die Mädchen sollen alle freien,
Und arbeitsame Männer bekommen;
Der Haus- und Viehstand soll gedeihn,
Kein Pfluggewende mehr leer liegen,
Dann werden alle Nachbarn stehen
Und sagen: Das hat Pauls gethan! —

2. Dat verlearne Paradis.⁴³⁾

Von enem Metneaber der Dantzker Nearing ter Tid, as de
Franschen em Hus on Hof verbreant hadden. 1813.

Ver Tiden, as't so schnorrig wer,
Dat wie de Mensch so eok dat Der
Noch reden kunn, don weren Rinder
So kleok bol als de Menschenkinder,
On seone wille greauwe Ent
Ferd wie en Firseht är Regiment,

43) Von demselben Verfasser wie No. 1., in der
Mundart der Dantziger Nehrung. Ueber das so oft vor-
geschobene e vergl. oben II. A. α.

Versteiht sick, onder äres Glicken.
De schlawe Foss must är nich ricken,
Sonst kreag he är stracks bi ne Schnüt
On alle Herrlichkeit wer üt.
So hadd nu jeder enzge Schlach
Von Vee eok sinen egen Schach.
De förden Krig om klene Seaken
Recht so als't nü de Menschen meaken.
Se beten sick enander dod
On schwelgten recht en Flesch on Blod.
De Mensch kreag so wat nich te ricken,
He must dat man von Wids bekicken;
Denn ohne Hörner, Klauen, Start
Sat he em Garden engespart,
Herüter durft he sick nich weagen,
Sonst kreag de Bar em bi den Kreagen.
Oft sat he biglick wi em Drom
Op enem hogen Kearschberbom
On sach den Lauen Breden freaten,
Wenn he must Awt on Wearteln eaten.
Dat ging em barsch en't Hofd herom.
He säd: Wi send doch schlagschen domm;
De lewe Gott nennt sont onschuldig,
Ons meakt et awerscht ongeduldig,
To setten wi de Mus em Loch,
On büten grült en Menseh sick doch.
Had wi man Hörner oder Klauen,
Wull wi ons eok herommer häuen
On nähren ons von Flesch on Blod,
Dat wer wol emmersch noch so god
Als Wearteln, Plümen oder Beren,
Von de wi ons nü motten nähren.
So morrden alle, grot on klen;
Wat kunn wol anders nü geschehn? —
De Düwel kreag dat Ding to hören.
Wacht! säd de, ju wöll eck bekehren.
He kam als wie en hübscher Mann
Em schönen groten Garden an,

On plapperd pure schneaksche Seaken;
Om se recht niüschirig to meaken,
Brogt he eok Breden en de Pann
On lit dat schmecken Mann för Mann.
Gotts Lichting! nu ging't an't Schmerlexen.
Wat es dat? kann de Kerdel hexen?
So fuschelt en dem andern to,
En Mensch läwt noch einmal so froh
Bi sone leckre Traktementen!
De Düwel säd: Seht, dat senn Enten,
Det es en Stöck vom jungen Reh,
Dat Schmorflesch es vom Ossenveeh;
Kamt, schmeckt einmal den solten Schinken,
Dean lett sick billig god op drinken.
Dat klene Breadken es en Lamm,
De grote es en Rinderkamm,
Jenn Hotschpotsch dat send junge Düwen.
So let he alles em beschnüwen,
On alle freten för Gewalt.
Met einmal schreg de Düwel: halt!
Wöll jü sont emmersch eok geneten,
Denn mot eck jü erscht lehren scheten;
Begegent ju denn eok en Bar,
Denn heft et nie met all Gefahr;
Jü flitschen em denn dörch de Neren,
Dat he nich ene Flet⁴⁴⁾ kann reren.
Man darfär, datt eck ju dit lehr,
Gäwt mi als junem Herrn de Ehr.
Den Garden hier den mot jü miden,
Gott kann dat Dodschlean nich recht liden.
Kamt, bed't mi an, fallt op de Kne,
Eck föhr ju eok mankt⁴⁵⁾ lewe Veeh.
Gesegt, gedean. Nu wurd geschaten,
De schöne Garder ward verleaten,

44) Vom Niederländischen vlot, die Flosse, hier so viel als Zotte.

45) mankt (von mengen) = mang dat, zwischen, unter das.

Dat Veeh verlor vör Angst de Spreak,
De Mensch blef awerscht doch en Teak.
Erscht lehrd he sick dat Veeh bedwingen
On denn met sine Bröder ringen,
De böse Krig kam en de Welt;
Nu es det met ons schlecht bestellt!

2. Das verlorne Paradies.

Von einem Mitnachbar der Danziger Nebrung zur Zeit,
als die Franzosen ihm Haus und Hof verbrannt hatten.
Anno 1813.

Vor Zeiten, als es so schnurrig war,
Daß wie der Mensch so auch das Thier
Noch reden konnte, da waren Kinder
So flug fast wie die Menschenkinder;
Und so eine wilde graue Ent
Führte wie ein Fürst ihr Regiment,
Versteht sich, unter ihres Gleichen;
Der schlaue Fuchs mußte sie nicht riechen,
Sonst bekam er sie stracks bei der Schnauze,
Und alle Herrlichkeit war aus.
So hatte nun jeder einzige Schlag
Von Vieh auch seinen eignen Schwach.
Die führten Krieg um kleine Sachen,
Ganz so als es nun die Menschen machen.
Sie bissen sich einander todt
Und schwelgten recht in Fleisch und Blut.
Der Mensch bekam so etwas nicht zu riechen,
Er mußte das nur von Weitem sehen,
Denn ohne Hörner, Klauen, Schwanz
Saß er im Garten eingesperrt.
Heraus durfte er sich nicht wagen,
Sonst bekam der Bär ihn bei dem Kragen;
Dft saß er ganz so wie im Traum
Auf einem hohen Kirschenbaum
Und sah den Löwen Braten fressen,
Wann er mußte Obst und Wurzeln essen.
Das ging ihm ärgerlich im Kopf herum,

Er sagte: Wir sind doch schrecklich dumm,
Der liebe Gott nennt das unschuldig,
Uns aber macht es ungeduldig,
Zu sitzen wie die Maus im Loch,
Und draußen graut ein Mensch sich doch.
Hätten wir nur Hörner oder Klauen,
Wollten wir uns auch herumhauen
Und nähren uns vom Fleisch und Blut;
Das wäre wol immer noch so gut
Als Wurzeln, Pflaumen oder Birnen,
Von denen wir uns nun müssen nähren. —
So murrten alle groß und klein,
Was konnte wol anders nun geschehn?
Der Teufel bekam das Ding zu hören
»Wartet!« sagte er, »euch will ich befehlen!«
Er kam als wie ein hübscher Mann
Im schönen großen Garten an
Und plapperte pure schnacksche Sachen;
Um sie recht neugierig zu machen,
Brockte er auch Braten in die Pfanne
Und ließ das schmecken Mann für Mann.
Vos Bliß! Nun gings aus Schmerlexen.
Was ist das! Kann der Kerl hexen?
So flüstert einer dem andern zu:
Ein Mensch lebt noch einmal so froh
Bei solchen leckern Traktamenten!
Der Teufel sagte: Seht, das sind Enten,
Dies ein Stück vom jungen Reh,
Das Schmorfleisch ist vom Ochsenvieh
Kommt, schmeckt einmal den gesalznen Schinken,
Da läßt sich billig gut drauf trinken;
Das kleine Brätchen ist ein Lamm,
Der große ist ein Rinderkamm,
Jenes Hotschpotsch das sind junge Tauben.
So ließ er alles hin beschmüßeln,
Und alle fraßen vor Gewalt.
Mit einemmal schrie der Teufel: Halt!
Wollt ihr so was immer auch genießen,

Dann muß ich euch erst lehren schießen.
 Begegnet euch dann auch ein Bär,
 Dann hat es nie mit allem Gefahr.
 Ihr schießt ihm dann durch die Nieren,
 Daß er nicht die Zotte kann rühren.
 Nur dafür, daß ich euch dies lehre,
 Gebt mir als eurem Herrn die Ehre,
 Den Garten hier, den müßt ihr meiden,
 Gott kann das Todtschlagen nicht recht leiden.
 Kommt, betet mich an, fallt auf die Knie;
 Ich führe euch auch unter das liebe Vieh! —
 Gesagt, gethan; — nun wurde geschossen,
 Der schöne Garten wurde verlassen,
 Das Vieh verlor vor Angst die Sprache,
 Der Mensch blieb aber doch ein Narr.
 Erst lernte er sich das Vieh bezwingen,
 Und dann mit seinen Brüdern ringen.
 Der böse Krieg kam in die Welt.
 Nun ist das mit uns schlecht bestellt. —

3. Schiffsjungenlied ⁴⁶⁾

beim Ablafen eines Schiffs vom Stapel.

(Im Danziger Volksdialekt.)

Behaune Reis, Schepper Hartwich!
 Meister Zielke, sin Fahrtig
 Hewt enmal ene Reis gedahn
 Ahne Mast on ahne Fahn,
 Ahne Seil on ahne Stier,
 Hewt de Diewel sohn Schepp gesehn!
 Hurrah! hurrah!

(Immer dasselbe wiederholt, am Schlusse Sturm-
 laufen auf dem Schiffe.)

⁴⁶⁾ Die Melodie ist ganz einfach und bewegt sich
 durch alle Verse, mit Ausnahme des letzten Hurrah,
 gleichmäßig fort.

3. Schiffsjungenlied.

Glückliche Reise, Schiffer Hartwig!
Meister Zielke, sein Fahrzeug
Hat einmal eine Reise gethan,
Ohne Mast und ohne Fahn,
Ohne Segel und ohne Steuer;
Hat der Teufel solch ein Schiff gesehn?
Hurrah! hurrah!

4. Wiegenlied.

(Samländischer Volksdialekt.)

Die Bauersfrau.

On wenn et regent, denn ös et natt,
Denn geit min Mann nich nå de Stadt.
Min Mann ös to Hus, min Mann ös to Hus,
Min löwer, söter Mann.
Schlâp en, min Kind, en goder Roh,
Mâk dine blanke Ochkes to.
Wisch, wisch, wisch etc.

Zwischengespräch.

Mann.

Fru, was singst du doch hüde fer dammliget Tig?

Frau.

Eck kann doch singe, wat eck wöll,
Eck krieg doch sonst min Kind nich stöll.
Min Mann ös to Hus, min Mann ös to Hus,
Min löwer, söter Mann.
Schlâp etc.

(Der Liebhaber klopft.)

Frau.

Hei ös e rechter Dommerjâhn,
Kann hei denn går kein Dütsch verstâhn?
(mit Betonung) Min Mann ös to Hus etc.

(Der Liebhaber klopft weiter.)

Frau (in Verzweiflung.)

Då mag dat Donner on Wedder, dron schlâhn,
Kann hei denn nich von de Dehr weggâhn?
Min Mann ös to Hus etc.

(Der Liebhaber entfernt sich).

Frau.

De Angst de ös nü öwerstande,
Nu ös hei von de Dehr gegange.
Min Mann ös to Hus, min Mann ös to Hus,
Min löwer, söter Mann!
Sch âp enr. min Kind, en goder Roh,
Mâk dine blanke Ochkes to.
Wis ch, wis ch, wis ch!

4. Biegenlied.

Bauersfrau.

Und wenn es regnet, dann ist es naß,
Dann geht mein Mann nicht nach der Stadt.
Mein Mann ist zu Hause, mein Mann ist zu Hause,
Mein lieber, süßer Mann!
Schlaf ein, mein Kind, in guter Ruh,
Mach deine blanken Auglein zu!
Wis ch zc.

Mann.

Frau, was singst du doch heute für närrisches Zeug?

Frau.

Ich kann doch singen, was ich will,
Ich krieg doch sonst mein Kind nicht still.
Mein Mann u. s. w.

Frau.

Er ist ein rechter Dummerjan,
Kann er denn gar kein Deutsch verstehn?
Mein Mann zc.

Frau.

Da mag Donner und Wetter drein schlagen!
Kann er denn nicht von der Thür weggeh'n?
Mein Mann zc.

Frau.

Die Angst die ist nun überstanden,
Nun ist er von der Thür gegangen.
Mein Mann ist zu Hause 2c.

5. Putthönke. 47)

(Wiegenlied in der Mundart der Deutschen in Litthauen.)

Putthöhnke, Putthöhnke,
Wat deist ön onnsen Hoff?
Du plöckst je alle Blohmkes aff,
Du måkst et allto groff.
Mamake ward di keife,
Papake ward di schlähn.
Putthöhnke, Putthöhnke,
Wie ward et di ergähn?
Du plöckst je alle Blohmkes aff,
Du måkst et allto groff.

Putthöhnke, Putthöhnke,
Hesst Blohmkes affgeplöckt,
Dat Blohmke, dat so fründlich kickt,
Dat söt wie Honnich rickt.
Nu öss Mamake kurrich,
Papake hett dö Knut;
Putthöhnke, Putthöhnke,
Lop ut den Gærde rut.
Du plöckst je alle Blohmkes aff,
Du måkst et allto groff.

Putthöhnke, Putthöhnke,
Hesst je ä Sporn am Been;
Huck di doch op ä Perdke,
Denn böste nich mehr kleen.
Denn kannste galloppäre,
As mancher Rieder deit.

47) Die Melodie dieses Liedes ist höchst gemüthlich und kindlich.

Putthöhnke, Putthöhnke,
Galoppär ut dem Gærde rut.
Du plöckst je alle Blohmkes aff,
Du måkst et allto groff.

5. P u t t h ä h n c h e n .

Putthähnen, Putthähnen,
Was thust in unserm Hof?
Du pflückst ja alle Blümchen ab,
Du machst es allzu grob;
Mamachen wird dir keifen,
Papachen wird dich schlagen.
Putthähnen, Putthähnen,
Wie wird es dir ergehn?
Du pflückst ja alle Blümchen ab,
Du machst es allzu grob.

Putthähnen, Putthähnen,
Hast Blümchen abgepflückt,
Das Blümchen, das so freundlich lücht,
Das süß wie Honig rücht;
Nun ist Mamachen kurrig,
Papachen hat die Knute;
Putthähnen, Putthähnen,
Lauf aus dem Garten heraus.
Du pflückst ja alle Blümchen ab,
Du machst es allzu grob.

Putthähnen, Putthähnen,
Hast ja einen Sporn am Bein.
Setz dich auf ein Pferdchen,
Dann bist du nicht mehr klein;
Dann kannst du gallopiren,
Wie mancher Reiter thut;
Putthähnen, Putthähnen,
Gallopier aus dem Garten heraus.
Du pflückst ja alle Blümchen ab,
Du machst es allzu grob.

6. Die Erbsenschmecker (oder Erbsenschlucker.)

Aus einem diesen Titel führenden Gedicht entnehme ich die folgenden in echt Natangischem Dialekt verfaßten Strophen, welche besonders den charakteristischen Vokalismus desselben darstellen müssen. Zur Ergänzung des Inhaltes dient die in Ostpreußen bekannte, auf Schippenbeil bezogene Sage, daß ein Bauer Erbsen zum Verkauf nach der Stadt brachte und die Einwohner, Alt und Jung, von denselben so lange Proben zum Schmecken holten, bis gar nichts mehr übrig geblieben. Daher soll sich auch jener Spottname herschreiben.

Holla! (Sing er an zu bitten)
Kjinja, koamt doch uopp dai Gass!
Joeck hiäbb Ahrfte von Palkiette,
Sönn sau gehl as jwunjä Wass.
Sei sönn uok sau zockersiait
Ass gekaukte Fiarkelfiait. — —
(Als alle Säcke leer sind.)

Friait dän Schwollst änn juhne Moage!
Hiäfft miä hiäde dä Pakulls⁴⁸⁾
Denn noah Schöppenpöll gedroage?
I, drömm schloag miä sau dä Puls,
Ass iäck uät diäm Därp ruät fuahr
Uonn diäm lüinkä Schau varluahr.

Ach, wi gait ätt doch miä Oarme!
Ach, wie wahr miänn liäwed Wiäff
Uomm diä schaine Ahrfte karme;⁴⁹⁾
I wenn jio iänn juhne Liäff
Jeduchd Ahrfte wuss sau graut
Ass iä Domnnausch Dittkebraut! — 50)

48) Pitkollos, der Gott der alten Heidenpreußen.

49) grämen (metathesis.)

50) Die Domnauer Düttchenbrode und ihre Fabeln sind wohl in unster Provinz noch bekannt genug.

6. Die Erbsenschmecker.

Holla! fing er an zu bitten,
Kinder, kommt doch auf die Gasse!
Ich hab Erbsen von Palkitten,
Sind so gelb als gewunden Wachs;
Sie sind auch so zuckersüß
Wie gekochte Ferkelfüß. — —

Frest den Schwulst in euren Wagen!
Hat mich heute der Pakull (Pikollos)
Denn nach Schippenbeil getragen?
J, drum schlug mir so der Puls,
Als ich aus dem Dorf herausfuhr
Und den linken Schuh verlor.

Ach, wie geht es doch mir Armen!
Ach, wie wird mein liebes Weib
Um die schönen Erbsen sich grämen!
J, wenn doch in eurem Leib
Jedwebe Erbse wüchse so groß,
Als ein Domnauisch Düttchenbrod.

7. Mädchens Klage. 51)

(Im Oberlande.)

Lüdkes, ach beduert mi doch!
Mi es, as sullt eck glick vergähne.
Ete on Drinke schmeckt mi nich,
Eck kann opp kenen Fot mehr stähne.
Grine nicht eck, denk eck dran,
Denk eck an min Kressjahn.

Gistre gaff hei mi en Schmatz,
As eck satt opp jennem Klotze,

51) Die gewöhnliche Melodie durchweg (moll) dieses Liedes hat den Charakter einer wehmüthigen Klage, ohne den naiven Refrain anders als durch Wiederholung hervorzuheben.

Nennnd mi sinen läwsten Schatz,
Anne Susken man tom Trotze.
Seh eck nu den Klotz då an,
Denk eck an min Kressjähn.

Niglich dresch wi opp de Schien,
Ha, wie schwung hei då den Flegel.
Hemlich traf hei emmer mi,
Ach, wie ware wi so kregel!
Seh eck nu den Flegel an,
Denk eck an min Kressjähn.

Opp den Esel nam hei mi,
As hei ut de Stad war kâme;
Watt hei seggt, dat segg eck nie;
Hei gaff mi manche frne Nâme.
Seh eck nu den Esel an,
Denk eck an min Kressjähn.

Vörjen Sinndag ett hei noch
Bi mi sure roggne Klömpe;
Eck satt derbi on fleckt mi noch
Mine roth on blaue Strömpe.
Seh eck nu de Strömpe an,
Denk eck an min Kressjähn.

Dromm Lüdkes, ach beduert mi doch
u. s. w. wie am Anfang.

7. Mädchens Klage.

Leutchen, ach bedauert mich,
Mir ist, als sollt ich gleich vergehen,
Essen und Trinken schmeckt mir nicht,
Ich kann auf keinem Fuß mehr stehen,
Weinen möchte ich, denk' ich dran,
Denk' ich an meinen Christian.

Gestern gab er mir einen Kuß,
Als ich saß auf jenem Kloge,
Nannte mich seinen liebsten Schatz,
Annesuschen nur zum Troste.

Seh ich nun den Kloss da an,
Denk' ich an meinen Christian.

Neulich broschen wir auf der Scheune,
Ha, wie schwang er da den Flegel;
Heimlich traf er immer mich,
Ach, wie waren wir so glücklich!
Seh ich nun den Flegel an,
Denk' ich an meinen Christian.

Auf den Esel nahm er mich,
Als er aus der Stadt war gekommen,
Was er sagt, das sag' ich nie,
Er gab mir manchen feinen Namen.
Seh ich nun den Esel an,
Denk' ich an meinen Christian.

Vorigen Sonntag aß er noch
Bei mir saure Roggenklöße,
Ich saß dabei und pflichte mir noch
Meine roth und blauen Strümpfe.
Und seh ich nun die Strümpfe an,
Denk' ich an meinen Christian.

Drum Leutchen, ach ic. wie Strophe I.

8. Volkslied. 52)
(Im Deutschen Litthauen.)

Opp dö gröne Wese,
Fariromm, 53)
Steit ä Bohm mött Näte,
Fari fara verr Näwelke 54)
Verr wonderschenet Knäwelke, 55)
Fari fara faromm.

52) Die Melodie dieses nationalen Liedes ist jugendlich frisch, lebendig und heiter.

53) Falls dies nicht ein litthauisches Onomatopoeitikon ist, so kann es wohl verstümmelt sein aus: „Faherum“ oder Ähnlichem.

54) Wohl nur ein bloßes Reimwort.

55) Knäbelchen, doppelte Diminution.

Wär satt denn då dårunder?
Fariromm,
Dö Lieske, dö junge Jumfer,
Fari-etc.

Wär satt denn då dårbi ähr?
Fariromm,
Dö Kristjåhn, dä junge Frieer,
Fari etc.

Watt sull sö mött dem Bengel?
Fariromm,
Ös ä Måke wi ä Engel
Fari etc.

Dem wöll wi ähr wechnåhme,
Fariromm,
Dem Michel wöll wi ähr gåwe,
Fari etc.

Watt soll sö mött dem Molkebröch,
Fariromm,
Ös ä Måke wie ä Sölwerströch,
Fari etc.

Dem wöll wi ähr wechnåhme,
Fariromm,
Dem Friede wöll wi ähr gåwe,
Fari etc.

(Nach Variationen åhnlicher Art folgt die Schlus-
strophe.)

Dem sull sö woll behole,
Fariromm,
Vom Niece bös tom Ohle,
Fari fara verr Nåwelke,
Verr wunderschenet Knåwelke,
Fari fara faromm!

8. Volkslied.

Auf der grünen Wiese,
Farirummi,
Steht ein Baum mit Nüssen;
Fari fara vor Nabelke,
Für wunderschönes Nabelchen,
Fari fara farummi!

Wer saß denn da darunter?

zc.

Die Lieschen, die junge Jungfer,

zc. zc. zc.

Wer saß denn da dabei ihr?

zc.

Der Christian, der junge Freier,

zc. zc. zc.

Was soll sie mit dem Bengel?

zc.

(Sie) Ist ein Mädchen, wie ein Engel,

zc. zc. zc.

Den wollen wir ihr wegnehmen,

zc.

Den Michel wollen wir ihr geben;

zc. zc. zc.

Was soll sie mit dem Molkenbräich? (Molkenbauch)

zc.

Ist ein Mädchen wie ein Silberstrich;

zc. zc. zc.

Den wollen wir ihr wegnehmen,

zc.

Den Gottfried wollen wir ihr geben;

zc. zc. zc.

Den soll sie wohl behalten,

zc.

Vom Neuen bis zum Alten;

zc. zc. zc.

9. Spottlied.⁵⁶⁾

(Im Marienburger Werder.)

Wenn man bim Bure deent,
Deent man bim Plog.
Krecht man't Jähr eenen Keddell,
Weinich genog.

Keddell onn keen Knowske dran,
Bur es keen Äddelmann,
Buer es e Buer, Buer blifft e Buer,
Schälm von Natur.

Wenn etc.

Deent etc.
Krecht man't Jähr eene Metz,
Weinich genog.

Metz on keen Schtüerke dran,
Bur es keen Äddelmann etc.

56) Wahrscheinlich ist dieses Volkslied ein Spottlied der niedrigsten dienenden Klasse (der Knechte und Mägde), worin sie den Geiz der reichen Bauern (der sogenannten Nachbarn, ihrer Herrschaft), verspotten und zwar im Gegensatz zu den adeligen Herrschaften auf der Höhe, welche, obwohl oft viel ärmer als so mancher niederung'scher Bauer, dennoch mehr Staat mit ihrer Dienerschaft machen und derselben namentlich bessere und reichere Kleidung gewähren und so sie mehr zum Puz und Luxus verleiten. — Es liegt also in diesem Gedicht die Unzufriedenheit der dienenden Klasse besonders mit ihrer ärmlichen Kleidung ausgeprägt, ihr neidischer Hinblick auf die übermüthigen, auch Luxus liebenden reichen Bauern. — Auch Bauern selbst singen hin und wieder dies Lieblingslied, doch ist der Refrain natürlich ihrer Ehre anstößig, und da ihn die Melodie nicht umgehen läßt, so singen sie statt der injurischen Worte Schelm von Natur bald euphemistischere Worte oder epiphonematische, onomatopoetische Silben, wie hem hem, haha u. dergl. — Wie der Text dieses Liedes, so ist auch die Melodie höchst charakteristisch. Es will dies Lied, wie so viele Volkslieder, erst gesungen sein, um ganz aufgefaßt zu werden und zu gefallen.

Wenn etc.
Deent etc.
Krecht man't Jähr eene Jack,
Weinich genug.
Jack on keen Scheeske dran,
Bur etc.

Wenn etc.
Deent etc.
Krecht man't Jähr een Pär Stäwle,
Weinich genug.
Stäwle on keene Schechtkes dran,
Bur etc.

Wenn etc.
Deent etc.
Krecht man't Jähr eenen Hot,
Weinich genug.
Hot on keen Boddemke dran,
Bur etc.

Wenn etc.
Deent etc.
Krecht man't Jähr een Pär Strömp,
Weinich genug.
Strömp on keen Fotling dran,
Bur etc.

Wenn etc.
Deent etc.
Krecht man't Jähr een Pär Schoh,
Weinich genug.
Schoh on keene Sälkes dran,
Bur es keen Addelmann,
Buer es e Buer, Buer blifft e Buer,
Schäl'm von Natur.

(Und so mit Grazie in infinitum.)

9. Spottlied.

Wenn man beim Bauern dient,
Dient man beim Pflug;
Bekommt man's Jahr einen Kittel,
Wenig genug.

Kittel und kein Knöpfchen dran,
Bauer ist kein Edelmann,
Bauer ist ein Bauer, Bauer bleibt ein Bauer,
Schelm von Natur.

Wenn man 2c.

Dient man 2c.
Bekommt man's Jahr eine Mütze,
Wenig genug.

Mütze und kein Schirmchen dran,
Bauer 2c.

Wenn man 2c.

Dient man 2c.
Bekommt man's Jahr eine Jacke,
Wenig genug.

Jacke und kein Schößchen dran,
Bauer 2c.

Wenn man 2c.

Dient man 2c.
Bekommt man's Jahr ein Paar Stiefel,
Wenig genug.

Stiefel und keine Schächtchen (Stulpchen) dran,
Bauer 2c.

Wenn man 2c.

Dient man 2c.
Bekommt man's Jahr einen Hut,
Wenig genug.

Hut und kein Bbendchen dran,
Bauer 2c.

Wenn man 2c.

Dient man 2c.

Bekommt man's Jahr ein Paar Strümpfe,
Wenig genug.
Strümpfe und fein Fußling dran,
Bauer 2c.

Wenn man 2c.
Dient man 2c.
Bekommt man's Jahr ein Paar Schuhe,
Wenig genug.
Schuh' und keine Söhlchen dran,
Bauer 2c.

10. Bauernepistel. 57)

(Einer guten Freundin zum Wiegenfeste nebst einem
Weilchenkranze gewidmet.)

(Im Volksdialekt bei Danzig.)

Eck heb hier so wat lüdden hören,
Mán wöll tom Sinndag op Sullmien,
En Freudendagken celebreren
So recht op Old bi Danz on Wyn.
De Dag heft enen goldnen Schnett,
He kam ver enge twintig Jahren
Vom Himmel frindlich angefahren
On brocht en Engelken ons met;
Dem Engelken ben eck sehr got.
Drom krebeld mi ver Freud dat Blot,
Als eck dit hörd' bett en de Finger.
Eck ben wol man en schlechter Jünger
Vom Dichtergott, genennt Apoll,
Doch würd mi so ambarschtig voll,
Dat eck nich kunn bim Dreschen blüwen.
Myn Flegel flog stracks äwer Stühr;
Eck lep on socht en Stöck Paper,
Om mi den Kröbbel uttoschriewen.
Drob bund eck wedder enen Kranz,
Ähr, truhtstet Kind, ent Har to flechten.

57) Ebenfalls vom Herrn Cornel. von Almonde.

De Blumen send nich von de schlechten,
De nuscht mehr hebben als den Glanz;
Nee! dise ricken wunderbar,
Man sicht se em Verborgnen wassen;
De söte Blomkens, ja se passen
Gewess recht schecklich en Ähr Har.
Eck wet, Se wart mi nich verachten,
Dafär kenn eck Ähr vël to god.
Doch word Se wol en besken rod,
Wenn Se dat Ding wart recht betrachten,
Dat so en dommer Ackerschmann
Sich understeiht an Ähr to schriewen,
Wat he doch man sull laten bliewen,
Weil he kuhn bokschtaweren kann,
Tomal, wenn gar noch spetze Tungen
Ähr darmet foppen op den Dag
On seggen: Armes Mädchen, ach!
Bon Bauern wirst du gar besungen!
Drom schwieg Se hübsch von allen stell,
Se kann den Breef ju hemlich lesen
On dohn so, als weer nuscht gewesen.
Dat es't, wat eck Ähr radeu wöll.
Sehn denn de Jumfern ok den Kranz,
Dar es nich vël daran gelegen,
Den bringt to Koop ju allerwegen
De erschte beste Blomenstanz.
Man Ähr bliew he tom Angedenken
An enen olen truen Frind,
Bett sich de Glöcklige enst find,
Dem Se sich sammt den Kranz wart schenken.
Ook wenn eck lang ben utgeseit
Em Acker, wor so vële schlafen,
Von de wi Kristen alle hapen,
Se ripen fer de Ewigkeit:
Denkt Se wol noch an dissien Schwank.
Gesundhet, Moot on vël Vergnegen!
De Blomkens motten voort Ähr blegen
Ähr ganzet schenet Läwen lang! —

10. Bauernepistel.

Ich hab hier so was lauten hören,
Man will zum Sonntag nach Sullmin,
Ein Freudentagchen zelebriren
So recht auf alte Weise bei Tanz und Wein.
Der Tag hat einen goldnen Schnitt,
Er kam vor einigen zwanzig Jahren
Vom Himmel freundlich angefahren
Und brachte ein Engelchen uns mit.
Dem Engelchen bin ich sehr gut,
Drum krabbelt mir vor Freude das Blut,
Als ich das hörte, bis in die Finger.
Ich bin nur wohl ein schlechter Jünger
Vom Dichtergott, genannt Apoll,
Doch ward mir so übermäßig voll,
Daß ich nicht konnte beim Dreschen bleiben;
Mein Flegel flog stracks über das Steuer (Barriere);
Ich lief und suchte ein Stück Papier,
Um mir das Krabbeln auszuschreiben.
Drauf band ich wieder einen Kranz
Ihr, trautesstes Kind, ins Har zu flechten,
Die Blumen sind nicht von den schlechten,
Die nichts mehr haben als den Glanz,
Nein, diese riechen wunderbar,
Man sieht sie im Verborgnen wachsen.
Die süßen Blümchen, ja sie passen
Gewiß recht schicklich in Ihr Har.
Ich weiß, Sie wird mich nicht verachten,
Dafür kenne ich Sie viel zu gut,
Doch wird Sie wohl ein Bißchen roth,
Wenn Sie das Ding wird recht betrachten,
Daß so ein dummer Ackersmann
Sich untersteht, an Sie zu schreiben,
Was er doch nur sollte lassen bleiben,
Weil er kaum buchstabiren kann,
Zumal, wenn gar noch spize Zungen
Sie damit foppen an dem Tage

Und sagen: Armes Mädchen, ach!
Vom Bauern wirst du gar besungen!
Drum schweig Sie hübsch von allem still,
Sie kann den Brief ja heimlich lesen,
Und thun so, als wäre nichts gewesen.
Das ist's, was ich Ihr rathen will,
Sehn denn die Jungfern auch den Kranz,
Da ist nicht viel daran gelegen,
Den bringt zu Kauf ja allerwegen
Die erste beste Blumenverkäuferin.
Nur Ihr bleib' er zum Andenken
An einen alten treuen Freund,
Bis sich der Glückliche einst findet,
Dem Sie sich sammt dem Kranz wird schenken.

Und wenn ich lang bin ausgesät
In den Acker, wo so viele schlafen,
Von denen wir Christen alle hoffen,
Sie reifen für die Ewigkeit,
Denkt Sie wohl noch an diesen Schwank.
Gesundheit, Muth und viel Vergnügen!
Die Blümchen müssen immerfort Ihr blühen
Ihr ganzes schönes Leben lang!

II.

Ueber die grüne Materie des Schloßteiches
zu Königsberg.

Vom Professor v. Siebold in Erlangen.

In dem Aufsatze »über das sogenannte Blutwasser« erwähnt Herr Dr. Grube (s. diese Blätter, 1840, November, Heft pag. 455) der grünen Färbung, welche der Schloßteich zu Königsberg jährlich gegen Ende des Sommers erleidet und welche dort allgemein die Blüthe dieses Wassers genannt wird. Herr Dr. Grube schreibt diese Färbung, welche von einem höchst widerlichen Geruch begleitet ist, verfaulten Pflanzen zu. Auch mir war im Sommer 1834 dieses Phänomen, welches jährlich den schönen Wasserspiegel des beliebten Schloßteiches auf eine so unangenehme Weise trübt, aufgefallen. Ich bemühte mich damals vergebens, eine bestimmte Auskunft über die Ursache dieser grünen Färbung zu erhalten; ich erfuhr nur soviel, daß diese Blüthe des Schloßteiches sich alle Jahre um dieselbe Zeit (etwa von Ende Juli bis Ende September) einstellte und wieder verlor, wobei ich denn auch dieselbe Meinung über die Ursache dieser Erscheinung äußern hörte, wie sie Herr Dr. Grube oben ausgesprochen hat. Da mich der Gegenstand interessirte, so unterließ ich es nicht, die grüne Materie, welche das Wasser so auffallend färbte, einer mikroskopischen Untersuchung zu unterwerfen. Ich fand, daß dieselbe allerdings aus Pflanzensubstanz bestand, und von keiner Anhäufung der *Euglena viridis* herrührte, woran ich wohl denken konnte, da ich manche Wassergräben um Königsberg von diesem Infusorium fast ganz angefüllt gesehen hatte, freilich findet diese ungeheure Vermehrung der *Euglena viridis* besonders im Frühjahr Statt, während die grüne Materie des Schloßteiches nur im

Sommer (zwischen Juli und September) an der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommt.

Bei der Untersuchung der grünen Materie des Schloßteichs war es mir aufgefallen, daß ich nur eine Art von Pflanzentörperchen vorfand, nämlich grüne spiralförmig, nach Art eines Pfropfenziehers, gewundene Fäden von verschiedener Länge, die Fäden bestanden aus perlschnurförmig aneinander gereihten grünen Kügelchen. Ich konnte an diesen Fäden 2, 3, bis 4, Spiralwindungen zählen, doch fanden sich auch ganz kurze Stücke von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Windung vor, welches wahrscheinlich zertrümmerte Spiralfäden waren. Mit diesem Resultate meiner Untersuchungen begnügte ich mich damals, doch wollte es mir immer nicht recht einleuchten, daß diese grünen perlschnurförmigen Spiralfäden von verfaulten Pflanzen herrühren sollten. Welche Pflanzen konnten diese so bestimmt geformten Fäden in solcher Masse liefern? Höchstens hätten sie von gewissen Conferven herrühren können, in deren gegliederten Röhren die Chlorophyll-Körner spiralförmig vertheilt liegen. Immer lag mir der Gedanke näher: ob jene Spiralfäden nicht selbst eine für sich bestehende Alge wären? Dieser Gedanke erwachte in mir von neuem, als ich eben in den Annals of natural history, Vol. V., 1840, pag. 75, folgenden Aufsatz gelesen: on a minute Alga which colours Ballydrain Lake, in the county of Antrim. By Wm. Thompson.

Thompson beobachtete nämlich auf dem Ballydrain-See eine sehr ausgebreitete grüne Färbung, die sich aber nur immer im Sommer zwischen den Monaten Juli und September zeigte und von einer kleinen grünen Alge herrührte.

Aus der Beschreibung und Abbildung, welche Thompson von dieser kleinen Alge des irländischen See's giebt, erkannte ich hier augenblicklich die vor mehreren Jahren von mir aus dem Königsberger Schloßteiche entnommenen und untersuchten Spiral-

fäden wieder, so daß ich jetzt meine frühere Vermuthung über das Wesen dieser Körperchen bestätigt zu sehen glaube.

Es ist ein eigenthümlicher Zufall, daß der Königsberger Schloßteich das Blühen und Ergrünen seines Wassers mit einem See in Irland gemein hat. Sollte etwa eine Aehnlichkeit in den Lokalverhältnissen beider Gewässer die Ursache davon sein? Ich finde keine solche Aehnlichkeit heraus. Den Ballydrain-See beschreibt Thompson als „a beautiful and picturesque sheet of water situated a few miles from Belfast, Ballydrain Lake covers about twenty acres of a sandy and peaty soil, — it is of various depth, is fed by springs, and has an outlet in but one small brock.“ Vergleicht man nun die Lokalität des Königsberger Schloßteichs mit der des Ballydrain-See's, so wird man einen großen Unterschied darin finden, daß ersterer fast mitten in einer großen Stadt gelegen, während letzterer von einer solchen eine halbe Meile entfernt ist; was die Quellen betrifft, welche dem irländischen See zufließen, so werden dieselben gewiß von reinerer Beschaffenheit sein, als diejenigen, mit welchen der Königsberger Schloßteich gespeist wird. Wenn der Ballydrain-See sich über zwanzig Morgen eines sandigen und torfigen Bodens ausbreitet, so stimmt er hierin auch nicht mit dem Schloßteiche überein. Das, was der Schloßteich und Ballydrain-See etwa mit einander gemein haben, ist die verschiedene Tiefe ihres Wassers und ein kleiner Bach, welcher als Abfluß dient, (die beiden Epitheta »schön« und »malerisch« wird dem Königsberger Schloßteich niemand absprechen können,) es sind dies jedoch Eigenthümlichkeiten, welche gewiß gar keinen Einfluß auf die Entstehung der grünen Materie ausüben.

Diese grüne Materie nun, welche Thompson Herrn Morren, Professor der Botanik zu Lüttich, in Abbildungen vorlegen ließ, erklärte letzterer für eine

zu dem Genus *Anabaina* des Bory St. Vincent gehörige Alge. Thompson fand auch einige Ähnlichkeit zwischen dieser Alge und dem Genus *Sphaeroplea* Ag., da aber erstere frei im Wasser schwimmt, so stellte er sie als besondere Art der Gattung *Anabaina* auf und gab von ihr folgende Diagnose:

A. spiralis. Th. consisting of an extremely minute moniliform thread of a rich green colour, and regularly spiral like a corkscrew; globules of equal size throughout its entire length.

Es sollte mich freuen, wenn meine Vermuthung über das Wesen der grünen Materie des Schloßteichs auch von Königsberg aus bestätigt würde; es wäre demnach das Blühen dieses Teichs nicht mehr ein Prozeß der Fäulniß zu nennen, da diese Erscheinung von einer ins Leben tretenden niedlichen Alge hervorgebracht wird. Die genauere Untersuchung dieser Alge giebt überdies noch Gelegenheit, einige Zweifel über die Bewegungen der zur Gattung *Anabaina* gerechneten Pflanzen zu beseitigen. Bory St. Vincent schreibt denselben eine wurmförmige Bewegung zu; C'est à l'aide de cette faculté ambulatoire, que l'on voit surtout les espèces aquatiques s'élever à la surface de l'eau, sagt derselbe von diesen Algen, während Thompson an seiner *Anabaina spiralis* keine andere Bewegung wahrnehmen konnte, als daß, wenn zwei Spiralfäden mit einander in Berührung kamen, sie im Stande waren, sich wieder voneinander los zu machen. Mir ist noch soviel von meinen Untersuchungen der *Anabaina spiralis* des Königsberger Schloßteichs erinnerlich, als hätten sich die Spiralfäden zuweilen in der Richtung der Spirale fortbewegt.

Erlangen, den 5. December 1841.

III.

Kanzelberedtsamkeit in Barten.

Von Dr. Fackmann.

Vor Kurzem wurde uns in einem belletristischen Blatte ein Stück aus der Predigt mitgetheilt, die ein katholischer Geistlicher vor nicht gar langer Zeit bei der Einkleidung einer Nonne gehalten hat. Nachdem derselbe die geistliche Braut mit einem Affen verglichen, wendet er sich mit diesen Worten an die Uebertissin: Ich übergebe Ihnen dermalen gegenwärtige geistliche Braut, und ermahne Sie solche in Ihrer Absicht zu nehmen. Damit aber auch Ihrerseits nichts gebrechen möge, so sein Sie gleich einem alten Bären, welcher nichts andres auf die Welt bringt, als ein wildes und ungeschlachtetes Stück Fleisch, und solches so lange leckt, bis es die Gestalt eines jungen Bären bekommt. Also lecke Du alter Bär! würdige Frau Oberin, gegenwärtiges Stück Fleisch, und zwar lecke solange an ihm, bis es vollkommen an Demuth und Auserbaulichkeiten Dir und allen Deinen seligen Vorfahrinnen ähnlich werde. Lecke Du auch Dein ganzes Convent sammt allen Kloster- und Kostfräulein. Lecke Du alter Bär! würdige Frau Oberin! die sämmtliche Familie der geistlichen Braut und alle hier versammelte Zuhörer. Zuletzt aber lecke auch mich, damit wir alle wohlgeleckt und gereinigt den glänzenden Gipfel der Vollkommenheit erreichen mögen!

Diese kleine Probe läßt auf die Trefflichkeit des Ganzen schließen. Aber solche Früchte bringt nicht bloß die katholische Kanzel; Gottlob daß auch hierin die protestantische Kirche ihrer feindlichen Mutter nicht nachsteht! Ein Herr Prediger Meyhöfer hat vor Kurzem zwei von ihm gehaltene Predigten drucken lassen*), die den schönsten Beweis für diese unsere Be-

*) Königsberg in Commission bei Bornträger.

hauptung liefern, und an Schwung der Rede wie an Fülle der Gedanken den homiletischen Meisterstücken jenes gefährlichen Nebenbuhlers ernstlich den Rang streitig machen. Die eine am Todtenfeste gehaltne führt den Titel: das Nichts und das Etwas, die andere am ersten Advent: Siehe dein König kommt! Fern sei es von uns eine Kritik dieser Predigten zu geben; dem fühlen wir uns durchaus nicht gewachsen, da dies eine Arbeit sein würde, die an Schwierigkeit der schwersten jener zwölf Arbeiten des Herkules nichts nachgeben möchte. Nein, wir wollen nur einige besonders merkwürdige Stellen aus ihnen hier mittheilen, um so die Aufmerksamkeit des größern Publikums auf sie zu lenken, und diejenigen, die nicht so glücklich waren sie zu hören, wenigstens zu veranlassen sie zu lesen. Zu der ersten Predigt giebt der Verfasser folgende Vorrede: »Da die von mir am Todtenfeste d. J. gehaltene Predigt unter vielen meiner Zuhörer eine große Erregung bewirkte, und unter andern mir auch Stimmen zukamen, wie die: die Bibel lügt: so habe ich es für angemessen gehalten, meine Predigt durch den Druck zu veröffentlichen, und dieselbe unter Erinnerung an 1 Thess. 5, 21. denen, welchen an der Wahrheit liegt, zu ernster und resp. abermaliger Erwägung zu übergeben.« Hierauf beginnt die Predigt selbst folgendermaßen: »Was seid ihr heute hieher gekommen? Einen Mann in weichen Kleidern zu sehen?« Die weiche Kleider tragen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hieher gekommen? Einen Mann zu sehen, der vom Winde hin und her bewegt wird?« Die da vom Winde hin und her bewegt werden, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, die da schmücken und übertünchen die Gräber, aber drinnen sind sie doch voll Moder und stinkender Todtengeweine.« Also: — Was seid ihr heute hieher gekommen? Daß ich euch mit Thränen speise oder, wie der Prophet es nennt, mit »niedlicher Speise?« Die

euch mit niedlicher Speise speisen, sitzen in der Könige Häusern. Oder was seid ihr heute hieher gekommen? Daß ich über den Gräbern Friede schreie, wo kein Friede ist? Die da Friede schrein, wo kein Friede ist, das sind die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche überkühnen und schmücken die Gräber, aber drinnen sind sie doch voll Moder und stinkender Todtengedebene!» Nach diesem vielversprechenden Eingänge folgt der Text, Offenb. Joh. 14, 13: »Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben: Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.« Dann die Erklärung des schwer verständlichen Titels: »Unser Text enthält ein Nichts und ein Etwas. Ich sage: unser Text enthält ein Nichts und ein Etwas. Reden wir zuerst von seinem Nichts, dann von seinem Etwas. I. Also zuerst von seinem Nichts: Unser Text redet nicht von dem Wiedersehn, und er redet nicht von den Ungläubigen.*) II. Von seinem Etwas: Unser Text sagt: »Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben; und sie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.« In einem darauf folgenden Gebete sagt unser Prediger unter andern: »Schlage, ach schlage uns mit deinem Stabe Wehe, da du ja heute, wo wir unter Gräbern sitzen, zu uns kommst mit dem Stabe deines Wortes, damit wenn wir wohl gestäupet und geschlagen, recht gezüchtigt und gezogen sind von dir, du uns hinterher tröstest und erquickest mit deinem Stabe Sanft.« Die Predigt selbst ist die Durchführung folgender schöner Gedanken: I. »Ich sagte zuerst: unser Text redet nicht vom Wiedersehn. Damit schlägt er alle unbiblischen Prediger auf den Kopf. Denn unbiblisch und ohne Erlaubniß

*) Der Herr Verf. hat den reichhaltigen Text nicht ganz erschöpft, denn er redet auch noch von sehr vielem Andern nicht.

des Wortes Gottes reden sie zu allermeist vom Wiedersehn. Zuerst sprechen sie von dem Nicht haben: da fließen die Thränen; dann von dem Wiedersehn: da kommt das Lächeln unter Thränen und das ist die niedliche Speise. — So thut die biblische Predigt nicht.« Die Lehre vom Wiedersehn verwirft die Schrift als eine niedliche Speise. Als eine Speise die voll macht, aber nicht satt. Als eine Lehre, die gottlos ist, und als eine Lehre, die nicht tröstet.« Der Verfasser schließt seine hiefür angeführten Beweise mit den ergreifenden Worten: »Wir werden uns nicht alle wiedersehen nach dem Tode, weil eine solche Annahme unbiblisch d. h. wie ihr jetzt gesehn habt, untröstlich und auch gottlos ist.« Er versichert dann, indem er zu »des ersten Theiles anderm Nichts« übergeht, daß der Text nicht von den Ungläubigen rede, daß dies aber die Schrift thue, dafür führt er drei volle Seiten Bibelsprüche an. Der zweite Theil der Predigt, der übrigens im schönsten Verhältniß zum ersten steht, denn er ist grade eine Seite lang, schildert darauf die überschwängliche Seligkeit der Todten; die aber doch — wie wir vermuthen — dadurch etwas getrübt wird, daß sie wahrscheinlich solche Predigten nicht zu hören bekommen.

Zu der zweiten Predigt: Siehe dein König kommt! ist folgende im engsten Zusammenhange mit ihr stehende Vorrede gegeben: »Meine theuern Leser der fast zu gleicher Zeit in Druck erschienenen Todtenfestpredigt bitte ich die dort befindlichen zahlreichen Bibelsstellen nicht als eine Cumulation von Beweisstellen, sondern als in psychologischer Ordnung*) auf einander gebaut zu betrachten.« Die Predigt selbst fängt, nach den Regeln der Rhetorik ein Paradoxon an die Spitze zu stellen, mit den Worten an: »Nein! wir werden uns nicht alle wiedersehen nach dem Tode.«

*) Wenigstens in logischer sind sie es nicht.

Was offenbar, wenn man an den Urhebern dieser Worte denkt, eine erfreuliche Aussicht in das Jenseit eröffnet. Als unumstößlicher Beweis für jene Behauptung folgt unmittelbar der Ausspruch: »Denn der Gott über Leben und Tod ist ein heiliger und ein gerechter Gott.« Den Eingang zur Predigt macht der Verfasser mit diesen Worten: »Und nun kann ich auch meine Freude nicht verhehlen, theuerste Zuhörer, daß die Evangelien wiedergekommen sind.*) Zwar die Episteln sind auch schon, und sie haben uns tief gegründet in den Glauben, und am Anfange des künftigen Kirchenjahres, wenn uns das Gott erleben läßt, werde ich vielleicht ebenso sprechen, wie heute: ich freue mich daß die Evangelien wieder gekommen sind. Aber es sind doch manche Personen, Ortschaften und Begebenheiten, manche liebe Freunde, Bekannte, Ortschaften und Begebenheiten, die durch die Länge der Zeit uns in eine gewisse Ferne getreten sind und es ist uns, als wären wir zu lange ausgeblieben von ihnen. Reblicher Hauptmann von Capernaum, Wahrheit suchender Nikodemus, den Herrn bewirthende Martha, meine Maria, die du den Herrn salbest!! O mein glückliches Herz! O mein Hauptmann von Capernaum, mein Nikodemus, meine Martha, meine Maria! O Dein glückliches Herz! Dein Hauptmann von Capernaum, dein Nikodemus, deine Martha, deine Maria! Nein, mein Gott! Du machst uns zu glücklich, daß du in diesem Jahr uns die Evangelien wiedergekommen lässest!! Nimm mein Haus, mein kleines Besisthum und einen Theil**) meines Friedens, nur die Evangelien laß mir, denn darin giebst du mir auch wieder meinen Frieden. Lege auf deine treuen Seelen Haß, Schmach und Verfolgung, nur die Evangelien laß ihnen, denn damit giebst du ihnen

*) Der Verf. will damit andeuten, daß er wieder anfangs über Texte aus den Evangelien zu predigen.

**) Nur einen Theil?

auch Geduld, Kraft und die Liebe, welche die Welt überwindet! Sieh mir nie eine Gefährtin oder einen Freund, der mein Herz mit mir theilet, wenn du es also beschließt, himmlischer Vater, nur die Evangelien laß mir: meinen Hauptmann von Capernaum*), meinen Nikodemus, meine Martha, meine Maria — mein dem Herrn Hosianna rufendes Volk!! — Ach was bin ich für ein glücklicher Mensch, daß du mich zu deinem Priester gemacht hast und mich hast erfahren und empfinden lassen: Wer ein Bischofsamt begehret, der begehret ein köstlich Werk.« (Der Verfasser ist sehr offenherzig). Hierauf folgt die Predigt nach der Disposition: I. »Stehe dein König kommt! II. Viel Volks breitete die Kleider auf den Weg. III. Es schrie und sprach: Hosianna dem Sohne Davids; gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!« Doch genug, Bedlam ist eine schöne Gegend.

Ob man nicht damit umgeht, in Barten ein homiletisches Seminar zu stiften? Ihr die ihr dereinst eure Stimme von der Kanzel herab ertönen zu lassen gedenket, ziehet gen Barten, diese Kunst zu erlernen; denn, wie ihr aus den angeführten Proben seht, es ist eine schwere Kunst. Und was ist Luther, Reinhardt, Schleiermacher, Harms gegen Herrn Meyhöfer? Was würde nicht sein Freund, der Hauptmann von Capernaum, wenn er seine Predigten hören könnte, über die Fülle und Klarheit seiner Gedanken, über die Schärfe der Begriffsscheidung, die richtige Anordnung der Disposition, die Kunst und Gewandtheit der Sprache sagen!

Zu der ersten Predigt sind auch Anmerkungen geliefert, die von Gelehrsamkeit strotzen; als Beispiel diene die erste, die wörtlich also lautet: »Die Schrift

*) Wir erlauben uns die bescheidene Frage, was denn der Herr Verf. mit dem Hauptmann von Capernaum machen will, wenn er Liebe und Freundschaft, die edelsten Güter des Lebens, so leicht hingiebt.

redet nicht vom Wiedersehn. — Das Wort findet sich nicht in der Schrift und der Begriff nur implicite. Und es ist auch nicht viel daran gelegen, ob eine Dorfschaft ihren Schulzen wiederfindet*). (Doch siehe in meiner Predigt das Ende), Vergleiche das gegen Liedges Urania, v. Bohlens Autobiographie (der sich einen Tag vor seinem Tode grämt, »nicht an dem Datumstage seiner Babette zu sterben« S. 96.) und dazu Jakob Baldes Ode an den Schlaf und desselben an die sterbende Nachtigal. Herber, Literatur und Kunst Th. 12. S. 177. Ja es bleibt ewig wahr und dagegen schützt keine »humane Bildung« das Lied aus dem alten Gesangbuch: Mein Geist sucht (nicht wie es ins neue verändert war »seine Würde« sondern) seinen Ursprung wieder. (Neuestes Gesangbuch N^o 216).« Zweite Anmerkung: — »mit Stillschweigen abmachen wollen. —« Und welches ist die Frucht der Wiedersehens- und Jedermannseligpreisungsreligion? Man gehe hin und sehe! — »Diebstahl, Mord, Blutschande.« Ei ei! Herr Meyhöfer, wie wird das Consistorium Ihre Kanzelpoles mit gegen das Wiedersehn aufnehmen? In einer andern Anmerkung citirt der Verfasser Gottholds angekünndigten Titel: der Religionsunterricht in Gymnasien u. s. w. Auch unterscheidet er ebendasselbst plastische Selbstliebe und erbauliche.

Es giebt Leute, die sich allerhand literarische Curiosa sammeln; Zeitungsanzeigen wie: drei Schlüssel an einem Bunde durch die Monchengasse gehend sind verloren gegangen; oder: wer einen in Gedanken stehen gebliebenen Regenschirm nachweist, erhält eine angemessene Belohnung u. dergl. m. Solchen Leuten sind diese Predigten mit allem Rechte zu empfehlen, und Herr Meyhöfer wird hoffentlich nicht ermangeln durch die Herausgabe neuer Werke für die Vervollständigung ihrer Sammlung zu sorgen.

*) Soll dies im vorliegenden Fall auch auf den Herrn Pfarrer Anwendung finden?

IV.

**Versuchte Beantwortung der Frage in *M* 281
der Königsberger Zeitung wegen Schreibung
des Wortes Preußen oder vielmehr
Preuffen.**

1.

Sehr wahrscheinlich hat Herr Professor *z.* Voigt im ersten Theil seines Handbuchs der Geschichte Preussens den wahren Ursprung der Porussen-, Prussen-Benennung in der Hinzufügung der Vorsesylbe *po* zu »Russen« aufgefunden, wenn ich gleich nicht geneigt bin, diesen bezeichnenden Zusatz aus dem Slavischen herzuleiten, sondern ihn vielmehr im alten Scandinavischen aufzufinden glaube. Die Forschungen der vorletzten zwei Jahrzehnde haben an den vielen in Schweden noch vorhandenen Runen- und Bauta- (Opfer-) Steinen aus dem 11ten bis 13ten Jahrhundert hinlänglich dargethan, daß wenn man das auf denselben hin und wieder vorkommende Wort *Ostrabygd* (Ostgegend) früher auf Züge nach dem Morgenlande deutete, dies irrthümlich geschah, und nur auf Rußland bezogen werden kann. Daß ein für jene entfernten Zeiten sehr lebhafter Verkehr Scandiviens, vorzüglich der ganzen untern Ostküste des heutigen Schwedens, mit Rußland Statt gefunden habe, zum Theil wohl durch Streifzüge und dann in Beute machender Absicht, ist nun längst geschichtlich erwiesen, so wie denn ohne allen Zweifel die Bernsteinküste mit in diesen Verkehr begriffen gewesen sein wird. Schon das verloren gegangene *Truso* des *Wulfstan*, im oben angeführten ersten Theil S. 209. *Ann.* 3. — unfehlbar eine Insel, weil *W* den Artikel *the* hinzufügt — weist darauf hin und läßt unverkennbar den scandinavischen Ursprung in der Bedeutung: »Glaubens-Insel« wahrnehmen (nach heutigem Schwedisch würde es heißen *Trosö*); und sie

dürfte, da sie am Gestade stand (standeth in stade) dieselbe sein, auf welcher der heilige Adalbert, von Danzig kommend, landete. Wird man in dieser Ableitung nichts Erzwungenes oder gar Ungereimtes erblicken, so hat auch ohne allen Zweifel die »Noränazunge«, das alte Scandinavische, ihre Präpos. und Vorseßsylbe pa (später paa, pä,) zur Bildung des po-Ruffen hergegeben. Diese Partikel spielt noch heute im Isländischen wie in den drei Nordischen Dichtermundarten eine wichtige Rolle, vor allem im Schwedischen, und bedeutet für sich allein wie in sehr zahlreichen Zusammensetzungen an, auf, aus, in, zu, also ganz ungezwungen »An-Ruffen«, »Zu-Ruffen« u. s. w. Ich entsinne mich nicht, in schwedischen Schriften des 16ten Jahrhunderts schon den Namen Ryfsland gefunden zu haben, sondern vielmehr Moscovien; man sprach damals auch am häufigsten von »Moscoviten«, seltener von »Ryslen« (dem Ruffen, als Collectivum betrachtet,) dahingegen aber stets von »Pryssen«, mit diesem letztern Worte sowohl Land als Individuum (Preussen) bezeichnend, und auch im 17ten Jahrhundert und zwar noch zu Puffendorfs Zeiten wurde nur so geschrieben, was allerdings nahe genug einen nordischen Ursprung des Preussen-Namens nachweisen mögte. Erst nach der Erhebung Preussens zu einem Königreiche und mehrerer Ausbildung der schwedischen Sprache, schrieb man auch in Schweden, wie heute noch, »Preussen« und später allmählig »en preuskare« (ein Preusse) statt des bis etwa 1720 allgemein, und einzeln noch bis 1750 üblich gewesenenen »en pryfs«, wohingegen »en ryfs« (ein Ruffe) der schwedischen Sprache unverändert verblieben ist. Wo aber die Gränzscheide zwischen »Ryslen« und »Moscoviten« im schwedischen Sinne jener alten Zeit aufzufinden sein mögte, wird nicht mehr ausgemittelt werden können, erscheint aber auch an sich weniger erheblich, weil »Ryslen« und »Pryssen« wenn nicht ursprünglich

gar verwandte Stämme, doch unfehlbar Nachbarvolker gewesen sein müssen. Daß aber die alten Skandinaver längs der ganzen Ausdehnung dieser Seeküste bedeutende Schifffahrt betrieben, und daher manche Orte von ihnen zuerst Benennungen erhalten haben, z. B. Thorn, von Thor (Donnergott), wenn nicht gar angelegt wurden; dafür ließen sich noch so manche Gründe anführen; und vermuthlich sind erst lange nach ihnen die diesseitigen Gewässer von den Angelsachsen befahren worden, weil schon Wulfstan eine gewiß nicht ohne Grund so benannte »Glaubensinsel« am oder im frischen Haff vorfand.

D. B.

2.

Der Name Preußen stammt von dem polnischen Worte Bdruss, gesprochen Buruss. Dieses Wort kommt von Bdr, zu deutsch Wald, und bedeutet mit der Endsylbe uss Jemand, der im Walde wohnt, Waldbewohner, Waldmann. Die Polen benannten so ohne Unterschied jedes benachbarte Volk, was nicht, wie sie, Feldbau betrieb, wovon sie auch, wie bekannt, den Namen Polen, das heißt, Feldbauer, haben sollen. Die Benennung Bdruss, Bdrusski war schon außer Gebrauch gekommen, indem die früheren Waldbewohner auch angefangen hatten, Feldbau zu treiben; als in spätern Kriegen zwischen Polen und Preußen letztere spottweise Bdruski, d. h. Waldmänner genannt wurden, wie Lucas David auch anführt, weil sie keine offene Feldschlacht wagten, sondern in ihren dichten Wäldern versteckt den Feind heimlich zu überfallen pflegten. Wie nun aus Bdruski Prusski, Prussen, Preussen geworden, ist leicht erklärlich.

Somit kommt allerdings der Name Preußen von Prussen; dieses Wort hat aber einen ganz andern Ursprung und eine andere Bedeutung, als man gewöhnlich ihm zuschreibt; es stammt nämlich von Bo-

russ, Borusski, und bedeutet Waldbewohner, Waldmänner, und nicht: die an den Russen Wohnenden.

Wehlau, den 4. December 1841.

Dr. Blumensath.

3.

In der Königsberger Staats-, Kriegs- und Friedens-Zeltung № 281 sous rubrique (Eingesendet) wurde die Meinung des Herrn Professor Voigt über den Ursprung des Namens Preussen u. s. w. angeführt und dabei der Wunsch geäußert »es möchten Kenner der Slavischen Sprachen sich einmal darüber aussprechen.« — Diesem zu entsprechen, erlaube ich mir, das mir darüber aus der Russischen Geschichte von Herrn Karamsin Bekannte mitzutheilen:

Es ist geschichtlich bekannt, daß die Slaven im 9ten Jahrhundert, drei Brüder: Riurik, Ssinejis und Truwor aus einem fremden benachbarten Lande zu ihren ersten Fürsten wählten. — Nun spricht darüber Herr Karamsin:

»Wir möchten gerne wissen, welches Volk, das sich Russen nannte, unserm Vaterlande die ersten Fürsten sowohl, als auch den Namen, schon zu Ende des 9ten Jahrhunderts furchtbar, gegeben hat.« — Er führt dann die Meinung des Geschichtsschreibers Nestor darüber an, nach welcher es Schweden gewesen sein sollte. — Zuletzt aber heißt es: »Im Stufenbuche (Genealogiebuch der Russ. Monarchen) des 16ten Jahrhunderts und in einigen neuern Chroniken wird gesagt, daß Riurik mit seinen Brüdern aus Preußen kamen, wo, vor Alters, das kurische Haff Russna, der nördliche Arm des Niemens oder Memels, Russ, die Umgegend aber Po-russ (demnach die Bewohner Prussen), das heißt: längs des Russes genannt wurden. Dadurch erklärt sich, warum eine der volkreichsten Straßen im alten Nowo-

gorod die Preussische genannt wurde. — Noch müssen wir das Zeugniß des Geographen Rawenski anführen: er lebte im 7ten Jahrhundert und schreibt, daß in der Nähe des Meeres, in welchem der Weichselfluß sich ergießt, das Vaterland der Russlanen ist. —

Es geht nun daraus hervor, daß nicht Preußen von Russland, sondern Russland von Preußen den Namen hat, wo noch bis jetzt ein Marktsteden, nicht weit von der Mündung des Memelstromes im kurischen Haff gelegen und, sonderbar genug, von den Geschichtschreibern unberücksichtigt geblieben, den Namen Russ führt. — Merkwürdig aber bleibt es immer, daß von diesem Arm, dessen ursprünglichen Namen er selbst jetzt nicht mehr führt, an 70 Millionen Menschen (Russlands und Preußens Einwohner) ihren Rational-Namen erhalten haben. — Sollte nicht einst, diesem ursprünglichen, jetzt so mächtig gewordenen Namen, an diesem Orte ein geschichtliches Denkmal errichtet werden?

Ce que nous ne ferons, peut être
les autres le feront. —

Memel, den 7. December 1841.

Gregoriew,
bestellter Traducteur der russischen, polnischen
und französischen Sprache.

V.

Insterburger Chronik

Seite 18. §. 10.

M. Melchior Becker (von 1674—94), geboren zu Landsberg in Preußen 1643. Er war im Jahre 1660 Pfarrer in Gr. Lindenau bei Braunsberg, woselbst ihm das nahe gelegene Gut Henneberg gehörte, dann 1666 im großen Hospital zu Königsberg, endlich 1674 Erzpriester in Insterburg. Es ist dieses ein in der Preussischen Kirchengeschichte merkwürdiger Mann, daher ich ihn nicht mit Stillschweigen übergehen darf.

Er lebte zu einer Zeit, wo nicht nur in Königsberg, sondern auch in ganz Preußen die Intoleranz ihre Triebkraft noch nicht verloren hatte. Juden, Arianer, Reformirte, Zigeuner und Quäker setzten noch viele, selbst lutherische Geistliche, in Gedanken in eine Klasse. Dieser Melchior Becker hatte sich durch den Schwindelgeist gelehrter Quäker in Königsberg anstecken lassen und briefwechselte demnach mit den berühmtesten Quäkern.

Dr. Quirin Kühlmann in Rom, der erste aller Fanatiker damaliger Zeit, stand mit diesem Becker gleichfalls in Verbindung. Ein Brief dieses Erzpriesters an Kühlmann wurde aufgefangen und Abschriften davon sah man sogleich in ganz Preußen verbreitet. Er kam auch auf den Preussischen Landtag. Die vom Herrstande, die Landräthe und der Stand von Städten fanden Beckern höchst strafwürdig und drangen beim Churfürsten auf seine Absetzung vom Amte. Allein die Ritterschaft und der Adel, die toleranter und gerechter dachten, gaben den vernünftigen Rath, ihn nicht ungehört zu verdammen, brachten es auch dahin, daß Becker im Amte blieb und in demselben auch 1694 am 15. des März-Monats gestor-

ben ist. Man erlaube mir, oben erwähnten Brief, so wie ich ihn in den Landtagsakten von 1678 gefunden habe, hier wörtlich einzurücken.

In Jesu, unserm Liebesbrunnen
Herzgeliebter Herr und hochwerther theurer Freund!

Die Gnade Gottes in Christo Jesu erleuchte und erneuere uns unsern Geist, Seel und Leib, auf daß wir in höchster Reinigkeit und Klarheit im Licht für ihn erscheinen, mit der Tinktur Christi tingiret, für Jesum stehn als ein rechter Stein der Weisen, der einst auf der krySTALLischen Erde unter unserm Ehrenthronige ewig unsere Städte und Wohnung in des Vaters Reich haben möge. Amen. Alleluja!

Nachdem Ew. Liebden durch Ihre herrliche Schriften und Verheißungen mich gar begeistert und in der Liebe rege gemacht, habe ich nicht allein etwa vorm Jahr an Sie nach England ein Briefchen abgeschicket, welches Sie, wie ich neulich aus Danzig berichtet worden, auch empfangen, und von Rom aus zu beantworten versprochen, sondern unterwinde mich nochmalen, Sie hiemit zu ersuchen, in ungezweifelter Hoffnung, Sie werden dies Unwürdige hochgeneigt aufnehmen, als ich Sie im Geiste mit dem Kusse der Liebe umbarme und umbfange. Mein Verlangen ist jeso mit wenigem, sowohl meine im Geist habende bittere Traurigkeit wegen des jämmerlich verwüsteten Sions, als durch die in süßer Hoffnung empfundene Freude über dem herannahenden Jesus-Reich, dessen Herold Sie sind; in Ihren Schooß zu schütten und mit Seufzen zu entdecken; denn ach! wer kann das elende Sion anschauen, der nicht im Geist betrübet, bitterlich weinen wird mit den Gefangenen zu Babel? Was hört man anders in dieser Verwirrung, als ein Froschgeschrei: »Hier ist Christus, da ist er.« Man stellt Gott und Jesum weit in den Himmel, weiß nichts von Gott und wo er sei; dichtet drei Personen,

welche weder in heiligen Schriften, noch der Natur, noch der Gleichniß Gottes können erwiesen werden, so wenig als man erweisen kann, daß ein Mensch drei Personen. Man hält davor, der Mensch bestehe nur aus Leib und Seele wider die heilige Schrift 1 Theff. 5, 23; man weiß nichts von Himmel und Hölle, und wo sie sei, noch daß Gott in uns. Man hat durchaus nicht Glauben, wenn das sündliche Wesen angegriffen, das äußerliche Kirchengehn angegriffen, verworfen wird, und wenn man gleich mitleidet, so geht's an das Lästern, Berkegern und Verfolgen. Unter den Gelehrten ist nichts andres, denn Hoffahrt, Zank, Eigensinnigkeit, schwören auf den Aristotelem und vertheidigen ihn pro aris et focis, verführen die arme blinde Jugend und schütten unnütz Geschwäg aus von Eil und Kummel und vergessen das Osterlamm und die köstliche Perle in ihrem eigenen Acker; die armen Schäfflein weisen sie nicht zur Schrift, zum Leben Christi, Natur und sich selbst, sondern auf heidnische Bücher, Gebräuche, Orden und Regeln. Die gute in der Natur gegründete Schulen sind abgegangen und sophistische aufkommen; von den alten Charakteren und Signaturen weiß man nichts mehr; die lateinische Sprache nimmt allein ein Jahrzehnt weg, dann geht das Philosophiren, wie es fälschlich genannt wird, an. Aber von Verleugnen, Absterben, Tödten, Tilgen weiß man nichts. Solche sind die Lehrer, die leider am hohen Thurm bauen, und nicht vom innern Tempel, noch vom Himmel und drei Wunder in uns wissen, noch daß der Satan ausgestoßen werde. Das edle Perlein wird nicht geachtet, noch gesucht, man läßt Alles auf Christi Purpurmantel über. Ach daß ich Wasser genug hätte! — — So groß meine Traurigkeit über das verwüstete Sion, so hoch erfreue ich mich wieder, wenn ich erwäge, was vor ein Licht der alles herrschende Jesus durch Ew. Liebe aufstecken will. Der Anfang dieses Säkulis hat uns einen theuren Herold an den seligen

J. B. E. Ph. gebracht — o Triumph, Babel wird fallen, Gott sucht uns abermal heim nach seinem Liebesprincipio, nachdem er bald will austagen lassen. Amen! Alleluja! O daß viel solche Sonnen aufgehen, und sie uns den Tag bald verkündigen möchten! O daß uns doch schnell in diesem Babel geholfen würde! Ich freue mich mit Zittern, daß ich Unwürdigster das Malzeichen nicht des Antichrists, sondern des Lammes, nicht an der Stirn und Händen, sondern an der Seelen empfinde, das da zeigt, daß ich mit den Kindern das Licht sehe! weil Jesus in mir die Finsterniß zubrochen und das Licht schimmern läßt. Alleluja! besetze aber, daß ich zu schwach bin, Babel an meinem Ort zu heilen, deswegen ich auch bereit bin, gar auszugehen, und den Thurmbau auch zu verlassen, als wie Jesus will. Er aber, lieber Freund, erbarme dich des armen Sions; Gott hat Ihn erwecket, vor den Riß zu stehen; darum zeige Er uns die Augensalbe, daß wir sehen mögen. Er stelle doch der Welt vor ihre Blindheit, und weise, wie wir mit Ernst nach dem verlorenen Ebenbilde streben sollen, das wir in Jesu wieder anziehen, und mit der Klarheit, die wir in der Weisheit Gottes vor dem Falle hatten, verklärt und vergöttert werden möchten. Er glaube, daß hin und wieder etliche dürsten nach der schönen Lilienzeit, und höchst begierig sein, uns mit unsern lieben Nebenzweigen zu umarmen, zu ergötzen und zu singen das Lied Moses und des Lammes am Meer. Kein Kind verlangt also nach seiner Mutter Brüsten, als mein Geist, Seel und Leib nach der Offenbarung des Lichts und Liebesquellen. So fahre Er denn nun fort im Liebeswillen Gottes, umgürtet mit Wahrheit, gezieret mit Lauterkeit, erhöht mit Kraft, gestärket im Geist, gekrönnet mit Gnade, damit des Herrn, Herrn, Herrn Wert und Herrlichkeit seiner Gemeinde kund gemacht, die Pforten der Tiefe eröffnet, was versiegelt, endlich aufgethan und dem König der Ehren der Weg zu

seinem Glorienreiche gebahnt werde. Jesus halte und walte Ihn; Jesus regiere Ihn, Jesus herrsche durch Ihn. Amen! Alleluja! So dieses nicht ist, wie es sein soll, nehme Er's in die Liebe auf, und würdige Seinem armen Bruder einer erfreulichen Antwort, erfreue uns an diesem Orte mit seiner Gegenwart, woll nicht ablassen, Ihn stets der kräftigen süßen Liebesübung Jesu zu empfehlen und verbleibe

Dat. d. 20. Mai 1679.

Melchior Beker.
Erzpriester zu Insterburg.

An
Herrn D. Quirin Kuehlmann
nach
Rom.

VI.

1. Die Stiftung des ermländischen Domherrn Johann v. Preuk in Rom. ¹⁾

Im Namen des Herrn Amen.

Durch gegenwärtige offene Schrift u. s. w. im J. 1631 den 29. April der gegenwärtige und persönlich erschienene Hochwürdige Herr Joannes von Preuk, ermländischer Domherr mit u. s. w. bekannt u. s. w.

1) Nachfolgendes ist eine möglichst wörtliche Uebersetzung einer lateinischen Urkunde, welche mir der unlängst verstorbene Major v. Hatten mittheilte. Auf ihn, als Abkömmling der Preuk'schen Familie, war nach dem Tode seines Oheims, des ermländischen Bischofs Andr. Stan. v. Hatten das Präsentations-Recht übergegangen, und er selbst wünschte eine Veröffentlichung des Funda-

Indem er anführte, daß er während seines Aufenthaltes bei der katholischen Kirche in Ermland mehr als hinlänglich durch Erfahrung belehrt worden, welcher übeln und undankbaren Ausgang Schätze und Reichthümer brächten, die, im Dienste der Kirche erworben, Weltlichen hinterlassen würden; wodurch nicht allein die Erblasser oft ewige Verdammung sich zuzogen, sondern auch viele sehr edle Familien zur äußersten Dürftigkeit und zum Untergange gebracht wurden, indem (nach dem gemeinen Sprüchworte) die Gelder und Güter der Kirche die weltlichen Gelder und Güter verschlangen und verzehrten; deshalb wolle er, so viel es an ihm läge, diesem Uebel entgegen treten, und, wie es sich ziemt, ein treuer Bewunderer der durch die göttliche Gnade ihm verliehenen Güter sein; da überdies die meisten Verwandten seine Wohlthätigkeit bei verschiedenen Gelegenheiten öfter genossen hätten, so habe er schon längst fest bei sich beschloffen, von seinem theils väterlichen, theils im Dienste der Kirche und bei verschiedenen durch ihn vollführten Geschäften erworbenen Vermögen in dieser hebern Stadt Rom eine Studien-Anstalt zu gründen und ein Collegium zu errichten, und zwar zu größerm Ruhme Gottes, zur Ehre der Kirche, zur Unterstützung guter Köpfe bei wissenschaftlichen Studien, zur Zuflucht für seine Verwandten und Freunde; und auch um zum wahren, rechten Glauben der römischen Kirche seine Verwandten zurückzuführen, welche, wenn nicht die göttliche Gnade, auf verschiedene und wunderbare Weise alles gütig ordnend, sie an sich zöge und lockte, durch mancherlei Irrthümer angesteckt, vom Wege der Wahrheit abirrend, eine

tions-Documente, damit die etwente Regulirung dieser Stiftung, welche dem Vernehmen nach durch die französische Invasion in Italien in Unordnung gebracht war, und seit einigen Jahren erst durch die Bemühungen der preussischen Regierung wieder ins Leben gerufen ist, bekannter würde.

Beute der Hölle würden; und weil jeglicher Nießbrauch seinem Untergange sehr nahe steht, falls er nicht in gehöriger Art und Weise geregelt wird, so hat er deshalb freiwillig u. s. w. das vorgenannte Collegium in dieser hehern Stadt gegründet und errichtet und dessen Lenkung und Anordnung übergeben und überlassen den Ehrwürdigen Patres Norbertini, Prämonstratenser-Ordens, indem statt ihrer erschien und annahm der sehr Ehrwürdige Pater Cornelius Handgravius, Vorsteher des Collegiums der genannten Patres Norbertini u. s. w.; und er hat die Fundation auf folgende Art gemacht und gegründet mit den untenvermerkten Capiteln, Punkten und Artikeln, nämlich:

Vorzüglich wollte und verordnete er, daß zu diesem Collegium vor allen andern seine Verwandten sollten zugelassen werden, sowohl die, welche von väterlicher, als auch die, welche von mütterlicher Seite geboren wären und noch geboren würden; auch die erzeugten und noch zu erzeugenden Sprößlinge sowohl von den Töchtern seines einzigen verstorbenen Bruders Michael, als auch von seinen beiden Schwestern Ursula und Anna, die jedoch alle in rechter Ehe geboren sein müssen, und zwar entweder aus dem Bisthume Ermland oder aus Preußen. Wenn aber keine Verwandten vorhanden wären, daß dann auch andere brave, tüchtige, von ehrbaren Eltern in Preußen²⁾ entsprossen und mit guten Anlagen begabt, und von denen man erwarten könnte, daß sie einmal der Kirche Gottes und dem Vaterlande nützlich sein wür-

2) Die Behauptung einer brieflichen Mittheilung aus Rom in den Historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland III. p. 784, daß diese Stiftung nur für Ermländer gegründet sei, ist also irrig. — Unter Preußen sind hier natürlich nur diejenigen Theile zu verstehen, welche damals unter polnischem Schutze standen: Ermland und die drei Palatinate Culm, Marienburg und Pommerellen.

den, zu diesem Collegium befördert würden, nur daß sie die sonstigen Schulwissenschaften ³⁾ abgemacht hätten, was auch bei seinen Verwandten beobachtet werden solle.

Bevor sie aber von den Patronen dieser Stiftung nach Rom geschickt werden, sollen sie ein öffentliches Bekenntniß des katholischen Glaubens vor dem Hochwürdigem ermländischen Capitel ablegen und ohne ein gmügendes Zeugniß eines solchen Eides zu diesem Collegium in Rom durchaus nicht zugelassen werden.

Für das Reisegeld aber bei der Hin- und Rückreise müssen die jungen Leute selbst sorgen und sie sollen zu diesem Zwecke auf keine Weise etwas von diesem Collegium erwarten oder erheischen, damit das Collegium durch dergleichen Ausgaben nicht zu sehr beschwert werde. ⁴⁾

Ferner soll es ohne besondere Erlaubniß des Herrn Joannes keinem freistehen, diese Stiftung länger als drei Jahre zu benutzen und zu genießen, ohne Rücksicht auf irgend eine Dispensation, Uebereinkunft oder Willfährigkeit der Vorgesetzten, selbst wann das Reisegeld zur Rückkehr fehlt, was sie sich selbst bemessen mögen.

Was aber das dreijährige Studium betrifft, so wolle er dieses nicht so strenge verstanden haben, als wenn es nicht vor Ablauf des Trienniums dies Colle-

3) Darunter würde man jetzt wohl die Gymnasialstudien verstehen müssen.

4) Sollte der Fundator dadurch nicht vielleicht auch haben verhindern wollen, daß Jemand sich das Stipendium erbäte, ohne Absicht, dort zu studiren, sondern nur um das Reisegeld hin und zurück zu benutzen; was unter dem Vorwande von eingetretener Kränklichkeit u. dgl. wohl möglich wäre? Genug, ein solcher Mißbrauch ist dadurch verhütet. Freilich erklärt sich die unzweifelhafte Willensmeinung des Stifters, diese Gelder auf keinerlei Weise zur Reise benutzen zu lassen, auch schon durch die bedeutenden Kosten, welche damals ein solcher Weg verursachte.

gium verlassen könnten, wenn sie vielleicht aus einer begründeten Ursache von ihren Eltern, Vormündern oder Vorgesetzten zurückgerufen würden.

Wenn jemand sich fände, der vor Ablauf des Trienniums der von ihm gehegten Erwartung nicht entspräche und weder im Wandel, noch in der Wissenschaft, noch in den freien Künsten nach genügender Vermahnung die erwarteten Fortschritte machte, oder auch andere von Sittlichkeit und Fleiß abginge; so kann nicht allein, sondern der soll sogar durch den Ehrwürdigen Pater Rector oder die Vorsteher des genannten Collegiums sobald als möglich jener Stiftung verlustig gehen, ohne Rücksicht auf Verwandtschaft oder Adel, und dieses soll den Vorstehern oder Patronen in Preußen ohne Verzug gemeldet werden, damit sie für ein andres passendes Subject an Stelle des zu entlassenden zeitig sorgen können.

Die aber, welche in diesem Collegium sich befinden, sollen je nach ihrer Neigung, indem sie entweder das Collegium Romanum besuchen oder auch zu Hause privatim Vorträge hören, Philosophie, Theologie oder canonisches Recht studiren; doch so, daß sie mit dem Studium der Theologie immer das canonische Rechts verbinden, was in jenen Gegenden nothwendig ist, und die, welche wirkliche Edelleute und Verwandte sind, können mit jenen Studien auch freien, adeligen Personen würdige Künste vereinigen. 5)

Ich will aber, daß keiner von jenen Schülern zum priesterlichen Stande verpflichtet sei, deshalb weil in Preußen, namentlich im Bisthume Ermland

5) Ob also die Erklärung des Domcapitels in seiner Berichtigung der früher erwähnten brieflichen Mittheilung aus Rom (Dieselbe Zeitschrift IV. p. 113), daß „nach dem ausdrücklichen Willen des Stifters Studirende aus allen wissenschaftlichen Fächern, und selbst solche, die den Künsten sich widmen“ an dieser Stiftung theilnehmen können, richtig ist? Da jene Berichtigung aber aus „au-

sehr wenige für Edelleute passende Beneficien vorhanden sind, mit Ausnahme der Canonicate bei der Cathedral-Kirche; wo aber jemand sich dem geistlichen Stande widmen will, in welchem Falle er aber ein Beneficium sich zu verschaffen hat, oder wenn einer zu einem vollkommneren Leben von Gott berufen, in irgend einen approbirten Orden treten will, so mag dieses den vorgenaunten Zöglingen immer freistehen; wenn sie dieses nur auf Eingebung des h. Geistes thun, und nicht bloß in Folge der Ueberredung ihrer Vorgesetzten. ⁶⁾

Und so lange der Hochwürdige Herr Joannes von Preük am Leben ist, hat er sich selbst nicht allein das ungeschmälerte Recht, passende Personen für dieses Collegium vorzuschlagen, sondern auch die Macht vorbehalten, in Betreff der vorgenaunten und noch zu benennenden Articul Einrichtungen und Anordnungen zu treffen, mit der vollen Berechtigung, auch wenn es die Nothwendigkeit also verlangen sollte, jenes Stipendium oder einen Theil desselben, besonders zur Zeit dieser seiner Verbannung, ⁷⁾ oder auch nachdem er ins Vaterland zurückgekehrt sein wird, zu seinem Besten und Nutzen nach Gefallen zu verwenden.

thentischen Quellen“ gegeben ist, vielleicht aus einer spätern Declaration des Fundators, so werden diejenigen, welche anders berechtigt sind, und irgend einer Wissenschaft oder Kunst sich widmen wollen, darauf reflectiren können.

6) Die Behauptung jener brieflichen Mittheilung aus Rom, daß die Stiftung nur für Theologen gegründet sei, ist also auch falsch.

7) Nachdem Gustav Adolph den 10. Juli 1626 Braunschweig eingenommen und das dortige Collegium der Jesuiten aufgehoben hatte, schickte er einige Truppen nach Frauenburg. Nur der Cantor des Capitels Heinrich Hindenberg blieb zurück, wurde gefangen fortgeführt und erst gegen ein bedeutendes Lösegeld freigegeben. Die übrigen Domherren flohen hier, und dorthin.

Nach seinem Tode aber überträgt er das Recht und die Macht, Zöglinge für das genannte Collegium zu benennen und zu präsentiren ganz seinem nächsten, im Bisthume Ermland lebenden Verwandten beiderlei Geschlechts, welche mit Beirath des Hochwürdiggen Capitels und Gott vor Augen, vorzüglich solche Zöglinge auswählen und schicken mögen, die zu besonderm Lobe diese Stiftung genießen und dem gemeinsamen Vaterlande einmal nützlich sein können; doch will er dadurch nicht, seinen vorgenannten Verwandten die Macht einräumen, in den Articeln seiner Stiftung irgend eine Anordnung oder Aenderung vorzunehmen, im Gegentheil, sollten sie dergleichen etwa versuchen, so soll das nicht allein nichtig und ohne Kraft bleiben, sondern es sollen die Verwandten selbst jenes Präsentations-Rechtes gänzlich und auf der Stelle beraubt sein, und das ganze Recht soll auf das Hochwürdige ermländische Capitel übergehen.

Und damit in der Zeit der Noth die genannten Zöglinge, so wie der Ehrwürdige Vater Rector dieses Collegiums an jeden sich wenden können, hat er die Protection dieses Collegiums der Gnade Sr. Eminenz, des Herrn Cardinal Antonius vom h. Kreuze anvertraut, welche Protection, wie der Hochwürdige Joannes selbst erwähnte, Sr. Eminenz schon angenommen, mit deren Wissen und Zustimmung nach seinem Willen die schwierigen und wichtigen Geschäfte abgemacht werden sollten, besonders beim Ankauf der Zinsen und dem Empfange der Hauptsummen.

Und weil alles mit der Zeit der Veränderung unterworfen ist, deshalb wollte der Hochwürdige Herr Joannes die Macht behalten, diese Stiftung, wenn es die Nothwendigkeit erheischen sollte, an einen andern Ort und auch in eine andere Stadt zu bringen, wo auf ähnliche Art die vorgedachten Zöglinge unter Aufsicht gehalten und in den Wissenschaften unterwiesen werden könnten.

Für die Stiftung des vorgeannten Collegiums aber und für seine Erhaltung hat der genannte Hochwürdige Herr Joannes bestimmt, gegeben, zugestanden und überweisen demselben Collegium, und an seiner Stelle den genannten Ehrwürdigen Patres Canonic. Norbertini, Prémonstratenser-Ordens, indem für dieselben der genannte Ehrwürdige Pater Cornelius, ihres Collegiums Vorsteher, und ich der Notarius erschienen, — die unten zu bezeichnenden Zinsen und Einkünfte, nämlich:

einen jährlichen Zins von 390 Scudi, in der Julius-Münze, 10 auf den Scudi, als den Zinswerth von 6000 ähnlichen Scudi, den ihm schulden die Herren von Nappi unter der Obligation auf das Vermögen der Ehrwürdigen Herrn Franciscus Nappus, des Herrn Franciscus von Amici und der Herren Thomas und Fortunatus von Baccelli, wie aus der aufgenommenen Schrift in den Acten meines u. s. w. vom 3. December 1627;

ferner einen andern Zins von 195 Scudi, den Zinswerth von 3000 ähnlichen Scudi, welchen ihm schuldet Sr. Durchlaucht, der Hochwürdige Herr Angelus Cesius, Bischof von Rimini, unter der Obligation des Herrn Michael Papinus, wie uns der durch mich den Notarius aufgenommenen Schrift v. 3. August desselben Jahres, oder u. s. w.;

ferner einen jährlichen Zins von 60 Scudi, den Zinswerth von 1000 ähnlichen Scudi, welchen ihm schuldet der Herr Joannes Briccius aus Rom unter der Obligation des Herrn Andreas Sigismundus aus Tivoli, wie aus der durch die Acten des Silvester Spada, Notarius der Curie Sr. Eminenz, des Herrn Vicarius vom 20. November desselben Jahres 1627 aufgenommenen Schrift,

und endlich einen andern Zins von 13 Scudi, den Zinswerth von 200 Scudi, welchen ihm schuldet der Herr Jacobus Laurus Scolpinus, wie aus der vom Herrn Paulus Vespianus, Notarius Capitu-

linus am 1. Oktober desselben Jahres aufgenommenen Schrift, oder u. s. w.

Alle diese Zinsen machen zusammen eine jährliche Revenue von 658 Scudi zum Besiz u. s. w. Ferner alle Rechte u. s. w. ohne irgend ein Recht u. s. w. mit Ausnahme des vorhergenannten, welches er sich hierüber reservirt, indem er das genannte Collegium und statt seiner die genannten Ehrwürdigen Patres Norbertini, und ihres Collegiums früher genannten Vorsteher in das ganze Recht einsetzt u. s. w., dieselben zu unwiderrüflichen Procuratoren in dem Vorgenannten anordnend, hat er sowohl für die eigne Sache u. s. w. als auch bis u. s. w. bestimmt u. s. w.

Mit dieser jährlichen Summe von 658 Scudi sollen und werden können fünf, auch wohl sechs junge Leute erhalten werden, und es wird ihnen alles, was zum Unterhalt, zur Kleidung, und auch zu Büchern und andern Bedürfnissen gehört, angeschafft werden können, besonders wenn die einzuziehenden Zinsen ohne Verzug zum Ankauf neuer Zinsen werden verwendet werden; denn es wird noch einige Zeit vergehen, bevor passende und taugliche junge Leute von dem Hochwürdigen Herrn Joannes werden ausgewählt und geschickt werden, da jetzt gerade durch die feindliche Wuth des schwedischen Tyrannen Gustav die Studien in Preußen gestört sind, und das Collegium in der Stadt Braunsberg aufgehoben ist⁸⁾.

Und damit von dem Zustand dieses Collegiums sowohl der Höchehrwürdige Herr Joannes selbst, als auch nach seinem Tode seine Verwandten, welche das Recht, diese Zöglinge vorzuschlagen besitzen werden,

8) Gemäß der neuen Regulirung erhält der Stipendiat, wie verlautet, außer freier Wohnung und Benutzung einer eignen Bibliothek jährlich 300 Thaler, die er zu seinem Unterhalte und seinen Studien beliebig verwenden kann. Der Ueberschuß der Zinsen aus den geretteten Capitalien soll vorläufig gesammelt werden, bis derselbe für einen zweiten Stipendiaten hinreichen wird.

genaue Kenntniß haben können, sollen der Ehrwürdige Pater Rector oder der Präses des genannten Norbertiner-Collegiums in Rom, sowie seine jedesmaligen Nachfolger verpflichtet sein, alle drei Jahre über alle Einnahmen und Ausgaben Rechnung und Ausweis schriftlich abzulegen, immer zu rechnen von der Zeit, wann die letzte Rechnung angefertigt worden; und damit dieses besser geschehen könne, sollen sie sich mit der Feder helfen; indem sie alles treu und sorgfältig in ein Buch verzeichnen und vermerken. In dieses Buch sollen sie auch die andern Ausgaben tragen, welche beim Befördern der Briefe, oder zur Ausführung der Geschäfte, oder zum Ankauf nothwendiger Dinge gemacht worden; und dagegen hat seiner Seits der genannte Ehrwürdige Pater, der Herr Cornelius, Vorsteher des genannten Norbertiner-Collegiums, nachdem er deswegen die Fundation des genannten Collegiums, und alles andere oben Gesagte, so wie auch die Uebergabe der Lenkung, durch den genannten Hochwürdigem Herrn Joannes an das genannte Norbertiner-Collegium, wie erwähnt, wohl vernommen, verstanden und erwogen, und da er nichts darin gefunden, was dem wahren, katholischen Glauben und der Sittlichkeit zuwider ist, deshalb alles Vorgenannte, als lobenswerth, der Kirche Gottes nützlich, und aus der besten Absicht hervorgegangen im Namen Gottes bestätigt, und dem genannten Norbertiner-Collegium einzuverleiben beschlossen, so wie er es auch jetzt bestätigte, approbirte, ratificirte und einverleibte, in seinem und seiner Nachfolger Namen versprechend, in allen Punkten, Clauseln und Artikeln fest und unverbrüchlich zu handhaben und zu beobachten, und nichts direct oder indirect oder unter irgend einem Vorwande zu thun, was diesem Collegium) für jetzt und in Zukunft schädlich oder hinderlich sein könnte; vorausgesetzt, daß für alles die Bestätigung seines Ordens erfolgt, welche er sobald als möglich sich zu verschaffen suchen wird, welches alles

u. s. w. alle u. s. w. worüber u. s. w. wofür u. s. w. der
Hochwürdige Herr Joannes sich selbst und seine Erben
u. s. w. der genannte Pater Cornelius aber das Nor-
bertiner-Collegium und seine Güter u. s. w. und
Rechte u. s. w. in Form der apostolischen Kammer mit
den Clauseln der Citation und Obligation u. s. w. je-
der Appellation entsagend u. s. w. zustimmend u. s. w.
und so schwuren sie mit der Hand auf dem Herzen;
über welches alles u. s. w.

Verhandelt zu Rom in der Wohnung des genann-
ten Hochwürdigen Herrn Joannes u. s. w. in Gegen-
wart u. s. w. vor den Zeugen u. s. w.

Ich Martinus Nucula, Notarius der apostoli-
schen u. s. w. habe gegenwärtige Schrift unterzeichnet
und auf Verlangen veröffentlicht.

Bei Stelle † des Siegels.

2. Die vom ermländischen Bischof Andr. Stan. v. Hatten unlängst gegründeten Stipendien⁹⁾.

An die milden Stiftungen der hiesigen Kathedrales Kirche vermache ich eine Summe von 10,000 Thlr. in Staatspapieren zur Unterstützung junger Studirender auf dem Gymnasium zu Braunsberg. Ein Hochwürdiges Domcapitel bitte ich die Aufsicht und das Patronat dieser Stiftung gütigst zu übernehmen, so wie die Administrationskosten dafür, nach dessen Belieben zu bestimmen.

Wenn Jemand von meinen nahen Verwandten, das heißt die Descendenten meiner Erben und in deren Ermangelung die Descendenten von dem Major außer Diensten Joseph v. Hatten, gegenwärtig in Drozdowen wohnhaft, in das Gymnasium aufgenommen wird, und durch ein Gezeugniß eines Erben oder seiner Nachfolger präsentirt wird, und katholischer Religion ist, so hat selbiger den Vorzug, daß er ein Stipendium gleich in den geringern Klassen, auch wenn er keinen Beruf zum geistlichen Stande haben sollte, und sich einem andern Fache der Wissenschaften widmen wollte, mit 180 Thlr. beziehen mag, und bei einem der Herrn Lehrer in Logis und Kost gegeben werde, um unter guter Aufsicht gestellt zu sein. Außerdem überlasse ich die Wahl vorläufig noch zweier Subjecte Einem Hochwürdigem Domcapitel, nur wünsche ich, daß es solche seien, welche sich dem Geistlichen Stande widmen und wenigstens sich in Secunda befinden; einem jedweden bestimme ich jährlich 60 Thaler. Wenn ein Jüngling, der geistlich werden will, bereits ein kleines Stipendium von dem Hochwürdigem Domcapitel genießt, so kann demselben dieses bessere und das kleine einem Andern gegeben werden.

9) Auch dieses Document verdanke ich der gütigen Mittheilung des erwähnten Majors v. Hatten.

Der Ueberschuß muß aufbewahrt werden, damit, wenn der Stipendiat aus meiner Verwandtschaft, eine Universität bezieht, die Zeit seines nothwendigen Verweillens darauf jährlich 300 Thaler erhalten kann.

Errißt sich der Fall, daß keiner der nähern Verwandten (welche vorzüglich damit bedacht werden sollen) weder auf dem Gymnasium, noch auf einer Universität ist, so überlasse ich es ganz dem Ermessen Eines Hochwürdigen Dom-Kapitels, wie selbiges diese Stiftung zu Gunsten anderer zum geistlichen Stande sich bildender junger Männer, verwenden wolle, doch immer mit der Rücksicht, daß man mit meinem Erben oder seinem Nachfolger darüber einverstanden ist, ob nicht ein qualifizirter Verwandter sich befinde, der davon nach meinem Willen Gebrauch machen könnte. Die edlen Bestnungen meiner theuren Brüder sind mir Bürge, daß Sie für die Erziehung brauchbarer Geistlichen sowohl, wie für meine Angehörige sorgen werden.

Der Unterzeichnete verdankt die vorstehende Mittheilung einer ausdrücklichen Aufforderung und spricht hiefür seinen verbindlichsten Dank mit der Bitte aus, diesen Blättern recht oft solche Mittheilungen zugehen zu lassen.

R i c h t e r.

I.

Die Schullehrer-Seminare in ihrem Verhältniſſe zur Volksbildung.

Vom Seminar-Direktor Sluymer in Pr. Eylau.

Unsere öffentlichen Blätter haben in jüngster Zeit eine Reihe von Mittheilungen über Ackerbau und Industrie enthalten, die jeder Gebildete gewiß mit um so größerer Theilnahme gelesen, als sie für die steigende Wohlfahrt der Provinz in unzweideutigen Thatfachen erfreuliches Zeugniß ablegten. Wenn es indeß eine unbestrittene Wahrheit ist, daß es für ein Land noch andere, höhere Interessen, als die bloß materiellen giebt, und wenn überdies in den Ereignissen des Tages sich auch für sie ein ungewöhnlich lebhafter Antheil offenbart, dann mag es wohl so unpassend nicht sein, auch diese öffentlich schärfer zu beleuchten. Ja dies wird sogar zur unabweislichen Pflicht, sobald es den Anschein gewinnt, daß hier vornehmlich ein fauler Fleck zu finden, an welchem unser Volksleben krankt. Ob und in wiefern dies Wahrheit, darf dann, ja sollte ein jeder Vaterlandsfreund fragen. Daß hiebei unser Volksschulwesen zunächst in Betrachtung zu ziehen, wissen die Zeitungsleser; und da jenes vorzugsweise in den Seminaren, die ihm seine Lehrer heranbilden, wurzelt, so kann es nicht fehlen, daß jeder Tadel, jeder Angriff des ersteren auch letztern mit trifft. Und dies mit um so größerem Rechte, als auch hier, wie in Preußen überall auf dem Gebiete des geistigen Schaffens, die Leistungen zwar mit Sorgfalt überwacht werden, übrigens aber die nöthige Freiheit gestattet ist, und weder im Gebrauch der Lehrmittel, noch in dem der Methoden und Lehrgänge irgend ein

Zwang stattfindet. Nun muß freilich der Betheiligte stets Bedenken tragen, in der eigenen Angelegenheit das Wort zu nehmen, da eine gute Sache sich selbst vertheidigt. Werden indeß aus jenen Anklagen Folgerungen gezogen, welche die edele Pflanze der Volksbildung in ihrem ersten, langsamen Aufwuchse gefährden, somit dem Vaterlande ein theures, durch große Opfer kaum zur ersten Entwicklung gebrachtes Kleinod zu verstümmeln drohen, dann ist Schweigen Sünde, ist Treulosigkeit für einen Jeden, dem die Pflege eines so wichtigen Gutes, wenn auch nur theilweise, anvertraut ist. Darum entschuldige der geneigte Leser die nachfolgenden Zeilen. Diese Bitte aber thut um so mehr noth, als ich, um auch in den genauesten Details die strengste Wahrheit verbürgen zu können, viel von der eigenen Anstalt zu reden mich genöthigt sehe. Schelte man dies also nicht als eitele Ruhmredigkeit. Die Seminare sind ja durchaus öffentliche Anstalten, die jeden Gebildeten, der sich darin umschauen möchte, stets herzlich willkommen heißen; da ließe sich ja dann wohl von dem redlichen Zweifler noch ein anderes, gerechteres Verfahren auffinden. — Vor Allem aber mögen die Schwesteranstalten in der Provinz in solchem Hervorheben des Eigenen keine Zurücksetzung ihrer Leistungen erblicken. Denn ich weiß sehr wohl, daß, wenn auch im Einzelnen manche durch die Eigenthümlichkeit der Personen und Verhältnisse bedingte Verschiedenheit stattfindet, wir im Wesentlichen doch übereinstimmen und zusammen stehen oder fallen. Doch zur Sache.

Die Seminare sind Anstalten, denen es obliegt, für ihre Provinz und insbesondere für den Regierungsbezirk, in dem sie sich befinden, Jünglinge, welche Neigung und Befähigung dazu haben, zu Elementarlehrern auszubilden. Ein Direktor und drei bis fünf Lehrer machen das Lehrpersonal aus, welches meistens 40—80 Seminaristen in zwei oder drei Klassen, je nachdem der Kursus zwei- oder dreijährig ist,

— 9 —
 unterrichtet. Mit jedem Seminare ist zur Übung
 der angehenden Lehrer eine Dorfschule, Übungsschule
 genannt, verbunden, mit mehreren derselben
 (Königsberg, Angerburg, Marienburg) auch eine
 Taubstimmenschule. Die Anstalten zu Königsberg,
 Karalene, Angerburg, Pr. Eylau, Marienburg und
 Senkau (bei Danzig) bilden evangelische, die zu
 Braunsberg und Graudenz katholische Schullehrer.
 Karalene, Braunsberg, Graudenz und zum Theil
 auch Königsberg haben sogenannte »geschlossene«
 Seminare, in denen die Zöglinge im anstaltlichen Ge-
 lände beisammen leben, freie Wohnung und Kost er-
 halten; die übrigen Anstalten, deren Seminaristen
 zerstreut bei den Bürgern wohnen, heißen »freie«
 Seminare und gewähren ihren Zöglingen eine mehr-
 fach abgestufte, baare Unterstützung von 2—3 Thlr.
 monatlich. — Der Etat unserer Anstalt, die eine der
 frequentesten ist, beträgt 4353 Thlr., wonach es sich
 leicht beurtheilen läßt, ob der Kostenaufwand, den
 diese Institute verursachen, wirklich beträchtlich zu
 nennen sein dürfte. *)

Die jüngeren Leute, welche zu den jährlich abzu-
 haltenden Ausnahme-Prüfungen in den Seminaren
 sich einfinden, sind dem größten Theile nach Zöglinge
 der Dorfschulen. Dort zeichneten sie sich durch Liebe
 zum Lernen und gutes Betragen aus, wurden dem
 Lehrer, vielleicht auch dem Herrn Schulinspektor
 werth, im Unterricht oft als Helfer benutzt, erhielten
 in der Regel auch von den genannten Männern un-
 entgeltlich oder für geringe Gegendienste noch manche
 Nachhilfestunde. Nach der Einsegnung arbeiteten
 die meisten schon an Schulen theils als wirkliche
 Hilfslehrer mit 10—15 Thlr. jährlichen Gehaltes,
 theils nur zur eigenen Übung ohne Anstellung und

*) Der Unterhalt eines einzigen Remontedepots,
 welches dem Staate für ein Jahr einige hundert Pferde
 verpflegt, soll c. 20,000 Thlr. betragen.

Besolzung: so von den jetzt hier anwesenden 75 Seminaristen 61, und selbst unter den übrigen 14 sind noch mehrere, die wenigstens als Privatlehrer schon unterrichtet haben. Leute, welche sich bereits 2—3 Jahre lang in solcher Weise versucht, kann man nicht mehr mit Knaben gleichstellen, die nach vollendeter Schulzeit in einen Beruf hineinflaufen, ohne seine Anforderungen, seine Freuden und Leiden auch nur in einigem Grade zu kennen.) Vielmehr haben sie, die zum Theil ohne irgend einen Lohn, ja meistens ohne sonderliche Anerkennung ihrer Bestrebungen, oft kämpfend mit mancher Mühe und Noth arbeiteten, hinlängliche Gelegenheit gefunden, ihre Kraft, ihren Muth für den schweren Lebensberuf zu erproben. Durch die vorgesezten Lehrer und Pfarrer oft ja recht gemessen und selbst bei öffentlichen Schulvisitationen nach ihren geringen Leistungen gewürdigt, überdies an guten Büchern stets, an tüchtigen Mustern häufig Mangel leidend, haben sie wohl oft sich fragen müssen: »warum willst du denn eigentlich Lehrer werden? und bist du auch dafür geeignet?« Und da nun Leute, denen es an körperlicher Rüstigkeit und Gaben des Geistes gebricht, bei der dem Seminare sich reichlich anbietenden Auswahl abgewiesen werden, (zu 20—25 Stellen haben wir in der Regel 50—60, einmal sogar 93 Bewerber gehabt!), so ist doch anzunehmen, daß die Aufgenommenen am ehesten auch für den Eintritt in andere Berufskreise, welche ein freieres Leben und größeren Gewinn verheißen, geschickt sein mochten. Darum aber liegt auch die Voraussetzung sehr nahe, daß die meisten der ins Seminar eintretenden Zöglinge theils durch den Hinblick auf einen verehrten und im Segen wirkenden Lehrer, theils durch Liebe für geistige Arbeit überhaupt, theils auch durch die Freude, welche ihnen die Beschäftigung mit den Kleinen bereits gewährte, — also durch achtungswerthe Motive zu dem Lehrerberufe hingezogen wurden. Allerdings kommt hin und

wieder auch Einer hinetn, der selbst nicht weiß: wie und warum?, doch werden wir bald sehen, daß ein solcher auch wieder hinauskam, ohne Lehrer zu werden. Ich muß jedoch noch zweier Umstände erwähnen, welche die eben besprochenen günstigen Verhältnisse merklich modifiziren. Mehrere Seminare, z. B. auch das hiesige, sind verpflichtet, auch für die polnischen und litthauischen Gegenden Lehrer zu bilden, welche, an deutsche Sprache und Gessittung sich hier gewöhnend, beide in umsichtiger Schonung dorthin verpflanzen sollen. Da nun aber die jungen Leute schon bei ihrem Eintritte beider Sprachen mächtig sein müssen und sich solche immer nur in sehr beschränkter Zahl zur Prüfung stellen, so sind wir allerdings genöthigt, an ihre Kraft und Vorbildung einen etwas geringeren Maasstab anzulegen. Indes gleicht sich die daraus in der Anstalt entstehende Verschiedenheit der Zöglinge mit jedem Jahre mehr aus, und schon haben wir so manchen jungen Lehrer nach Masuren und Litthauen entlassen, dem man es nicht weiter anmerkte, daß er die Sprache jener Gegenden als seine Muttersprache redete. — 2) Alle Seminare bilden außer ihrer bestimmten Anzahl von »Zöglingen«, die der Staat unterstützt, noch, je nachdem es der Raum und die Lehrerkräfte gestatten, eine gewisse Anzahl von Seminaristen aus, welche unter dem Namen »Hospites« sich selbst unterhalten und nur freien Unterricht genießen. Ihre Zahl ist nach den Anmeldungen wechselnd, und da solche Leute für einen 3jährigen Coursus doch einen Kostenaufwand von c. 150 Thlr. machen müssen, nicht selten aber im Laufe der Zeit sich dazu unvermögend erkennen, so kommt hier mancher unersreuliche Wechsel vor, indes doch nur mit den zugleich geistig schwachen Leuten, da die tüchtigern immer schon nach Jahresfrist in eine Unterstützungsstelle einzurücken pflegen. Zur Annahme solcher Hospites — wir haben derer stets 10—18 bei 63 Zöglingen — sind die Lehrer-Collegia zwar nicht genöthigt, doch

wird. dies um der Kostenersparniß willen gewünscht, auch vom Staate mit Dank und, soweit die anstaltlichen Fonds es gestatten, selbst in anderer Weise gern anerkannt.

Die Aufnahme-Prüfung geht vornehmlich dahin, die Anlagen des Geistes und Gemüthes, so wie den allgemeinen Bildungsgrad der Leute zu erforschen und erstreckt sich daher nur auf folgende Gegenstände: biblische Geschichte, um besonders die gemäthliche Auffassung derselben zu erkennen, — Lesen und Wiedererzählen nebst einem kleinen Aufsatz über ein leichtes Thema, woraus der Grad der erlangten Sprachrichtigkeit und Gewandtheit ermittelt wird, — Erklärung von Sprüchwörtern und Sinnsprüchen, — die Elemente des Kopfrechnens und etwas physikalische Geographie (Elementargeographie), um zu sehen, wie der junge Mensch seine Umgebungen anschaut, — dazu noch eine Gesangsprobe; weiter nichts! Daß wir aber auf die beigebrachten Zeugnisse ein ganz besonderes Gewicht legen und diejenigen Leute vorzugsweise berücksichtigen, welche die als tüchtige Pädagogen uns bekannten Pfarrer als sittlich und gut beanlagt uns schildern und überdies wegen ihrer Leistungen in der Schulpraxis empfehlen, dürfte wohl Niemand tadeln wollen. Mit Dank gegen unsere höchst liberalen Behörden muß ich es jedoch anerkennen, daß von ihrer Seite zwar zuweilen ein Vorschlag zur Aufnahme gemacht, aber nie auch nur durch die leiseste Andeutung ein nöthigender Einfluß ausgeübt wird, so daß wir selbst Leute abschlägig bescheiden durften, die sich an Se. Majestät gewandt hatten und durch alle Behörden uns zugewiesen waren. *)

*) Man vergleiche hiemit die allerdings sehr abweichende Darstellung desselben Gegenstandes, welche Herr Waisenhaus- und Seminar-Direktor Steeger zu Königsberg im Preuß. Volksschulfreunde p. 1841. Hoft 2. p. 145 ff. gegeben hat. Schreiber dieser Zeilen kennt aus jähriger Arbeit an derselben Anstalt sehr genau die fest-

Bei ihrer Aufnahme in die Anstalt machen sich die Seminaristen durch Unterzeichnung einer sehr detaillirten Darstellung der Rechte und Pflichten, in welche sie hier treten, zu deren gewissenhafter Beachtung verbindlich. So z. B. erhalten sie jährlich für c. 1½ Thlr. an Büchern und Schreibmaterialien, werden im Erkrankungsfalle mit ärztlichem Beistande und Medizin unentgeltlich versorgt, dürfen keinen Tabak rauchen, keine Wirthshäuser besuchen, machen das Holz für die Heizung der Klassen selbst klein, werden aber doch von den Lehrern »Sie« genannt und weder in Thaten noch Worten gröblich behandelt. In dem Verhältniß eines Vaters zum heranwachsenden Sohne suchen wir zu unsern Zöglingen zu stehen. Ob unsere Disciplin eine strenge zu nennen sei, vermag ich nicht zu sagen. Die Ermahnung, die Rüge unter 4 Augen, in der Klasse oder am feierlichen Wochenschlusse vor der ganzen Anstalt, das Einschreiben in ein Klassenbuch, welches für die Zöglinge jedesmal Zurücksetzung in der sechsfach abgestuften baaren Unterstützung, für die Hospites nach mehr-

lich höchst schwierigen Verhältnisse, unter denen sie in ihrer Doppelbestimmung als Pädagogium und Seminar zumal in einer großen Stadt zu wirken hat; er erinnert sich auch, daß jenes Seminar seinen Zuwachs meistens aus der großen Zahl solcher Leute erhält, mit denen es in den Gymnasien und höheren Bürgerschulen nicht recht fort wollte, und weiß aus der Anschauung des hochbegabten, rastlos thätigen Preuß, wie unendlich schwer es ist, unter solchen Umständen bei so geringen disciplinaren Mitteln den Geist der Zucht, der Demuth, des stillen, emsigen Schaffens, der begeisterten Liebe für den Lehrerberuf in solche Jünglinge zu hauchen. Doch hätte Herr D. St. eben darum auch nicht seine Anstalt als den Typus aller Seminare der Provinz darstellen und am allerwenigsten von den in unsern Tagen schon oft mit Unrecht angegriffenen Behörden aussagen sollen, daß sie „die Unterbringung vieler Jünglinge in den Seminaren verlangten“, da dies schwerlich durch Thatsachen zu belegen sein dürfte.

maltiger Wiederholung Entfernung aus der Anstalt zur Folge hat, sind unsere Strafmittel, denen sich bei den Zöglingen noch eine fast gänzliche oder völlige Entziehung der Königl. Unterstützung und ebenfalls Verweisung aus der Anstalt beigesellen kann. Die Lehrer-Conferenz entscheidet über die Anwendung der schwereren Strafen, muß aber natürlich auch auf die Rechtfertigung derselben gefaßt sein. Fragt nun der geneigte Leser, wie wir hiemit auskommen, so antworte ich gern durch Zahlen. In nun fast 7 Jahren wurden in das Album des hiesigen Seminars 294 junge Leute eingetragen, von denen 41, also etwa der siebente Theil, ohne die Lehrerprüfung zu bestehen, abgegangen; und zwar mußten 8 als unfttlich verwiesen, 26 wegen zu geringer Befähigung — sie waren sämmtlich entweder Hospites (10) oder Polen (14) oder Litthauer (2) — den Rath erhalten, einen andern Beruf zu erwählen, 2 waren zu kränklich und starben bald nach dem Abgange und 5 verließen aus Armuth die Anstalt, erwarben sich aber später ein gutes Zeugniß der Anstellungsfähigkeit. *)

Ob nun die Seminar-Zöglinge sich im Allgemeinen sittlich gut führen und somit die erste, unerlaßlichste Eigenschaft angehender guter Lehrer besitzen? Eine Gewissensfrage, die beim redlichsten Streben nach Wahrheit schwer zu beantworten. Denn — welches Menschen Auge blickt in die verborgenen Tiefen? und wer wüßte nicht, daß, was heute noch

*) Gewiß machen die übrigen Seminare ähnliche Erfahrungen. Hienach aber wird sich die Wahrheit des nachstehenden Steegerischen Ausspruches leicht beurtheilen lassen. Er sagt a. a. D. p. 147: „Die Seminarien sind Schulmeister-Fabriken, Anstalten, die ihr Fabrikat am promptesten abliefern; wer in sie hineingeräth, der muß ein Schulmeister werden, es mag biegen oder brechen.“ Allerdings, aber wenn es bricht, dann wird er eben kein Schulmeister! — Von den Verwiesenen waren 6 Polen, darunter 4 ehemalige Gymnasiasten.

für Wahrheit gilt, morgen schon als arge Täuschung sich erwiesen haben kann. Darum für ganze Anstalten, wie für den Einzelnen: wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle und bitte Gott in der Stille: nimm deines heiligen Geistes Kraft nicht von uns. — Neben dem angestregten Fleiße, den wir fordern, dürften die hier gezeitigten guten Früchte dem biblisch christlichen Religionsunterrichte vornehmlich zu danken sein, der, wie in den übrigen evangelischen Seminaren des preussischen Vaterlandes, so auch in den meisten hiesigen als eigentliche Lebenskraft Alles zu durchbringen, zu begeistern strebt. Von vorne herein wird unser Zögling auf die hohe Bedeutung aufmerksam gemacht, welche der von ihm erwählte Beruf für die Förderung des Reiches Gottes auf Erden, für das äußere und innere Gedeihen des theuern Vaterlandes haben kann, haben soll. Mit möglichster Klarheit und Schärfe wird ihm aber auch die Nothwendigkeit vorgehalten, sich demselben mit ganzer Seele und allen Kräften hinzugeben, allem eiteln Tand, jeder unnützen, Geld, Zeit und Kraft zersplitternden Zerstreung zu entsagen, um so erhabenen Anforderungen einigermaßen zu genügen. Eine religiös-christliche und zugleich patriotische Begeisterung suchen wir in den jungen Semilthern zu entzünden, welche um des göttlichen Beifalles und der ewigen Seligkeit willen in reiner Nächstenliebe sich mit freudigem Muthe dem schweren, doch edelen Werke der Menschenbildung hingiebt, ob auch der dafür zu hoffende zeitliche Lohn ein recht spärlicher wäre. — Außer den eigentlich für Religion und Pädagogik bestimmten Unterrichtsstunden dienen hiezu besonders die 15—20 Minuten dauernden, mit Choralgesang, den die Orgel begleitet, besungenen und beschlossenen täglichen Morgengebete, in welchen die Lehrer abwechselnd in kurzen, meistens freien Vorträgen bald im Allgemeinen des Christen Glauben und Leben, bald die eigenthümlichen Bezie-

hungen: Schildern; in welchen der Seminarist, der Lehrer zu beiden steht. — So wie der Landmann lange nicht weiß, ob die von ihm gestreute Saat aufgehen werde und Frucht bringen, also auch wir; doch säen wir auf des Herrn Geheiß fort und fort frohlich in Hoffnung; und leben der guten Zuversicht, daß er der treuen Arbeit, welche die Förderung seines Reiches erstrebt, den Segen nicht versagen könne. — Und ob es wohl bei vielen gelingen mag? Wer wüßte es nicht, daß die Brust unverdorbenen, kräftiger Jünglinge der empfänglichste Boden für heilige Gefühle und edele Begeisterung ist? Sollte aber dennoch das beste Theil davon alsbald verloren gehen — und das weiß nur der Herzenstündiger — wer möchte da ausschließlich oder auch nur vorzugsweise die Seminare anklagen, bevor er nicht den Beweis geführt, daß jenes Streben Thorheit sei? — Viel, sehr viel gehört zum durchgebildeten, wahren Christen; wer Jünglinge schnell dazu zu machen hofft, täuscht sich, vielleicht auch sie, erfahrene Männer schwerlich. Und doch dürfen wir unsere Zöglinge getrost ins Lehramt entsenden, wenn sie nur 2 Kleinigkeiten aus der Anstalt wirklich mitnehmen: gründliche Kenntniß der reinen Lehre und Ehrerbietung vor dem Heiligen. Für das Uebrige muß und wird dann der Herr selbst sorgen, der seine Kirche trägt mit starker Hand und die Kleinen geherzt und gesegnet.

Der Unterricht, welchen die Seminaristen bei uns in 36 Stunden wöchentlich empfangen, bietet wohl manches Eigenthümliche dar. Zunächst in methodischer Hinsicht: In keinem Lehrgegenstande herrscht ein kathedertartiger Vortrag, oder gar das leidige Diktiren und Hefeschreiben; nur in der Geschichte wird vor- und nacherzählt, sonst überall entwickelndes Gespräch angewandt. Auch sehen wir 2) in keinem Unterrichte irgend ein Maas von Kenntnissen voraus, fangen vielmehr überall ab ovo d. h.

von den ersten Elementen an, so daß z. B. der Eintritt in einen vollständigen Curfus im Latein durchmacht, das Rechnen mit den einfachsten Uebungen im Zuzählen und Abziehen anhebt u. Die Lehrgänge aber, welche in obiger Weise durchgearbeitet werden, sind in lückenloser Fortschreibung vom Einfachen zum Aufnahmengesetzten, vom Nahen zum Fernen u. so geordnet, daß sie mit geringen Modifikationen auch für die Volksschule anwendbar sind, wobei es sich indeß von selbst versteht, daß in letzterer das Ziel bedeutend näher gesteckt und auf jede der elementarischen Uebungen viel mehr Zeit verwendet werden muß. — Wir geben 3) überall dem Alltäglichen und Vaterländischen den Vorzug vor dem Seltenen und Ausländischen und zwar besonders darum, weil wir 4) nirgends von Definitionen, Regeln und allgemeinen Theorien ausgehen, was nirgends in philosophische Deduktionen und Abstraktionen verstricken müßte, sondern überall mit der Erfahrung, der äußern oder innern Anschauung anfangen. Auf ihre klare und sichere Erfassung dringen wir immer zunächst, fragen dann: woher? warum? wozu? und lassen endlich die hiedurch gewonnenen Gründe und Gesetze mit verwandten allgemeinen Wahrheiten verknüpfen, in ihren Folgerungen würdigen. Und hievon dürfte denn wohl die Rechtfertigung liegen, weshalb wir unsern Lehrer der Volksschule eine gründliche und, da sie durch Wissenschaften erworben wird, auch wissenschaftliche Bildung nicht absprechen zu dürfen glauben, obgleich wir selbst behaupten, daß er weder eine gelehrte Bildung, noch deren Schein empfangen.*) Doch auch eine lückenlose kann sein

*) Wir finden die charakteristischen Kennzeichen der gelehrten Bildung in folgenden 3 Stücken: Sie beruht 1) auf einer historischen Basis, so daß der, welcher sich ihres erfreut, den Entwicklungsgang der Wissenschaften kennt, und nach den Quellen darzustellen im Stande ist. Sie offenbart sich 2) in dem Drängen, eine

Bildung gekannt werden, da er auf obige Weise in alle Schulwissenschaften eingeführt und durch dieselben in seinem Verhältnisse zu Gott, zu seinen Mitmenschen und der ihn umgebenden Natur orientirt wird, mit Klarheit dasselbe auffassen, mit einiger Sicherheit sich darin bewegen lernt. — Fragt man aber: warum dies Alles? so muß ich erwidern: nicht nur weil viele dieser Männer an Bürgerschulen angestellt werden, und man dort dergleichen Kenntnisse von ihnen fordert, sondern auch weil es unerläßlich scheint, daß der Mann, welcher andere bilden soll, zuvor selbst wirklich gebildet sei; weil ferner, wenn man auch neuerdings Maschinen erfunden hat, die mit großer Sicherheit rechnen, es doch noch an einer fehlt, die auch nur ein verständiges Rechnen lehrt; weil endlich in der That Niemand selbst den »Kinderfreund« recht behandeln und erklären, geschweige denn einen guten, die verschiedenen Lebensbeziehungen in einen Brennpunkt einenden, Kopf und Herz befriedigenden Religionsunterricht geben kann, ohne eine Bildung, wie die bezeichnete, zu besitzen. Darum stimmen denn auch hierin alle Seminare in den evangelisch deutschen Ländern überein und weichen höchstens in der Verbindung der Unterrichtsgegenstände, in der Absteckung der Lehrziele: c. von einander etwas ab. Unsere Lehrgegenstände sind also folgende:

1. Religion. (Biblische und Kirchengeschichte — Bibelklärung — Glaubens- und Sittenlehre — alle 3 Jahre hindurch 4—6 Stunden wöchentlich, die für die praktische Uebung ungerechnet) Ziel: möglichst klare Ueberschauung der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, — Fertigkeit, die h. Schrift

Wissenschaft aus gewissen allgemeinen Wahrheiten nach logischen Prinzipien zu konstruiren und erhebt 3) ihren Eigener in den Resultaten der Wissenschaft und durch diese zu allgemeinen philosophischen Anschauungen. — In den Seminaren Nichts von dem Allen!

aus sich selbst zu erklären und für das Leben fruchtbar zu machen, zu welchem Zwecke die schwierigsten Abschnitte des Neuen und auch viele des Alten Testaments in skatarischen Lektionen nach der lutherschen Uebersetzung gelesen und im entwickelnden Gespräche erklärt werden; — klare und gemüthliche Erfassung der evangelisch-christlichen Glaubens- und Lebenslehre auf Grund der lutherschen 5 Hauptstücke, die der Unterricht nur ihrem wunderbar reichen Inhalte und schönen Zusammenhange nach darzulegen bemüht sein darf.

2. Lesen. (1—3 Stunden wöchentlich.) Durch-
arbeitung eines vollständigen Cursus nach der Laut-
lehre, Lesen und Erklären des Anderfreundes von
Preuß und Bletter, dann einiger Gedichte und pro-
saischen Muster unserer bedeutendsten Klassiker.

3. Deutsche Sprache. (3—4 Stunden
wöchentlich.) Ein Vorbereitungs-Cursus macht
praktisch (nach Preuß) mit den Wortarten bekannt,
dann Satzlehre (nach Wurst — Becker), dann gründ-
lichere Erfassung der Wort- und Wortbildungslehre.
Das Ziel: Sprachverständnis, Richtigkeit und Ge-
wandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck
wird von den Fähigsten vollständig, von der Mehr-
zahl in befriedigender Annäherung erreicht. — Alle
14 Tage ein Aufsatz, dessen Thema in den 2 ersten
Jahren gewöhnlich aus der uns nahe liegenden Welt-
und Lebensanschauung, im letzten häufig aus dem
Gebiete des Lehrerberufes genommen wird. Im
dritten Jahre hat auch jeder Seminarist 1—2mal Ge-
legenheit, über einen größeren pädagogischen Aufsatz
oder ein ganzes Buch einen etwa $\frac{3}{4}$ Stunde lang
währenden, den Hauptinhalt darstellenden, aber nicht
rezensirenden, freien Vortrag vor seiner Klasse zu
halten.

4. Rechnen. (3—4 Stunden wöchentlich)
wird in allen Seminaren auf eine geistbildende Weise
(nach Scholz, Sommer, Kaverau u. a.) betrieben.

Kopfrechnen vorherrschend; Gebrauch der Tafel nur zum Behalten größerer Zahlen. Das Ziel: Bewußte Fertigkeit in der Körperberechnung, Zins-Discount, Wechsel- und Gesellschaftsrechnung wird ziemlich von allen Zöglingen erreicht. Daneben werden in den meisten Seminaren die Schüler sehr viel mit sogenannten Verbandsaufgaben d. h. solchen Aufgaben beschäftigt, für die man keine bestimmte Lösungsform hat und braucht, sondern deren Resultat man durch eine Reihe von Schlüssen finden kann, während sie gewöhnlich durch allgebraische Gleichungen berechnet werden.

5. Größenlehre. (2 Stunden wöchentlich.) Betrachtung und Beschreibung der einfachsten mathematischen Körper, dann Logometrie, Planimetrie und die Elemente der Stereometrie mit möglichst reichlicher Anwendung auf das praktische Leben; Decimalbrüche und die Buchstabenrechnung in den 4 Species. Das Lösen der Gleichungen wird absichtlich vermieden (s. Rechnen).

6. Naturlehre. *) (1—2 Stunden wöchentlich.) Ziel: Kenntniß der allgemeinen Eigenschaften der Körper und der gangbarsten, hierauf sich beziehenden gewerblichen oder wissenschaftlichen Geräthe; sodann Einsicht in den Verlauf der wichtigsten Naturerscheinungen. — Die meisten Anstalten besitzen einen ziemlich ausreichenden physikalischen Apparat, um dem Unterricht überall von der Anschauung aus gehen zu lassen, legen jedoch auf diejenigen Versuche

*) Daß bei diesem und den nachfolgenden Lehrgegenständen namentlich von Jungen, für eine Wissenschaft begeisterten Lehrern oft etwas weiter gegangen und mancher Apparat oder Naturkörper, sowie manche geographische oder geschichtliche Notiz mehr, als nöthig wäre, zur Kenntniß der Seminaristen gebracht wird, ist allerdings nicht zu läugnen. Der Kundige weiß indes, wie sehr schwer hier die rechte Mitte zu treffen, und daß nach einigen Jahren sich dies von selbst ausgleicht.

den größten Werth, zu denen sich die Mittel in jeder Haushaltung darbieten.

7. Naturgeschichte. (2 Stunden wöchentlich.)

Ziel: auf eigene Anschauung gegründete, durch Beschreiben befestigte Kenntniß der für den Haushalt der Natur und Menschen wichtigsten Naturkörper; eben darum vorzügliche Berücksichtigung der einheimischen Pflanzen und höheren Thiere, so wie der Anthropologie. — Die hiesige Anstalt besitzt über 100 gut ausgestopfte Thiere, einige Skelete, eine kleine Mineraliensammlung und mehrere gute Kupferwerke, welche alle fleißig benutzt werden. Jeder unserer Seminaristen legt sich eine Sammlung von Pflanzen (circa 2—300 Arten), von Insekten, auch wohl einigen Mineralien an, um sich hiedurch vor dem Vergessen zu schützen. Die Spaziergänge der jungen Leute erhalten dadurch einen bestimmten Zweck und eigenthümlichen Reiz.

8. Erdkunde. (1—2 Stunden wöchentlich.)

Ziel: Klare Erfassung der geographischen Grundbegriffe durch sorgsame Betrachtung der Umgebung, alsdann spezielle Kenntniß des Vaterlandes in jeder Beziehung; daran angeschlossen Deutschland, Europa und die übrigen Erdtheile in abnehmender Ausführlichkeit. Eine hinreichende Kartensammlung und manches gute Kupferwerk dient durch seine Darstellungen merkwürdiger Gebäude, Völkersitten u. zur Belebung des Unterrichtes.

9. Geschichte. (1—2 Stunden wöchentlich.)

In einem Jahre vaterländische Geschichte, nicht vom Lehrer, sondern von den Schülern (nach Heinel) erzählt, von jenem nur ergänzt; im zweiten Jahre allgemeine Weltgeschichte, etwa nach Welter's anschaulicher trefflicher Darstellung; im dritten Jahre Wiederholung beider. — Man sieht hieraus zur Genüge, wie sehr, wenigstens bei letzterer, sich die Anstalten auf allgemeine Uebersichten und nur spärliche Hervorhebung

der bedeutendsten Charaktere und Ereignisse beschränken müssen.

10. Zeichnen. (2 Stunden wöchentlich.) Das Ziel: saubere, perspektivische Darstellung von Geräthen, Bauwerken und selbst kleinen Landschaften auch mit Schattengebung; anfangs nach dem Augenmaasse, später mit bewusster Anwendung der Regeln wird von vielen Zöglingen erreicht. Copiren ist Nebenfache. Gebrauch der schwarzen Kreide, Arbeiten mit der Feder und Tusche herrschen vor; Einzelne versuchen in der letzten Zeit auch wohl Pinsel und Farbestoffe einigermassen zu handhaben.

11. Schreiben. (1—2 Stunden wöchentlich.) Ein mit Vorübungen und den ersten Grundstrichen beginnender calligraphischer Cursus wird durchgemacht und auf schöne Currentschrift vornehmlich gedrungen; doch bleibt für die Uebung in grössern, freien Schriftzügen und deren Verzierung auch noch einiger Raum übrig.

12. Singen. (3 Stunden und mehr.) Jeder Seminar-Zögling lernt 2—300 Choralmelodien auswendig und mit Sicherheit singen, außerdem wird eine gute Gesangschule (etwa die von Karow) durchgearbeitet und das Vom-Blatte-Singen leichter Lieder, Motetten u. erstrebt, zum guten Theile auch wohl erreicht. — Zur Leitung des Gesangunterrichtes in Schulen lernen alle Zöglinge unserer Anstalt etwas Violinspiel.

13. Leibesübungen. (2 Stunden wöchentlich.) Seit 4 Jahren sind sie in unsern Stundenplan aufgenommen und allen übrigen Lehrgegenständen gleichgestellt. Im Sommer wird von 4—5 Uhr, im Winter von 11—12 Uhr geturnt und zwar bei gutem Wetter auf dem anstaltlichen Spielplatze, bei Regen und großer Kälte (bis 15 oder 16°) in einer offenen Remise. Die nöthigen Geräthe sind vorhanden.

Die guten Folgen sieht man an der Rüstigkeit unserer Zöglinge und den Ersparnissen des Medizin= Stats. *)

Zu diesen allgemeinen Unterrichtsfächern kommen noch folgende Berufs= Gegenstände:

14. Harmonielehre. (2 Stunden wöchentlich.) Das Ziel: Aussetzen eines Chorales mit Zwischenspielen nach den Regeln der Harmonie wird von ziemlich vielen Zöglingen, wenn auch nicht ganz fehlerfrei, erreicht; manche gelangen auch dahin, brauchbare Vorspiele zu entwerfen. Gebhardi, Schütz, Kinct u. a. sind unsere Führer und Muster. — Im genauesten Zusammenhange steht hiemit der Unterricht im Klavier= und Orgelspiele. Letzteres Instrument fehlt keinem Seminare und ist in den meisten mit einem Pedale, auch wohl mit 2 Manualen versehen. Die Mehrzahl der aus der Anstalt abgehenden Seminaristen ist im Stande, den Kirchengesang mit der Orgel zu leiten.

15. Erziehungs=, Unterrichts= und Schulkunde. (2—4 Stunden wöchentlich.) Der Lehrer soll mit Bewußtsein, mit möglichst klarer Einsicht in die Gründe das Werk seines Berufes, welches Bildung der Jugend heißt, treiben. Die Bildung vermitteln aber Erziehung und Unterricht; darum muß er mit den Grundsätzen und wichtigsten Regeln beider nicht nur im Allgemeinen, sondern auch sehr speziell vertraut sein. Er muß die Natur des Kindes, überhaupt die Anlagen und Kräfte des Leibes und der Seele kennen und wissen, wie man diese zu freudiger Entfaltung bringen, ihre krankhaften Zustände bekämpfen könne. Ein lebendiges Bild eines guten Lehrers, einer guten Schule muß ihm vor der

*) Im Latein ertheilen wir keinen eigentlichen Unterricht. Doch werden Zöglinge, die bei ihrem Eintritte schon etwa den Livius, Virgil oder dergl. zu übersetzen vermögen, in 1 Stunde wöchentlich extraordindr damit beschäftigt, um es nicht wieder zu vergessen. Noch nie hatten wir 10, oft nur 1—3 solcher Leute.

Seele schweben; mit den verschiedenen Lehrformen muß er vertraut sein und genau anzugeben wissen, wo und wie weit eine jede anwendbar. Der eigenthümlich bildende Einfluß der einzelnen Lehrgegenstände, ihr relativer Werth, ihre gegenseitige Verbindung, die nothwendigen Eigenschaften eines guten Lehr- und Stundenplanes u. muß er mit Deutlichkeit anzugeben vermögen. Und hiezu kommt nun noch als ganz unerlässliche Hauptsache die genaue Kenntniß wenigstens eines guten, für unsere Volksschulen anwendbaren Lehrganges für jeden einzelnen Unterrichtszweig! Wahrlich eine große Aufgabe, die aber darum auch, wie der aufmerksame Leser schon wahrgenommen haben dürfte, unser ganzes Unterrichtswesen durchdringt und in hohem Grade auch durch die von jedem Zöglinge geforderte Privatlectüre unterstützt wird. Unsere Bibliothek ist reich an guten pädagogischen und methodischen Schriften; die Seminaristen fertigen daraus Auszüge an, welche in der Entlassungs-Prüfung den Herrn Commissarien zur Ansicht vorgelegt werden, aber im Besitze der Abgehenden bleiben. — Zum Schlusse im dritten Jahre (Klasse I.) eine kurze Geschichte der Pädagogik und des Schulwesens so wie auch die statarische Lesung eines Buches, welches wie z. B. Sichel's Schulmeisterklugheit oder Schlachter's Andeutungen über Amt und Leben des Lehrers u. den angehenden Schulmann über seine einstige Stellung völlig orientirt.

Die zwei ersten Cursusjahre sind ununterbrochen der theoretischen Ausbildung unserer Zöglinge gewidmet. Nur im 4. Semester werden die ersten, schwachen Versuche in der Praxis gemacht.

Die mit jedem Seminare nämlich verbundene Übungsschule, welche an vielen, doch nicht allen Orten hauptsächlich von Freischülern besucht wird und sich als eine gehobene Elementarschule darstellen soll, steht unter der Oberleitung des Seminar-Directors, welcher für sie den Stundenplan entwirft, die

Lehrgänge bestimmt, die Aufsichten anordnet u. Einer der älteren Seminarlehrer ist dauernd ihr nächster Vorstand, giebt deshalb in jeder ihrer 3 Abtheilungen einigen Unterricht, namentlich in der Religion, hält die Morgengebete, den Wochenschluß, handhabt die Disciplin und führt die spezielle Aufsicht über die äußere und innere Ordnung; den meisten Unterricht aber ertheilen darin die älteren Seminaristen.

Die praktische Ausbildung unserer Zöglinge also leiten wir im 4. Semester durch sogenannte »catechetische Vorübungen« ein, in denen erst gedruckte »Sprechübungen«, die einen Gegenstand der äußeren Anschauung mit kleinen Kindern dialogisch bearbeiten, dann Muster-Catechisationen über ein Religionsthema analysirt, hierauf Entwürfe zu ähnlichen Arbeiten gemacht, endlich populäre Homilien und Predigten in Catechisationen umgeschaffen werden. Unterdeß haben die Zöglinge dieser Stufe auch schon jeder eine Abtheilung kleiner Kinder erhalten, um diese in den Elementen des SchreibleSENS und Rechnens zu unterrichten, haben auch durch Beaufsichtigung der Kinder auf dem Spielplatze sich diesen gemüthlich zu nähern begonnen. Gegen Ende des Semesters halten sie dann auch zuweilen eine Sprechübung oder eine Lektion in biblischer Geschichte mit einer ganzen Schulklasse im Beisein eines Lehrers. — An Gelegenheit, die Seminarlehrer im Unterrichte der Kinder zu hören, zu beobachten fehlt es ebenfalls nicht.

Wenn gleich wir das dritte Cursus-Jahr (Kl. I.) vorzugsweise »das praktische« nennen; so giebt doch jeder Seminarist der ersten Klasse in einer Woche, wenigstens bei uns, nie mehr als c. 6 Stunden in der Übungsschule; alle übrige Zeit hindurch nimmt er an dem in seiner Seminar-Klasse regelmäßig fortlaufenden Unterrichte Theil. Hiedurch ist er in den Stand gesetzt, nicht nur ununterbrochen an seiner eigenen theoretischen Fortbildung zu arbeiten und jede

kleine Lücke durch Privatfleiß auszufüllen, sondern kann auch mit der höchsten Sorgfalt sich auf die wenigen Schulstunden, die er halten soll, vorbereiten.

Wir vertheilen nämlich die in den 3 Abtheilungen der Übungsschule zu leistende Arbeit nach Lehrfächern und zwar so, daß wir bei der hiefür nöthigen Auswahl der Seminaristen zunächst auf deren Tüchtigkeit in den verschiedenen Lehrgegenständen Rücksicht nehmen. Dies kommt nicht nur den Schülkinder zu Gute, sondern hilft auch den Seminaristen wesentlich, weil sie erst dann in der Handhabung der Disziplin und des methodischen Verfahrens einige Sicherheit oder den so wünschenswerthen pädagogischen Tact erlangen können, wenn ihnen der Lehrstoff an sich weiter keine Schwierigkeit macht. Auch ist es ja gleichgültig, woran der Einzelne methodisches Geschick erlangt, wenn er es nur überhaupt und recht frühzeitig sich erwirbt. Da aber die verschiedenen Lehrgegenstände meistens auch die Anwendung eines andern Lehrverfahrens (einer andern Methode) erheischen und z. B. derjenige, welcher eine Schreibstunde gut zu halten, in der Geschichte ansprechend zu erzählen u. versteht, darum noch nicht die Geschicklichkeit besitzen darf, eine ganze Klasse in der Naturbeschreibung bildend zu beschäftigen oder ein entwickelndes Gespräch über einen physikalischen Gegenstand gut zu führen u., so lassen wir regelmäßig am Schlusse jedes Vierteljahres einen Wechsel in den Lehrfächern eintreten. Ausgeschlossen sind jedoch von dieser Art der Vertheilung die Catechismus-Erklärung in der Oberklasse, die biblische Geschichte in der Mittel- und der Anschauungsunterricht in der Unterklasse. Hier unterrichten die Zöglinge der ersten Klasse stundenweise nach der Reihe abwechselnd im beständigen Beisein nicht nur der ganzen ersten Seminar-Klasse, sondern auch eines Lehrers, welcher, wo es nöthig, selbst eingreift und am Schlusse der Stunde nach Entfernung der Kinder die gehörte Lei-

fung nach Form und Inhalt besprechen und freimüthig beurtheilen läßt. So erlangen wir's, daß in diesen höchst wichtigen Lehrgegenständen jeder Zögling die nöthige Übung und Gewandtheit sich aneignen kann, während doch die stetige Einwirkung des Lehrers Einheit in den Unterricht und in die Behandlung der Kinder bringt. Auf diese Weise hat auch am Schlusse des Cursus jeder Seminarist in 8—9 Lehrgegenständen unterrichtet.

Daß bei einer Schule, an der so viele und noch dazu ungeübte Lehrer gleichzeitig arbeiten, überall die strengste Controlle nöthig, wenn nicht Alles chaotisch durcheinander gehen und fallen soll, leuchtet ein. Deshalb sind denn auch mancherlei Aufsichten angeordnet. Da z. B. jedes Lehrfach in der Anstalt durch einen Seminarlehrer vertreten wird, so ist der darin unterrichtende Seminarist nicht nur verpflichtet, sich von ihm den Lehrgang und das Unterrichtsziel im Allgemeinen vorzeichnen zu lassen, sondern auch vor jeder Lehrstunde ihm Rechenschaft über seine Präparation für dieselbe abzulegen, des Lehrers Winke dafür zu benutzen und nach der Lektion in einem Tagebuche ehrlich zu erzählen, was er in derselben durchgenommen und wie dabei das Verhalten der Kinder gewesen. Diese Tagebücher sehen die Fachlehrer in jeder Woche mehrmals, der Direktor alle am Monatschlusse durch und schreiben manche ihnen nöthig erscheinende Bemerkung hinein. Bei ihrem Abgange nehmen die Zöglinge diese Hefte zum belehrenden Andenken an die Anstalt mit, aber nicht so die vielmehr der Schule verbleibenden Lektionshefte, in welche am Schlusse des Quartals von einem Jeden die Reihenfolge der von ihm durchgemachten Übungen, so wie eine Censur der Kinder eingetragen wird. — Mit solcher schriftlichen Controlle ist indeß nicht abgethan. Je nachdem nämlich die Seminarlehrer nicht durch den Unterricht bei den Zöglingen beansprucht sind, ist ihnen die Beaufsichtigung der Übungsschule

und der darin unterrichtenden Seminaristen übertragen und zwar so, daß wenn sie auch nicht fortwährend zu verweilen gehalten sind, — dies würde auch die Seminaristen stets in einer gewissen Befangenheit und Unselbständigkeit erhalten, — es ihnen doch obliegt, für diese Stunde den ganzen Zustand der Schule im Auge zu haben und namentlich schwächere Seminaristen durch ihre persönliche Autorität und leise Winke in dem Lehrgeschäfte zu unterstützen. Uebrigens darf jeder Seminarlehrer zu jeder Zeit die Übungsschule besuchen und namentlich in den von ihm vertretenen Lehrfächern unmittelbar in den Unterricht eingreifen. — Am Schlusse des Quartales ist dann ein Privat-Examen, in welchem Jeder im Beisein aller Lehrer und der ganzen ersten Seminar-Klasse von seinen Leistungen Rechenschaft ablegt und danach ein motivirtes Urtheil empfängt. In Betreff der Erfolge nur dieses: Was die Unkunde versteht, ersetzen wohl jugendlicher Eifer, so wie der stete Eintritt neuer, rüstiger Lehrkräfte. Letzterer Umstand aber läßt freilich auch in den Kindern es nur selten zu einer gemüthlichen Anschließung kommen, und namentlich auf den Mädchencharakter wirkt dies nicht vortheilhaft ein.

In disciplinärer Hinsicht noch einige Worte. Damit die jungen Lehrer vor Ueberellungen sich hüten und ihre kleine Schaar von vorne herein durch Wort und Blick zügeln lernen, ist ihnen jedes Schlagen, jeder Gebrauch beschimpfender Ausdrücke streng untersagt, doch dürfen sie kleinere Zuchtmittel selbständig anwenden. Um ferner ihre Kinder leicht zu gemeinsamer, munterer Thätigkeit anzuregen, gewöhnen sie sich an den Gebrauch kurzer Commands, wenden im Unterrichte, zumal beim einübenden Wiederholen, ein geregeltes Chorsprechen fleißig an und streben vor Allem danach, durch geschickten Wechsel im methodischen Verfahren, so wie durch eigenes Interesse am Unterrichte und an den Kindern diese zu

Gehorsam und Fleiß zu führen. — Eine bestimmte Rangordnung der Schüler ist weder in den Seminar-, noch Schulklassen üblich, — Spaziergänge werden bei günstiger Witterung in jedem Jahre einige theils mit den Seminaristen, und dann selbst bis in eine Entfernung von 2 Meilen; theils mit den Kindern der Übungsschule gemacht. Bei letzteren leiten die Seminaristen unter der Lehrer Aufsicht die Spiele ihrer Schüler. — Außerdem gewähren die Geburtstage der Lehrer erhebende Ruhepunkte.

Am Schlusse des Cursus wird jeder Seminarist einer strengen theils schriftlichen, theils mündlichen Prüfung unterstellt. Diese, die unter dem Vorsitze eines Commissarius des Königl. Provinzial-Schul-Collegii und des Departements-Schulrathes abgehalten, und zu der den Geistlichen und Lehrern der Zutritt sehr gern gestattet wird, dauert, da sie sich über alle Unterrichtsgegenstände erstreckt und auch in Probelectionen die Lehrgeschicklichkeit der Abgehenden zu ermitteln sucht, zwei volle Tage. Die unter genauer Aufsicht angefertigten Probearbeiten liegen dann bereits corrigirt, censirt und eingebunden vor und werden später sammt den Prüfungsprotokollen den andern Seminaren und namentlich auch, mit Ausnahme der Protokolle, den Zöglingen derselben zur Ansicht überschickt.

Aus den dem Einzelnen in jedem Lehrgegenstande zuerkannten und tabellarisch zusammengestellten Censuren wird in der Schlußberathung der Prüfungs-Commission, zu der auch alle anstaltlichen Lehrer gehören, einem Jeden ein Zeugniß ermittelt, welches nicht nur nach 3 Nummern, sondern auch noch nach mehreren, diesen untergeordneten Prädikaten verschieden sein kann. Bei der großen Ungleichheit des Einkommens derjenigen Schulstellen, welche vom Zöglinge eines Seminars zugänglich erscheint dieses Verfahren eben so gerecht als notwendig. Das Zeugniß N^o 3. berechtigt nur zu einer interimistischen An-

stellung, kann jedoch nach Jahresfrist in einer Nachprüfung eine Verbesserung erhalten.

Sehr häufig vermag der Direktor sogleich bei der Aushändigung des Prüfungs-Zeugnisses dem abgehenden Zöglinge auch die Vocation zur Uebernahme eines öffentlichen Lehramtes zu überreichen, da Anträge der Art in den letzten Monaten reichlich an ihn zu gelangen und, nachdem er die Wünsche der Zöglinge für seine Vorschläge bei der Behörde möglichst berücksichtigt, von dieser schnell vollzogen zu werden pflegen. Uebrigens ist jeder im Seminare gebildete junge Mann verpflichtet, alsbald ein öffentliches Lehramt zu übernehmen, und nur dem früheren Hospes steht die Wahl der Stelle frei. Wer aber als »Zögling« vom Staate Unterstützung erhielt, ist auch verpflichtet, jede von der Königl. Regierung ihm überwiesene Stelle mindestens 3 Jahre lang unweigerlich zu verwalten. Ich kann jedoch bezeugen, daß die hohe Behörde von diesem strengen Rechte nur in höchst seltenen Fällen Gebrauch macht und vielmehr überall, soweit das Interesse des Schulwesens nur irgend damit vereinbar, die Wünsche der jungen Leute berücksichtigt. Und allerdings erscheint dies um so billiger, als die einem solchen überwiesene Stelle schon eine gute heißt; wenn sie c. 80 Thlr. trägt, sehr viele selbst mit Nr. 1. abgehende Zöglinge aber in Adjunkten und sogenannte zweite Lehrerstellen treten, die ihnen kaum 50—60 Thlr. (mit Einschluß der Emolumente!) gewähren.

Im Königsberger Regierungs-Bezirk entspricht die Zahl der für denselben gebildeten Lehrer ungefähr dem vorhandenen Bedürfnisse, doch mußten Ansuchen um Hauslehrer bis jetzt noch immer unbefriedigt bleiben. —

Wer das Vorstehende aufmerksam und unbefangenen gelesen, urtheile nun selbst über den unserer Volksschullehrer-Bildung öfters gemachten Vorwurf, daß es an einer Uebergangsperiode fehle; daß die

jungen Leute so sehr plötzlich aus Schülern Lehrer wurden. Letzteres ist freilich dem Buchstaben nach wahr, der Sache nach aber sollte man billiger Weise die ganze Seminarzeit eine Uebergangsperiode nennen, die 3 Jahre lang theoretisch und 1½ oder mindestens 1 Jahr lang auch praktisch und zwar sehr allmählig, planmäßig und unter sorglichster Leitung in die künftige amtliche Wirksamkeit einführt. *) Von wie vielen Berufskreisen kann man wohl ein Gleiches rühmen? Muß nicht der angehende Jurist, nachdem er seinen theoretischen Coursus absolvirt, gestern vielleicht noch Collegia darüber gehört, heute das Auscultator-Examen bestanden hat, oft schon morgen eine Verhandlung aufnehmen, die vielleicht bei seiner großen Befangenheit und völligen Unkunde im Praktischen durch Nichtbeachtung gewisser Formen und Umstände einen Armen — denn er bekommt allerdings nur Bagatellsachen — um den besten Theil seiner Habe bringt? Und seit wie lange erfreuen sich denn die angehenden Aerzte der praktischen Vorbildung in den Kliniken? Ehe es solche aber gab, mochte es sich oft ereignen, daß Jemand heute promovirte und morgen schon an das erste Krankenbette trat, wo man von ihm einen über Leben und Tod entscheidenden Rath begehrte! — Und sollte denn wirklich damit irgend etwas gewonnen sein, daß es nach dem Seminarleben für die künftigen Lehrer eine Periode gäbe, in der sie ohne Amt sich in der Welt herumstoßen müßten? Es kommt dieser Fall in der That zuweilen vor; soviel aber mir bekannt, brachte er noch niemals Segen. Selbst das Hauslehrerleben verwöhnt gar sehr und entfremdet der künftigen Lebenssphäre. Ueberdies aber erfolgt auch jede erste Anstellung immer nur provisorisch auf 1–2 Jahre, und schon mancher junge Lehrer, der sich in dieser Zeit nicht bewährte, wurde ohne Weiteres entlassen.

*) Recht bezeichnend sind hiefür auch die Namen: Schüler, Lehrschüler, Lehrer.

Wenn gleich der Ursprung der ältesten Lehrerseminare schon in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fällt, so datirt ihre allgemeinere Verbreitung, ihr kräftigeres Erblühen doch erst von der Zeit des Freiheitskampfes. Es darf also Niemanden Wunder nehmen, daß sie ihrem Wesen nach noch so wenig gekannt, so oft verkannt werden; geht es ihnen doch wie heranwachsenden Menschen, die auch erst in späteren Jahren ihre charakteristischen Züge bekommen. — Dieser Gedanke allein veranlaßte die vorstehende, ausführliche Darstellung, er möge sie auch entschuldigen.

Der geneigte Leser aber, der bis hieher uns zu begleiten nicht ermüdete, gestattet uns wohl noch einige Aphorismen über die Stellung der Seminare zu den Wissenschaften, zu dem gebildeteren Publikum, zum Volke.

Zu den Wissenschaften? Das klingt ja recht vornehm, in der That! und recht anmaßlich! Doch vielleicht klingts auch nur so; schauen wir also lieber genauer hin! Manchmal hilft ein Bild am leichtesten zum Verständniß; wie ich hoffe, auch hier! Jeder Baum hat bekanntlich ein dreifaches Wachsthum: in die Höhe, dem Umfange nach und mit seinen Wurzeln in die Tiefe hinab. Letzteres, obgleich unscheinbar und von Kurzsichtigen oft nicht ehr bemerkt, als bis sie über eine Wurzel stolpern, ist doch eben so wesentlich als jene, soll der ganze Baum bleiben und fröhlich gedeihen. Eben so der Baum der Erkenntniß! Seinen mächtigen, bemooseten Stamm mögen die Gymnasien bilden, seine himmelanstrebende, weit hin schattende Krone Universitäten und Akademien, die Bildung des unansehnlichen Wurzelwerkes aber gestehe man den Seminaren zu. Und mit welchem Rechte? Die Seminarlehrer sind keine Gelehrten, welche die Wissenschaft bauen, auch gelingt es nur wenigen unter ihnen, sich in 1 — 2 Fächern, wie man zu sagen pflegt, stets au fait (oder mit den Fort-

Schritten der Wissenschaft überall hin vertraut) zu erhalten. Dennoch sind sie so weit in der Bildung gehoben, daß sie die von andern entdeckten, zu Tage geförderten Schätze des Wissens zu finden, zu würdigen wissen und mit Liebe sich ihnen zuwenden. Indem Sie jedoch bald was zu subtil und nur für obere Regionen ist, zurücklassen, ziehen sie fort und fort diejenigen Stoffe geistiger Nahrung heraus und gestalten sie um, welche geeignet sein möchten, die Erzeugung und reichere Entwicklung der zartesten Wurzelchen menschlicher Bildung zu fördern. Oder ohne Bild: sie halten es für ihre Aufgabe, aus den verschiedensten Zweigen des menschlichen Wissens diejenigen Elemente herauszusuchen, welche der zarten Kindesnatur am meisten zusagen dürften, am leichtesten faßbar sein und so als Anknüpfungspunkte und zur Darstellung einer Reihe von Uebungen dienen könnten, durch welche der kindliche Geist vom Einfachen und Leichten zum Zusammengesetzten und Schwereren aufsteigend, fast unmerklich in die Vorhallen einer Wissenschaft eingeführt würde. Ausbildung der Elementarmethode also und insbesondere Auffuchung methodisch geordneter Lehrgänge für die verschiedenen Unterrichtsfächer, dies ist einstweilen die Hauptaufgabe der Seminare im Dienste der Wissenschaft, allerdings ein genugsam schwieriges Geschäft, da es nirgends leicht ist, ein Fundament ins Weiche zu legen. In neuester Zeit arbeiten für diesen Zweck auch mit großer Rüstigkeit viele Lehrer an höheren Bürgerschulen; früher aber überließ man es fast nur den Seminaren, und was diese hierin geleistet, bezeugen die zahlreichen und trefflichen Schriften eines Denzel, Dinter, Harnisch, Diesterweg, Kawerau, Graßmann, Preuß, Wagner, Wurst u. v. a.

Hat denn aber solches Streben wirklich einigen Werth? ist es nicht eine nutzlose Kleinigkeitskrämerei, für welche in der That jeder Dank am unrechten

Orte? Am einfachsten und deutlichsten wird sich auf diese Frage wohl antworten lassen, wenn wir uns an den Bildungsgang erinnern, den selbst diejenigen Männer einst durchwandern mußten, die gegenwärtig in Künsten und Wissenschaften ausgezeichnet, vielleicht als deren Koryphäen glänzen. Oder sollten diese wirklich jene Abeschulen zurückwünschen, in welchen der lebensfrohe Knabe 2—3 Jahre lang zu einem geisttödtenden Buchstabiren und Sillabiren verurtheilt war, um endlich eine mechanische Lehrfertigkeit zu erwerben? Wer denkt nicht mit Grauen an jene ellenlangen, ermüdenden Exempel, bei denen er um so weniger je einen Begriff von der Zahl bekam, als sich ihm unfasßbare Größen darstellten und eine Methode angewandt wurde, die jede Zahl zu einem Häuflein Ziffern machen wollte? Wen endlich widert nicht noch an jene von Dinter treffend als Windelwäscherei bezeichnete Arbeit, zu der aber kein Schüler vor der Mannbarkeit den Stoff darzubieten aufhörte, ich meine das garstige Anstreichen zahlloser orthographischer Fehler, die nur darum sich nicht minderten, weil der Schüler keinen Begriff vom Laute hatte, und man alle dahin gehörigen Regeln auf einmal anwenden zu müssen glaubte. Und war's denn in den Gymnasien wesentlich besser? Vielleicht hin und wieder; im Ganzen nicht! Ohne eine Ahnung von Zweck und Bedeutung der Wortformen zu haben, mühte man sich mit mensa und amo &c. ab, dann wurde die Sache fein »wissenschaftlich« vorgenommen, die schwierigen Begriffe »Grammatik, Sprache &c.« erklärt (?), der Knabe in einen ganz unabhsehbaren Sprachbau eingeführt, von dem er nichts weiter begriff, als daß einige hundert Regeln mit einem höchst sorglich zusammengelesenen Abfalle — die Ausnahmen — ein großer Ballast für das Gedächtniß seien, zumal die spärlich angeschlossenen Beispiele, wenn auch übersezt, doch wenig zur Erläuterung der Regeln benutzt wurden. Hatte man dann

auch mehrmals diesen langen cursum absolviert, so konnte man doch vielleicht nach 6jähriger Arbeit mit 10—12 Stunden wöchentlich noch keinen ablativ. absolut. fehlerfrei bilden, keine 5zeilige Periode mit Leichtigkeit in ihre Elemente auflösen. Woher? Man stellte die Regel: »Gehe vom Nahen zum Fernen« lieber auf den Kopf und dachte nicht daran, erst mit Hilfe der lieben Muttersprache ein tüchtiges sprachliches Fundament zu legen*), verschmähte es, aus Beispielen die Regeln von den Schülern selbst finden zu lassen zc. Ich schweige davon, daß beim Unterrichte in der Naturkunde nach Hoffmann's »Von natürlichen Dingen« nichts weiter als »die natürlichen Dinge« und selbst deren Abbildungen fehlten, daß man an der Geographie, die doch wenigstens ein Kartenbild darbot, vielleicht auch ohne Anschauung von der nächsten Umgebung, von Flußgebiet zc. hätte seine Lust haben mögen, wäre diese nicht durch den dickleibigen Cannabich vergällt worden, dem man erst seine Städte und Merkwürdigkeiten stundenlang anstreichen mußte, vielleicht zum wörtlichen Memoris-

*) Die oft aufgestellte Behauptung, daß für Symnaßaken deutsche Sprachlehre eigentlich ganz entbehrlich sei, kann wohl nur in sofern einigermaßen Wahrheit enthalten, als denselben im Latein und Griechischen auch einiges Verständniß der allgemeinen Grammatik sich darbietet. Hiedurch wird aber doch der Genius der deutschen Sprache nur in seinen allgemeinsten größten Umrissen gezeichnet und bleibt dem, welcher ihm nicht näher tritt, ihm nicht anhaltend in das sinnige Götterauge blickt, stets ein verschleiertes Bild. — Mag auch die deutsche Satzlehre dem Wesentlichsten nach mit der lateinischen übereinstimmen und durch sie also auch zum größten Theile erläutert werden; die charakteristische Schönheit unserer Muttersprache liegt in ihrer Wortbildung und diese kann nathelich die lateinische Grammatik kaum berühren. Doch auch die deutsche sehr eigenthümliche Wortbiegung wird, wenn auch gedächtnißmäßig beim Latein miterlernt, hiedurch noch keinesweges verstanden!

ren! Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle Lehrgegenstände der unteren Gymnasialklassen in dieser Weise beleuchten. Von einem jedoch, der Mathematik, muß ich noch ein paar Worte sagen, da man bei ihr, die allerdings keinen andern als streng wissenschaftlichen Gang zuläßt, unfehlbar im Rechten zu sein meinte. Von einem Punkte anhebend, der da etwas war und doch nichts sein wollte, noch weniger das war, was er sein sollte, trat man alsbald ein in eine Kette räthselhafter Figuren, deren wesentlichste Zuthaten, die sogenannten Hilfslinien, der lehrende Magus wie ein »Tischchen decke dich« herbei zu zaubern pflegte, weil, wie er versicherte, wir ohne sie nichts begriffen. Letzteres begriff man am besten; und so bauete sich denn vor unsern Blicken, — man könnte sie verduzt nennen, wäre das Spiel nur nicht durch tägliche Wiederholung langweilig geworden, — allmählig ein wahrer Zauberpallast auf, dessen man aber sich wenig erfreuen mochte, da er nur aus dürrerem Bauholz bestand und ein unheimliches Vorgefühl jeden darin beschlich. Als man nun endlich erwachte zum wahren, leibhaftigen Leben, siehe, da war der ganze hehre Bau nicht nur trotz seiner herauf beschworenen Stützen, sondern gerade durch diese in ein Nichts gesunken, von dem meistens die Erinnerung nur schwache Rudimente, wie heilige Reliquien, zu bewahren vermogte. Und doch wäre Alles ganz gut gewesen, hätte man nur zuerst die mathematische Anschauung an geometrischen Körpern geweckt, geübt und dann später statt des erfolglosen: »Sucht den Beweis«, worauf hin und wieder wohl als stehende Uebergangsformel ein: »Ihr Dachsen, die ihr alle seid ic.« folgen mochte, ein entwickelndes Gespräch angeknüpft, durch welches der Schüler mit innerer Nothwendigkeit zum Selbstfinden der Hilfslinien gebracht wäre. —

Doch genug. Ich sprach von früheren Zeiten, ob von vergangenen, wissen unstreitig viele meiner

Leser besser als ich. Und was ist der langen Rede kürzer Sinn? Daß es mit dem Elementar-Unterrichte einst überall gar traurig bestellt war, hauptsächlich — weil man eine streng wissenschaftliche Anordnung des Lehrstoffes auch für eine naturgemäße hielt und mit einer methodischen Verwechselfelke*); daß ferner das Streben unserer neueren Methodiker nicht eben unnütz und geringfügig, sondern nöthig und dankenswerth sein dürfte, weil ohne

*) Vielleicht ist es manchem meiner Leser nicht unlieb, wenn ich über den höchst wesentlichen Unterschied dieser beiden Begriffe etwas Näheres sage. Die wissenschaftliche Anordnung eines Lehrstoffes hebt 1) mit allgemeinen Begriffen, Definitionen, Systemen zc. an, theilt diese mehrfach und kommt so zu den einzelnen Materien. Diese bearbeitet sie 2) so, daß dieselben, wenn auch mit Rücksicht auf einen bestimmten Leserkreis, immer gleich auf einmal und vollständig abgethan werden, sich also an die Regeln gleich alle Ausnahmen, an die Gattungen gleich alle Arten reihen zc. In dieser Weise sind z. B. die Sprachlehren von Heinzius, Henze, Splittgard zc. und alle älteren lateinischen und griechischen Grammatiken gearbeitet, imgleichen die geographischen Bücher von Stein, Cannabich, Volger, Nöfzelt u. a., alle Naturgeschichten außer den Werken von Läden zc. Zum Nachschlagen für den bereits gebildeten Mann sind solche Bücher gut, unentbehrlich; für den Unterricht nicht! — Die methodische Behandlung geht überall von dem dem Kinde schon Bekannten aus z. B. in der Geographie von der nächsten Umgebung, welche sie begrifflich auffassen lehrt, in der Naturgeschichte von den augenfälligsten Thieren, Pflanzen und Steinen, zu deren Anschauung und Beschreibung sie anleitet, in der Sprachlehre von solchen Sätzen, die das Kind selbst bereits bildet, um ihm daran zunächst Uebung im richtigen Sprechen, alsdann Verständniß der einfachsten sprachlichen Begriffe zu verschaffen. Erst sehr allmählig erhebt sich diese Unterrichtsweise zu Regeln und allgemeinen Begriffen, kommt auf Dagewesenes mehrmals vervollständigend zurück, bringt Ausnahmen zc. noch viel später und giebt die höchsten wissenschaftlichen Definitionen, Systeme zc. entweder gar nicht oder doch erst ganz zuletzt.

dasselbe noch fort und fort eine Menge mehr als mittelmäÙig begabter Köpfe intellektuell zu Grunde gehen würde. Dabei wird Niemand es in Abrede stellen, daß kräftigere Geister, wenn sie bis zur Stufe des Jünglingsalters ausgehalten hatten und für die Auffassung einer wissenschaftlichen Lehrform endlich herangereift waren, sich in den höheren Gymnasialklassen nicht nur mit gutem Erfolge der gebotenen Gaben bemächtigen und tüchtige Schätze wahrer Bildung sammeln konnten, sondern daß nun auch mancher erhellende, ordnende Lichtstrahl in die chaotisch gehäuften Massen der Kindheit gefallen, manches eberne Gewölbe sich über jene bodenlosen Tiefen gebaut. Mit wie vielen Verlusten aber an Zeit und Kraft und nach wie häufig fehlgeschlagenen Versuchen, unverschuldeten Demüthigungen zc.! Und auch bei solchen Männern, wie oft macht sich nicht noch da oder dort die mangelhaft empfangene Elementarbildung merklich, wie fehlt doch meistens soviel daran, daß ihre ganze Bildung durch und durch gebiegen, hell und kräftig, wie Krystall, zu nennen!

Enthält das Vorstehende aber Wahrheit, dann wird der vorurtheilsfreie Leser es nicht nur angemessen finden, daß wir bei unsern Schülern Nichts voraussetzen und überall von den ersten Elementen anfangen; er wird auch einräumen, daß er selbst noch nicht etwa darum, weil er auch einmal in die Schule gegangen oder weil er mit Erfolg die Universität besucht, sagen könne: er kenne das heutige Elementarschulwesen, wenn er nicht gerade dasselbe zum Gegenstande besonderer Studien gemacht. Wie selten aber wird dies zugestanden! Oder will nicht fast ein Jeder hierüber ein vollgültiges Urtheil sich beimessen, auch wenn er sonst überall sehr geneigt ist, auf die Meinung des Technikers zu hören?

Eigenthümlich wird hiedurch die Stellung des Elementarlehrers dem gebildeteren Publikum gegenüber. Man hört so häufig die

Klage, daß den meisten Lehrern, zumal an Volksschulen, christliche Demuth fehle. Unstreitig ist dieses Urtheil gegründet; auch dürfte es eine schlechte Entschuldigung sein, wenn man — vielleicht auch mit Recht — entgegenen wollte, daß sie in anderen Ständen eben so selten. Der Grund hievon liegt aber nahe. Wenn wir nämlich dem Worte Christi (Luc. 17, 10.) »Auch wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so spricht: wir sind unnütze Knechte, wir haben gethan, das wir zu thun schuldig wären« — nachdenken und hiemit vielleicht den prophetischen, offenbar eine Steigerung enthaltenden Ausspruch (Mich. 6, 8.) vergleichen: »Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert: nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig sein vor deinem Gott;« — so ist es unzweifelhaft, daß Demuth die Krone aller Tugenden ist, da man erst »Alles gethan« und »Liebe geübt« haben muß, ehe man mit Recht sagen darf, daß man nach jener strebe. Kronen aber sind nicht so leicht erstrahlt, ja sie laden die Augen der Welt nicht einmal dazu ein, wenn sie nicht aus Gold und Edelsteinen bestehen. Darum also wohl ist Demuth so selten, und wer sie hat, der weiß es nicht. Doch — vielleicht war's auch so nicht gemeint; man sprach nur vom Golde und meinte Messing, verwechselte Demuth mit Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit. Wir wollen (nach Philip. 4, 8. »ist etwa eine Tugend« ic.) auch diese nicht verachten. Denn wenn sie auch häufig nichts weiter als eine wohlberechnete, jedes sittlichen Werthes ermangelnde Klugheit sein mag, so kann sie doch eben so oft einer liebenswürdigen Unkenntniß des eigenen Verdienstes oder der klaren und gerechten Anerkennung fremder, höherer Tüchtigkeit beizumessen sein. Jedenfalls ist sie ein hervorragendes Kennzeichen jener feineren, geselligen Bildung, deren Mangel da um so unangenehmer auffällt, wo wir überhaupt den Anspruch auf Bildung erhoben sehen. Soll ich nun behaupten, daß Bescheidenheit

allen, oder doch den meisten Seminar-Zöglingen eigen sei, — oder vielmehr ihnen mangle? Ich weiß nur, daß in der Anstalt Aeußerungen von Unbescheidenheit und Unmaßung, obgleich sie hier und da hervortreten, immer doch zu den Seltenheiten gehören; und wenn ich dann bedenke, daß wirkliche Arroganz mit aufrichtiger, christlicher Herzensbildung unvereinbar ist, wie aber von dieser in der That manche schöne Blüte sehen: so will mich bedünken, daß auch wohl hierin mancher Irrthum, manche Begriffsverwechslung stattfinden möge. Man nimmt wahrscheinlich sehr oft für Unbescheidenheit und Unmaßung, was lediglich Unkenntniß der geselligen Formen ist. Diese sind allerdings aus naheliegenden Gründen mit Ausnahme Weniger, die auch hiefür besonders beanlagt erscheinen oder sehr günstiger Verhältnisse sich frühzeitig erfreuten, der Mehrzahl unserer Zöglinge ziemlich fremd. Man versuche aber nur, auf jene Mängel mit freundlicher, zarter Schonung aufmerksam zu machen und wird aus dem herzlichem Danke der jungen Männer bald den wahren Grund des falschen Benehmens erkennen. Hiemit will ich aber noch keinesweges in Abrede stellen, daß eine gewisse Ueberschätzung des eigenen Werthes und Standes nicht gerade bei den Elementarlehrern häufiger als bei Männern eines andern Berufes vorkommen dürfte. »Ein jeder Stand hat seine Last!« — Dieses Wort enthält auch in sittlicher Beziehung Wahrheit! Und woher das kommen möchte? In der Sphäre, in welcher sich diese jungen Leute nach obiger Darstellung als Knaben bewegten, erlangten sie wohl frühzeitig ein gewisses, geistiges Uebergewicht, man freute sich ihrer der Eltern Kenntnisse schnell überflügelnden Fortschritte, lobte sie in Schule und Haus, stellte sie andern zu Mustern und Aufsehern dar; so gieng fort vielleicht bis zur Einsegnung. War's da ein Wunder, daß das Knäblein Großes von sich dachte? Und wenn nun auch das

Hilfslehrerleben manche Demüthigung brachte *) und das Seminar jenem Dünkel fernere Nahrung abzuschneiden suchte durch seine Mittheilungen über wahrhaft große Männer, durch seine beständige Hinweisung darauf, daß ein Seminarist von allen Fächern des Wissens immer nur die ersten Elemente kennen lerne, überall auf ein tieferes Eindringen verzichten müsse: so reichte dies doch wohl darum noch nicht überall zu, weil das tägliche Leben, zumal in der kleinen Stadt, nicht die wirkliche Anschauung und Berührung mit wahrhaft hochgestellten Geistern darbietet, und die alsbald folgende isolirte Stellung vielleicht in einem kirchlosen Dorfe, wo der Schullehrer wieder gar leichten Kaufes die höchste Autorität ist, zu jener Einseitigkeit zurückzerrte. Und doch dürfte es heutzutage selbst dem Landschullehrer schon nicht mehr an Gelegenheit fehlen, von jener Schwäche sich loszwinden, wenn nur nicht die übrigen Stände so viel dazu beitrügen, ihn in derselben zu bestärken. »Man, ich wüßte doch nicht, wendet wohl mancher Lehrer ein, daß man uns irgendwo zu sehr hofirte!« Vielleicht kommt dies auch vor; doch dachte ich jetzt vielmehr daran, daß die meisten Körper beim Drucke und Stöße Federkraft äußern, deren Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß die ruhige Haltung schwindet, die rechte Mitte überschritten wird. Darum — fände nur die preussische herrliche Loosung: »Suum cuique« auch überall Anwendung auf den Elementarlehrer, versagte man ihm nicht den Grad der Anerkennung, zu dem er allerdings berechtigt ist, müsse man nicht die ihm zu zollende Achtung nach dem geringen Einkommen ab, womit bis jetzt noch seine Arbeit vergolten wird, zeigte man vielmehr ihm die herz-

*) Und doch schadet auch hier schon das zu frühzeitige „Herr“ im Munde der Schüler und vieler Erwachsenen, so wie manche damit zusammenhängende Freiheit und Höflichkeitsbezeugung.

liche Bereitwilligkeit, nach Kräften auch im Aeußern seine Stellung zu verbessern: so würde bald von jenem wohl zuweilen selbst mit einer gewissen Bitterkeit hervortretenden Selbstgeföhle kaum noch irgend wo die Rede sein. — Doch — im Allgemeinen wird ja erst jetzt der preußische Lehrerstand ein gebildeter; um so weniger geziemt ihm Empfindlichkeit und unbescheidenes, eitelcs Vordrängen, um so undankbarer aber wär's auch zu verschweigen, daß neuerdings hierin schon Vieles sich gebessert hat, und die Zahl der wahrhaft edelgestantten Familien, die dem gebildeten Lehrer gern ein Stündchen der Erholung und Geisteserhebung in ihrer Mitte gestatten, ihm in seiner beschränkten Lage gern und mit zartem Sinne mannigfach beistehen, sich mit jedem Jahre mehrt, der Lehrerstand also auch in dieser Hinsicht einer gerechteren, schöneren Zukunft entgegen geht.

Und dieser Hoffnungsstrahl belebt uns auch, wenn wir auf die amtlichen Verhältnisse rücksichtigen, in welchen der Lehrer lebt. Seit mehreren Jahren schon ist in Deutschland das Thema von der „Emancipation der Schulen“ und zwar meistens wohl mit einseitiger Leidenschaftlichkeit erörtert worden. Der Preußische Lehrerstand hat nicht mit eingestimmt! Gewiß ein achtungswerthes Selbstzeugniß und zwar um so mehr, als der Grund dafür weder in seinen äußeren Verhältnissen, noch in seiner Unbekanntschaft mit der Sache, noch in geistiger Unmündigkeit überhaupt zu suchen sein dürfte. Von vorne herein aber haben bei uns Männer, die wie der selige Preuß durch die Tiefe ihrer pädagogischen Einsicht und die Gediegenheit ihres Charakters das volle Vertrauen der Lehrer besaßen, sich entschieden dagegen erklärt, und so hält denn der kältere Charakter und vielleicht ruhiger prüfende Geist der altpreussischen Lehrer die Ueberzeugung fest: daß Unterordnung und Aufsicht, wie in allen amtlichen Verhältnissen so auch in denen des Lehrers nothwendig und heilsam seien;

daß ferner die Männer, welche gemeinschaftlich dienen am Worte Gottes und der Erbauung der Kirche, denen die Wahrung aller geistigen, höheren Interessen des Volkes anvertraut ist, von Gott und Rechtes wegen zusammen gehören; und daß dann der Lehrer, als der Hüter der Kleinen, sich dem Manne unterordnen müsse, dem Gott und Vaterland die geistliche Pflege der Erwachsenen, der Eltern seiner Schüler, anvertraut haben. Ueberdies verdankt der christliche Lehrerstand wie in Deutschland, so auch in Preußen sein Dasein, seine Pflege dem Eifer würdiger, für Volksbildung begeisterter Theologen, man kann ihn also ganz eigentlich den Sohn des Predigerstandes nennen. Darum darf er denn letzterem weder Dank noch ehrerbietigen Gehorsam versagen, hat aber auch ein Anrecht, der zweite geistliche Stand zu heißen, und als solcher eine gewisse Freiheit und Selbständigkeit zu beanspruchen. Dies ist ihm aber in der That auch um so weniger zu verargen, als er berufen ist, unsere Jugend zu einer gewissen Mündigkeit und Selbständigkeit heran zu bilden, und man doch unmöglich geben kann, was man selbst nicht hat. Auch klagt ja alle Welt, wo es mit einer Schule nicht fort will, über den Lehrer und sagt es frei heraus, daß dieser nichts tauge. Liegt aber in solchem Tadel nicht ein allgemeines Zugeständniß selbständiger Wirksamkeit, und klänge er nicht wie der bitterste Hohn, wenn man ihn in dem Bewußtsein, daß ja doch dem Lehrer die Hände gebunden wären und sein müßten, aussprechen wollte? Und doch ist dies wirkliche Wahrheit, wenn auch nicht überall, so doch in sehr vielen Kirchspielen. Man würde indeß den Herrn Geistlichen sehr unrecht thun, wollte man den Ursprung dieses Uebelstandes unedelen Motiven zuschreiben. Die Sache ist vielmehr historisch sehr einfach zu erklären, ja zum Theil noch — Bedürfnis! Noch stammt nämlich von den c. 2000 Lehrern des Königsberger Regierungsbezirktes die größere Hälfte der

selben aus jener Zeit her, da noch Leute aus allen Berufszweigen sich zu Lehrern qualifizirten, wenn sie nur ziemlich fertig lesen und schreiben, mechanisch rechnen und den Catechismus einüben konnten. Den Begabteren unter ihnen gelang es im Laufe der Zeit wohl; sich auch einige Fertigkeit im Erzählen und Unterreden mit den Kindern, so wie manche geographische Kenntniß zc. anzueignen. Von dem eigentlichen Zwecke und Ziele des Unterrichtes aber, so wie von den Bedingungen eines stufenweise fortschreitenden Lehrganges und dem hienach oft nöthigen Wechsel im methodischen Verfahren haben fast alle diese Leute keine Ahnung, geschweige denn, daß sie für die verschiedenen Zweige des Unterrichtes gut geordnete Lehrgänge kenneten, überschauten, unter ihnen prüfend wählen könnten! Sollte nun auch in den Schulen solcher Männer irgend etwas Erhebliches geleistet werden, so mußten die Herrn Schulinspektoren nicht nur selbst den Stundenplan entwerfen, sondern auch sich nach Lehrgängen umsehen und daraus ihren Lehrern »monatliche Pensa aufgeben.« Sie wählten natürlich solche Schriften, die nach damaliger Zeit und für solche Lehrer ihnen als die angemessensten erschienen, mußten es aber aufgeben, wollten sie die Leute nicht ganz verwirren und entmuthigen, mit der Zeit fortzuschreiten und öfters in den Lehrgängen zu wechseln. Auf diese Weise wurden dort Bücher stereotyp, die wie z. B. Splittegarb's Sprachlehre zc. in besseren Schulen längst als veraltet beseitigt sind. Da ferner unter solchen Umständen keinem Schulinspektor zuzumuthen war, jeder Schule, jedem Lehrer besondere Aufgaben, die häufig noch einer ausführlichen Erklärung bedurften, zu stellen, da überdies bei den älteren Schulbüchern, die immer eine wissenschaftliche und fast nie eine methodische Anordnung des Stoffes befolgen, es auch wenig schadete, wo jemand in den Unterricht hineinslumpfte (es wurde ja doch nur geschichtsmäßig aufgefaßt), so machte sich eine

gewisse Uniformität aller Schulen eines Kirchspieles ganz von selbst, wobei nach mehrjähriger Durcharbeitung derselben Aufgaben ganz füglich auch der älteste Lehrer, also etwa der Cantor, an des Herrn Pfarrers Stelle in der Conferenz den Vortrag ungefähr in folgender Weise eröffnen konnte: »Wir bekommen nun in der Sprachlehre das Bindewort, im Rechnen Division der Brüche, in der Geographie Afrika und Nordamerika u.« Man denke sich in solcher Versammlung einen jungen Lehrer zum ersten Male gegenwärtig, der an eine Schule berufen ist, welche seit einem Jahre gar keinen, vorher aber auch nur einen sehr ungebildeten, wenn auch übrigens achtbaren Lehrer gehabt. Erfüllt von Eifer für seinen Beruf und überzeugt, daß man, um wahrhaft zu bilden, vor Allen ein tüchtiges Fundament legen und langsam fortschreiten müsse, hat er in wenigen Tagen vorläufiger Prüfung bereits die traurige Gewißheit erlangt, daß sein Häuflein des Lesens einigermaßen kundiger Schüler sehr klein sei und kaum 2—3 derselben nothdürftig schreiben, daß alle statt zu rechnen nur mit Ziffern nothdürftig operiren, alle noch des ersten in sie fallenden Lichtstrahles warten. Betroffen fragt er jetzt: »Sind diese Aufgaben auch für mich?« Wie es einem solchen wohl öfters ergehen mag, wenn er auf ein trockenes: »Allerdings« sich Gegenvorstellungen, obgleich in aller Bescheidenheit, erlaubt, welche Blicke, welche Ehrentitel ihm auch wohl von Seiten seiner neuen Collegien gespendet werden dürften, sage der Leser sich selbst; soviel aber ist unzweifelhaft, daß ein großer Theil der Klagen über die Umgestaltung der im Seminar gebildeten Lehrer hierin seinen Grund hat. *) Wer aber will's dem jungen Manne veratzen,

*) Ein junger Lehrer, dem es, wie oben erzählt, ergangen, kaufte einen Winter lang aus eigenen Mitteln Licht für die Schulstube, um durch einen bis in die spätesten Abendstunden verlängerten Unterricht der ihm ge-

wenn er einstweilen an dem festhält, was im Seminare Gewöhnung, Pietät und Ueberzeugung ihm lieb gemacht, wenn er's nicht sogleich bloß um der neuen Autorität oder des lieben Friedens willen mit einem Lehrwesen vertauschen mag, welches sich ihm entweder als veraltet kund giebt, oder von dem er weder Ziel, noch Plan und Zusammenhang überschaut? Was soll aber wohl in diesem Falle geschehen? Man gebe nur die ohnehin werthlose Uniformität der Schulen auf, helfe den Schwachen wie bisher nach, gestatte aber denjenigen Männern, welche durch die vom Staate angeordneten Prüfungs-Commissionen für fähig erklärt sind, einer Schule selbständig vorzustehen, die hiezu nöthige Freiheit; man lasse sich von ihnen Lehr- und Stundenplan zur Prüfung vorlegen, fordere mit Strenge die Erreichung des vom Staate angeordneten Schulzieles, halte aber übrigens an dem Ausspruche der Schrift: »An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!« *) Dann, aber auch nur dann dürfen sie, sie hauptsächlich, für den Stand der Schule und den Gang des Unterrichts verantwortlich gemacht werden! Und haben wir nicht eine ganz ähnliche Art der Beaufsichtigung in anderen Berufs-

wordenen Aufgabe und — seinem Gewissen einigermaßen zu genügen. Und das war brav! War's aber auch in der Ordnung und den Kindern zuträglich? war's nothwendig?

*) Die Instruktion für die Landschullehrer des Sumbinnschen Regierungs-Bezirktes vom 18. November 1829 sagt überdies in der Anmerkung zu S. 14 (s. Fort Handb. Bd. 1, p. 866) ausdrücklich:

„Ueber die bei dem Unterrichte in allen Lehr-Objekten anzuwendende Lehrmethode bemerken wir nur im Allgemeinen, daß die in Schullehrer-Seminarien vorgebildeten Lehrer sich bei ihrem Unterrichte genau nach der ihnen ertheilten Anleitung zu richten, die übrigen Schullehrer aber auch hierin die Anweisung in den Conferenzen besonders zu beachten und zu benutzen haben.“

kreisen? Der Arzt, der Kreisphysikus zumal beaufsichtigt den Apotheker, indem er die Medizin schmeckt, würde sich aber gewiß viele Blößen geben, wenn er diesem das Wie der Bereitung an die Hand geben wollte. Aehnliches dürfte der Fall sein beim Landbaumeister, der den Maurer- und Zimmermeister kontrollirt, beim Musikkdirektor, welcher die Arbeit des Orgelbauers prüft, ja beim Generale der Infanterie, der unter andern auch Artillerieoffiziere befehligt. Alle jene Männer sind um ihrer höhern und verwandten Bildung willen sehr wohl im Stande, der Untergebenen Leistungen zu beurtheilen, wenn sie auch nicht überall vollkommen das Gleiche kennen und können, alle Fertigkeiten und Details des Wissens mit den ihnen untergebenen Personen theilen.*) — Vereinfachen würde sich hiedurch allerdings die Schulaufsicht der Herren Geistlichen; würde sie aber darum minder wesentlich und nothwendig werden oder zu einer rein äußerlichen Controlle herabstinken? Keines von beiden! Denn es kommt wahrlich vielmehr darauf an zuzusehen, ob der Lehrer sorgfältig seine Schulzeit wahrnimmt, die Kinder gern und fleißig zur Schule kommen, mit Höflichkeit Jedermann begegnen, Herz und Blick mit Innigkeit und Vertrauen dem Lehrer zuwenden, pünktlich gehorsam, sitzsam und friedfertig, auch bei ihren Spielen, sind, in der Schule stets in rüstiger Thätigkeit sich befinden und überall, auch als Confirmanden, gern und gut antworten, ihre Aufsätzchen sauber schreiben und sinnig abfassen, ihre Lieder, auch die geistlichen, gern und mit Innigkeit singen; — ob der

*) Also noch einmal: Während die Herren Geistlichen sämmtlich eine gelehrte, höhere Bildung sich angeeignet und in Prüfungen nachgewiesen haben, besitzen die Lehrer der Volksschulen höchstens eine gründliche elementarische Bildung, welche letztere jedoch nicht ganz und immer von der ersteren umschlossen und in sie aufgenommen wird.

Lehrer in der Gemeinde geachtet ist; seinen Wandel in Fleiß, Gottseligkeit und Ehrbarkeit führt, als Gatte und Hausvater ein Muster jeglicher Tugend ist; — an seiner eigenen Fortbildung wacker arbeitet, die Lehrervereine regelmäßig besucht und tüchtige Arbeiten für dieselben liefert, — überhaupt ob er treu ist und am Geiste wächst, — oder von dem Allen das traurige Gegentheil! In allen diesen Stücken, die sämmtlich viel wichtiger als der Unterschied zwischen Lautiren und Buchstabiren u. c., kann und soll der Geistliche mit treuem Vaterauge das Verhalten seiner Lehrer überwachen. Und wenn er dieses mit Ernst und Liebe thut, ihrem Geiste in seinen Predigten und guten Büchern die nöthige Nahrung zuführt, sie bei den weltlichen Behörden und der Gemeinde kräftig vertritt, ihnen wohl noch eine gemüthliche Annäherung außer dem Geschäftskreise zugesteht, hiedurch ihre gesellige Bildung hebt, sie an den Klippen der Jugend unbeschädigt vorbeiführt, ihre Freudigkeit für das Berufsleben stets rege zu erhalten weiß: dann darf er, sollte auch bei verdientem Tadel hin und wieder ein Wort der Rechtfertigung etwas ungeschickt herauskommen, doch mit vollster Zuversicht auf ihren Gehorsam, ihre dankbarste, hingebendste Verehrung rechnen. — Auch in dieser Beziehung gehen unsere Lehrer unstreitig einer bessern Zukunft entgegen; denn schon versichern mich viele ehemaligen Zöglinge, daß sie so glücklich seien, in ihrem Berufskreise ein selbstständiges Wirken, einen kräftigen, geistlichen Halt, eine liebevolle Fürsorge, kurz — aufs Neue einen Vater gefunden zu haben.

Wenden wir uns nun zu dem Einflusse, welchen die Seminar-Zöglinge bereits auf die Hebung der Volksbildung gewonnen haben dürften, so kann ich allerdings nicht umhin, ihn in Uebereinstimmung mit den preussischen Landständen als einen geringen zu bezeichnen, fürchte jedoch nicht den Beweis schuldig zu bleiben, wenn ich freiwillig

behauptete, daß dem Wesentlichen noch ganz andere, als die von jenen angeführten Umstände daran Schuld seien.

Wie oben bemerkt, ist von den c. 2000 Elementarlehrern des Königsberger Regierungs-Bezirktes nur die Hälfte etwa aus den Seminaren hervorgegangen, auch haben diese Anstalten erst im letzten Jahrzehnd eine solche Erweiterung erlangt, daß sie jetzt in numerischer Hinsicht dem vorhandenen Bedürfnisse ziemlich genügen; viel ungünstiger noch stehen jedenfalls hierin die übrigen Regierungs-Bezirke. Hiezu kommt ferner, daß die Städte einen großen Theil (wollt nicht einige Hunderte) der besten Seminar-Zöglinge in sich aufgenommen haben, weil ihre lezten Stellen selbst in der Regel noch etwas besser als die den Anfängern zugänglichen Landschulstellen dotirt sind, sie überdies gebildeteren Umgang, leichtere Fortbildung darbieten, und mancher Unannehmlichkeit — der Führung eigener Wirthschaft und damit oft verbundenen Nöthigung zu übereltem Heirathen, Abhängigkeit vom Senior oder den beddftigenden Bauern — überheben. Von dem auf dem platten Lande aber wirklich angestellten Seminaristen bekleidet wieder eine große Anzahl zweite Lehrerstellen, während die besseren und einflussreicheren Stellen meistens noch durch Männer aus der alten Schule besetzt sind. *) Hiedurch wird nicht nur im Allgemeinen den jungen Leuten es sehr erschwert, auf die Hebung des Schulwesens z. B. in den Lehrervereinen kräftig einzuwirken, sondern auch in ihren eigenen Schulen sind sie — an die Kleinen gewiesen, haben also gar keinen direkten Einfluß auf die Fertigkeit der Oberklasse im Lesen, Schreiben und Rechnen. In

*) z. B. an den 6 Landschulen des Eylauer Kirchspieles mit 8 Lehrerstellen arbeitet nur ein und zwar aus der ältesten Zeit des Dexener Seminares hervorgegangener Lehrer, die übrigen sind sehr beschränkte alte Leute; zwei zweite Lehrerstellen sind unbesetzt.

der Regel pflegen nun wohl die Herrn Schulinspektoren, theils um die junge Kraft zu nützen, theils auch um für den Fall einer Krankheit oder Reise den zweiten Lehrer als Vertreter brauchen zu können, diesem etwaige Lektionen in der Oberklasse zuzuweisen. Aber welche sind das? Natürlich diejenigen, von welchen der alte Mann am allerwenigsten weiß: die sogenannten Realien (Naturkunde, Geschichte, Geographie). Kommt nun die Kirchenvisitation, so mögen wohl häufig dieselben Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen sich schwach zeigen, die in jenen übrigen Fächern recht hübsche Fortschritte an den Tag legen. Wollen wir aber dafür den jungen Mann tabeln, — oder verdient er vielmehr Lob und Anerkennung? »Man hat indeß, wendest du ein, jenes Mißverhältniß auch bei solchen Schulen bemerkt, welche nur einen und zwar im Seminare gebildeten Lehrer haben.« Gut, hast du aber auch nachgefragt, seit wie lange diese Schulen ihre Lehrer besitzen? Wenn nicht, dann muß ich darauf hinweisen, daß ein Kind, welches nur 4 Wochen in den Realien gut unterrichtet ist, schon stundenlang recht gute Antworten zu geben weiß, daß es aber um gut zu lesen, zu schreiben und zu rechnen einer mehrjährigen, eben so sorgfältigen, als geschickten Anleitung bedarf. Ist nun der Lehrer erst 1—2 Jahre da, wo soll er denn die tüchtigen Rechner u. hernehmen, zumal es ganz bekannt ist, daß ohne tiefes und breites Fundament hierin Niemand etwas Brauchbares zu leisten vermag? Kommt ein solcher Mann also zur Prüfung, so leisten seine Schüler auch in den Realien schon recht viel, im Uebrigen noch sehr wenig, aber nicht gerade aus untreuem Verschleudern der Zeit oder blindem Eifer oder strafbarer Eitelkeit, sondern weil das in der Natur der Lehrgegenstände liegt, und der Vorgänger hierin nicht genügte. »In diesem Falle, entgegnest du, hätten aber die Realien noch ganz ruhen, und alle Stunden und Kräfte auf die Hauptfächer verwendet werden sol-

len!« Gewiß bevor du jedoch den Lehrer hierfür tabelst, erinnere dich, daß er Lehr- und Stundenplan empfängt, daß er, es gehe wie es wolle, mit den übrigen Schulen des Kirchspiels Schritt halten muß, endlich auch, daß nach den bis jetzt noch in Kraft stehenden Schulgesetzen »das Unentbehrlichste aus der Erd-, Natur- und Geschichtskunde« durchaus auf gleicher Stufe mit dem Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang gestanden. (s. Vork's Handbuch pag. 363 — 65). — Wieviel Raum bleibt nach diesen Bemerkungen wohl noch für die Anschulldigung übrig: daß die Eitelkeit der Lehrer über dem Streben, mit ihren Schülern durch Kenntnisse in den Realien zu prunken, das Zurückbleiben derselben im Lesen, Schreiben und Rechnen verschuldet? — Aehnlich verhält sich's mit der auf dem Landtage erörterten und ohne Zweifel vielfach begründeten Anschulldigung: Die Kinder würden mit Grammatik beschäftigt, bevor sie Lesefertigkeit erlangt. Ein selbständig handelnder, im Seminare gebildeter Lehrer wird schwerlich ein Kind in die Oberklasse nehmen, welches nicht lesen kann, mit einem solchen also auch, außer einfachen Sprachübungen, so wenig Sprachlehre als Geschichte und Naturlehre treiben. — Uebrigens ist der Ausdruck »vortragen« bei uns schon im Unterrichte der Seminaristen als unpassend außer Cours, wie sollten denn die Seminar-Zöglinge in den Landschulen so häufig in den Kathederton verfallen? — Doch genug dieser Anschulldigungen, die, wenn auch hin und wieder wahr, sicher nicht zureichen, einen so bedeutenden, weitgreifenden Nothstand zu erklären!

Der Hauptgrund, weshalb unsere Volksbildung nur so schwerfällige Schritte zum Bessern macht, liegt ohne allen Zweifel in dem sehr schlechten Schulbesuche, über welchen die meisten Landschullehrer, trotz Versäumniß-Listen und Schulstrafen, fortwährend gerechte Klage führen müssen. Fragen wir indeß genauer nach, so tritt uns hier eine Man-

den wohl überraschende Verschiedenheit entgegen. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß an Bauerndörfern treue und geschickte Lehrer schon nach 2—3jähriger Arbeit diesen Nothstand überwunden zu haben pflegen, während in Schulen adeligen Patronates er sich in der Regel wie eine endlose, unheilbare Krankheit hinstschleppt. Woher das kommt? Der Bauer gönnt seinem Kinde recht gern Gottes Wort und gute Lehr, kann den Bitten und Ermahnungen eines Mannes, der durch Uneigennützigkeit, Amtstreue und Geschicklichkeit ihm Achtung abdringt, keinesfalls lange widerstehen, findet dann auch, wo nicht die Armut zu drückend, Mittel und Wege, die äußeren Umstände danach zu ordnen, mietet z. B. für seine Heerde einen Ortsarmen 2c. Wie so ganz anders in den aus Insulenten bestehenden Schulgemeinden! Zwar giebt es auch hier einzelne Schulpatrone von hochherziger Gesinnung und echtem Seelenadel, welche nicht nur die Lehrerstellen gut dotiren und freundliche Schulhäuser bauen, sondern auch die Kinder treulich dahin weisen, die armen mit Unterrichtsmitteln versorgen, alle durch Liebesgaben zur heiligen Weihnacht im Schulhause erfreuen, kurz — als die Väter in Würde und Segen eines Patriarchen unter den Jüngern wandeln. Doch wie sind sie so selten diese Edelen, deren Namen im Buche des Lebens verzeichnet! Sehr häufig gehen dagegen noch Anträge ein, einen geschickten, pflichttreuen und vor Allem demüthigen Lehrer zu besorgen gegen ein Einkommen von 50—60 Thalern (und darunter!), Wohnung und Holz mit eingerechnet! Daß ein Großknecht, ein Kutscher, Schäfer, Brenner, Brauer, Jäger, Gärtner und nun vollends ein Kämmerer dem Besitzer eines adelichen Gutes bedeutend theurer zu stehen kommt, berechnet Jeder leicht, darf sich also auch nicht wundern, daß solche Lehrerstellen oft mehrere Jahre lang ganz unbesetzt sind, bis sich ein Schwächling oder ein wackerer Seminarzögling mit einem christlichen: »Denn

noch hinzugehen entschließt. Was findet er? Man hat solche Stellen häufig mit Missionsstationen verglichen und der Nachweis wäre eben nicht schwierig, daß die Uebereinstimmung zuweilen größer, als sich für einen Vergleich schiekt. Doch lassen wir das und denken nur an die Kinder! Daß diese in zügelloser Rohheit aufwachsend, bisweilen sogar das Stehlen und Feueranlegen wirklich nicht für Sünde halten, den ganzen Sommer bei dem Vieh auf dem Felde weiland, selbst die gräßlichsten geschlechtlichen Verirrungen sich angewöhnen, darf uns nicht wundern. Jedenfalls sind sie dem bildenden Einflusse der Schule fremd und werden ihm auch nie gewonnen, da sie bald zum Stein- und Aehrenlesen, bald zum Kinderwarten und Esenkochen dienen, in zarter Jugend Hirten- später Knechtsdienste leisten müssen und zur Winterszeit, wo alle jene Hindernisse wegfallen oder leicht zu beseitigen wären, auch nicht zur Schule kommen, weil sie nicht haben ihre Blöße zu bedecken. Bedeutend gesteigert wird dieser Uebelstand noch durch den auf vielen Gütern häufigen, wie Manche meinen, grundsätzlichen Wechsel der Instrukteure und Dienstboten! Wie sollen da die Kinder einheimisch werden in der Schule, wie kann wahre Bildung Wurzel fassen; wie ein Band der Liebe und des Vertrauens sich um Lehrer und Schüler schlingen? Wenn von c. 80 Kindern zur Zeit des besten Schulbesuches, am Anfange und Ausgange des Winters, 50—60, sonst aber nur die Hälfte oder ein Drittheil und schon Monate lang vor den Ernteferien noch viel weniger Kinder zur Schule kommen; wenn unter diesen keinesweges die Mehrzahl regelmäßig sich um den Lehrer versammelt, sondern ein beständiger Wechsel stattfindet: so kann der Lehrer nichts leisten, selbst wenn er mit Engellungen redete und ein Herz hätte, von göttlicher Liebe überwallend. Und kommt nun der Tag der Kirchenvisitation, dann — erscheint so ziemlich die ganze unwissende, rohe Schaar, und trostlos steht der

treueste Lehrer in ihrer Mitte, denn an seinen Leistungen will man ihn ja erkennen, an ihnen es beurtheilen, ob er Remuneration, Beförderung ic. verdiene oder nicht. — Man könnte fragen: »Wie war es doch möglich, daß dieses wesentlichste Hinderniß der Volksbildung den Herren Landtagsdeputirten verborgen blieb? —« wenn das nicht gar zu nativ klänge. Welchen Dank aber von Tausenden, welchen Himmelslohn hätten die Väter des Landes sich erworben, wenn sie endlich wirksame Mittel gefunden, diesem Gräuel der Verwüstung kräftigen Einhalt zu thun, ihren Kindern eine Brücke zur Schule zu bauen!

Als ein sehr wesentliches Hemmniß der fortschreitenden Bildung müssen wir endlich noch den großen Mangel an Unterrichtsmitteln betrachten. Ein berühmter Naturforscher hat den charakteristischen Unterschied der Menschen und Thiere darin gefunden, daß nur erstere sich bei ihrer Arbeit eigenthümlich zubereiteter Werkzeuge bedienen. Auch der Lehrer möchte dessen gern sich erfreuen, aber — leere Hände, leere Wände, leere oder doch verschlossene Beutel! was ist da zu leisten? Glaube man doch ja nicht, daß die in Seminaren gebildeten Lehrer hierin große Ansprüche machen! Wenn die Kleinen eine Tafel und Fibel, die Größeren die Bibel, ein Gesangbuch, die lutherschen 5 Hauptstücke, den Kinderfreund von Preuß und Better und etwas Schreibmaterial haben, so reicht dies völlig aus, da der in älteren Schulen übliche Ankauf einer biblischen Geschichte von uns schon nicht gefordert wird. Aber auch diese höchst bescheidenen Wünsche finden nur sehr selten Befriedigung. Papier fehlt meistens und in zahlreichen Schulen findet man keinen Kinderfreund oder vielleicht 5 Exemplare als Schulinventar!*) Nun muß

*) Wenn indeß der Lehrer selbst sich keinen Kinderfreund ankaufte, so darf er dies auch nicht von seinen Schülern erwarten.

die Bibel zum Lesen-Lernen dienen und wird darum von den Confirmirten als Buch der Kinder beseitigt; all' die bildenden Uebungen aber, welche mit dem Kinderfreunde der Lehrer anstellen könnte, fallen weg! Und wie soll man mit den verschiedenen Abtheilungen wechselnd arbeiten, wenn zur stillen Beschäftigung der Uebrigen es an Schreibmaterialien fehlt? — Nicht minder drückend ist der Mangel solcher Unterrichtsmittel, deren Anschaffung den Schulkassen gebührt. Ein geheimnißvoller Zauber lagert indeß vor denselben und scheint überall Geld hinein, aber nicht heraus zu lassen! Ich weiß ihn nicht zu bannen und bleib daher einfach bei der Thatsache stehen, daß die Kawerausche Karte von Preußen, einige Tafeln der Stephanischen Wandbibel, dazu ein ganzes Convolut höchst entbehrlicher Dinterscher Rechentafeln oder noch wenigere Gegenstände in der Regel den ganzen Lehrapparat einer Landschule ausmachen. Und doch — wie gut könnte es auch hie mit stehen, wenn nur ein Decennium lang 2 Thlr. jährlich angemessen verwendet würden. *)

Es geschähe wohl sehr zur Unzeit, wollte ich mich auf Vorschläge zur Abhilfe der genannten Uebelstände einlassen. In sofern letztere im Unterrichtswesen begründet, dürfte ich manches Wesentliche beigebracht haben; die Gestaltung der Externa zu erörtern, steht mir nicht zu. Unser hohes Ministerium hat indeß unter dem 20. September c. auf Grund ständischer Anträge ein Gesetz erlassen, welches, um das Uebel gründlich zu entfernen, folgende wesentliche Bestimmungen enthält. In unsern Landschulen sollen hinfort nicht mehr »dem Unterrichte in der Sprachlehre, der Geschichte, Geographie und Naturkunde besondere Stunden gewidmet werden, welche die Lehrer verleiten, diese Gegenstände nicht allein in einem für diese

*) Daß es hie und da auch noch Schulen mit 180 Kindern und nur einem Lehrer giebt, darf auch nicht übersehen werden!

Schulen nicht gehörenden Umfange vorzutragen, sondern auch die Rücksicht auf das Bedürfniß im Leben bei Seite zu setzen und durch systematische Behandlung und durch längere Vorträge mehr ein todtes Gedächtnißwerk, als ein fruchtbares Wissen zu fördern.“ Es werden daher die Lehrer angewiesen, in Zukunft »das Nothwendigste aus der Sprachlehre an den Leseunterricht und die Erklärung des Gelesenen anzuknüpfen und sich hinsichtlich des Unterrichts in der Geographie, Geschichte und Naturkunde auf Lesung und Erklärung dessen zu beschränken, was in dem eingeführten Lesebuche, — für die evangelischen Schulen der Kinderfreund von Preuß, — mitgetheilt wird.“ Die 30 Stunden der wöchentlichen Unterrichtszeit werden dann so vertheilt, daß »dem Religionsunterrichte 6, dem Lesen einschließlich des Unterrichts in der Sprachlehre und des Unterrichts in den sogenannten gemeinnützigen Kenntnissen 12, dem Rechnen 5, dem Schreiben 5 und dem Gesange 2 Stunden zu widmen seien.“ Es sei mir vergönt, in schuldiger Ehrerbietung hieran einige, keinesweges auf Unfehlbarkeit Anspruch machende Bemerkungen zu knüpfen.

Zunächst flößt die, wie es scheint, nur unserer Provinz ertheilte Verfügung uns die Ueberzeugung ein, daß nicht, wie man wohl dem ersten Anscheine nach glauben könnte, hier von beabsichtigten Rücksichten in der Volksbildung die Rede sein könne und solle. Es wird vielmehr nur ein Schritt zurückgethan, um einen desto kräftigeren Anlauf zu nehmen, es wird im Fortbauen Einhalt geboten, um erst dem Fundamente größere Breite und Tragkraft zu verschaffen. — Damit soviel als möglich jedes Kind außer guten Kenntnissen in der Religion auch die nöthige, mit Einsicht verbundene Fertigkeit im Lesen, Rechnen und Schreiben sich erwerbe, werden diese Lehrgegenstände zu Hauptfächern erhoben, alles Uebrige wird in den zweiten Rang verwiesen. Hiemit ist zugleich ein

Minimum der Leistungen einer Volksschule angedeutet, was den Lehrern gewiß sehr lieb ist. Nun wissen sie, worauf sie zumal in schlecht besuchten, oder früher sehr vernachlässigten Schulen vor Allem zunächst ihre Kraft zu richten haben und dürfen nicht mehr Tadel fürchten, wenn es ihnen unmöglich gewesen, unter solchen Hemmnissen auch in den Realien viel zu leisten. Sie sind dagegen auch mehr als bisher für die Resultate in den Hauptfächern verantwortlich.

2) Da durch unser Gesetz weder alle Belehrungen über die Sprache noch über Realien verboten sind, vielmehr, wie es in einer mir höheren Ortes huldvoll ertheilten ausführlichen Erörterung desselben heißt, derjenige Lehrer immer noch den größten Beifall finden wird, der seinen Schülern neben guten Religionskenntnissen, deutlicher Handschrift, ausdrucksvollem Lesen und richtigem Rechnen die meisten und gründlichen Kenntnisse aus den Naturwissenschaften, Geschichte, Geographie zc. beizubringen weiß zc., so wird hiedurch den Lehrern ein gar schönes Feld freier Thätigkeit eingeräumt, die sich nur durch die Rücksicht auf das Nothwendigste, Praktisch=Wichtigste zu regeln, übrigens nach den vorhandenen Mitteln einzurichten hat. — Hiemit aber und mit der gesteigerten Verantwortlichkeit des Lehrers ist auch

3) zugestanden, daß die vorhin als ein großer Uebelstand bezeichnete Uniformität der Schulen fernhin aufhören müsse. Und dies lag auch ganz unzweideutig in dem Antrage der Landstände: »nach den obwaltenden Verhältnissen und Bedürfnissen den Schulplan jeder einzelnen Schule prüfen und darauf halten zu lassen, daß in keiner Schule das Unentbehrliche über dem an sich Nützlichen und Annehmlichen vernachlässigt werde.« Demnach darf also in Zukunft jede Schule nach Schülerzahl, Schulbesuch, Lehrmitteln und Lehrerkraft ihre eigene Physiognomie, ihren eigenen Standpunkt haben, und die Ertheilung gemeinsamer monatlicher Aufgaben wird sich höch-

stens noch auf den Religionsunterricht erstrecken können. — Und sollte hieraus wohl den monatlichen Conferenzen an freier Geistesbewegung Eintrag oder nicht vielmehr Förderung erwachsen?

4) Auch für die älteren, nicht im Seminar gebildeten Lehrer ist dies Gesetz wohlthätig, da es sie der oft gewiß fruchtlosen Qual überhebt, sich mit Dingen abzumühen, die sie doch nicht begreifen; geschweige denn in bildender Weise an die Jugend bringen können. Ihnen werden auch wohl die 12 Lesestunden ganz besonders nöthig sein, um in der Lesefertigkeit zu genügen und während es ehemals wohl hauptsächlich ihr Verdienst war, daß die aus dem Volke jährlich erhobene Ersatzmannschaft einem großen Theile nach lesen konnte, wird es ihnen jetzt um so besser gelingen, jener Aufgabe zu entsprechen.

5) Das hohe Ministerium verbietet ausdrücklich, wo sie noch üblich sein sollten, alle ausführlichen Vorträge über irgend einen Lehrgegenstand, so wie dessen systematische Behandlung, befiehlt also hiedurch entschieden, vorzugswelse ein synthetisches Verfahren und nur die entwickelnde Lehrform anzuwenden, die wir nun einmal als unser wahres Palladium echter Volksbildung hochhalten müssen. Demnach würde ein Lehrer sehr schlecht dem neuen Gesetze entsprechen, wollte er z. B. erst einen Abschnitt aus der Naturlehre lesen lassen und dann einen erklärenden Vortrag anknüpfen. Nein, vortragen soll er nicht, also muß er erst den Gegenstand im entwickelnden Gespräche gehörig verdeutlichen, danach den zugehörigen Abschnitt aus dem Kinderfreunde lesen lassen, oder, was freilich lange nicht so bildend wäre, letzteres Verfahren umkehren. Endlich ist 6) nicht zu übersehen, daß nun auch dem Unterrichte in der Muttersprache viel leichter als bisher die rechte Gestalt gegeben, Geist und Leben wird eingehaucht werden können. Die bisher wohl in den meisten Schulen herrschende geistlose Weise, die herrlich-

sten Lesestücke und Kirchenlieder ohne Sinn und Verstand herunterarbeiten zu lassen, muß jetzt wegsfallen, da ihr die Aussicht, es fehle sonst an Zeit, die mechanische Lesefertigkeit zu erzielen, gewonnen ist. Aber auch der eigentliche Sprachunterricht wird jetzt nicht nur überall vom Sage, sondern auch von der Satzlehre (etwa nach Wurst) ausgehen müssen und dem dürren Begriffs- und Formenwesen, welches immer in der »Wortlehre« vorzuherrschen pflegt, das Feld abgewinnen.

Verhehlen wir uns indeß auch nicht die Schwierigkeiten, welche dieser neuen Schuleinrichtung entgegentreten dürften:

1) Das Ganze beruht auf der durchgängigen Einführung des Kinderfreundes. Wird diese so gelingen, werden die Bauern und Instleute das Buch nun zahlreicher und williger kaufen, da ein Gesetz es fordert? Oder werden die Herrn Schulpatrone sich jetzt dessen Herbeischaffung angelegen sein lassen, seitdem das hohe Ministerium so bereitwillig den ständischen Anträgen entsprochen? Die Erfahrung wird's lehren.

2) Wenn gleich der Kinderfreund von Preuß und Wetter an sich ein treffliches Buch ist, so bleibt doch für seine, die Realien behandelnden Anhänge sehr Vieles noch zu wünschen. So ist z. B. Anhang XIII. (Rechnen) ganz entbehrlich, Anhang VII. (Naturgeschichte) sehr verfehlt, die Geschichte der Mark Brandenburg ist viel zu weit ausgeführt, während ein kurzer Ueberblick der Geschichte des Reiches Gottes bis auf unsere Zeit ganz fehlt. Selbst die gelungensten Abschnitte dürften noch theils in der Wahl, theils in der methodischen Anordnung des Stoffes wesentliche Verbesserungen erheischen. Wie wird man sich hierüber einigen?

3) Der Stundenplan wird also künftig 12 Stunden »lesen« oder, was vielleicht auch keinen Anstoß erregen dürfte, 12 Stunden »Kinderfreund« enthal-

ten. Anfangs wird der Lehrer diese ganze Zeit oder den größten Theil derselben zur Erzielung der Lesefertigkeit und eines stungemäßen Lesens verwenden, dann aber hiefür nur einige Stunden und die übrigen dazu benutzen, an die Lesestücke Belehrungen über die Sprache oder über Realien anzuknüpfen. Damit die Kinder nicht verwirrt werden und sich gehörig vorzubereiten vermögen, wird er dies entweder durch besondere Zeichen (+, 0, × oder dergl.) oder besser durch Untersezung der Nummer des zu behandelnden Anhangs (I., II. zc.) andeuten. Er mag also an jedem Tage auf verschiedenen Stellen mit seinen Schülern den Kinderfreund bearbeiten, jedoch nie ganze Stunden auf einen einzelnen Anhang verwenden, sondern, da er doch 3 Abtheilungen in der Schule hat, immer noch mindestens 15—20 Minuten zu Aufschreibübungen oder dergl. bestimmen. Die 5 für das »Schreiben« angelegten Stunden werden, da hier nicht bloß an Kalligraphie, sondern vielmehr noch an Aufsätzchen und jede Art schriftlicher Uebungen gedacht sein soll, sicher, so wie die 5 Rechen- und 2 Singstunden, jedem Lehrer als unentbehrlich erscheinen.

Wird aber endlich 4) nicht durch diese Einrichtung auch die Beaufsichtigung solcher Lehrer, die wohl etwas Tüchtiges leisten könnten, aber nicht wollen, die zu träge sind, um sich sorgfältig vorzubereiten, zu unordentlich, um sich selbst zu binden, ihre Arbeit streng zu regeln, — mit einem Worte: wird die Beaufsichtigung der Lehrertreue hiedurch nicht bedeutend erschwert? Vielleicht. Indes hat ja auch sonst der Untreue stets Ausflüchte; auch zwingt man Niemanden zur Gewissenhaftigkeit. Vielleicht wird man daher bei der neuen Einrichtung die wahrhaft tüchtigen, amtstreuen Männer um so besser herausfinden können. Möge also auch hierüber die Zeit entscheiden.

Doch — so wie dieses Wort mich zum Schlusse treibt, so drängt es mich auch zu der herzlichen Bitte,

dem weissen Schulwesen doch zu kräftiger Entwicklung auch die nöthige Zeit zu gönnen. Es bedarf deren um so mehr, als wir in der That kein leichtes Zimmerwerk eines eiteln Gedächtnißkrames aufzurichten, sondern eine, wenn auch beschränkte, so doch gründliche Bildung anstreben und hiebei mit zahlreichen Hindernissen einen schweren Kampf bestehen müssen. Koch hat ja, wie oben bemerkt, nicht die Hälfte der Landschulen in Seminaren gebildete Lehrer; mit welchem Rechte will man denn also jene ganz allgemein charakterisiren, in ihren Erfolgen sie würdigen und darauf sogar Vorwürfe gründen? — Gut Ding will Weile! überall! — Soll ich noch an die langsamen Fortschritte erinnern, die bei uns das Fabrikwesen, ja die Pferdezucht macht? Welche Sammen hat man wohl schon auf letztere verwandt und wieviel schlechte Pferde giebt es nicht noch in unserm Lande? Und doch entwickeln sich Thiere viel schneller als Menschen, doch bringt die Veredelung jener nur pecuniären Gewinn, während Jugendbildung Geldopfer fordert und solche erst nach einem Menschenalter freilich mit reichen Zinsen zurückzahlen kann.

Ein Menschenalter also — und zwar von der Zeit ab gerechnet, da die Provinz ausreichend mit Seminaren versorgt wurde (Angerburg 1828; Preuß. Eylau 1835), — gönne man uns und frage dann nach Erfolgen! Bis dahin: Vertrauen! Die Männer der Schule wissen recht gut, was sie wollen, was sie thun! Stoße sich doch Niemand daran, daß hin und wieder ein Lehrer eine Jahreszahl giebt, ein Faktum erzählt, ein Thier, eine Maschine beschreiben läßt, die den Kindern des Dorfes füglich auch unbekannt bleiben könnten. Das giebt noch keine überbildeten Bauern, da es bald wie Spreu verfliegt. Wir alle, alle lernen »fürs künftige Vergessen«, scheinen dessen sogar zu bedürfen und können also darüber auch bei andern ganz ruhig sein. Wenn nur

die Summe des Gelernten das Herz veredelt, im Kopfe aufgeräumt hat!

Ueberdies steht unser Volksschulwesen in der innigsten Verbindung mit dem der westlichen Provinzen und Staaten. Jeder Schulmann, der in Deutschland reisete und sein Fach beachtete, weiß dies. Hier wie dort dieselben Lehrgegenstände, dieselben Methoden und Lehrmittel. Wie jene Seminare, so sind auch die unsrigen eingerichtet, nur daß die dortigen (z. B. Breslau und Bunzlau, jedes mit 150 Seminaristen!) noch weniger als die unsrigen mit Beachtung der Individualitäten zu arbeiten vermögen. Und doch haben die Stände der übrigen Provinzen nicht eingestimmt in die Klagen der preussischen — über Verbildung des Landvolkes! Vielmehr hat unser allergnädigste König und Herr jüngst bei seiner Anwesenheit in Schlesien mit besonderer Huld den bedeutenden Bildungsgrad aller Stände, also auch des der dortigen Bauern, anerkannt und es ausgesprochen, daß er eben darum den Instituten, aus welchen jene Volksbildung hervorgegangen, Seine besondere allerhöchste Zufriedenheit zu erkennen geben wolle! (Kabinetts-Ordre den 25. September 1841). So sind also die Schulen Schlesiens als gut bewährt, -anerkannt; und da die bessern in unserer Provinz jenen nicht nachstehen, so dürfen auch wir auf gleiche Erfolge hoffen! Darum noch einmal: Geduld, Vertrauen! von Seiten der Lehrer: ein muthiges, rüstiges Vorwärts! von Allen aber, die dazu berufen: treuliebende Fürsorge nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken! — Der Segen Gottes wird nicht ausbleiben!

II.

Rechtfertigung der evangelischen Gymnasien
gegen eine Anklage der Berliner Evangelischen
Kirchenzeitung.

Von Dr. F. A. Gotthold.

Die Berliner Evangelische Kirchenzeitung vom Jahr 1841 liefert in N^o 93 und 94 eine Beurtheilung meiner Schrift: „Der Religions-Unterricht in den evangelischen Gymnasien nach dem Bedürfniß der jetzigen Zeit.“ Eine Beurtheilung in der genannten Zeitung erwartete ich, und zwar eine durchaus mißbilligende, und war entschlossen keine Sybe darauf zu erwiedern. Da mein Beurtheiler jedoch nicht bei meiner Schrift, ja nicht einmal bei meiner Person stehen bleibt, sondern die Gymnasien überhaupt zu verdächtigen sucht, so habe ich es für meine Pflicht gehalten, sein Treiben aus der Dunkelheit an das Licht zu ziehen.

Aus der Dunkelheit, sage ich; denn der beherzte Mann hält sich in einfacher Vermummung nicht für sicher, sondern bedarf einer dreifachen: einmal der Anonymität, die ihm freistände, wenn er mein Buch, nicht meine Person bespräche; sodann der Verschweigung des Titels meines Aufsatzes an der Spitze seiner Beurtheilung — denn er schmuggelt ihn ganz unvermerkt ein —; und drittens des strahlenden Nimbus der vollkommensten Orthodorthuerei, indem er meinen Aufsatz unter der großinquisitorischen Ueberschrift: „Zeichen der Zeit“ beurtheilt. Was soll ich nun dem dreifach verlarvten Gespenste zurufen? Nichts, oder höchstens: „Bist du ein Kind des Lichts, warum scheuest du das Licht?“ Auf den Namen meines tapferen Beurtheilers kann es übrigens weder dem Leser noch mir irgend wie ankommen. Sage mir, mit wem du verkehrst, und ich will dir sagen, wer du

bist.“ Er hat es uns gesagt, der kühne Held der Orthodorie — denn hier stand ihm keine vierte Kappe zu Gebote — ja er hat es schriftlich ausgesagt, daß er mit der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung verkehrt. *Crimine ab uno disce omnes.* Die Männer dieser Zeitung bilden im Ganzen und Wesentlichen eine Kaste, eine Kaste aber pflegt aus lauter Wiederholungen eines einzigen Exemplares zu bestehen, und auf jeden Fall ist mein Beurtheiler vom Geiste dieser Zeitschrift vollständig durchdrungen. Ich behandle in meinem Aufsatz hauptsächlich zwei Fragen; das genügt meinem christlichen Beurtheiler zu dem Ausrufe: Warum nicht vier! Es leuchtet ein, daß er hiedurch an Dr. Jacobi's vier Fragen erinnern und ein politisches Element einmischen wollte. Was aber hat mein Aufsatz mit der Politik zu schaffen? Mein Verdächtiger hat nichts Politisches darin gefunden, und doch wird er die Mühe des eifrigsten Suchens nicht gescheut haben.

Demnächst erklärt mein Beurtheiler, mein Aufsatz trage „in einer auffallenden Weise das Gepräge der herannahenden Altersschwäche.“ Weder mein Beurtheiler im Repertorium 1841, N^o XIV. hat diese Schwäche bemerkt; denn er schließt seine Beurtheilung: „Die Schrift ist wieder ein Zeugniß für den biedern, kräftigen Charakter des unablässig und furchtlos für Wahrheit und Licht kämpfenden Verfassers“, *) noch haben Andere sie bemerkt, noch bemerke ich selber etwas der Art, wenn mir auch mein Gedächtniß, dessen ich aber bei meinem Aufsatz gar nicht bedurfte, anfängt prompten Dienst zu versagen. Aber wozu findet der scharfblickende Mann mich altersschwach? Auch das liegt am Tage: er will verhüten, daß Leute, die mich bisher in meinem Wirkungskreise gelten ließen, meinen Aufsatz lesen und in ähnlichen Ansichten, wie die meinigen, durch mich bestärkt werden.

*) Dem hämisch Angegriffenen muß es vergönnt sein auch sein Lob dagegen anzuführen. Ed.

Ein drittes Mittel, meines kalkulirenden Beurtheilers jeden Fesellustigen von mir abzuwenden, ist folgendes. Höchst unverschämt erklärt er, daß ich „im Punkte des Christenthums seit funfzig Jahren nichts vergessen und nichts gelernt“ habe und noch immer dem veralteten Rationalismus des vorigen Jahrhunderts angehöre. — Hat mich der Mann vor funfzig Jahren gekannt? ja lebte er vor funfzig Jahren schon? Das hält er nicht für nöthig und ruft mir am Ende seines Libells zu: *Ne sutor ultra crepidam!* Ich hoffe, es werde seine anonyme Stirn nicht anfechten, wenn er hört, daß ich in Halle Theologie studirt habe. Wer also von uns Beiden der bessere Theologe und der bessere Christ ist, das überlasse ich Gott zu entscheiden, obschon unser Anonymus ganz pharisäisch auf mich armen Zöllner herabblickt und mich auf meinen Leisten beschränkt. Wie wenig ich aber dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts angehöre, ja jemals angehört habe, wird sich aus Folgendem ergeben. Ich hörte in Halle zuerst bei Nösselt Eregese des N. T's. Da ich aber fand, daß der übrigens würdige Greis durch allerlei exegetische Künste — und dies ist eine der in meinem Aufsatz gedachten Klügeleien — aus dem N. T. hinweg erklärte, was in seine Dogmatik nicht passen wollte, und da ich schon auf dem Gymnasium unter Gedike, Spalding und Heindorf gelernt hatte, daß man nie *cupide* interpretiren dürfe, so brach ich das Kollegium bei Nösselt ab und hörte die Eregese bei Knapp weiter. Knapp war ein orthodoxer Theolog, aber zugleich ein tüchtiger Philolog und ein pflichtgetreuer und rechtschaffener Mann. Was Wunder, daß er mich für sich und seine Vorträge einnahm, und ich auch seine Kirchengeschichte und Dogmatik hörte! Auch dem schlimmsten Reher stimmte er bei, wo er Recht hatte, und den orthodoxesten Theologen wies er zurück, wo er Unrecht hatte. In dem exegetischen Kollegium nun sagte Knapp öfters bei solchen Stellen, die von den Rationalisten gemißhandelt waren: „Das

alles steht nicht hier, sondern Folgendes“, was er ehrlich der Wissenschaft gemäß bewies, und setzte hinzu: „Und das glaubt auch der gute Christ.“ Ich aber dachte bei mancher Stelle: Ja sie bedeutet wirklich, was Knapp sagt, aber daß man, ohne sie zu glauben, kein guter Christ sein könne, das hängt zuförderst davon ab, ob Christus uns dies wirklich zur Bedingung macht. Man sieht also, daß ich schon damals dem Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts nicht angehörte. Es wurde mir aber schon damals klar, daß sich das Christenthum mit philosophischem Raisonement weder beweisen noch widerlegen lasse, und daß man dreierlei Glauben zum Christenthum mitbringen müsse, den Glauben an das Dasein Gottes, den Glauben an ein künftiges Leben und den Glauben an die Freiheit des menschlichen Willens. Da nun die Menschen, mit geringen Ausnahmen diesen Glauben besitzen, so scheinen sie mir auch zum Christenthume befähigt und geneigt zu sein, wofern man es ihnen in seiner Reinheit und Erhabenheit bietet, ohne den Zwang zu gewissen exklusiven, aus dem N. T. nicht erweisbaren Lehren, und sich auf keinen andern Beweis einläßt, als den Beweis Christi: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ Diesen praktischen Weg bin ich eingeschlagen, habe aber auch die theologischen Studien nicht bei Seite gelegt; und da das Christenthum nicht minder tief als die Philosophie, so wird es mich auch in Zukunft beschäftigen. Mein funfzigjähriger Stillstand ist also eine fromme Erdichtung in *majorem dei gloriam*.

Ein viertes Mittel das Publikum gegen mich einzunehmen, glaubt mein gedankenloser Beurtheiler in der Behauptung gefunden zu haben, ich sei „gänzlich an den Buchstaben verkauft.“ Erst macht er mich zu einem Rationalisten des vorigen Jahrhunderts und nun er-

klärt er mich für gänzlich an den Buchstaben verkauft. Ist der Mann stupide oder hält er seine Leser für stupide? Das Schiboleth der Rationalisten ist: „Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig.“ „Bernunft“ ist ihr drittes Wort, und den Orthodoren und besonders den Orthodorthuern werfen sie Köhler- und Buchstabenglauben und Gefangennehmung des Geistes vor. Aber so geht's: schreibt nur cupide, so schreibt ihr auch stupide. Mein ganzes Leben lang habe ich in Profanscribenten und in der heiligen Schrift den Sinn gesucht und gegen den Buchstaben protestirt, und nun soll ich gänzlich an den Buchstaben verkauft sein!

Damit mich Niemand lese, erklärt mich der weise Mann fünftens für so dumm, daß ich „zwischen Polytheismus und Monotheismus nichts weiter als eine numerische Verschiedenheit“ finden könne. Weil ich nur von dem numerischen Unterschiede spreche, so kenne ich auch keinen andern, das ist der saubere Schluß meines Verkeherers, der wohl weder in Prima noch auf der Universität Logik gelernt zu haben scheint. An einer andern Stelle vergleicht er mich mit dem griechischen Scholastikos, zu Deutsch: Einfaltspinsel.

Doch immer quält meinen Großinquisitor noch die tödliche Angst, man werde meinen Aufsatz lesen, und er entschließt sich nun sechstens zum Aeußersten, indem er der Welt zuruft, „ich habe meine Hand geradezu nach dem Heiligen ausgestreckt, es öffentlich zu verhöhnen.“ Ich höre ihn schon den ganzen Chor der Orthodorthuer zusammenrufen, ich sehe sie schon, jeden mit einem Stein in der Hand, den Großinquisitor natürlich mit dem größten, und nun erschallt das Donnerwort: „Du hast Gott und den König gelästert: führet ihn hinaus und steiniget ihn, daß er sterbe.“ Und woher diese ganze Tragödie? Bloß weil ich den Gebrauch des Katechismus und namentlich der zehn Gebote in den heutigen Gymnasien nicht für zweckmäßig halte, sondern die Bibel selbst vorziehe, während ich eben diesen Katechismus doch in den Volksschulen bei-

behalte. Armer, frommer Knapp, auch du urtheilst mit zahllosen Geistlichen, die keine Heuchler sind, auf ähnliche Weise über den Katechismus. Ihr alle habt also eure Hand geradezu nach dem Heiligen ausgestreckt, es öffentlich zu verhöhnern; ihr alle müßt gesteinigt werden. Siehe aber wohl zu du wuthschnaubender Zelot, der du mir Schuld giebst den Stand der evangelischen Geistlichen öffentlich zu mißhandeln, ob nicht vielmehr du selber sie auf das frevelhafteste geschändet und gemißhandelt hast. Ich kenne Jemand, der sich fleißig mit der heiligen Schrift beschäftigt, ja einzelne Bücher daraus sogar ins Lateinische und Deutsche übersetzt hat, halbjährlich zum heiligen Abendmale geht, Mitglied der Bibelgesellschaft ist, arme Verwandte und andere Arme unterstützt, sein Amt treulich verwaltet und dafür der Anerkennung des Staates genießt und endlich einen rechtschaffenen und unbescholtenen Lebenswandel führt; aber das hilft ihm nichts, denn die Dr. theodorthuer verdammen ihn gerade wie sie mich verdammen.

Doch dies alles könnt' ich auf sich beruhen lassen; allein die Gymnasien überhaupt sollen verdächtigt werden; denn wenn der Anonymus den Stand der Gymnasialdirektoren zu achten versichert, so soll auch damit nur meinen Herrn Kollegen, die sich meiner öffentlich oder privatim annehmen möchten, der Mund gestopft werden. Und dies ist das siebente Mittel mich auf den Isolirschemel zu setzen. Auch gereut den frommen Mann seine Achtung der Gymnasien sofort, da man ja aus dieser Achtung gar schließen könnte, es stehe im Ganzen gut um sie, und ich sei das einzige räudige Schaaf. Daher setzt er sogleich hinzu: „wie wenig wir auch des Geistes uns erfreuen mögen, der in unseren Tagen die höheren Bildungsanstalten durchweht.“ Und was ist das für ein Geist? Einer der den Geist der Bibel höher hält als die Bibel, und die Bibel höher als die symbolischen Bücher, und die symbolischen Bücher, die immerhin ehrenwerthe Denkmäler einer dem reinen Christenthume entgegenstrebenden

Zeit sind höher als die verächtlichen Wächlein des heiligen pöflichen Obskurantismus, und diese Wächlein, die man doch zur Seite schieben darf, immer noch für minder schaußhaft als die heuchlerischen, verdeckt schleichen, zudringlichen Hierarchen und Obskuranten, die nicht, wie Luther vorwärts, sondern zu den die Menschheit entehrenden Priesterfalschungen des dreimalseeligen Mittelalters zurückstreben, nichts so sehr bewundern und beneiden, als die Jesuiten, und alles ihnen selbst im Wege Stehende mit einem Hasse verfolgen, dem kein Mittel zu schlecht ist. Von dieser Seite ist also der gewissen Laute so verhasste Gymnasialgeist alles Lobes werth; seine schwache Seite ist das geringe Interesse der Jugend für Wissenschaft und besonders für die griechische Literatur. Unsere Jugend zieht das Wahre, Schöne und Gute unbedingt dem Gegentheile von, aber Wahres, Schönes und Gutes soll ihnen ohne erstem Fleiß kommen, und da es das nicht thut, so ist sie meistens zufrieden, wenn sie's nur bis zum Antke bringt. Von Seiten der Theologen ist dann das sicherste Mittel hiezu ein tüchtiger Glaube, der sich etwa so vernehmen läßt: Ich glaube zuerst und ohne Ausnahme an Ew. Hochwürden, an die Co. R. B. und Alles, was ihr anhängt, dann an meine eigene Heiligkeit, dann an die symbolischen Bücher, auch wo sie sich selber wider die heiligen Schrift widersprechen sollten, und endlich an Alles, was mir, und der evangelischen Hierarchie äußerem Vortheil bringt. Soviel zur Erläuterung des unerspreulichen Geistes, den mein frommer Ankläger den Gymnasien beilegt, mehr ist nicht nöthig, denn Sie sehen, meine Herren Kollegen, Jam proximus ad hoc Uoakogant! Was sagt der fromme Mann gegen die Gymnasien? Er könnte, sagt er, meinen Aufsatz seinem Schicksal überlassen, „wenn nicht der materielle Gehalt Zeugniß von einem Geiste gäbe, gegen welchen zu zeugen das erklärte Geschäft der Co. R. B. überhaupt und hier um so mehr sei, als bei dieser Veranlassung sehr deutlich hervortritt, in welcher Weise

„jener sein verwüstendes Spiel auf dem edlen Boden des Gymnasiallebens treibt.“ Bei dieser Veranlassung oder Gelegenheit, die ich gebe, tritt im allgemeinen das **verwüstende Spiel des Gymnasiallebens** recht deutlich hervor. Wer spielt dies Spiel? Der Antichrist und seine Gehälfen, d. h. Direktoren und Lehrer. Was verwüsten diese? Die Religion, das Christenthum, das evangelische Christenthum, die Kirche, die Sittlichkeit, den Staat, das ganze Leben, diesseitiges und jenseitiges. Woran sieht man das? An dem hohen Werthe, den die Gymnasialdirektoren und Gymnasiallehrer der Vernunft beilegen, welche sie sogar für Gottes größtes Geschenk ansehen, so daß sie nichts anerkennen, was der Vernunft und sich selbst widerspricht. Die nächste Folge dieses verwüstenden Spieles ist nun ein gewisser Respekt, den auch die Gymnasialisten vor der Vernunft bekommen und in ihren künftigen Beruf mit hinüber nehmen, falls sie nicht vorher methodisch wiederum verbummt werden. Freilich verwirft die Vernunft alle Menschenfagung, die ihr als unmittelbarer Befehl Gottes vorgespiegelt wird, freilich versagt sie der Scheinfrömmigkeit alle Achtung, freilich widersteht sie sich der Hierarchie; aber ist sie deshalb eine Feindin und nicht vielmehr eine Freundin des Christenthums, des reinen von den Schlacken der Jahrhunderte gereinigten Christenthums? Oder tritt sie auch nur aus der Kirchengemeinschaft, wenn sie unter allen Umständen sich lieber zu Gott als zu diesem und jenem Geistlichen hält? Das alles ist aber der Orthodoxyerei überaus verhaßt, deren Princip lautet: Glaube was du willst, thue was du willst, aber bekenne das Christen- und Kirchengenthum in seiner altberkömmlichen Form, ohne ein Wort daran zu ändern. Also, ihr evangelischen Gymnasien, auf euch ist es gemünzt, nicht auf mich allein; ich biete nur die erwünschte Veranlassung über euch alle herzufallen; über euch, denen das verfluchte griechische und römische Heidenthum, denen Lessing und Göthe und Schiller und Shakspeare lieb und werth sind. Haltet

die Augen offen, denn die evangelischen Jesuiten sind kein Traum, sie leben, sie treten allenthalben einher mit frommen Mienen und frommen Worten, aber drei- und viermal verummummen sie sich, wenn sie ihre vergifteten Schreibfedern ansetzen. Alles, was die Gymnasien zu ihrer Rechtfertigung sagen mögen, gilt natürlich bei den Böswilligen nichts. Aber werden denn die Gymnasiasten nicht bei den öffentlichen, und die zur Universität Abgehenden bei den Abiturientenprüfungen in Gegenwart eines Königl. Kommissarius auch in der Religion geprüft? und zeigen sie sich bei dieser Gelegenheit als Heiden oder als Christen? Ist der Religionsunterricht, den sie in den Gymnasien erhalten, und der alljährlich in den Programmen von der ersten bis zur sechsten Klasse angegeben wird, ein heidnischer oder ein christlicher? Da ich aber von je her ein Verehrer des Spruches gewesen bin: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!“, so möge man prüfen welche Früchte das Friedrichskollegium in den 32 Jahren getragen hat, die ich ihm bereits als Direktor vorstehe. Ich will diese Prüfung erleichtern und nur von den in Königsberg lebenden Geistlichen sprechen, welche ich dimittirt habe und die unsere Mitbürger sind oder gewesen sind. Ich nenne sie in alphabetischer Ordnung: Bilankowski, Consentius, Danielcid, Simson, Loop und Boldmann. Nur das will ich noch hinzufügen, daß auch die Superintendenten Kraß und v. Wegnern Zöglinge des Friedrichskollegiums sind. Hab' ich aber etwa die Religionslehrer des Friedrichskollegiums zu einem unchristlichen Religionsunterrichte verleitet? Gewiß nicht, denn ich habe sie vollkommen gewähren lassen und nur das Pädagogische mit ihnen besprochen. Sie sind daher auch alle befördert worden, einige sogar zu Räthen und Superintendenten, wie die Herrn Rättig, Schulz und Siehr. Haben aber etwa die hiesigen Geistlichen das Fridericianum gefürchtet, weil ich, sein Vorsteher, keine verdumpften und hierarchischen Religionsansichten habe? Wenn ich bedenke

daß so viele hiesige Geistliche ihre Söhne und Angehörigen unserer Anstalt anvertraut haben und noch anvertrauen, wie der Bischof Borowski, die Konsistorialräthe Bedike, Woide und Kähler, die Superintendenten Rosenkranz, Kahle und Wald, die Pfarrer und Prediger Woltersdorf, Werner, Rhode, Weiß an der Rossgärter Kirche, Diestel, Schmidt, Gerdin, der Doct. theol. Vater, und wohl noch Andere, die mir nicht gleich beifallen, so ist klar, daß diese Männer kein Mißtraun gegen unsern Religionsunterricht gehegt haben noch hegen. Und doch wußten diese, daß ich schon vor dreißig Jahren in einem lateinischen Vortrage meine Bedenken über den Gebrauch des Katechismus in Gymnasien ausgesprochen hatte, worauf das Königliche Konsistorium sich auf keine Widerlegung einließ, sondern nur bemerkte, Luthers Katechismus gehöre nun einmal zu unseren symbolischen Büchern. Uebrigens brauche ich wohl nicht erst zu bemerken, daß ich die oben genannten Geistlichen durch meine Nennung weder lobe noch tadle, sondern sie um des zu führenden Beweises willen namhaft mache.

Ja, wird man vielleicht einwenden, das ist wahr; aber es galt nur bis 1841, von nun an wird es aber anders aussehen, wie dein Aufsatz zeigt. Darauf antworte ich: Wollte Gott, der Religionsunterricht würde recht bald so, wie ich ihn aufgestellt habe! Allein wenn auch die Hohen und Höchsten Behörden ihre Einwilligung dazu gäben, was sie vor der Hand nicht thun werden, so stehen doch meinem Vorschlage anderweitig so bedeutende Hindernisse im Wege, daß für jetzt an seine Ausführung nicht zu denken und für die Orthodorthuerei nichts zu fürchten ist.

Aber der Anonymus vertraut der Schlechtheit seiner Sache trotz allen angewandten unlauteren Mitteln nicht, sondern sieht sich gleichwohl nach einer Entschuldigung seines Angriffes auf mich um. Wenn ich nämlich in meinem Aufsätze die Ev. K. Z. ersuche bei etwaniger Beurtheilung meines Büchleins meine persönliche

Religion ungeschoren zu lassen, und dieses Ersuchen auf eine früher von ihr erlittene unverschämte Mißhandlung gründe, so findet der Anonymus hierin eine Herausforderung, die ihn auch zur Anwendung des Giftes und Dolches gegen mich berechtere. Ohne ein böses Gewissen hätte die Ev. K. Z. meine Schrift beurtheilen können, ohne sich nach irgend einer Entschuldigung umzusehn.

So sehr ich mich aber über den Anonymus zu beklagen haben, so bin ich ihm doch dafür verbunden, daß er einzelne Stellen meines Aufsazes anführt; denn sie sind, trotz dem daß er einige verunstaltet, dennoch geeignet manchen Leser auf die Religionsfrage aufmerksam zu machen, so daß mein unbesonnener Ankläger der guten Sache, die ich verfechte, hiedurch mehr nützen als schaden wird. Hin und wieder entstellt er aber meine Worte allerdings auf eine sehr böswillige und täuschende Art. So sage ich am Schlusse meines Aufsazes: „Welchen Werth mein Vorschlag habe, mögen Kenner entscheiden; ich habe wenigstens die Ueberzeugung, daß er richtig ausgeführt, zum wahren Christenthum führen, Atheismus aber, Indifferentismus und Unduldsamkeit ersticken werde.“ Diese Periode entstellt die Ev. K. Z., indem sie die Worte „wahren Christenthum“ durch andere Schrift hervorhebt und die folgenden Worte „Atheismus aber“ u. s. w. wegläßt. Gleichwohl fügt sie nun hinzu: „Wir verdanken dem Herrn Direktor keinen Augenblick diese seine Ueberzeugung, und, wenn er will, auch die sehr charakteristische, naive Versicherung der eigenen Zufriedenheit mit dem eventuellen Ausfall seiner „selbsteigenen Projekte.“ — O du frommer, du heiliger Mann, welche Fülle christlicher Liebe wohnt in deinem Herzen! erst des Andern Worte verstümmeln und entstellen und dann Spott darüber ausgießen! Freilich eure kopfhängerische Demuth hütet sich selbst vor einer so unschuldigen Aeußerung wie die obige, ihr Kameelverschluckenden Mückenseiger! Daß mein Ankläger aber meine Worte verstümmelte, hat noch einen ganz beson-

deren Grund. Es giebt nämlich Leute, die sich eher die rechte Hand abhackten als sie das Wort Unduldsamkeit oder Duldsamkeit niederschrieben. Die Hierarchie will befehlen, herrschen, allein gelten, nichts außer ihr tragen, dulden, lieben; ihr Hochmuth, ihre Heuchelei, ihres Herzens Härte kennt nur Unduldsamkeit, Anklage, Verfeinerung, Verdammung und Scheiterhaufen. Wenn ich aber des Spottes der Ev. K. Z. gedenke so thue ich das keinesweges aus Empfindlichkeit, denn mein Unwille ist ein bloß moralischer, sondern damit der Leser erkenne, wie die Ev. K. Z. auch das schlechteste Mittel nicht verschmäht, wenn sie freisinnigen Mitschriften am Zeuge zu flicken gesonnen ist.

Ueber meinen den Religionsunterricht in den Gymnasien betreffenden Vorschlag (er steht im 26sten Bande der Preussischen Provinzialblätter S. 113—121, und in dem besonderen Abdruck S. 38—46, wo man ihn lesen mag, da ich ihn hier nicht wiederholen kann) über diesen Vorschlag also läßt sich mein wahrheitliebender Beurtheiler so vernehmen: „Wir wagen es zu besorgen“, sagt er, „daß auf dem vorgezeichneten Wege der Plan selbst je zu seinem eigenen Ziele, einem Christenthum, nämlich auf Herrn Gotthold's Manier gelangen werde. Denn abgesehen davon, daß er auf dem ganzen Wege nirgends zu Christo selbst kommt, der doch jedenfalls zum Christenthume wesentlich gehört, so dürfte es bei der dermaligen Beschaffenheit menschlicher Natur doch gar zu schwierig sein, einen Religionslehrer zu finden, welcher die für Prima und Sekunda gestellte Aufgabe zu lösen im Stande wäre, ein Philosoph wäre und doch keine philosophische Schule hätte, den Sinn der verschiedenen Lehren nach der Vernunft zurecht legte, aber ja nicht nach einer individuellen, also auch nicht nach seiner eigenen Vernunft, und endlich durchaus nur als trockener Referent und kalter Anatom mit dem corpus doctrinae christianaе verföhre, dabei aber voll begeisternder Begeisterung wäre über dem unter seinem kritischen

„Messer hinsterbenden Leib christlicher Lehre!“ — Warum nicht statt „Leib christlicher Lehre“ lieber „Leib Christi“? Wahrlich es hätte sich großartig ausgenommen, und würde gehöriges Ortes, ja in der ganzen Christenheit, einen unermeßlichen Eindruck gemacht haben, wenn ein Gymnasialdirektor des neunzehnten Jahrhunderts den Leib Jesu Christi noch einmal gekreuzigt hätte! Doch zur Sache!

Daß Religionslehrer, wie ich sie fordere, in unseren Tagen allerdings noch eine große Seltenheit sind, ist auch meine Ueberzeugung; daß sich aber meine Forderungen widersprächen, kann ich nicht finden, und andere Leute, die sich der allgemeinen Vernunft bedienen, werden es auch nicht finden, mein weiser Beurtheiler aber, der sich nach dem Obigen einer individuellen und aparten Vernunft erfreut, wie wir ihn denn auch schon im Besitz einer individuellen, ja originellen Logik gesehen haben, so daß wir bei ihm auch ein individuelles Einmaleins und eine individuelle Geometrie voraussetzen dürfen, wie sollte der nicht finden, was zu finden ihm irgend gefällig ist! Ich will nicht untersuchen, warum solche Religionslehrer so selten sind, denn es dürften viele Ursachen zu finden sein, aber zumtheil wenigstens ist die Klasse von Leuten daran Schuld, zu denen unser anonyme Idiot gehört. Diese Klasse kennt nämlich das Christenthum großentheils nur in dogmatischen Versteinerungen und hat gegen das lebendige, geistige, allgemeine, tolerante Christenthum eine ganz gewaltige Aversion. Unaufhörlich entschlüpft ihr der Geist des Christenthumes, da sie es nicht im Geist und in der Wahrheit, sondern mechanisch und buchstäblich erfassen will, so daß sie natürlich zu der Ueberzeugung kommt, es gebe gar kein anderes Christenthum als ihr steinernes, und jedes andre sei philosophische, philologische und sonstige Schwindelei oder gar Haß des Christenthums. Daher ihre Verfolgung der Gymnasien, ja der Wissenschaft und des Denkens überhaupt. So findet denn auch mein tiefblicken-

der Beurtheiler, daß mein Plan garnicht zu Christo selbst komme. Es ist zum Erkennen, was so eine individuelle Vernunft nicht alles ermittelt! ein Plan, der den Knaben Christi Neben und andere Stellen des N. T.'s, den Jünglingen aber die vollständige Lehre des Christenthumes erläutert, soll nicht zu Christo kommen! und bloß darum nicht weil er weder ein Betrüger der Vernunft überhaupt, noch ein Verehrer individueller Vernunft ist! Die Vernunft ist die größte Gabe Gottes, ohne Vernunft kein Christenthum. Christus bediente sich der Vernunft, die Apostel bedienten sich der Vernunft, und das N. T. fordert zur Prüfung auf, die doch ohne Vernunft unmöglich ist, und nur die Fraktion der Ev. K. B. begnügt sich mit einem geistigen Starrkrampf statt der Vernunft. Wahrlich diese Befolger der Vernunft, der Prüfung, der Kritik des selbsterrungenen Christenthumes legen ein unendlich trauriges Zeugniß gegen sich selber ab. Denn ich weiß nicht, ob es etwas Unchristlicheres giebt, als dem Christenthume zu misstrauen, und doch ist das gerade der Fall jener Vernunftfeinde. Ohne ihr armseliges Menschenwerk, bilden sie sich ein, könne das Christenthum garnicht bestehen und gedeihen, während es doch, so viel an diesen Kleingläubigen liegt, Nummie, also todt ist. Diese Vernunftthasser tragen mithin einen großen Theil der Schuld, daß es so wenige ächte Religionslehrer giebt, wie ich sie fordere. Das Christenthum aber wird, trotz allen Vernunftverfolgern, immer mehr in seiner Tiefe, Geistigkeit und Lebendigkeit erkannt werden.

Kritik und Begeisterung in Einer Person zu denken, geht abermals über die Kräfte meines mit Altersschwäche vorwerfenden Beurtheilers, und an dieser seiner Unfähigkeit ist abermals das bedauernswerthe Misstrauen in die Kraft des Christenthumes Schuld. Fangt ihr erst an zu prüfen, spricht das Misstrauen, so muß ja zuletzt Alles verworfen werden. Als ob Christenthum und Vernunft, die doch einander garnicht

widersprechen, da das Christenthum eben eine Manifestation der Vernunft ist, als ob, sage ich, Vernunft und Christenthum der Kritik keine Schranke setzten, sondern die Kritik als Zweck betrachteten und ins Grenzenlose und Blaue hinausschwärmen ließen! Da das Christenthum zum Prüfen auffordert, so muß es einerseits den unfähigen Köhlerglauben, anderseits superkluge, spitzfindige und sich in ihren Paradoxien gefallende Klügelai ausschließen, der ruhigen, vernünftigen Forschung aber nie und nirgend in den Weg treten. Wie viele Schlacken also auch spätere Jahrhunderte von dem Christenthume ausscheiden werden, ja wie viele historische Einfleidungen desselben aus frühester Zeit auch fallen mögen, immer wird die ganze Erscheinung Christi und seine göttliche Lehre ein Gegenstand der innigsten Verehrung und Begeisterung bleiben. Und dieser Begeisterung soll der kritische Theolog nicht fähig sein! soll sie nicht auf seine Schüler zu übertragen vermögen! D anmaßliche Demuth! o ungläubiger Glaube!

Wenn mein philosophischer Beurtheiler ferner einen Philosophen, der keiner bestimmten Schule angehört, weder Kantianer, noch Fichtianer, noch Schellingianer, noch Hegelianer, noch sonst ein aner, ist, eer, iker u. s. w. ist, für ein Ding der Unmöglichkeit erachtet, so sage er uns doch, ob er die vielen Philosophen, die auf keines Meisters Worte schwören, für Nichtphilosophen erklären will. Will er dies wirklich, so war es billig und christlich sich ein wenig umzusehen, in welchem Sinne ich das Wort „Philosoph“ in meinem Aufsatze brauche, und es so zu nehmen, statt mir Unsinn unterzuschieben. Mein Philosoph aber ist jeder, der sich ernstlich mit den Problemen der Philosophie beschäftigt hat. Hier zeigt sich mein spitzfindiger Interpret also ohne alle Kenntniß der ersten Interpretationsregel. Berrenne dich nur erst recht in den Katechismus, und wieder in den Katechismus, und bloß in den Katechismus und verfolge Jeden, der die Bibel über

den Katechismus setzt, und du wirst zuletzt nicht mehr wissen, ob 2 mal 2 4 oder 5 macht.

Demnächst legt mir mein Großinquisitor nicht bloß abgestandene Ansichten, bestäubtes Kokoko (was vielmehr er selber ist) ein Vergehen und einen Unfall von Rathschlag, Selbsterniedrigung, Befleckung meines Charakters und unbesonnenen Eifer bei, sondern „methodische Ertödtung alles specifisch Christlichen“ und entdeckt, die „Hauptsache“ sei mir der „Erguß bitterer Galle und beißender Lauge, welcher der heiligen Schrift und denen, die daran glauben, namentlich den Theologen gilt.“ — Großinquisitor, wenn du dich an Frömmigkeit selbst mit dem Patriarchen aus Lessing's Nathan messen solltest, Großinquisitor, deine Rede ist eine schändliche Lüge. Siehst du den kleinsten Beweis? Nein, man soll dir so schlechthin glauben, dir! dir!! Nach dem allen wird es Niemand mehr auffallen, wenn du es nicht nöthig findest, „darauf hinzuweisen, wie weit einem „Menschen das sittliche Gefühl abhanden gekommen oder „verdunkelt sein muß, der mit kaltem Blute ganze „Hände voll solchen Koths auf einen Stand zu werfen vermag, der“ u. s. w. Was ist das für ein Koth? Worte Friedrichs des Großen. Er nennt nämlich die eine Hälfte der Priester abergläubisch, die andere Betrüger, und ich sehe zum Troste der Ev. K. Z., die mich gemißhandelt hatte, hinzu, daß ich Friedrichs Ausspruch doch nur etwa zur Hälfte glauben mag. Ich kann hievon nichts zurücknehmen, denn hier sind meine Erfahrungen wirklich beinahe funfzigjährig. Welche Masse von Heuchlern schuf nicht die einzige Wöllneriade, die für Königsberg garnicht erfolglos war. Welcher aufgeklärte die Welt kennende Mann kann denn anders urtheilen als ich? und lehrt nicht mein Aufsatz deutlich genug, daß es dormalen gar nicht anders sein könne? Trotz eurem Verdammungssystem giebt es vernunftgläubige Kandidaten der Theologie, die alle ein Stück

Brod suchen, und die zu einem unwahren Bekenntnis und somit zur Heuchelei gezwungen werden. Seid froh, wenn man nicht auf den und den mit dem Finger zeigt. Mein Großinquisitor gesteht zwar, „daß es einzelne „Geistliche giebt, welche ihrem heiligen Beruf wenig „Ehre machen“, und fährt fort, „aber es ist eben so „gewiß, daß es in keinem Stande an dergleichen An- „stößen fehlt.“ Aber damit du milder Großinquisitor, hast du garnichts gesagt noch bewiesen; denn nicht von diesem und jenem Anstoß ist die Rede, sondern von der Heuchelei, die du unvermerkt umgehen willst, und dieses Laster, fürchte ich, sei, nicht gerade der Orthodorie, wohl aber der exklusiven, unduldsamen ihre Frömmigkeit zur Schau tragenden Orthodorie und Orthodorthuerei eigen, eine Ansicht, die ich mit jedem aufmerksamen Laien und vielen Geistlichen theile. Natürlich. Wozu soll der Tagelöhner, der Bauer, der Bürger, der Soldat, der Officiant Frömmigkeit heucheln? er gewinnt ja nichts dabei, und würde sich durch Heuchelei bei Allen, die ihn durchschauen, verächtlich machen. Stellt sich aber etwa eine arme Näherin frömmelnd an um die Kundschaft einer frömmelnden Dame nicht zu verlieren, deren Haus kein Keger betreten darf, nun so ist das freilich immer eine Heuchelei, aber dennoch weiß wie Schnee gegen die psäffische Heuchelei. Wird von uns allen wahre Frömmigkeit mit Recht gefordert, wie wohl die meisten Stände ihr Tagewerk auch ohne Frömmigkeit zur Zufriedenheit ihrer Mitbürger vollbringen können, so ist sie für den Geistlichen unerläßliche Bedingung; auf seine Frömmigkeit sind Aller Augen gerichtet, und wenn sie ihm fehlt, so erheuchelt er sie, und glaubt den besten Beweis von ihrem Besitze zu führen, wenn er freisinnige Mitchristen verfolgt. Ich glaube mich in meinem Aufsatze ganz unparteiisch über die Geistlichen erklärt zu haben; denn ich mildere den harten Ausdruck des großen Königs, ich zeige, daß an den Fehlern der Geistlichen zur Hälfte die Fürsten und Völker Schuld sind, ich spreche von der „großen, er-

„habenen, wärdigen Aufgabe aller Diener des göttlichen Wortes“ und setze darn hinzu: „Gewiß es giebt unter Rationalisten und Supernaturalisten Männer, die dieser Aufgabe ihr Leben in frommer und friedfertiger Thätigkeit widmen.“ Nicht nur zähle ich innig verehrte Wohlthäter unter den Geistlichen, sondern auch hier und in meiner Heimath wahre Freunde und ehrenwerthe Schüler. Jeden Geistlichen, auch den Rothbärschen, ehre ich, der rechtschaffen, christlich und tolerant ist, und nur die intoleranten verabscheue ich.

Hat mich mein frommer Großinquisitor bisher verdächtigt, verleumdert, verfolgt und mit jeder Schmach zu bedecken gesucht, so entschließt er sich endlich auch mich zu belehren. Wie? In meinem Aufsatz heißt es: „Ich bin fast überzeugt, wenn Luther ein Religionsbüchlein für die Jugend unserer heutigen Gymnasien schriebe, daß es ein ganz anderes werden würde als der Katechismus.“ Diese Behauptung will mein hochgelehrter Lehrer widerlegen, und zwar mit Luthers eigener Vorrede zu seinem großen Katechismus, Du glaubst, Leser, ich scherze? Nein, er citirt Luther wörtlich. Ich spreche von heutigen Gymnasien und Gymnasialisten, Luther vor 300 Jahren von Geistlichen, die seinen Katechismus verschmähten, also auch dem Volke vorenthielten, dem er damals nach meiner innigsten Ueberzeugung ein unendlicher Segen sein mußte. Mein weiser Lehrer schreibt selber die Worte: heutige Gymnasien, und zwei, ja zwei Zeilen später will er mich mit dem widerlegen, was, wie gesagt, Luther vor 300 Jahren hochmüthigen Geistlichen ins Gewissen redet. Wenn dies ganz gedankenlose Menschenkind mir Altersschwäche vorwirft, nun so muß er wohl schon altersschwach auf die Welt gekommen sein. Ich brauche also garnicht zu sehen, wie ich mich mit Luther auseinandersetze, wozu mich die Ev. R. B. triumphirend auffordert. Ich stimme ihm in seinem Tadel der Geistlichen ganz bei und laß es nur büßigen, wenn er seinen Katechismus täglich traktirte um

ihn immer fruchtbarer für das Volk zu machen, worin ihm wohl mancher wackere Pfarrer unserer Zeit nachfolgen dürfte.

Wenn ich weiter in meinem Aufsatze von der Unzweckmäßigkeit des Katechismus und namentlich der zehn Gebote für unsere heutigen Gymnasien spreche, den Beweis an den vier ersten Geboten selbst führe und zuletzt die Idee einer anderen Fassung der Gebote ausspreche, so polemisirt mein wahrheitliebender Zurechtweiser auch hiegegen mit gleicher Uebernheit und Unredlichkeit. Das erste Gebot lautet bekanntlich: „Du sollst nicht andere Götter haben neben mir“ und Luther sagt, das heiße: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten lieben und ihm allein vertrauen.“ Diese Aufforderung Luthers ist an sich über alles Lob erhaben, ist aber nicht der Sinn, der damit verbunden ward, als Gott selbst nach der mosaischen Sage die zehn Gebote auf dem Sinai gab (2 Mos. 19 und 20). Denn dort sagt Gott: „Du sollst keine „anderen Götter haben neben mir. Du sollst dir kein „Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder des, „das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, „oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie „nicht an und diene ihnen nicht.“ Und ebenda Kap. 23 v. 13 sagt Gott nochmals: „Anderer Götter Namen „sollt ihr nicht gedenken, und aus eurem Munde sollen „sie nicht gehört werden.“ Und nochmals 3 Mos. 26, 1: „Ihr sollt euch keinen Götzen machen, noch Bild, und „sollt euch keine Säule aufrichten, noch keinen Maal- „stein setzen in euerm Lande, daß ihr davor anbetet.“ Und 5. Mos. 4, 16 ff.: Auf daß ihr euch nicht ver- „derbet, und machet euch irgend ein Bild, das gleich „sei einem Manne oder Weibe, oder Vieh auf Erden, „oder Vogel unter dem Himmel, oder Gewürme auf „dem Lande, oder Fische im Wasser unter der Erde. „Daß du auch nicht deine Augen aufhebest gen Him- „mel, und sehest die Sonne und den Mond und die „Sterne, das ganze Heer des Himmels, und fallest ab

„und betest sie an, und dienest ihnen.“ Ebenso Kap. 5 v. 8., und Kap. 17 v. 3—5 wird geboten den Götzendiener zu Tode zu steinigen. Und Josua (24, 14) schärft dem Volke abermals ein: „Lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedienet haben jenseit des Wassers, und in Egypten und dienet dem Herrn.“ Aber es ist aus dem A. T. bekannt, daß die Juden, und selbst ihre Könige, unaufhörlich von Jehova abfielen und fremde Götzen anbeteten, so daß es auch noch Ps. 81, 10 heißt: „Daß unter dir kein anderer Gott sei, und du keinen fremden Gott anbetest.“ Ist nun wohl Jemand so blind nicht zu sehen, was Gott mit seinem ersten Gebote meinte? Dennoch sagt mein überweiser Präceptor, daß Luthern ja keine andere Erklärung des ersten Gebotes übrig blieb als die: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und ihm allein vertrauen.“ Das nenn' ich einmal widerlegen! Ich habe Luthern wegen seines Quid pro quo entschuldigt, aber wahr ist es nun doch einmal, selbst wenn einem nur etwas Falsches zu sagen übrig bleibt, darf man dies Falsche dennoch nicht sagen. Doch diesmal fühlte mein besorgter Beurtheiler selber die Schwäche seiner Behauptung und sah sich nach Hülfe um, die er denn in Marc. 12, 29 f. und 5 Mos. 6, 4 f. zu finden glaubte. Diese letzte Stelle nun lautet so: „Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist ein einziger Herr. Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen.“ Vergleicht man nun diese Stelle mit der oben angeführten, 2. Mos. 19 und 20, wo Gott selber spricht, so finden sich 1) in der authentischen Urkunde gar nicht die Worte: Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben u. s. w. 2) die authentischen Worte werden 5 Mos. 6, 4 f. nicht wörtlich angeführt, der Zusatz: Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben u. s. w. braucht daher gar nicht als eine Sinnerklärung angesehen zu werden, sondern ist vielmehr ein freier Zusatz, worauf auch wohl das „Und“ führt. 3) es zeigt sich in dieser letzten

Stelle ein so großer Fortschritt der geistigen Ausbildung, daß sie offenbar nicht dem Zeitalter des Moses, sondern einer viel späteren und etwa den Diablenasten der sogenannten mosaischen Schriften angehört. Daß sich nun auch Christus, nach dem ersten aller Gesetze gefragt, gerade dieser Worte bedient: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen“ u. s. w., wie es Matth. 22, 37 heißt, und zwar, wohlgemerkt, mit Weglassung des ersten mosaischen Gebotes von der Einheit Gottes, weil sich diese bei den Juden zu Christi Zeit von selbst verstand, das ist vollkommen in der Ordnung, da es ja den Kern der christlichen Lehre enthielt. Wenn ich also eben diese Worte in der Andeutung eines neuen Katechismus an die Spitze stelle, so ist das abermals in der Ordnung, so daß ich nicht begreife, wie sich mein sonderbarer Belehrer hierüber wundern konnte. Also nochmals: Luther beantwortet die Frage, was das erste Gebot bedeute nicht im Geiste der mosaischen Gesetzgebung, aber davon abgesehen ist sie wahrhaft christlich und evangelisch.

Doch zuletzt wird mein allerchristlichster Hofmeister sogar wahrhaft unchristlich, nicht etwa in seinem Thun oder in seiner Gesinnung, sondern in seiner Dogmatik. Ich stelle nämlich in dem angeedeuteten Katechismus die Frage auf, woher wir wissen, daß wir Gott lieben sollen u. s. w., und beantworte sie so: „Das sagt uns unser eigenes Herz, und in den obigen Worten hat es uns Gott selber durch den Mund Jesu Christi befohlen.“ Was sagt nun unser Verfechter des Evangeliums hierzu? Er sagt, **beides sei nicht wahr.** Ich will nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und ihn verkehren, wie er mich und die Gymnasien verkehrt hat, denn Gott wird wissen, was dies, beides sei nicht wahr bedeuten soll. Der Beweis, daß beides allerdings wahr ist, scheint mir zwar überflüssig, dennoch will ich ihn in aller Kürze führen. Den Glauben an einen Gott bringt die Jugend zum Christenthume mit, diesen denkt sie sich, wenn auch als einen Geist,

dennoch persönlich, und zwar als den Schöpfer und Erhalter aller Wesen, als allmächtig, allgütig u. s. w. Diesen ersten und größten Wohlthäter der Menschen soll uns unser Herz nicht von ganzem Herzen zu lieben auffordern? Dann gäbe es ja gar keine Dankbarkeit, keine Sittlichkeit, keine Religion. Alle Menschen, auch die rohesten, lieben ihre Wohlthäter, denn diesen edelen Trieb hat Gott in aller Menschen Herz gelegt. Aber vielleicht hat uns dies Gebot Gott nicht durch den Mund Christi gelehrt? Doch, doch! Alle großen Wahrheiten spricht Gott durch den Mund derer aus, die er zum Heile der Welt aufstehn läßt. So ist auch Luthers Reformation ein Ausspruch Gottes, wenn ihn gleich der Mensch nicht in seinem ganzen Umfange und in seiner vollen Reinheit sogleich auffaßt. Christus aber, der im eminenten Sinne ein Gesandter Gottes, ja der Sohn Gottes genannt wird, befiehlt uns nicht im Namen Gottes Gott zu lieben, wenn er als erstes Gebot die Worte des A. T.'s ausspricht: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüthe, und von allen deinen Kräften?“ Dazu kommt noch, daß Christus sagt, seine Lehre sei nicht die feine, sondern von Gott.*)

Zum Schlusse kommt endlich die Hauptsache, daß jetzt der „Antichrist“ sein Wesen treibe, welches auf das schönste so ausgeführt wird:

*) Auffallend ist es, daß unter den protestantischen Geistlichen Einigen die zehn Gebote ein Kleinod von unschätzbarem Werthe selbst für Gymnasien sind, Katholiken dagegen viel besonnener darüber urtheilen. So schreibt Hortig, Domkapitular zu München: „Von den Verböten im Einzelnen, z. B. du sollst nicht tödten, nicht stehlen u. s. w. wird in der Tugendlehre wenig zu verhandeln sein, da sie durch Befolgung der Gebote: Liebe deinen Nächsten; was du willst, daß dir geschehe, das sollst du auch dem Andern thun, u. s. w. nicht nur erschöpft, sondern noch vervollkommenet sind.“

„Wem wäre es unerwartet, daß mit dem wieder-
 „erwachten Christenthum auch der Antichrist sich wie-
 „der erhoben hat, und je länger, je heißer der Kampf
 „gegen die uralte Lüge geboten wird: aber das ist ein
 „Zeichen unserer Zeit, ein unseeliges Privilegium
 „der Evangelischen Kirche des neunzehnten Jahrhun-
 „derts, daß sie die zukünftigen Kämpfer für die gött-
 „liche Wahrheit von erklärten Gegnern, Verächtern und
 „Spöttern derselben schulmäßig aufziehen läßt.“ — Dazu
 sage ich Amen, außer daß ich die hier zurückgewiesene
 Denk-, Schreib- und Lehrfreiheit dem Christen-
 thume für unentbehrlich erachte. Ich sage Amen.
 Denn wer weiß es nicht, wie sie unter Böllner der
 alte pharisäische, orthodoxthuernde Antichrist erhob, und
 wie Friedrich Wilhelm's III. Thronbesteigung ihn in seine
 dunkle Höhle zurückjagte, wie er aber vor etwa einem
 Jahrzehend wieder leise leise hervorkroch und sich in ein-
 zelnem Sektirern, Kopfhängern, Hierarchen, evangeli-
 schen Jesuiten, Verläumdern, Verfehrern, heuchlerisch-
 lügenhaften Zeitungen, Brochüren und Traktätlein ver-
 körperte, um das lautere, geistige Christenthum
 zu unterdrücken und von seinem Babel aus Königen
 und Völkern sein Joch aufzulegen und vor den un-
 heiligen Gözenbildern des todten Buchstaben und des
 versteinerten Dogma Aller Kniee gebeugt zu sehen.
 Darum wird uns denn je länger, je heißer der Kampf
 gegen die uralte Lüge geboten. Denn der Antichrist
 ringt durch seine pfäffischen Obstkuranten, kein Mittel,
 auch das schändlichste nicht verschmähend, nach dem
 Privilegium die zukünftigen Kämpfer für die göttliche
 Wahrheit, d. h. die künftigen Theologen unter den
 Gymnasiasten und Studirenden, schulmäßig und recht
 mechanisch und gedankenlos zu heimlichen Verächtern
 und Spöttern des lauteren Christenthumes und seiner
 Bekenner zu machen und unter den Fahnen der Hierar-
 chie zu versammeln. Denn daß die heuchlerische Rotte
 des Antichrists wirklich nach Christus und seiner Lehre
 nichts fragt und ihm eben deshalb den starren Buch-

staben des Dogma unterschiebt, das gesteht sie ganz öffentlich, wenn sie gleich ihre Ausdrücke mit dem Firniß täuschender Frömmerei zu überziehen weiß.

Der heilige Ankläger der Gymnasien sagt, er habe mir einen Spiegel vorgehalten. Ich will es glauben, aber es war einer jener Verirrspiegel, die Alles, was sich darin spiegelt, in eine Karikatur verwandeln. Dennoch bin ich dankbar gewesen und habe dem Spiegelhalter ebenfalls einen, und zwar ganz reinen ebenen Spiegel vorgehalten. Sollte er so glücklich sein sich darin vollständig zu erkennen, so können wir hiemit unsere Verhandlungen abbrechen; erkennt er sich aber nicht, weil seine Augen von Hochmuth verkleistert sind, so wird er erfahren müssen daß die Wahrheit Gottes Wort ist und schärfer denn kein zweischneidig Schwerdt.

Königsberg, den 8. Januar 1842.

Nachschrift.

Das mir heut am 13. Januar zukommende „Preussische Provinzial-Kirchenblatt“ liefert im 4ten Hefte des 3ten Jahrganges S. 138 ff. eine mit „E“ unterschriebene Anzeige meiner oben genannten Schrift. Nach dem Referenten soll diese Schrift eine weit verbreitete Entrüstung bei der evangelischen Geistlichkeit unserer Provinz hervorgerufen haben. Besonders, sagt der Referent, werde dies wohl der S. 28 angeführte (jedoch von mir beschränkte) Ausspruch Friedrichs des Großen über die Geistlichen bewirkt haben. Der mir bisher ganz unbekannt gebliebenen Entrüstung (d. h. anderen Meinung) setze ich die mir mittel- und unmittelbar von Geistlichen zugekommene Billigung entgegen; in dem Grunde der Entrüstung irrt sich aber Hr. E. unfehlbar: 1) weil in unserer Provinz der Geist Kant's, Krug's, Herbart's, des Konsistorialrath Krause und noch lebender und wirkender Lehrer der Theologie die Heuchelei überflüssig machte; 2) weil jeder Geistliche weiß, daß es auch bei uns geistliche Heuchler gegeben hat und

noch giebt; *) 3) weil Niemand sich zu den Heuchlern zu zählen braucht; 4) weil ich ausdrücklich erklärt habe, daß Niemand meine Schrift auf sich beziehen möge (fühlt sich aber ein Heuchler getroffen, so weiß ich einem solchen allerdings nicht zu helfen); 5) weil das, was ich über das N. T. und die Gebote, also über theologische Hauptgegenstände, gesagt habe, vollkommen ihre, auch wohl hin und wieder mit Unmuth ausgesprochene Meinungsverschiedenheit vollkommen erklärt.

Daß Hr. L. die 33 ersten Seiten meiner Schrift ein „lärmendes Treibjagen“ nennt, ist nicht bloß unhöflich, sondern zeugt auch von Unkunde. Der Titel meiner Schrift spricht ja ganz deutlich das Bedürfniß der jetzigen Zeit aus. Ließ sich diese Zeit, das Bedürfniß der Gymnasien und ihre Stellung zur Zeit, meine Zweifel und meine Bemühung sie zu zerstreuen etwa auf einem Paar Seiten besprechen? Besprochen mußte aber dies alles zuerst werden, bevor ich von der Einrichtung des Religionsunterrichts sprechen konnte. Der Tadel des Hrn. L. kommt mir vor, wie wenn man's einem Astronomen zum Vorwurf machen wollte, daß er der kurzen Angabe einer Kometenbahn erst eine lange Rechnung voranschicke, wiewohl ohne

*) Will man mir kleinlich nachrechnen, gut! Ich habe gesagt, etwa die Hälfte der Geistlichen bestehe aus Abergläubigen und Betrügnern, d. i. Heuchlern. Rechnen wir also auf beide vier Zehntel, da ich nicht die volle Hälfte annehme, so werden von allen Geistlichen zwei Zehntel abergläubig, und zwei Zehntel heuchlerisch sein. Bedenkt man ferner, daß Friedrich das buchstäbliche Verstehen der Bibel gewiß für Aberglauben, jeden Geistlichen aber der keine Hölle und keinen Teufel glaubte und doch lehrte, für einen Heuchler hielt, so leuchtet vollends ein, wie man sich mit Unrecht über meine Aeußerung beschwert. Daß die neueste Spekulation den Charakter des Christenthums für Hypokrisie, und die Religion überhaupt für einen unseeligen Wahn erklärt, so daß wir Christen sammt und sonders Heuchler sind, will ich nicht in Anschlag bringen, weil es weder des großen Königs, noch meine Ansicht ist.

die Rechnung die Angabe doch unmöglich ist. Eben so unhöflich, aber zugleich auch unwahr ist es, wenn berichtet wird, daß in meiner Schrift „Supernaturalisten, Rationalisten . . ., Atheisten . . ., Heuchler, Heiden . . ., Schlangen und Ottergezücht, Herrnhuter und Mennoniten . . ., Jesuiten . . ., Phariseer . . ., theologische Professoren . . . nach Lust auf- und durch einander gehegt werden, und insbesondere nach Allem, was theologische oder geistliche Livrée hat, gezielt wird.“ Sieht das nicht aus, als ob Hr. L. die Geistlichen jedes Glaubens gegen mich in Harnisch bringen will? Freilich kommen die obigen Benennungen in meinem Büchlein vor, aber garnicht um, wie sich Hr. L. ausdrückt, auf die „geistliche Livrée“ zu zielen. Was würde Hr. L. sagen, wenn er in einer Predigt allerlei bürgerliche Stände nännte, und man sie mit den Worten zusammenreihete, Hr. L. habe sie nach Lust auf- und unter einander gehegt und insbesondere auf die Gymnasiallehrer gezielt? Ich habe auf Niemand gezielt als auf die **Heuchler**, und zwar weil ich sie nicht umgehen konnte, und ich hoffe sie bis an das Ende meines Lebens gründlich zu verabscheuen. Jeder, der meine Schrift ohne Vorurtheil liest, wird mir hierin Recht geben, ich brauche daher auch nichts zurückzunehmen. Wenn sich aber Hr. L. auf keinen Beweis dessen, was er zu verstehen giebt, einläßt, so ist das zwar ganz klug, aber nicht ganz gerade. Die römische Rhetorik, wie dem Kanzelredner wohl bekannt sein wird, nennt diese sehr bedenkliche Redefigur: „Suspicio.“

Wenn Hr. L. weiter sagt, daß auf dem theologischen Felde kein Lorbeer für mich wachse, so bekenne ich, daß ich ihn weder hier, noch im Schulfache, noch sonst wo jemals gesucht habe. Für diesmal bin ich schon zufrieden, daß Hr. L. „einzelne beachtungswerthe Bemerkungen“ in meiner Schrift gefunden hat. Endlich bitte ich ihn nicht zu übersehen, daß diese ihr Entstehen nur meiner amtlichen Theilnahme an der Direktorenkonferenz verdankt, daß ich mit mir selber

zuvor, so weit ich könnte, aufs Reine kommen wollte, und daß mir daran lag, bei dem eventuellen Ausfall dieser Konferenz meine Herrn Kollegen nicht zu compromittiren, noch auch meine Ansicht in einem summarischen Protokoll verkümmert zu sehen.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Was ich oben von der Ev. K. Z. gesagt, schließt ehrenwerthe Verfasser einzelner Artikel nicht aus, sondern bezieht sich auf anonyme Berichtersteller, wie mein Beurtheiler ist.

Dr. F. A. Gotthold.

III.

Einige Notizen zu dem Auffas im 27. Bande, Seite 75 u. folg. dieser Blätter. Versuchte Beantwortung der Schreibung des Wortes Preußen u. s. w.

Von F. Gottschalk in Preussisch-Eilau.

So weit es mir bekannt ist, habe ich zuerst im August-Heft dieser Blätter von 1839 die Ableitung des Namens Preußen, wie sie Herr Professor Voigt giebt, für durchaus unrichtig erklärt, weil die Zusammenstellung der Präp. po mit dem Namen von Völkern nicht der grammatischen Construction der polnischen Sprache gemäß ist. Im angeführten Auffas gab ich den großen slawischen Etymologen Schaffarik als den an, dem ich diese Notiz verdanke und diese Autorität war hinreichend, mich von der Unrichtigkeit der Voigtschen Ableitung völlig zu überzeugen; denn wer so mit dem ganzen slawischen Sprachstamme vertraut ist, wie Schaffarik, dessen Ausspruch ist eher zu beachten, als ein bloßes Nachschlagen in Linde's polnis

schem Wörterbuch.¹⁾ Mir war nur darum zu thun, dieses meinen Landsleuten bekannt zu machen und durch ein Besprechen darüber Allen, denen es nicht gleich sein kann, wie der Name unseres Landes abgeleitet werde, eine Gewißheit darüber zu geben; daher mein kleiner Aufsatz in den früheren Provinzial-Blättern und in Folge der ersten Unregung auch nachstehende Notizen. Da ich der polnischen Sprache nicht mächtig bin, also auch nicht selbständig mich aussprechen konnte, so erwartete ich mit Recht, daß einer der vielen Männer unserer Provinz, die mit dem Polnischen bekannt sind, sich — schon aus vaterländischem Interesse — über den Gebrauch der Präp. po und u aussprechen möchte, denn von dem Eingehen und Feststellen in dieser Hinsicht hängt ja das Urtheil der Menge ab.

Es ist unbestritten und steht historisch fest, daß der Name Preußen bei dem slawischen Stamm der Polen zuerst gehört ist und sich von da weiter verbreitet hat, wie Herr Prof. Voigt es hinreichend in seinem größern vortrefflichen Werke dargestellt. Er muß slawischen Ursprungs sein, denn wie wäre es sonst anzunehmen, daß er von anderen Völkern, die ihn nicht gekannt, die andere Namen für das heutige Preußen hatten, zu den Polen und bei denselben in Gebrauch gekommen und dann wieder den Rückweg zu Ersteren genommen hätte? Darüber noch zu sprechen, wäre fast überflüssig!

Die Chiffer D. B. will den Namen Preußen aus dem alten Scandinavischen ableiten, in welchem sich die Vorsassylbe pa findet. Nach J. Grimm²⁾ hat aber sich die schwedische Präp. på, dänisch paa mit Wegwerfung der Anlaute erst aus dem Altnordischen

1) Voigt, Geschichte Preußens, 1827, Band 1, Seite 191, Anmerkung 1.

2) Deutsche Grammatik, 1831, Band 3, Seite 254 und 262. Sie findet sich in derselben Bedeutung auch im slaw. po, im lit. po und im lett. pee.

uppa gebildet und ist also weit neuern Ursprungs, als der Name Preußen. Zur Zeit der europäischen Einbürgerung des Namens Preußen — bei den Slawen, als den nächsten Verwandten der Preußen, mit voller Sicherheit schon so alt, als ihre gegenseitige Trennung und Entfremdung — nannten die skandinavischen Deutschen die Küste Preußens und ihre Bewohner Sambien, Sembien, Semland, Samen, Semben; Eginhard nennt die Bewohner Aisti und Wulfstan Volk und Land Eastas, Eastland, Vitland. Ich glaube mit Bestimmtheit, die Chiffer D. B. wird in den alten sprachlichen Denkmälern schwerlich ihr »Pryslen« finden, und so wird diese Etymologie nicht allein als verschollen zu erklären sein, sondern auch die anderen, wie Truso »die Glaubens-Insel«, Ehorn, wo »Thor« herhalten muß. Truso ist ein altpreussischer Name, der an den Drausen-See (Drusne, Drusine in lateinischen Urkunden), an die litauischen Dorfsnamen Drusken, Drutschlaufen, Drutischken, Endruszen, den Namen Budrus u. s. w. zu sichtbar erinnert, als daß das Schwedische herbeizugezogen werden darf.

Woher weiß wohl Herr Dr. Blumenfath so bestimmt, daß die alten Preußen »Boruss, Waldbewohner, Waldmänner« geheißen haben? Die Preußen sollen ja auch von den Polen den Feldbau erlernt haben, und als sie hierin Fortschritte machten, wäre dieser Name aus dem Gedächtniß der Polen genommen und nur die Kriegslisten der alten Preußen im Kampfe gegen die Polen hätten ihn wieder denselben in Erinnerung gebracht? Über eine solche Taktik haben gewiß auch die in einem noch jetzt sehr walddreichen Lande lebenden Polen verstanden, eine solche wandten ja die alten Deutschen, die alten Litauer im Kampfe gegen den Orden, die Urbewohner Nordamerikas und alle anderen Bewohner von Ländern, die mit großen Waldungen bedeckt waren, stets an, warum sollte das den Polen bei den alten Preußen

so aufgefallen sein? Aber schon im ersten Drittel des 4. Jahrhunderts v. Chr. erwähnt Pytheas des fleißigen Getraidebaues der Aisten, welches dem Fremden so merkwürdig erschien, daß er auch der Scheunen und des Gebrauchs des Ueberflusses an Getraide zur Getränke-Bereitung gedenken muß; am Ende des 1. Jahrh. n. Chr. schreibt Tacitus von denselben Aisten in seiner Germania c. 45. »Getraide und andere Früchte bauen sie fleißiger, als sonst die trägen Germanen thun«, und erst in der letzten Hälfte des 6. Jahrh. beginnen die Züge der slawischen Völker gegen die Weichsel und westwärts derselben bis zur Elbe und jenseits in die von den Deutschen verlassenen Länder, und doch läßt der Herr Dr. den reichen Getraidebau der alten Bewohner, die ihn ja lange getrieben hatten, von den Slawen erlernen! Ich bemerke auch noch, daß die Polen ihren Namen wohl von pole Feld, Flachland — Nestor schreibt paljane — haben, welches aber Feldbewohner, und nicht Feldbebauer bedeutet. Der Litauer nennt den Polen bis heute Lonkas, den Ebenenbewohner, vom litauischen lenke, die Niederung, ein Acker, Ebene.³⁾ Und dann Herr Dr., haben Sie ganz vergessen, daß die Schreibart Borussi weit neuern Ursprungs ist; die alte Form ist immer Prussi, Prussia, der alte Slawist Nestor nennt Land und Volk Prus, Prusi, welche reinste und älteste Form immer nur allein zu beachten ist.

Sehr lieb wäre es mir und gewiß vielen Andern gewesen, wenn Herr Gregorien, der als Übersetzer die russische und polnische Sprache gewiß in grammatischer Hinsicht in seiner Gewalt hat, sich, statt das Bekannte zu erzählen, was Karamsin hat, lieber, wie in N^o 281. der Königsberger Zeitung gewünscht wurde, über den Gebrauch der Präp. po und u seine Kenntnisse uns mitgetheilt hätte, denn es

3) Knyell, Geschichte Polens, 1840, Bd. 1. S. 30.

handelt sich nur darum deutlich auszusprechen, ob po mit dem Namen der Völker construiert wird, und dieses den Freunden des Vaterlandes zur Gewißheit zu bringen, damit wir nichts mehr mit den Russen gemeinschaftlich haben. Unbekannt mit der russischen Sprache habe ich, wie es mir erinnerlich ist, in einem Journal-Auszug von Ermans Reisen die Notiz gefunden, daß die Russen einen Stamm Lappen, der in der Nähe des weißen Meeres mitten unter ihnen wohnt »Urussen« nennen, weil u wie Erman dabei erklärt, »bei, unter« ausdrückt, also Urussen und nicht Porussen, und u wird also auch im Russischen mit dem Namen von Völkern, Menschen construiert und nicht po. Schon ein Jahrhundert früher als das Stufenbuch des 16. Jahrh. wird in einem Vertrag, welchen Wladislaw III. 1436 mit Paul von Rugdorf zu Brzesc Kujawski errichtete, das kurische Haff »Rusna« genannt. Ein russischer Polak, Bulgarin, will es unternehmen, neuerdings wieder die Behauptungen des Karamsin nicht allein zu erneuern, ja er will sogar beweisen, daß Kurik nicht aus Skandinavien, sondern vom Niemen oder der Ruffna hervorgekommen ist. Sein größeres Werk über Rußlands Geschichte soll alles darüber haarscharf enthalten. Glück zu! Uebrigens hat schon Friedrich der Große in seinen Denkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte die Ableitung des Namens Preußen von po und dem Namen des Memelarms, die Ruß, gegeben.

Noch erlaube ich mir bei dieser Gelegenheit einige Zeilen über den Namen W i t l a n d beizufügen, der in alten Chronisten und Urkunden vorkommt und dessen erste Sylbe Herr Prof. Voigt für eine Benennung des großen deutschen Volkes Gothen nimmt. Er sagt darüber im 1. Bande Seite 115. »Widen, Witen oder Withen ist eine alte Bezeichnung für den Namen Gothen, die sich auch überall da wiederfindet, wo Gothen ihre Wohnsitze fanden,« und in einer Nummer

lung auf derselben Seite weiter »der Namen der Gothen wechselte von jeher so mannigfaltig in den Formen Gothon, Gothin, Gothun, Sutton, Gython, Geten, Jüten u. s. w., daß wir den Uebergang in die Form Withan oder Witen wohl nicht weit zu suchen haben.« Auf der nächsten Seite »dieselbige Benennung findet sich auch in Preußen, da wo sich gothisches Volk niedergelassen und verbreitet hatte; auch hier treffen wir wiederum auf ein Withland, ein Land der Withen oder Gothen.«

Diese Behauptungen ermangeln alles historischen Grundes und scheinen nur zusammengemengt zu sein, um den Beweis zu führen, daß »die alten Listen nur ein Zweig des über Preußen verbreiteten Gothens Stammes sind, und daß sie ihrem Namen nach »die Neussersten, die Letzten« des Gothens Stammes, also der Germanen im Osten waren«. (Seite 75). Dann kommen noch Galindier, Bidivarier, Stambianer, Ulmerugier und andere dazu und aus diesem Gemischel ist dann das Volk der alten Preußen geworden; zuletzt wird noch der Grime und Romowe gothischen Ursprungs. Wenn nun die Preußen ein deutsches Volk waren, so müssen die Litauer, Samaiten, Kuren, Letten doch auch demselben Stamme angehören, denn so wird ein Jeder schließen, der da weiß, daß die litauische Sprache so nahe der Preussischen verwandt ist, häusliches und geselliges Leben, Verfassung und Kriegsart, Religion, Götterdienst und religiöse Feste bei allen diesen Zweigen sich so gleich sind, daß schon ohne Hinweisung Jeder die nahe Verwandtschaft von selbst herausfindet. Den besten Beweis für diese Verwandtschaft hat Herr Prof. Voigt selbst geliefert, denn in der letzten Hälfte des 1. Bandes, die das bürgerliche und politische Leben der alten Preußen schildert, kommen sehr viele altpreussische Worte vor, die aber alle der verstorbene Prof. Rhesa nur aus dem Litauischen erklären kann, kein deutsches Wort reicht dazu aus oder ist

in Anwendung gebracht und doch sollen die alten Preußen gothischen, also deutschen Stammes gewesen sein? Ich erinnere mich in der Beschreibung und Geschichte der Domkirche von Herrn Prof. Gebser gelesen zu haben, daß Herr Prof. Voigt seine Resultate in diesen Forschungen zurückgenommen und die Verwandtschaft und Abkunft der Alsten und Gothen gänzlich aufgegeben habe, und doch erzählt uns Herr Prof. Voigt in seinem Handbuche der Geschichte Preußens wieder dasselbe. Der Forscher steht auch mit dieser Auffassung ganz einzeln da; mir ist es nicht bekannt, daß ihm Jemand darin gefolgt wäre.

Wo steht das nun aber, daß die Gothen Widen, Withen heißen? Wir wollen die angeführten Stellen durchgehen. Seite 109, Anmerk. 1. ist aus Adam Bremens. de situ Daniae (im 11. Jahrh. geschrieben) gesagt: ipsi enim piratae, quos illi Withingos appellant, nostri Ascomannos, regi Danico tributum solvunt, ut liceat eis praedam exercere a barbaris. Hier muß statt Withingos »Wikingos« gelesen werden, welches »Seeräuber« bedeutet, worauf schon das Wort »Ascomanni« hinweist, welches eine andere Bedeutung dafür ist; im Althochd. ist asc und im Altnord. askr Esche auch Schiff, weil aus dem Stamm des Baumes das Schiff gezimmert wurde und in der Lex salica 27. ascus vel navis, also Ascomanni, Angelf. äscmen Schiffsmänner, Seeräuber.⁴⁾ Die normännischen Plünderer heißen in der einheimischen Sprache Vikingar von vik Meer, Busen, ihr Treiben herja (Ags. horgian, heeren, verheeren) und ein solches Unternehmen viking. Zwar geht der Herr Prof. Seite 237, Anmerk. 1. diese Stelle noch einmal durch, verwirft die von Bayer vorgeschlagene richtige Lesart Wikingos und tröstet sich damit, daß

4) J. Grimm, Deutsche Grammatik, 1831, Bd. 3, S. 437.

es am Ende auf Eins hinauskommt, ob Withingos oder Wikingos steht, denn Withinge waren Seeräuber, also Wikinger ihrem Geschäfte und Gothen oder Widen ihrem Stamme nach. Welch' ein Wirrwar ist auf derselben Seite im Text selöst, da heißt es, daß die »alten Withinge« Samlands höchst wahrscheinlich ihren Namen als Abkömmlinge der Widen oder Gothen erhalten haben, gleich darauf aber werden sie die Nachkommen jener dänischen Sieger genannt. Und nun in wie späten Zeiten hat Adam Bremens geschrieben, wer dachte da im Norden noch an die Gothen? Eine andere Stelle Seite 115, Anmerk. 2 citirt einen Schriftsteller, der beweisen soll, daß die dänischen Gothen (!) noch am Ende des 7. Jahrh. Witen geheißen, den Beda (gest. 735). Er sagt: Angli de illa sunt patria, quae Anglus dicitur et ab eo tempore usque hodie manere deserta inter provincias Vitarum (soll heißen Jutarum) et Saxonum perhibitur. Aus Ethelwoldus (im 11. Jahrh.): Anglia vetus sita est inter Saxones et Gotos. Wer diese Stellen — meine Einschaltung giebt in der ersten die richtige Lesart — auch nur flüchtig liest, sieht, daß da von den Jüten (heute noch Jütland) die Rede ist, denn das Land Angeln (im heutigen Schleswig) lag zwischen den Sachsen und Jüten, auch sind die Jüten keine Gothen, sie gehören mit den Angeln zum sächsischen Stamm. In derselben Anmerkung sagt Beda: de Vitarum origine sunt cantaurii (die Bewohner von Kent) et Vectaurii (die Bewohner der Insel Wight), hoc est, ea gens, quae Vectam (die Insel Wight) tenet insulam, et ea quae usque hodie in provincia occidentalium Saxonum (Wessex, ags. Vestseaxan) Vitarum natio nominatur, posita contra ipsam insulam Vectam. Die von mir eingeschalteten bekannten Namen zeigen hinlänglich, daß von England die Rede ist, wohin aber weder Gothen, noch dänische Gothen gekommen sind. Wenn S. 116,

Anmerk. 1. gesagt wird Withisleth bedeute Land, Gebiet der Withen, so bedeutet es vielmehr Weitsfläche, Altn. Vidhisletta. Mit diesem Namen werden Seeland, Moen, Falster und Laaland bezeichnet, der Ursitz der Dänen, wie Zeuß⁵⁾ dieses durch die bestimmenden Stellen näher rechtfertigt. Die Stelle aus dem Anonym. Geogr. Ravennas auf derselben Seite Anmerk. 3. ist offenbar verstümmelt — wie die ganze Schrift desselben — zu uns gekommen. Sie heißt: *Sexta ut hora noctis Scytharum est patria, unde Slavinarum exorta est prosapia. Sed et Vites et Chymabes ex illis egressi sunt.* Hier ist aber offenbar von den Slavini, Antes et Winades (Slawen, Anten und Wenden) die Rede, die aber nichts mit den Gothen zu schaffen haben.

Sollte sich Reichthothland wohl auch auf Preußen beziehen lassen, wie Herr Prof. Voigt es Seite 197 u. f. behauptet? Im Formali der Edda ist Reichthothland als alte Benennung von Jütland gegeben: *that heitir nu Jotland er tha va kallat Reichthothland*, und in einem alten geographischen Bruchstück wird derselbe Name nach Osten gesetzt: *en austr fra Polena er Reichthothland.*⁶⁾ Reichthothland aber kommt so selten vor und in so wenig genau bestimmter Lage, daß er wohl füglich nichts beweisen kann, was in Bezug auf Gothisches in Preußen hindeutet.

Daß nun noch hier im Lande so mancher Name von Dörfern, der die Sylben Witt, Witten, Gutten u. s. w. enthält, wie Seite 159 behauptet wird, ein Beweis für offenbare Anklänge auf den Namen der damaligen Bewohner der Widen oder Gothen enthalte, scheint mir offenbar nicht richtig zu sein; denn erstens ist Witt ein altpreuß. Name und

5) Zeuß. Die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 509.

6) Ebendasselbst. S. 500.

danu heißt das eine bei Domnau gelegene Dorf »Deutsch-Wiltten« und nicht Deutsch-Witten; das andere bei Domnau aufgeführte Wittenfeld ist ein Vorwerk, welches einer der früheren Besitzer der Schloß-Domnauschen Güter, v. Witten, erbaut und nach sich benannt hat, es ist in den siebenzigern Jahren des vergangenen Jahrhunderts gegründet. Ich habe diese Notiz von dem verstorbenen Kreis-Direktor von Kriegsheim, einem Schwiegersonn des von Witten, der es mir oft erzählt, auch giebt die Kirchen-Registatur in Domnau darüber Auskunft.

Die ältesten polnischen Chronisten haben zwar auch zur Bezeichnung der alten Preußen die Benennung Gethae und stellen sie der slawischen Gesamtbezeichnung Prus zur Seite: Pollexiani, Getharum seu Prussorum genus; Dacosque, Gethas seu Pruthenos: und noch Getae, Getae, zuweilen Gothi geschrieben. An Gothen ist wohl schwerlich zu denken, es scheint sich aber bei den polnischen Chronisten der alte einheimische Name der Preußen erhalten zu haben, denn Pratorius erzählt 7): »daß noch zur Zeit die jetzige nadrauische und schalauische Sprache von den Preußen, die in Sudauen, Galinden, Ratangen, Pomesanien wohnen, zumal von dem gemeinen Volke, die gubdische Sprache genannt wird, wie denn noch die Nadrauer, Schalauer von denen in Ratangen, Samland und bei Königsberg Gubden, desgleichen auch die Litauer und Russen noch jetzt Gubden heißen, daß also ihre Sprache noch die gubdische, das ist gothische Sprache heißt.« Auch bei dieser Stelle ist wohl schwerlich an Gothen zu denken, vielmehr scheint »Gubden« der einheimische und von den polnischen Chronisten in seiner Form entstellte Name der alten Preußen gewesen zu sein. Ob sich dieser Name noch irgend wo im Lande erhalten hat?

7) Acta Boruss. 1731, Bd. 2, S. 900.

Witland und Vidivarli scheinen mir nahe zusammenzugehören. Witland heißt wohl Bernsteinland, denn wid scheint das alte deutsche Wort für Bernstein zu sein, von der Wurzel wadan (durchbringen, von seiner Durchsichtigkeit?) wie skip, Schiff, von skapan, schaffen, (bauen) und dann wären die Vidivarli die Bernsteinmänner, die mit dem bei Witland gefundenen Bernstein Handel trieben. Die Vidivarli, abgeleitet von wid und dem Gothischen vair, Afs. vēr, Altn. vërr, Althochd. nur noch in der Zusammensetzung wërigelt (der Preis des erschlagenen Mannes)⁸⁾ Bernsteinmänner, wie wir noch sagen Handelsmann, Landmann u. s. w. wohnten am Ausfluß der Weichsel, wo schon frühe sich Gothiscandja als Handelsort findet; sie waren auch eine Mischung von vielen Völkern, denn Jornandes (in der Mitte des 6. Jahrh.) sagt von ihnen: qui Vidivarii ex diversis nationibus acsi in unum aylum collecti sunt et gentem fecisse noscuntur. Sie verschwinden aber auch mit diesem Schriftsteller und gleich darauf werden wieder Aisten genannt. Wenn man die große Bedeutung und Ausdehnung des Bernsteinhandels im Alterthum denkt, und wie sehr diese Waare gesucht und geschätzt wurde, so läßt sich ein Zusammenströmen von Handelsleuten vielerlei Völker in die Nähe des Fundorts und in die Nähe eines an einem großen Strome gelegenen Handelsplatzes leicht denken.

Witland, früher Bezeichnung der ganzen Aistenküste, bleibt noch später eingeschränkt auf die Benennung für die westliche Küste Samlands, den reichsten Fundort des Bernsteins, denn es wird immer neben Samland und Ermland genannt. Warum

8) J. Grimm, Deutsche Grammatik, 1831, Band 3, Seite 319. Dessen Deutsche Rechtsalterthümer, S. 650. Goth. vair, Lat. vir, Litauisch vyras, Lettisch wihrs, vom Althochd. wër abgeleitet Wirth.

gerade an ein theilweise untergegangenes Land zu denken sei, sehe ich nicht ab. Im Jahr 1228: Pruthia, Curlandia, Lethonia, Withlandia et Sambria; in einer Urkunde von 1246: de quibusdam terris, scilicet tertia parte Sambiae et Widlandiae et quadam parte Warmiae; Lochstädt hieß nach dem alten Ordenschronisten Dusbürg Widlandsort; in einer Urkunde von 1264: quodsi in dicto loco Witlandsort contigerit invenisci Capides, qui Burnestein vulgarites nuncupantur.⁹⁾

Ein einseitiges Abschließen kann die Kunde unseres Vaterlandes nicht befördern und mögen diese Zeilen zum Nachdenken ermuntern.

IV.

Nachricht, von einigen, bei Gumbinnen gefundenen alten Münzen.

Mitgetheilt vom Pfarrer Tobien zu Puschdorf.

Ich erhielt vor etwa einem Jahre von dem Herrn Präjantor Rakowsky zu Niebudzen, bei Gumbinnen, zwei römische Münzen zum Geschenke, mit der Bemerkung: daß dieselben, nebst noch drei andern, in seiner Nähe gefunden worden seien. Bei einer Reise, welche ich vor Kurzem dorthin unternahm, konnte ich nicht umhin, nach den nähern Umständen, unter denen diese Münzen gefunden worden, mich zu erkundigen; theils weil ich selbst eine kleine Münzsammlung von c. 400 Exemplaren besitze und eine solche Erwerbung wichtig war, theils weil es mir schien, als ob dieser Gegenstand vielleicht zu interessanten Erörterungen Veranlassung geben könne;

9) S. Zeuß. Die Deutschen u. s. w., Seite 669.

denn, daß man an den Ufern schiffbarer Flüsse und an den Küsten unserer vaterländischen Binnengewässer, namentlich aber in der Nähe der Ostsee, von Zeit zu Zeit römische Münzen gefunden hat, weiß ich aus der Geschichte, auch habe ich selbst einmal ein Exemplar bei einer solchen Gelegenheit erhalten, daß man aber mitten im Lande, fern von den genannten Gewässern, je einen solchen Fund gemacht, ist mir völlig unbekannt. Doch ich theile kurz das mir Bekannte in Betreff der genannten Münzen selbst, sowie auch in Hinsicht ihrer Auffindung hier mit.

N^o 1. Avers: ein Frauen-Brustbild, ziemlich scharf geprägt;

Legende: L. . A. . . AUGUSTA, bis auf das L. . A. ganz deutlich.

Revers: eine weibliche? Figur mit ausgestreckter Hand;

Legende: ganz verlöscht;

Inscription: das gewöhnliche S. C. (Senatus Consulto.)

Nach meiner Meinung enthält nun die Legende den Vor- und vielleicht auch Geschlechts-Namen: Livia Drusilla; denn von dieser berühmten, oder besser berühmten Frau ist es bekannt, daß sie von ihrem Gemahle mit dem Namen Augusta beehrt wurde; wie denn auch ihr zu Ehren viele Münzen geschlagen worden sind.

N^o 2. Avers: ein männliches Brustbild, ziemlich gut ausgeprägt;

Legende: ANTONINUS AUG — bis auf die vier ersten Buchstaben ganz deutlich;

Revers: eine weibliche? Figur auf einem Stuhle sitzend und dem Anschein nach eine Opferschale in der Hand haltend;

Legende: ganz verlöscht;

Inscription: S. C.

Ich glaube beweisen zu können, daß diese Münze dem Zeitalter des Antoninus Philosophus angehöre.

N^o 3; welche ich noch nachträglich erhielt, scheint dasselbe Brustbild wie N^o 2 zu haben, jedoch ist auf der Rehrseite eine stehende weibliche Figur mit der gewöhnlichen Inschrift: S. C. zu sehen; die Umschrift ist bei dem Versuche, den Stoff des Metalls zu erforschen, gänzlich verlöscht. Die beiden übrigen Münzen, deren Gepräge ganz undeutlich gewesen sein soll, sind bereits wieder verloren gegangen.

Gefunden wurden diese 5 Münzen, welche aus Erz geprägt, ohngefähr von der Größe eines Preuß. Guldens sind und ein Gewicht von c. à 1½ Loth haben, wie bereits erwähnt, in dem Weidier Torfbruche bei dem Kirchdorfe Niebudzen, 1 Meile nördlich von Gumbinnen, mehrere Fuß tief im Moorgrunde.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Die Zeitschrift kann nur bestehen und ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

R i c h t e r.

Inhalt.

	Seite.
I. Die Schullehrer-Seminare in ihrem Verhältniſſe zur Volksbildung. Vom Seminar-Direktor Slunyer in Pr. Eylau. . . .	97
II. Rechtfertigung der evangelischen Gymnaſien gegen eine Anklage der Berliner Evangelischen Kirchenzeitung. Von Dr. F. A. Gotthold.	153
III. Einige Notizen zu dem Aufſaß im 27. Bande, Seite 75 u. folg. dieſer Blätter. Verſuchte Beantwortung der Schreibung des Wortes Preußen u. ſ. w. Von F. Gottſchalk in Preußiſch-Eylau.	179
IV. Nachricht von einigen, bei Gumbinnen gefundenen alten Münzen. Mitgetheilt vom Pfarrer Lobien zu Puschdorf.	190

Tag der Ausgabe dieſes Heftes: Den 4. Februar.

Vaterländisches Archiv
für
Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur,
oder
Preussische
Provinzial-Blätter.

Herausgegeben,
unter Mitwirkung vieler Gelehrten, Beamten, Künstler,
Kaufleute, Landwirthe u. s. w.,

von
O. W. F. Richter.

Siebenundzwanzigster Band.
März-Heft.

Königsberg, 1849.

Gedruckt in Hartung's Hofbuchdruckerei.
In Kommission bei der Buchhandlung der Gebrüder
Bornträger.

I.

Ein Beitrag zu der Abhandlung „Die Volks- mundarten in der Provinz Preußen“ im Januar-Hefte d. Z.

Von Dr. J. A. Filienthal, Oberlehrer am Gymnasium
in Braunsberg.

Herr Director Lehmann hat in diesem wohl zu beachtenden Aufsätze mit Recht bemerkt, daß als Grund der Verschiedenheit des Niederdeutschen die Verschiedenheit der deutschen Stämme und Mundarten, welche sich von der ältesten Ritterzeit an bis auf die neueste Zeit in unsere Provinz übergesiedelt haben, in Erwägung zu ziehen sei. Dieses dürfte nach meiner Ansicht der nothwendigste und, im Falle des Gelingens, auch der ersprießlichste, freilich bei der großen Entfernung von den Quellen der schwierigste, oft vielleicht gar nicht mehr zu lösende Theil jener von Lehmann gestellten Aufgabe sein. Das Nichtkennen oder Nichtbeachten dieses Ursprunges der Mundarten muß nothwendig zu falschen Schlüssen führen. So finden wir dort (S. 12., Anmerk. 7.) bemerkt, daß man „in manchen Gegenden des Bisthums Ermland gar kein eigentliches Plattdeutsch mehr höre, wie in Gutstadt, Heilsberg, Seeburg, Wormditt“, und Anmerk. 9: „Die Sprache der Ermländer in und um Heilsberg, Wormditt, Gutstadt und Seeburg ist eine aus Hoch- und Niederdeutschen Bestandtheilen zusammengesetzte Mengsprache.“ — Ich bin der Ansicht, daß in den genannten Städten und Gegenden eigentliches Plattdeutsch oder Niederdeutsch nie gesprochen worden, und daß die dort vorkommenden rein plattdeutschen Laute und Redeweisen

meistentheils durch Vermischung und Verkehr hinübergeführt sind. Dort war die Mundart ursprünglich oberdeutsch oder die den Uebergang bildende ober-sächsische oder meißnische; und sie ist es bis auf einige Modifikationen noch. Dagegen wurde und wird bis heute in und um Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack, Kößel und Bischoffstein der niederdeutsche Dialekt gesprochen. Es ist in der That auffallend, wie in einem so kleinen Landstriche, der stets unter demselben Landesherrn, dem Bischof von Ermland, stand, und trotz des lebhaften Verkehrs in aller Zeit beide Mundarten fast sechshundert Jahre so scharf gesondert geblieben. So glaube ich in dem nach Norden gelegenen rechten Winkel, welchen die Wälsch bei ihrem Einflusse in die Passarie mit dieser bildet, Plattdeutsch gehört zu haben, während im südlich gelegenen Nebenwinkel durchweg die oberdeutsche Mundart gesprochen wird. Ähnliche scharfe Sonderungen werden sich gewiß in allen Richtungen finden. Ich erkläre diese Erscheinung durch die strenge Scheidung, in welcher früher die einzelnen Ortschaften zu einander standen, so daß ein Ubersiedeln durch Verheirathung oder Umzug höchst selten vorkam.

Der Grund zu dieser Verschiedenheit aber ist in der ursprünglichen Ansiedelung zu suchen. Lucas David erzählt (Band IV, 132, 133.):

»Nachdem in Deutschen Landen allenthalben fund ward, daß Gott in Preußen gnedigen Friede geben, seindt auch auf des Ordens Forderung vnd zusage viel Leute aus Deutschen Landen willig herzukommen vnd hat sich ein Ider gefast, da es Ime gefegen oder am besten behagte, als vmb den Elbing vnd andere wässerige Orte, die aus Sachsen, Holland, Jülich vnd andern Ländern, der dann viel ins Ermländische Bisshumb als Frauenburg, Braunsberg, Mehlsack vnd Kößel, da dann die beiden Dorffer Santoppe vnd Heinrichsdorf mit Gedeischen vnd Jüllischen reißigen Knechten seindt besetzt worden, ins Cullmische,

Romejanische auch zum Theil ins Ermländische seinbt viel aus Oberdeutschen Sprachen kommen vnd sich alda- gefast, also, daß auf ein Wahl auß Meissen, weil das Land der Zeit voller Volk gewesen, vber 3000 Bauern seindt in Preussen antommen. Dadurch ist Preussen in kurzem ziemlichen wieder angebauet worden, insonder das Ermländische Bisthumb, welches so sehr besetzt vnd zugenommen, daß der Orden nicht ein klein Vordriessen daran gehabt.“

Das geschah ums Jahr 1276. — Was Lucas David von Santoppen und Heinrichsdorf berichtet, dürfte sich bei näherer Untersuchung auch für andere Gegenden erweisen lassen. Eine Meile von Kößel z. B. liegt ein Dorf mit Namen Eöln an einem Flüsschen, Rhein genannt. Wer kann also an der Abstammung der ursprünglichen Bewohner dieses Dorfes zweifeln; zumal wenn man manches einzelne beachtet? Hier, wie dort im Westen, sprechen die plattdeutschredenden Landleute den Namen »Kelon« aus; hier, wie dort, sind die Patrone der Kirche die hell. Dreikönige. — Auch sind sich die Bewohner Ermlands der vollkommenen Verschiedenheit ihrer Mundarten sehr wohl bewußt. Sie nennen ihre Sprachen breslauisch und káslauisch, mit jenem den oberdeutschen, mit diesem den niederdeutschen Dialekt bezeichnend, zwei Ausdrücke, die bis dahin nicht erklärt sind. Die Benennung breslauisch dürfte sich nach meiner Ansicht auf den schlesischen Dialekt, diejenige Gegend in und um Breslau beziehen, woher ein guter Theil der ersten Anbauer gekommen sein mag. Auch glaube ich an dem preussischen Abhange des Riesengebirges nicht allein eine auffallende Uebereinstimmung in der Mundart, sondern sogar in einzelnen Ausdrücken und Redensarten gefunden zu haben. Gott grüß Aich und Gott behit Aich sagt z. B. der Landmann dort wie hier, während Bauern um Braunsberg, welche das gallische »Absjes« nicht nachahmen, morgens und abends beim Abschiede Schläpt sund (schläft gesund)

sagen. Schwieriger ist die Herleitung des Ausdrucks käslauisch, wenn man nicht etwa den Grund in einer spöttischen Bezeichnung von Seiten der Breslauer suchen will, die damit bei ihren niederdeutschen, zum Theil aus dem Holländischen herübergekommenen Nachbarn auf die Käsebereitung hinweisen wollten.

Durch eine nähere Untersuchung an Ort und Stelle würde der noch jetzt bestehende Unterschied beider Mundarten sich gewiß sehr bestimmt erweisen lassen. Bei Nachfolgendem, dem Ergebnis zufälliger und kurzer Beobachtung, dürfte wohl manches übersehen und versehen, also eine Berichtigung von solchen, die bei besserer Gelegenheit Interesse für dergleichen Forschungen fühlen, zu erwarten sein. In dem südlichen und südöstlichen, nach Polen hin gelegenen Theile Ermlands ist das Polnische noch mehr oder weniger Volkssprache, besonders auf dem Lande, wiewohl seit der Trennung Ermlands von jenem Reiche und namentlich, seitdem in den letzten Decennien der Verkehr mit Polen gänzlich eingegangen, dagegen deutscher Volksunterricht durch die Schulen allgemeiner geworden, die slavische Sprache bedeutend zurückgewichen ist, so daß ganze Dörfer, in welchen man früher nur polnisch sprach und verstand, seit wenigen Jahren ganz deutsch geworden sind. Der andere bei weitem größere Theil Ermlands zerfällt in zwei fast gleiche Striche, von denen der mittlere, um Wormditt, Guttstadt, Seeburg und Heilsberg gelegene oberdeutsch, der zweite, um Frauenburg, Braunsberg und Mehlsack auf der einen, und um Bischoffstein und Kößel auf der andern Seite niederdeutsch oder plattdeutsch ist. 1)

1) Auch weiter hinauf ins Ermland hat sich ein und der andere polnische oder polnisch eingekleidete Ausdruck eingeschlichen; polnisch aber ist, in und um Braunsberg wenigstens, nie gesprochen worden. Das ganze Archiv enthält nur deutsche und lateinische Verhandlungen. Daher verlangte der Rath zur Zeit, wenn polnische Kriegs-

Das Plattdeutsche wird in und um Frauenburg und Braunsberg am reinsten gesprochen, etwas getrübt in den drei übrigen Städten. Doch weichen diese Mundarten wenig von einander ab, da sich der Unterschied nur auf einige Selbstlaute beschränkt. Dahin gehört namentlich, daß im Mehlsackischen das o zuweilen in a übergeht, z. B. Faks (Foks, Fuchs), Kap²) (Kop, Kopf), Stak (Stok, Stock), Barm (Borm, Brunnen), graf (grof, grob), barge (borge, borgen), Glak (Glok, Glocke), Tarm (Torm, Thurm), Dachta (Dochta, Tochter).³⁾ — Aus dem Oberdeutschen hinübergewandert scheint die Neigung der Köppler, das ä in einigen Wörtern mehr dem a,

völkter hier lagen, vom Notarius, daß er außer latein auch polnisch verstand. Zu jenen Wörtern gehört aber nicht das von Lehmann (S. 10. Anmerk. 4.) angeführte Lewark; denn Léwark oder Léwak, wie es hier auch gesprochen wird, ist das nieders. Lewerk, oberd. Lenwerk, holländ. Lauwerik; und hieraus ist das hochdeutsche Wort Lerche entstanden, oder doch aus dem althochd. lērahha.

2) Was die in den angeführten Beispielen beobachtete Schreibart des Oberd. und Niederd. betrifft, so habe ich jeden langen Selbstlaut durch den Circumflex bezeichnet, so daß Kap, Leda, Blit, grof, gut u. s. w. immer geschärft gesprochen werden müssen. — Der Umlaut ä und der Selbstlaut ä sind immer lang. ö ist nur als Zeichen gebraucht für ein getrübtet e, welches dem hochd. Umlaute ö zwar nahe liegt, aber ohne alle Rundung des Mundes, ohne allen Anfsatz zum o und stets kurz gesprochen wird. — Die hochd. Umlaute ö und ü, so wie die Doppellaute eu und äu kennt der Plattdeutsche und, so viel ich mich besinne, auch der Oberdeutsche im Ermlande gar nicht; sondern für jene sprechen beide einfache e- und i-Laute, diese der Plattdeutsche wie ei, der Oberdeutsche auch wie ei oder wie das dem Plattdeutschen ebenfalls fremde ai.

3) Nur noch im Guttstädtischen besinne ich mich, neben Glok auch Glak gehört zu haben, sonst überall im Ermlande Glok selten Klok, im Oberdeutschen wie im Niederdeutschen. Das Deminutiv von Thorm (Thurm) heißt. Nd. Tormke, Obd. Termche auch wohl Termke; also sagt man Gloke-

in andern mehr dem o zu nähern, wie Vāda fast Vāda, dagegen fāre mehr fōre; ferner daß man in diesen drei Gegenden das ö wie ein dumpfes au spricht z. B. Dök (Luch) fast Dāuk, Blöt (Blut) fast Blāut. Für e hört man ein leises, etwas getrenntes ei, und vor dem ü hie und da ein schwaches i, z. B. bëje (biegen) beinabe bëije, lād (laut) beinabe liād.

Der oberdeutsche Dialekt hat mit dem niederdeutschen einzelnes gemein, namentlich die häufige Fortlassung des stummen e; des n von dem auslautenden en; ⁴⁾ das a für die altheutschen Ausgänge auf ar, (ur, ir) und r statt des hochdeutschen er; und des sch für das anlautende f vor t und p, und sogar zwischen r und t; z. B.:

Sonne, Obd. Son, Nd. Sön
essen, Obd. efse und afse, Nd. äte ⁵⁾

Bauer, Obd. Baua, Nd. Bāa

ver, Obd. va, Nd. va

zer, Obd. za, Nd. ta

Wasser, Obd. Walsa, Nd. Wāta

Vorsten, Obd. Borschte, Nd. Borschte.

Die oberdeutsche Mundart unterscheidet sich aber von der niederdeutschen durch eine sichtliche Vorliebe für alle tiefen Selbst- und Doppellaute. Zwar hat auch sie gleich allen deutschen Dialekten mannichfaltige Laute für a, doch braucht sie seltner als die niederdeutsche des ā, indem sie häufiger zum ā oder ö sich

tormke oder Gloketermke, und das von Lehmann (S. 26.) als ermländisch angeführte Glackethärmke gehört nur einigen Ortschaften an. — So hört man auch nur in einigen oberdeutschen Gegenden tachta für tochta (Lehmann, S. 22.)

4) Bei den Schiffern am Ausfluß der Passarie fehlt dieses n nicht; auch unterscheidet sich ihr plattdeutscher Dialekt von dem der Braunsberger durch das auf der Reihung und in Matangen übliche Dehnen und Auseinanderziehen der Selbstlaute.

5) Daß dieses e irgendwo im Ermlande in a verwandelt, also äta gesprochen würde, ist mir wenigstens ganz fremd (Lehmann, S. 25.)

hinneigt. Dahin gehört ferner das Vortönen des a in au; das deutliche Verwandeln des ei in ai, besonders um Wormditt und Heilsberg; das leise ei für ê und das dumpfe âu für ô im Guttstädtischen; die Verlängerung des kurzen a; das fast wie a tönende geschärfte e in eb, ed, ef, eg, ek, el u. s. w., welches der Niederdeutsche zwar auch, aber nicht so unangenehm tief in der Gurgel hören läßt; und ähnliches. — Auch stimmen die Selbstlaute im Oberdeutschen öfter als im Niederdeutschen mit denen des Hochdeutschen überein, da ja aus dem, besonders in Obersachsen und Meissen gesprochenen Oberdeutschen die hochdeutsche Sprache zunächst sich ausgebildet hat, z. B.:

Bart, Obd. Bâat fast wie Bât, Nd. Bâat

rathen, Obd. rôte, Nd. râde

Maß, Obd. Mòs, Nd. Mât

Nase, Obd. Nàs, Nd. Näs

haben, Obd. hâe, Nd. hebe

sagen, Obd. sâge, Nd. sege

reiten, Obd. raite und reite, Nd. rîde

Wein, Obd. Wain und Wein, Nd. Wîn

weit, Obd. wait und weit, Nd. wît

Neige, Obd. Naig und Neig, Nd. Nêj 6)

mein, Obd. main und mein, Nd. mîn

dein, Obd. dain und dein, Nd. dîn

sein, Obd. sain und sein, Nd. sîn

unser, Obd. unsa, Nd. onsa

euer, Obd. aia und eia, Nd. jân

ihr, Obd. ? 7) Nd. äa

6) Im Oberd. und Nied. auch Polk oder Polek genannt, aber nie Polak. „Wenn ein Preuß die Polck austrinckt, soll er auch zum ersten von dem Frischen trincken“, verordnete der Hochm. Siegf. v. Feuchtwangen, um das den alten Preußen zugemuthete Vergiften zu verhüten. Erl. Preuss. II, 115.

7) Im Oberdeutschen, wenigstens um Seeburg, sind wie im Mittelhochdeutschen nur fünf Possessiva. „Ihr

Häuser, Dbd. Haifa und Heifa, Nd. Hffa
 trocken, Dbd. traig und treig, Nd. drøj
 Haus, Dbd. Haus, Nd. Håfs
 Frau, Dbd. Frau, Nd. Frå
 Bauer, Dbd. Baua, Nd. Båa
 kaufen, Dbd. kôfe und kåufe, Nd. kêpe

Aug[^]e, Dbd. Ôg und Aug[^], Nd. Ôg
 laufen, Dbd. löfe und läufe, ⁸⁾ Nd. löpe
 Feuer, Dbd. Faia und Feia, Nd. Fia
 Ehre, Dbd. Tèa und Teia, Nd. Dää
 Wiese, Dbd. Wès und Weis, Nd. Wäs
 Friede, Dbd. Fried, Nd. Fräd
 so, Dbd. sô und sâu, Nd. sô

Tag, Dbd. Tag und Tåg, Nd. Daeh
 Narr, Dbd. Nâr, Nd. Nâr und Nar
 kalt, Dbd. kält, Nd. kôlt

alt, Dbd. ål(t), Nd. ål(t)

Salz, Dbd. Sålz, Salz und Silz, Nd. Solt

Pferd, Dbd. Pfård und Pfärd, Nd. Pèad

zehn, Dbd. zån und zän, Nd. tije und tin

Leber, Dbd. Låda und Lada, Nd. Leda

Feder, Dbd. Fåda und Fada, Nd. Fed

machen, Dbd. mache, Nd. måke

wenig, Dbd. wèinig, Nd. weinich

geht, Dbd. gèst, Nd. jeist

gelten, Dbd. gelte und gelle, Nd. jölle

Sperling, Dbd. Schperling, Nd. Schpårling ⁹⁾

Bier, Dbd. Båa, Nd. Bèa

dienen, Dbd. dîne, Nd. dène

frieren, Dbd. frîre und frtse, Nd. frère und frese

Sohn, Dbd. Sån und Sän, Nd. Sän

Kind“, in Bezug auf die Mutter oder auf Vater und Mutter, heißt „sein Kind.“

8) Diesen Infinitiv braucht der Oberdeutsche seltener; gewöhnlicher ist rene. So ist ihm auch sprache weniger geläufig als råde und namentlich kôfe.

9) Lehmann, S. 24.

Sonne, Dbb. Son, Nd. Sön
 wollen, Dbb. wole, Nd. wöle
 Wolf, Dbb. Wolf und Wulf, Nd. Wulf
 Woche, Dbb. Woch, Nd. Wäk
 jeder, Dbb. jêda, Nd. itsja und jêda
 Rain, Dbb. Rain und Rên, Nd. Schêtelfaa und
 Schetelfaa

sein (seyn), Dbb. saie, seie und seine, Nd. sön
 und sîn

ich bin, Dbb. öch sai und sei, Nd. ök sî
 du bist, Dbb. dâ faist, feist und böst, Nd. dâ böst
 er ist, Dbb. êa, ä und a öfs, Nd. hê öfs
 wir sind, Dbb. wea und wa saie und seie, Nd. wî
 sön(d)

ihr seid, Dbb. êa said und seid, Nd. jâ und jî sîd
 sie sind, Dbb. se und si saie, seie und seine, Nd.
 sê sön(d)

Zwar giebt es auch gemeinschaftliche Abweichungen; denn mehreres, wie das *ê* für *ei*, das *ô* und *â* für *au*, gehört nicht bloß dem Niederdeutschen, sondern auch hin und wieder dem Oberdeutschen an, besonders in älterer Zeit und in der gezierteren Sprache, z. B. *êche* (Eiche), *ôge* (Auge), *Hâls* (Haus), da überhaupt die Doppellaute *au* und *eu* erst gegen Anfang des sechzehnten Jahrhunderts sich häufiger finden; doch sind diese Fälle selten und noch seltner die entgegengesetzten; z. B.:

gebracht, Dbb. gebrocht, Nd. (je)brocht ¹⁰⁾

10) Im Niederdeutschen wird, besonders von den Landleuten, das Augment noch häufig fortgelassen; z. B. *wâse* und *west* (gewesen), *gange* (gegangen), *dâne* (gethan). Auch ist ihnen die müßige oberdeutsche Verlängerung durch „ge“ noch nicht geläufig, z. B. *horche* (gehörchen), *hêre* (gehören), *frêre* (gefrieren), *Brûk* (Gebrauch), *Brisel* (Gebräude). — Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderte finden sich dergleichen Beispiele öfter, z. B. *Fôa* (Jesûs, Gefahr); sogar *leidije* für *beleidigen* und *Leida* für *Beleidigender*.

Durst, Obd. Derſcht, Nd. Derſcht
 Bruſt, Obd. Broſt, Nd. Broſt
 biegen, Obd. bëge, Nd. bëje
 ſiel, Obd. ful, Nd. ful
 Baum, Obd. Bôm, Nd. Bôm
 Bein, Obd. Bën, Nd. Bën
 Freude, Obd. Fraid und Freid, Nd. Freid
 mir, Obd. mēa, Nd. mi
 beide, Obd. bēd, Nd. baid.

Am deutlichſten iſt der oberdeuſche Typus bei den Miſtlauten zu erkennen. Mit wenigen Ausnahmen findet man überall geblaſene und geziſchte, überhaupt harte Miſtlaute und ſogar, wie in Schleſien, Schärfung auf Koſten des langen Selbſtlautes; zum Beiſpiel:

Butter, Obd. Pota, Pata und Rota, Nd. Bota
 bleiben, Obd. blaihe und bleibe, Nd. bliwe
 über, Obd. ēba und ēwa, Nd. äwa
 Grab, Obd. Grab, Nd. Graf
 Stube, Obd. Stöb und Stów, Nd. Ståw
 Löffel, Obd. Lefel, Nd. Läpel
 taufen, Obd. tōfe, Nd. dēpe
 offen, Obd. ofe, Nd. āpe
 Affe, Obd. Af, Nd. Af und Ap
 ſchlafen, Obd. ſchlōfe, Nd. ſchlāpe
 auf, Obd. auf, Nd. op
 Haufen, Obd. Hauſe, Nd. Hāpe
 zwölf, Obd. zwelf und zwelb, Nd. twelw
 Teig, Obd. Taig und Teig, Nd. Dēch
 Berg, Obd. Berg und Bārg, Nd. Bāreh
 lag, Obd. lag, Nd. lēch
 lügen, Obd. lige, Nd. lēje
 Teich, Obd. Taich und Teich, Nd. Dik
 ſprechen, Obd. ſchpreche, Nd. ſchpräke
 mich, Obd. möch, Nd. mi
 ſich, Obd. ſöch, Nd. ſök
 auch, Obd. āch und āuch, Nd. ök
 blühen, Obd. blihe, Nd. blēje

nähen, Dbd. nähe, Nd. nêje
 stehen, Dbd. schtêhe, Nd. schtâne
 glähen, Dbd. glihe, Nd. glêje
 als, Dbd. als, Nd. als und als
 uns, Dbd. uns, Nd. ons und ofs
 Sommer, Dbd. Soma, Nd. Sâma
 kommen, Dbd. kome, Nd. kâme¹¹⁾
 Pfeffer, Dbd. Pfefa, Nd. Pâpa
 Pfeife, Dbd. Pfais und Pfeif, Nd. Pîp
 Knopf, Dbd. Knôf, Nd. Knôp
 quer, Dbd. quâa und dwâr, Nd. dwâa
 groß, Dbd. grôfs, Nd. grôt
 vergessen, Dbd. vagelse, Nd. vajäte
 Wasser, Dbd. Walsa und Wâlsa, Nd. Wâta
 daß, Dbd. dafs, Nd. dat
 Schüssel, Dbd. schöfsel, Nd. schetel
 Erbsen, Dbd. Erbse und Ärfze, Nd. Ärfte
 Obst, Dbd. Obst und Ofst, Nd. Aft
 trocken, Dbd. treig, Nd. drêj
 Teufel, Dbd. Taibel, Teibel und Taiwel, Nd.
 Diwel
 Mutter, Dbd. Mutta, Nd. Mâda und Mutta
 Blätter, Dbd. Blâta und Blêta, Nd. Blâda
 Thau, Dbd. Thau, Nd. Dau
 Tau, Dbd. Tau, Nd. Dau und Tau
 Thurn, Dbd. Torm, Nd. Torm, auch wohl
 Dorm
 laut, Dbd. laut, Nd. lûd
 sagt, Dbd. sâgt, Nd. sâd
 Wachs, Dbd. Wâchs und Wachs, Nd. Wafs
 wachsen, Dbd. wâchse und wachse, Nd. wafse
 Art, Dbd. Ax, Ax und Ext, Nd. Ex

11) „Sch kam“ heißt Dbd. ōch quam, Nd. ōk quam und quâm. Bei Ulphilas findet sich quiman (kommen). Davon ist auch abgeleitet das niederdeutsche vaquime (verkommen, langsam abgehen).

Achse, Ddb. Ax und Afs, Nd. Afs
 Fuchs, Ddb. Fochs, Nd. Fofs
 Herz, Ddb. Harz und Herz, Nd. Hårt und Herz
 Holz, Ddb. Holz, Nd. Hofs
 zu, Ddb. zü, Nd. tö
 Zinn, Ddb. Zön, Nd. Tön
 zwei, Ddb. zwai, zwei und zwë, Nd. twë
 ziehen, Ddb. zihe, Nd. tène und treke
 Tanz, Ddb. Tanz, Nd. Dans ¹²⁾
 gut, Ddb. gut, Nd. gôt
 tief, Ddb. tif, Nd. dëp
 süß, Ddb. sifs, Nd. sët
 Fuß, Ddb. Fufs, Nd. Fôt
 Fäße, Ddb. Fifs, Nd. Fët
 Buch, Ddb. Buch, Nd. Bök
 Bücher, Ddb. Bicha, Nd. Bëka
 grüßen, Ddb. grifse, Nd. grëte und grëse
 suchen, Ddb. suche und siche, Nd. sêke
 Blut, Ddb. Blut und Blit, Nd. Blôt ¹³⁾
 ich thu, Ddb. öch tâ, Nd. ök dô
 du thust, Ddb. dâ tist, Nd. dâ deist
 er thut, Ddb. ea, ä und a tit, Nd. hë deit
 wir thun, Ddb. wea und wa tûe, Nd. wi dône
 ihr thut, Ddb. ea tât, Nd. jâ dôt
 sie thun, Ddb. si und se tûe, Nd. sê dône.

Aus dem allen folgt, daß die im Ernlande ge-
 sprochene oberdeutsche Mundart dem Hochdeutschen
 ziemlich nahe steht. Daher sprechen es die Landleute
 aus oberdeutschen Gegenden auch sehr bald, behalten
 aber eben deshalb die Eigenthümlichkeiten ihres Dia-

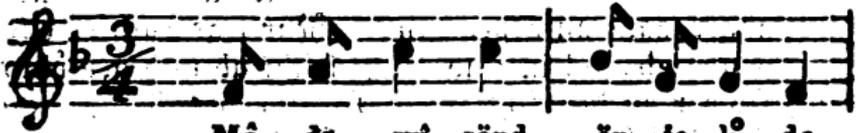
12) Das an, en, in, on und un wird von den Land-
 leuten im Oberd. und Nied. sehr oft nasal gesprochen,
 doch nicht so tief als die französischen Nasallaute, son-
 dern vorn am Gaumen; geht aber zuweilen in ein deut-
 liches, hartes ng über; z. B. wenge (wenden), jefunge
 (gefunden).

13) Lehmann, S. 23.

lettes, das ai, ei, äu u. dergl. länger bei und sprechen es unreiner als der Niederdeutsche, der es, als einen ihm fremden Dialekt, zwar schwerer erlernt, zugleich aber auch die größern Abweichungen seiner Mundart ganz aufgeben muß. Nur legt auch er das gurgelnde eh, ed u. s. w. nicht leicht ab und gewöhnt sich schwer an die richtige Aussprache des ö, ü, eu und äu, des harten g u. dergl. Da der Niederdeutsche die Präpositionen richtig construiert, wogegen der Oberdeutsche eine besondere Vorliebe für das möch (mich) zeigt, so macht er auch in dieser Beziehung im Hochdeutschen selten Fehler; und Ausdrücke wie »Wohin?« — »Ich gehe in der Schule«; oder »Wie wird Majestät geschrieben?« — »Mit'n Jod« verdanken wir hier einigen hochdeutsch parlirenden Anzöglingen; welche Fehler, wie alles Krankhafte, leider oft ganze Familien und Schulen anstecken.

Nachfolgendes ist ein beliebtes Volkslied im
Braunsberger Dialekt.

Andante.



Mô - da, wi sônd ön - je - lä - de
To wäm wascht dû schwealich rå - de,

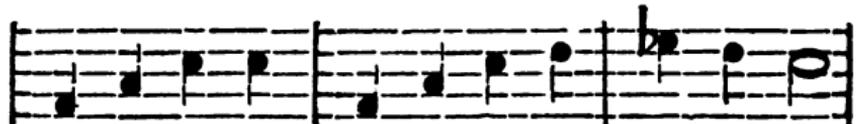


Frindlich dörch sîn é - je Kind,
hé öfs on - sa be - sta Frind.

Allegro.



Morje sul wi Jeste sîn, Mor-je sul wi



Mor-je sul wi, Mor-je sul wi Je - ste sîn,

Andante.



Môda putz dí stram on sîn.

Môda, wi sônd önjelåde
Frindlich dörch sîn éje Kind,

To wäm, wascht dû schwealich råde,
Hé öfs onfa besta Frind.

Morje sul wi Jeste sîn,
Môda, putz dí stram on sîn.

Ök denk, öt wåre väle Fremde
Jewöfslich ök wol dot hengån;
Plet ons beide nēt dē Heimde,
Dat wī ök als Jest beschtån;
Dē blanke Mötz fet op fa dī,
Dän Eggehöt berfcht üt fa mī.

Wölkom wå wī hère röpe,
Wen wī dot bīm Frinde¹⁴⁾ Itån;
Då most ök ên Knökske måke
On tō ale frindlich gån.
Jöf öm jēden net dē Hand,
Måk dī möt ale Jest bekant.

Mōda, wī wa wī dota schpringe,
Klinge möt dem Vivat-Glas,
Wen dē Födle wåre klinge
On dat Trompēt möt dām Bafs!
Hopfa jeit öt den möt ons,
Dole wa wī baa on nich möt Boms,

Mōda, dū wafcht Kafê drinke,
Dū wafcht äte Weitebröd;
Ök näm den ên Stök vom Schinke,
Dat mī schmeckt dat Bêake göd.
Heifa jeit öt fröfch drop an
On jēda danzt, so göt hē kan.

Sō danz wī hät ane hele Morje
Öma lostich, fröfch darop;
Frind wat ons êne Schnaps besorge,
On dū jeit bīm Kafêtop.
Toletzt jeschpält wat Hömmedröm,
Dan danz wī åla noch ênmål eröm.

Endlich näm wī von ale Affohéd,
On dū göfft öa Knöks datö;

14) Das stumme e ist hier poetische Lizenz.

Utjeschpält no mfm Jefale
Go wi üténanda fró,
Rasch no Hüfs on schlápe üt;
Den schmekt ons weda Schompa göt.

Mutter, wir sind eingeladen
Freundlich durch sein eigen Kind,
Von wem, wirst du schwerlich rathen,
Er ist unser beste Freund.
Morgen sollen wir Gäste sein,
Mutter, puß dich stramm und fein.

Ich denk, es werden viele Fremde
Gewiß auch wohl dort hingehn;
Plett uns beiden nett die Hemden,
Daß wir auch als Gäst' bestehn;
Die blanke Müß setz auf für dich,
Den Eckenhut büßt aus für mich.

Willkomm werden wir hören rufen,
Wenn wir dort beim Freunde stehn;
Du mußt auch ein Knickschen machen
Und zu allen freundlich gehn.
Gieb einem jeden nett die Hand,
Mach dich mit allen Gästen bekannt.

Mutter, wie werden wir dort springen,
Klingen mit dem Bivat-Glas,
Wenn Fiedeln werden klingen
Und die Trompete mit dem Bass!
Hoppsa geht es dann mit uns,
Sollen werden wir baar (für baare Bezahlung)
und nicht mit Bous (auf Credit).

Mutter, du wirst Kaffee trinken,
Du wirst essen Weizenbrod;
Ich nehm dann ein Stück vom Schinken,
Daß mir schmeckt das Bierchen gut.
Heisa geht es frisch drauf an.
Ein jeder tanzt, so gut er kann.

So tanzen wir bis an den hellen Morgen.
Immer lustig, frisch darauf;
Freund wird uns einen Schnaps besorgen,
Und du gehst an den Kaffeetopf,
Zulezt gespielt wird Hombedrom,
Dann tanz wir alle noch einmal herum.

Endlich nehmen wir von allen Abschied,
Und du giebst einen Knickß dazu;
Ausgespielt nach meinem Gefallen
Gehen wir auseinander froh,
Rasch nach Haus und schlafen aus;
Dann schmeckt uns wieder Schemper gut.

II.

Sabbath und Sonntag.

Von Dr. Jachmann.

Unter diesem, gerade in jeziger Zeit unsre ganze Aufmerksamkeit beanspruchenden, Titel hat Herr Prediger Detroit eine am ersten Adventssonntage 1841 gehaltene Predigt durch den Druck veröffentlicht, *) auf die ich um so eher das Interesse der Leser dieser Zeitschrift mich verpflichtet halte hinzulenken, als ich sie in dem vorigen Monatshefte mit einer weniger empfehlenswerthen Adventspredigt bekannt gemacht habe. Wer zu den regelmäßigen Zuhörern des Herrn Detroit gehört, bedarf allerdings nicht der hinweisenden Worte, die ich hinsichtlich der vorliegenden Predigt in den folgenden Zeilen mir erlaube; aber dem ganzen übrigen Publikum glaube ich mit der Versicherung einen Dienst zu thun, daß der Herr Verfasser

*) Königsberg, bei Theile, 1842.

einen in unsern Tagen viel besprochenen und besürchteten Gegenstand in edler Sprache, würdiger Haltung und freier, tüchtiger Gesinnung behandelt. Der feiner Predigt zu Grunde liegende Text ist aus dem Evangelium des Lukas Cap. 17, V. 20, 21 entnommen, und in drei Theilen erschöpfend durchgeführt. In dem ersten Theile beweist der Verfasser: »Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, daß man sagen könnte hier sei es d. h. zuerst, Christen, die Herrschaft des Göttlichen auf Erden erscheint nicht abhängig von der Zeit, und bestimmte Zeiten können es nicht schaffen; es kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es folgt nicht dem Rufe des Zwanges und der Gewalt.« Im zweiten Theile: »Es ist nicht abhängig von dem Raume, und besondere Orte können es nicht fesseln; es folgt nicht dem Rufe des Zwanges und der Gewalt.« Im dritten endlich: »Es ist inwendig in uns, und darum kommt es auch inwendig in uns; es kommt nicht von Außen in uns hinein, sondern es offenbart sich von Innen nach Außen.« Ich zweifle nicht, daß jeder freisinnig und unbefangenen in religiösen Dingen Urtheilende auch mit Allem dem übereinstimmen wird, was der Herr Verfasser zur nähern Begründung seiner trefflichen Behauptung hinzufügt, und der weiteren Ausführung seines Themas anhört. Wer möchte nicht der Behauptung beistimmen: »Es giebt heute wie damals Pharisäer, die das Reich (Gottes) im Außerlichen suchen, die sein Kommen von äußerlichen Geberden, von äußerlichen Einrichtungen und Vorschriften abhängig machen und glauben machen wollen, hier sei es oder da sei es, d. h. nur an diesem Orte oder in dieser Glaubensrichtung oder in diesem Glaubensbekenntniß könne es gefunden werden und zum wahren Heile führen.« Wer möchte dem Verfasser nicht Recht geben, wenn er uns versichert: »Der Christ ist, wie der Menschensohn, ein Herr

auch über den Sabbath geworden, darum heiligt er ihn ohne Zwang durch innere geistige und heilige Sabbathruhe. — Aber in freier Regung müssen Geist und Herz zu dem Höhern und Ewigen sich erheben, und keine sichtbare und äußere Gewalt die Zeit bestimmen, in welcher der Mensch mit seinem Gott sich berathen, vor dem Allheiligen seine Rechenschaft ablegen und sein Wesen in Gemeinschaft des Göttlichen sich fühlen soll.« »Würde die Predigt des göttlichen Wortes in uns so bereitwillige Hörer, so empfängliche Herzen finden, würde seine Mahnung uns so tief ergreifen, sein Trost so innig uns beruhigen, seine Verheißung so freudig uns bewegen, seine Kraft so zu allem Guten uns begeistern; wenn nicht ein inneres Bedürfnis, nicht ein Zug des Herzens und des Geistes, nicht die heiße Sehnsucht nach unsrer Seelen Seligkeit, sondern das Gebot, vielleicht die Furcht vor Strafe oder sonstigem Nachtheil und Schaden uns zwänge, die Verkündigung des göttlichen Wortes an uns ergehn zu lassen?« Mit Recht stellt der Verf. jede Beschränkung der Freiheit in dieser Beziehung als verwerflich dar, denn »wir sind nicht Knechte und Diener, sondern Kinder des heiligen Geistes.« »Darum helfen nicht Predigt und Gotteswort, nicht der Gotteshäuser Schmuck und glänzende Pracht, nicht des Gekreuzigten Bild auf den Altären, nicht die rauschenden Töne, die dort der Gläubigen Sinne betäuben, zum ewigen Leben, das Ueußerliche schafft es nicht in uns; denn das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, es kommt nicht in vorausbestimmten Zeiten, nicht in besonders bereiteten Orten, nicht hier und da ist es, denn es ist inwendig in uns.« »Der göttliche Geist in uns offenbart den göttlichen Geist in der Welt, offenbart ihn in der Schrift, im Leben, im Gottesdienst; er ist das Auge womit wir sehen, das Gute, das Wahre, das Schöne und das Große sehen; er ist das Ohr womit wir hören:

Stimmen der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der Liebe, der Treue, göttliche Stimmen hören.“ „Darum gehört der Sonn- und Feiertag nicht nothwendig zu unserer Heiligung, denn jeder Tag soll ja das Werk der Heiligung, das Reich Gottes in uns fördern.“ „Die also, welche des Reiches Herrschaft, Blüthe und Glanz, der Christenheit Glück und Heil nur in der äußerlichen Heiligung des Sabbath's suchen, sie kennen das Wesen des Reichs Gottes, das Wesen und die Wahrheit des christlichen Geistes nicht; die, welche durch äußern Zwang zum Gottesdienste führen und in demselben durch Erregung der Sinne und Einbildungskraft die Gottesbegeisterung wecken wollen, sie kennen das Wesen des Menschen, das Wesen und die Weise der menschlichen Entwicklung und Veredlung nicht.“ Sehr wahr und gewiß auch für die Meisten überzeugend! die hoffentlich durch die mitgetheilten Proben zum Lesen der ganzen Predigt sich veranlaßt fühlen werden. Einige wenige Bemerkungen über Sabbath und Sonntag mögen zur Vervollständigung und mehr begrifflichen Erkenntniß hier noch folgen. Befragen wir zuerst die Geschichte.

Festtage, Feiertage d. h. Tage die ganz besonders dem Gottesdienste und der Ausübung äußerlicher religiöser Gebräuche und Formen geweiht sind, hat jede Religion festgestellt und beobachtet; sie gehören zum Wesen der Religion, so fern diese vielleicht »nur um unsrer Schwachheit willen« wie der Verfasser sich ausdrückt, sich äußerlich darstellen will und muß; so fern sie aus der innern Welt unseres Gefühles und unserer Erkenntniß in die äußere der Erscheinung tritt. Die vielen Schwachen bedürfen bestimmter Haltpunkte zum mindesten des Gedächtnisses und der Erinnerung daran, daß unser ganzes Leben ein Gott geweihtes sein soll, daß wir ganz von dem göttlichen Geiste durchdrungen und in jedeth Augenblicke bereit sein sollen, vor einem höhern Wesen Rechenschaft von

unsern Handlungen und namentlich unsern Gesinnungen abzulegen. Je mehr solcher Haltpunkte daher der Mensch bedarf, desto roher ist er und Gott entfremdeter; je mehr derselben eine Religion für nöthig hält ihren Bekennern aufzubürden, ein desto traurigeres Zeugniß von deren niederem und mangelndem religiösen Sinne legt sie ab; so das mosaische und besonders das talmudische Judenthum, so der Katholicismus. Während wir bei den ältesten ethnischen Religionen die heiligen Zeiten seltener finden, und namentlich keine in kürzern Zeitabschnitten einer Woche dem Gottesdienste gewidmeten Tage, zeigt uns der Mosaismus die eigenthümliche Einrichtung des Sabbath's oder Ruhetages, der einer besondern Gottesverehrung gewidmet sein sollte. Die Feier dieses siebenten Tages gehört aber keineswegs ihm ausschließlich an; sie findet sich so wie die Eintheilung der Woche bei allen sabäischen Religionen, und ist nach den sieben alten Planeten gemacht, deren jeder einen Tag regierte, einer aber in der Astrologie jener grauen Vorzeit unserer Geschichte die übrigen an Heiligkeit übertraf und einer größern Verehrung theilhaftig wurde. Um dieser eigentlich rein äußerlichen Einrichtung einen großartig religiösen Hintergrund zu geben, entstand die Mythe von der Schöpfung, wie wir sie gleich im Anfange der Bücher Moiss finden; deren höchst kindlicher Vorstellungsweise gemäß Gott selbst von den sechstägigen Anstrengungen der Schöpfung am siebenten Tage ruhte, und so diesen Tag als einen heiligen Tag der Ruhe bezeichnen sollte. Aber den Hebräern selbst genügte dies später nicht, und um diesem feierlichen Tage auch eine bestimmte nationale Bedeutung zu geben — wie ihre ganze Religion eine möglichst enge nationale war — wurde er als der des Auszuges aus Aegypten und des Aufhörens der fremden Knechtschaft bezeichnet; obwohl sicherlich Tag und Datum dieses Ereignisses dem spätern Gesetzgeber und Geschichtschreiber unbekannt waren. Während

wir Nordländer übrigens wahrscheinlich auf eine ganz andere Art die Feier dieses Tages begangen hätten, lag dem in einem heißen Klima, unter einem stets unbewölkten Himmel und den stechenden Strahlen einer glühenden Sonne wohnenden Orientalen nichts näher, als sie in einer wo möglich vollkommenen Ruhe zu suchen. Der Gesetzgeber sprach dies in der Form des Verbotes aus; jede Arbeit wurde dem Hebräer am Sabbathtage untersagt. Aber natürlich mußte sehr bald die Frage entstehen, was denn als Arbeit gelten solle. Das ältere Gesetz hatte selbst schon das Anzünden von Feuer dazu gerechnet, aber mit der Zeit wurden die Bestimmungen über die Sabbathfeier, wie wir sie namentlich im Talmud vorfinden, immer ängstlicher und gehässiger.*) Der Tag der Ruhe mußte für ein zartes Gewissen dadurch zu einem eigentlichen Tage der Unruhe werden, weil es in jedem Augenblick irgend ein Gebot zu übertreten wähen durfte. Aehren pflücken, Kranke heilen, ja sogar über tausend Schritte gehen galt für Beschäftigungen, die zu Christi Zeit am Sabbath verboten waren. Daher hält Christus Matth. 12, 1—14 den heuchlerischen Pharisäern ihre an sich bedeutungslose Ruhe am Sabbath vor, und macht sie auf die Gefahr einer leeren Werkheiligkeit aufmerksam, die aus der Befolgung einer an sich geltungslosen Gesetzesform entspringen kann, und bei ihnen wirklich entsprungen war. »Wenn ihr aber erkannt hättet, was es heißt: Barmherzigkeit lieb' ich und nicht Opfer, sagt er zu ihnen, so hättet ihr nicht die Unschuldigen verurtheilet; denn der Menschensohn ist auch Herr des Sabbath's. — — Welcher Mensch ist unter euch, der ein Schaf hätte, und wenn es am Sabbath in die Grube fiel, es nicht ergriffe und herausjoge? Wieviel nun

*) Die jüdischen Casuistiker gingen gar so weit das Töden von mehr als einem Floh für unerlaubte Arbeit am Sabbath zu erklären.

ist ein Mensch vorzüglicher als ein Schaf! Also ist es erlaubt, am Sabbath Gutes zu thun.“ Die Pharisäer aber gingen hinaus, und rathschlagten wider ihn, um ihn umzubringen (Matth. 12, 14). Also ganz wie die Pharisäer unserer Zeit! Hüten wir uns so weit zu sinken — wir sind auf dem Wege dahin — es für erlaubt zu halten, an unserm Sabbath Gutes zu thun.

Die ältesten Christen, die sich ohnedies schwer von den Sagenen der jüdischen Religion losmachten, behielten die Feier des Sabbathes bei, verlegten sie aber von dem siebenten auf den ersten Tag der Woche, um nicht mit den Juden denselben Tag des Gottesdienstes zu haben; obwohl sie bis in das vierte Jahrhundert nebenbei auch den jüdischen Sabbath vor den andern Wochentagen auszeichneten. Den heidnisch-astrologischen Namen des Sonntages (dies solis) gaben sie nicht wie die Namen der übrigen Tage an, weil sie in ihm ein Symbol des Lichtes, das die christliche Religion in der Geisteswelt verbreitete, fanden. Daß aber die Apostel und ältesten Bekenner des Christenthums die Rechte und Pflichten des jüdischen Sabbathes auf den Sonntag übertragen hätten, davon findet sich keine Spur. Ja es ist vielmehr außer Zweifel, daß in den ersten drei Jahrhunderten außer der zum Gottesdienste verwandten Zeit die übrigen Stunden des Sonntages keineswegs von den täglichen Arbeiten der Wochentage frei waren. Da überdies der Gottesdienst der Christen ganz vorzüglich ein innerer, ein im Geiste vorgehender sein sollte, und da das ganze Leben der Christen ein fortwährender Gottesdienst sein soll, so war und ist ein solcher äußerlicher Zwang, wie das Sabbathgesetz auslegt, für ihn nicht allein unnütz sondern sogar gefährlich. Es konnte sich dadurch gar zu leicht die Ansicht herausbilden, daß man an den Wochentagen der göttlichen Verehrung nicht bedürfe, wenn es einen bestimmten Tag gäbe, an dem man sich

ganz besonders und ausschließlich dem Gottesdienste widmete, und gewissermaßen mit seinem Gotte absände. Dieses bedachten diejenigen Gebieter in der Kirche nicht, die späterhin eine strengere, den Sabbathgesetzen nachgebildete, Sonntagsfeier einführten. Constantin der Große, durch den und unter dem die äußern und innern Angelegenheiten der Kirche, die Dogmatik wie die Verfassung derselben eine bedeutende Veränderung erlitten, erließ in dieser Absicht folgende, im justinianischen Codex uns aufbewahrte Bestimmung: „Alle Richter und Einwohner der Städte, auch die Arbeiten aller Künste sollen am ehrwürdigen Sonntag ruhen. Doch können sich die Landleute mit aller Freiheit auf den Ackerbau legen. Denn es trägt sich oft zu, daß an keinem andern Tage Aecker und Weinberge so bequem bestellt werden können als an diesem. Es soll also dieser Vortheil, den die himmlische Vorsehung selbst darbietet, nicht bei Gelegenheit einer so kurzen Zeit verloren gehen.“ Das strengere und verschärfte Gesetz des ersten christlichen Kaisers übertrifft also noch sehr an Milde die Verordnungen unsrer Sonntagszeloten. Erst der Papst Leo im fünften Jahrhundert fügte das Verbot hinzu, Feldarbeiten am Sonntage zu verrichten. Die Kaiser Gratianus und Theodosius verboten die Schauspiele am Sonntag, aber nur aus dem Grunde weil es damals nur heidnische Schauspiele gab, an denen die Christen allerdings Anstoß nehmen mußten. Allmählig versanken jedoch die Christen seitdem in eine so unfreie Werkheiligkeit, daß sie im siebenten Jahrhundert sich nicht mehr erlaubten am Sonntag zu reiten, zu fahren, zu schiffen, zu baden, selbst Brot zu backen; sie konnten in dieser Beziehung recht gut für Juden gelten, über die sie sich doch unendlich erhaben dünkten.

Die Reformation fing zunächst an diesem Unwesen ein Ende zu machen, indem sie der durch den Katholicismus beförderten Werkheiligkeit jeder Art

gegenüber trat. Wenn daher die Augsburgische Confession in ihrem zwanzigsten Artikel von den guten Werken der Worte sich bedient: »Einst wurden die Gewissen durch die Lehre von den Werken gequält, und hörten nicht den Trost des Evangeliums; Einige trieb das Gewissen in die Wüste, in die Klöster in der Hoffnung dort sich durch das Mönchsleben Gnade zu verdienen; Andere erfannen sich andere Werke um Gnade zu verdienen und für Sünden genug zu thun;« So findet dies dem Geiste der Verfasser dieses Bekenntnisses gemäß auch volle Anwendung auf die Feier des Sonntags. Sobald dieselbe eine erzwungene, mithin unfreie ist, widerspricht sie dem Geiste des Christenthums, der nach den eigenen Aussprüchen seines Stifters (Joh. 8. 32, 36) und seiner Apostel (2 Cor. 3, 17; Gal. 5, 1) ein Geist der Freiheit ist; widerspricht sie dem Protestantismus, unserm theuersten Kleinod, der diese längst in der Kirche verloren gegangene Freiheit wieder herstellen und in die alten Rechte wieder einsetzen sollte. Denn wenn irgendwo so halten wir Protestanten in unsern Beziehungen zur Religion die unbedingste Freiheit für das nothwendigste Erforderniß des menschlichen Geistes, und wie wir keine Zwangsmaassregeln hinsichtlich des Glaubens dulden, so dulden wir auch keine hinsichtlich der Formen, in denen unser Glauben sich bethätigt; ein Recht was das funfzehnte Capitel der Apostelgeschichte namentlich V. 28 und 29 uns mit den bündigsten Worten einräumt. Ein großer Theil der Protestanten verstand freilich und versteht noch immer nicht diese darin ausgesprochene christliche Lehre von der Freiheit, und bemüht sich seine mehr alttestamentlichen als evangelischen Ansichten namentlich auf die Feier des Sonntages in Anwendung zu bringen; er spricht daher von einer Sabbathfeier in der christlichen Kirche, obwohl wir gesehen haben, daß unser Sonntag nicht der jüdische Sabbath ist, und sucht am liebsten Beziehungen unseres Lebens, unserer

Verhältnisse, unserer gesammten Vorstellungsweise zu den uns so fremden und fern liegenden des alten Testaments aufzufinden; Abraham und Isaac, Holofernes und Heliodorus, Sodomiter und Stamiter sind beständig in seinem Munde; und in Babel und Jerusalem ist er genauer bekannt als in der Heimat und der Geschichte unserer gewiß ernstern und bedeutungsvollen Zeit. Ist das keine Verirrung, gut so mag auch der Usurpator Cromwell gerechtfertigt dastehn, in dem schon vor zweihundert Jahren diese Richtung ihren schrecklichen Culminationspunkt erreichte; er der mit der Bibel in der Hand (und zwar dem A. T.) das Blut der Könige vergoß. Allerdings scheiterten solche Bemühungen in dem protestantischen Deutschland fast entschieden an dem freieren, von philosophischen Wahrheiten durchdrungenen Geiste seiner Einwohner; dagegen waren sie in dem, in religiösen Dingen merkwürdig befangenen und unfreien, England mit dem günstigsten Erfolg gekrönt. Dort, in dem Lande der politischen Freiheit, setzte sich eine auf fallende religiöse Sklaverei fest; und die in England herrschende sogenannte Hochkirche, obwohl auf einer (mit wenigen Ausnahmen) acht protestantischen Grundlage der sogenannten neun und dreißig Artikel erbaut, erstarrte allmählig zu einer todten drückenden Form, die dem lebendigen Geiste des christlichen Gottesreiches zuwider ist. Auch sie sank vollständig in das alte Testament zurück, und scheint die Worte des freisinnigsten Apostels vergessen zu haben: Ihr seid theuer erkaufet, werdet nicht der Menschen Knechte! (1 Cor. 7, 23). Denn auf Menschendienerei ist jene Hochkirche basirt und gewiesen. Sie hat das vollständigste Gebäude der Hierarchie innerhalb des Protestantismus wieder aufgerichtet; sie hat die Freiheit des Wortes und der Lehre verbannt; sie erneuert den Ceremoniendienst des Katholicismus; sie ist stolz, herrschsüchtig, unbuldsam; sie verketzert jeden Andersgläubenden, und brandmarkt ihre protestantischen Schwestern mit dem

wegwerfenden Namen der Dissenters. Nur der Namen des Papstes fehlt ihr um Papismus zu sein, denn in der That hat sie ihn in dem jedesmaligen Oberhaupte des Staates, dem laut dem 37. Artikel ihrer Confession die höchste Gewalt in Kirchensachen zusteht. Daher auch die Leichtigkeit, mit der jetzt der Papismus in der Hochkirche Profelyten des Katholicismus macht. Nur der Namen des Hohenpriesters fehlt dem Oberhaupte, um Hoherpriester zu sein, da die englische Kirche eine große verwandtschaftliche Aehnlichkeit mit dem Judenthum zeigt. Auch sie ist ein durchaus politisches Institut wie die Religion des Mosaismus; Staat und Religion durchdringen als eine Art von Zuchtanstalt in ihr sich so vollständig, daß nur mit dem Aufheben der Kornbill — so seltsam dies auch klingen möchte — an eine Aenderung und freiere Bewegung der kirchlichen Verhältnisse in England zu denken ist. Denn die englische Aristokratie bedarf der Hochkirche und ihrer Würden, so wie diese jener zu gegenseitigem Halt und Schutze. Die nachgeborenen Söhne müssen in den Pfänden der Kirche Ersatz für den entzogenen Erbtheil des väterlichen Majorates suchen. Im Interesse jener sowohl wie dieser liegt es daher, das Alte, Bestehende durchaus nicht ändern zu lassen, und jedem Fortschritt in geistiger und in materieller Beziehung — beträfe er selbst nur den Zolltarif — entgegen zu treten. Die Ausübung der englischen Religion ist aber so sehr leere und starre Form, daß der niedrigste Vicar dazu ausreicht, während der Würdenträger auf der Fuchsjagd ist, oder bei Kostbeef und dem Weine von Porto über die Stiftung irgend eines Enthaltensamkeitsvereines rathschlägt. Ganz in dem Geiste dieser Religion ist daher auch das unerbittlich strenge Gesetz über die Sonntagsfeier, die irgend einem talmudischen Sabbathdienste nichts nachgiebt; die auf reine Werkheiligkeit (im Gegensatz zu dem zwölften Artikel) loszielt, Knechtschaft und geistigen Tod herbeiführt;

die lästig und störend in jeder Beziehung ist, aber doch von dem frivolen Lord oder Marquis mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit beobachtet wird, um — dem ungebildeten Volke kein böses Beispiel zu geben, und durch das Gespenst der Aufklärung nicht die knarrenden Räder der Staatsmaschine aus dem gewohnten ausgefahrenen Geleise rücken zu lassen. Daß diese Sabbathdiener, mit all den krankhaften Folgen solcher Sabbath's, oder vielmehr Menschendienerei behaftet, sich noch Christen gar Protestanten nennen dürfen, kann nur durch eine Art Galanterie von Seiten der übrigen Protestanten erklärt werden; wie man es keiner Dame übel nimmt, wenn sie sich — vielleicht äußerst wenig dazu berechtigt — zum schönen Geschlecht zählt. Wie aber der deutsche Protestantismus mit sehnsüchtigen Augen nach ihnen hinschauen, von ihnen alles Heil für sich selbst und die Welt erwarten kann, wie er darauf ausgehn kann ihre Gesetze, ihre Formen, ihre Verfassung auf deutschen Boden zu verpflanzen, ist mir so vollkommen unerklärlich, daß ich nur die Leute, die sich mit solchen Wünschen herumtragen, selber ihre Erklärung abgeben lassen muß. Sie behaupten daß unsere Zeit an Unkirchlichkeit leide. Ich glaube nicht, daß dies jetzt mehr als zu irgend einer Zeit der Kirche der Fall ist, denn solche Klagen können wir aus allen Jahrhunderten bei einer gewissen Klasse theologischer Schriftsteller nachweisen. Sie behaupten, daß die englische Hochkirche diesem Uebel zu begegnen wisse, und man diese Kunst von ihr lernen müsse. Diese Kunst ist sehr leicht, wenn man die Gewalt für sich hat; denn sie ist der Zwang, moralischer wie physischer Zwang. Aber ahnen die etwas von dem Geiste christlicher Freiheit, die durch Zwang die Kirchen füllen wollen? Gestehn sie dadurch nicht selbst ein, daß es ihnen nur auf leere Sabbathdienerei ankomme, nur auf Werkheiligheit? Was sollen diejenigen in der Kirche, die nur der Zwang und nicht ein inneres Verlangen

dahin treibt? Und sagt nicht unser Meister: »Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf dem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten!« Sprach nicht derjenige seiner Apostel, der ihn nie gehört und doch am besten verstanden hatte, auf dem Markte von Athen die Worte: »Gott, der Herr Himmels und der Erde, wohnet nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, noch kann er von Menschenhänden bedient werden!« Gott ist überall, und überall sollen wir ihm dienen, unser Haus soll ebenso gut sein Tempel sein wie das kirchliche Gebäude; wer daher diesem eine übertriebene Heiligkeit beilegt, gewöhnt sich sehr leicht sein Haus als ein unheiliges zu betrachten, und unheilige Dinge in ihm zu treiben. Sind denn die sonntäglichen Kirchengänger entschieden solche, die mit allgemeiner Liebe die Worte unsres Meisters beherzigen: Wahrlich ich sage euch, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan! Oder sind sie nicht vielmehr oft diejenigen, die mit einer gewissen Freude auf die Worte Luk. 12, 52 pochen: »Von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein; drei wider zwei und zwei wider drei. Es wird sein der Vater wider den Sohn und der Sohn wieder den Vater; die Mutter wieder die Tochter und die Tochter wieder die Mutter; die Schwieger wider die Schwur und die Schwur wieder die Schwieger;« Und die nicht einsehn, daß damit eine Zeit des Unglücks und des Ueberganges angedeutet werden sollte. Wenn daher Viele, die es wissen daß unsere Religion eine Religion gegenseitiger Liebe und Duldung ist, die Kirchen nicht besuchen, und dadurch Veranlassung zu den Klagen über Unkirchlichkeit geben, so sind das deshalb noch keine Verlorenen, keine Satanskinder. Kehren wir auch einmal die Sache um, suchen wir den Grund davon in den Anklägern und nicht in den Angeklagten, in

den stolzen Anschulbigern und nicht in den armen Angeschulbigten. Diese Anschulbiger sind diejenigen, die uns immer und ewig die alten und veralteten Lehren einer unverständlichen Orthodorie von den Kanzeln herab predigen; die uns immer mit Hölle und ewiger Strafe drohen, als ob sie Satans Geheimeräthe wären; die uns nicht die Liebe predigen, sondern den Haß; die absichtlich in den geradesten Gegensatz zu unserer jetzigen Bildung treten, und es vergessen, daß wir nicht in Jerusalem und an den Ufern des Jordan leben; die es läugnen, daß unsere tiefere und allgemeiner verbreitete Erkenntniß auch eine andere Befriedigung religiöser Bedürfnisse heischt, als dem sechszehnten oder dem ersten Jahrhundert genügte; die aus der Welt die Freiheit des Gedankens verbannen möchten, weil sie selbst nicht einmal die Freiheit des Wortes kennen. Dies der ganz einfache Schlüssel zu dem Räthsel, dessen Lösung ihr von England erwartet, von England das noch nie ehrlich mit dem Auslande verfahren ist. Wenn nicht etwa in unseren Tagen es darin eine Ausnahme gemacht hat; da der Erzbischof von Canterbury es offen erklärt: er hoffe, daß es ihm gelingen werde, den deutschen Protestantismus zur Hochkirche hinüber zu führen. Der Gebildete geht nicht in die Kirche, weil er unbefriedigt, oft verletzt wieder herauskommt; er will das nicht hören, womit die Orthodorie die sogenannte Welt und Weltlichkeit bekämpft. Dazu giebt es andere Waffen; die jetzt angewandten wirken nichts, weil sie durch den langen Gebrauch stumpf geworden sind. Glaubt ihr daher durch neue Sonntags- oder Sabbathedicte den Gebildeten zum Kirchenbesuch zu bewegen? Ich glaube schwerlich, daß dies gelingen wird. Druck erzeugt Widerstand, wie schon die ersten Elemente der Physik lehren, und wie viel mehr in dem freien Reiche des Geistes! Dann gerade werden die Gebildeten fragen, wer das Recht zu solchen Edicten giebt. Christus und seine Apostel,

die Stifter unserer Kirche, haben keine dergleichen Bestimmungen — wie wir gesehen haben — gegeben; was spätere Kaiser und Päpste willkürlich bestimmten, können wir in dem Rechte protestantischer Freiheit auch wieder aufheben. Will man neue Bestimmungen geben oder gar Zwangsmaaßregeln anwenden, so muß die Gesamtheit oder wenigstens die Mehrheit der Kirche — und zwar nach protestantischen Grundsätzen auch die Laien — dazu ihre Zustimmung geben; die Minderzahl aber wird sich vielleicht genöthigt sehen, eine eigene freiere Kirchengemeinschaft zu bilden. Aber das verhöte der Himmel; sollen wir denn nach achtzehn Jahrhunderten nicht christlicher geworden sein als die Korinther, an die Paulus schreiben mußte: »Ich ermahne euch aber, Brüder, beim Namen unsres Herrn Jesu Christi, daß ihr alle gleich denket, und keine Spaltungen unter euch seien, sondern daß ihr wieder vereinigt seid in gleichem Sinn und gleicher Meinung.« Soll denn das Wort eines Spinoza vergessen sein, das er ganz im Geiste des dritten Capitels an die Galater (vergl. Ephes. 2, 15) sprach: »Dieses war der Zweck der Ceremonien, daß die Menschen nichts aus eigenem Entschlusse, sondern Alles auf Befehl eines Andern thun, und in Handlungen und Betrachtungen ohne Unterlaß bekennen sollten, daß sie nicht von sich selbst sondern von einem Andern abhingen. — Was aber die Ceremonien der Christen betrifft, Feste, öffentliche Gebete und ähnliche Ceremonien, die dem ganzen Christenthum gemein sind und immer gemein waren, so sind sie, wenn sie jemals von Christus oder den Aposteln eingeführt worden sind (was mir noch nicht fattsam gewiß ist), nur als äußerliche Zeichen der allgemeinen Kirche, keineswegs aber als Dinge eingeführt, die etwas zur Seligkeit beitragen, oder etwas Heiliges in sich enthalten.« *) Soll ein Kant, — der

*) Vergl. den 15. Artikel der Augsburschen Confession.

doch auch gerade kein ganz von Gott verlassener Mann war — umsonst unter uns gelebt haben, der mit einer wahrhaft niederschmetternden Sicherheit, mit der olympischen Ruhe eines durchaus bewußten, mit der Wahrheit vertrauten Geistes uns lehrt. »Alles, was außer dem guten Lebenswandel, (vergl. Röm. 2, 7) der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgefällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes!« Vergl. Apostelg. 15, 28. Da wir also auch des Sonntags nicht um Gottes willen sondern um unsrer selbst willen d. h. zu unserer Erhebung und Erbauung, zum Sammeln von den Zerstreungen des Lebens bedürfen, warum sollten wir ihn durch Zwang und peinliche Verbote für uns lästig und störend machen, und dadurch die Wirkungen desselben wieder aufheben? Daher verkümmere man uns nicht die theuer errungene Freiheit des Denkens, Glaubens und Redens, die ich den Schwachen, die aus eigener Vernunft nichts zu begreifen und zu beweisen verstehen, und stets historischer Autoritäten und alter Gewohnheit bedürfen, mit Leichtigkeit auch aus den Schriften der Kirchenväter und Reformatoren als die nothwendigsten Erfordernisse des christlichen Geistes nachweisen könnte. Daher Sonntag und nicht Sabbath!

Wer übrigens mit dem hier Gesagten, das nach meiner Meinung im Geiste Christi — wenn anders ich das neue Testament verstanden habe — gesprochen ist, nicht zufrieden ist, der trete offen und ehrlich auf, und widerlege es, wenn er es vermag, überzeugt werde ich mich als den Ueberwundenen bekennen; nicht aber schleiche er feige mit leisen Tritten umher wie die Sünde, um zu verletzern, im Stillen zu schaden, und durch das Gift heimtückischer Verläumdung zu verderben; denn das sind Handlungen, die den Sonntag wie den Sabbath und Werkeltag schänden.

III.

Ueber die Zweckmäßigkeit der um Ein bis
Zwei Jahre spätern Konfirmation:

(Synodal. Vortrag.)

Vom Pfarrer Schulz in Angerburg.

Παρά δόξαλαίε το καλόρ κότερε.

Gehört Hochverehrte Herren Amtsbrüder in diesem
Berungeschickten Apostelworte die Annäherung von
meiner Seite zu liegen, als sei in meiner Uebert etwas
abfolen Beachtenswerthes enthalten, so soll dieses
gewählte Wort doch nur die subjektive Meinung in
sich schließen; nach welcher Jeder, wie sehr natürlich
und verlässlich, seinen Auffass einiger Beachtung
werth hält.

Ueber Jrrthümlichkeit über Verschlechterung des
menschlichen Geschlechts, über zunehmende Lasterhaf-
tigkeit wird wie früher; so jetzt im Allgemeinen wie
Insbesondere in Kirchen und in den Gesellschaften
Klage erhoben, wozu fast noch die jeden Menschen-
freund so betrübende Klage über die immer mehr zu-
nehmende Zahl jugendlicher Verbrecher hinzukommt.
Abtugnen läßt sich diese Klage nicht, denn leider
sprechen dafür die Befugnisse die in jedem Jahre
begleitend Verbrecher aufgezählt haben; dafür
sprechen die von ihres Zuspruchs willen und um
ihre Veranlassung willen bedauerungswürdigen Kor-
rekturen; Anstalten für jugendliche Verbrecher; dafür
sagen sich die Verurtheilungen jedes Einzelnen, und dem
die Erschütterungen in dem stillosen Leben der Men-
schen nicht gleichgültig vorüber gehen. Es ist wahrlich
Pflicht der Behörden, Pflicht insbesondere der Geist-
lichen, welche sozusagen die Befugnis des Men-
schen zu Fördern haben, diesem Befugniswerth
Abrikanke abzuhelfen, zumal alten Ernstes dem Geist-

lichen von den Gerichten der Vorwurf gemacht wird, wenig durch ihren Religionsunterricht auf die Jugend gewirkt zu haben, die bei den gerichtlichen Verhören nur zu oft eine höchst auffallende Unwissenheit in den Religionswahrheiten und eine Verwilderung mindestens eine große Rohheit des Gemüths wahrnehmen läßt. Mehr also sollen und müssen die Geistlichen durch die Schulen und ihren Konfirmanden-Unterricht auf die Sittlichkeit der Menschen, mehr und nachhaltiger besonders auf die Jugend durch diesen Unterricht wirken. Wie nun durch die Schulen, mittelst einer speciellern Einwirkung von Seiten der Geistlichen bei dem Religionsunterrichte, oder mittelst strengerer Beaufsichtigung desselben und größerer Befähigung Lehrer für diesen Unterricht Genügendes für jenen heiligen Zweck geleistet werden könne und müsse, übergehe ich, voraussetzend, daß das Geeignete hier geleistet wird, wenn den christlichen, frommen und religiösen Sinn weckenden und fördernden Verordnungen der Schulbehörde mit Pflichtliebe und Gewissenhaftigkeit von den Herren Geistlichen und Schullehrern nachgelobt wird, ohne jedoch den vielleicht dem einen oder dem andern meiner hochverehrten Herren Untsbrüder auch in dieser Hinsicht wünschenswerth erscheinenden zweckdienlichern Anordnungen ganz und gar entgegen treten zu wollen, denn gewiß läßt sich auch hier das Wort der Schrift in Anwendung bringen: »Nicht daß wir es schon erreicht haben, sondern wir jagen ihm nach, ob wir es erreichen. Ich übergehe die Aufforderung, durch die Schulen Sittlichkeit und Religiosität mehr noch zu fördern, weil sie nicht in der mir gesetztem Aufgabe liegt und hebe nur die Einwirkung des Geistlichen auf die Jugend zu größerer Sittlichkeit durch den Konfirmanden-Unterricht aus.

Nicht die Art und Weise dieses Unterrichts, nicht den Eifer, nicht die Treue, Wärme und Begeisterung, mit der dieser Unterricht erteilt wird, oder erteilt

werden soll; will und darf ich modeln und meistern, darum nicht, weil, wenn auch hier hin und wieder gefehlt werden sollte, was nur Vermuthung bei mir ist, also keinen Beweis giebt; weil eben bei diesem Unterrichte jeder Geistliche das Beste zu wirken bestrebt ist, und auch in der That das Beste wirkt. Es ist ja die heranwachsende Jugend, an deren Ausbildung er durch Beaufsichtigung der Schulen und Einwirkung auf die Lehrer lebhaften Antheil genommen, die er durch Lob oder Tadel gesitteter zu machen gelegentlich bestrebt war; die Jugend, zu der er in besondern durch Gebet und Gesang, wie durch ihren erhabnen Zweck geweihten Stunden väterlich im Namen Gottes spricht, die er zu Gott, Jesum Christum und die Jugend liebenden Mitgliedern seiner Gemeinde heranzubilden sich bemüht, die er, einem großen Theil nach, empfänglicher für Jesu Lehren und Beispiel hält, als die erwachsenen Christen, deren Nahrung und Kenntnisse, deren Liebe und Zuneigung zu ihm, seinen Eifer, sie für das Himmelreich geschickter zu machen, immer mehr steigert; die er unter eindringlichen Ermahnungen unter den innigsten Gebeten und den herzlichsten Wünschen als erwachsene Christen der Gemeine durch eine höchst wichtige und feierliche, ehrwürdige und rührende Handlung zuführt. Also die Art und Weise dieses Unterrichts, der unter jenen angeführten Umständen treu und innig ertheilt wird, kann und darf ich nicht tadeln, wohl aber scheint mir das Lebensalter der Jugend, in welchem dieser Religionsunterricht beginnt, nicht zweckmäßig gewählt; denn leider wird jeder Geistliche, der die Wirkungen seines ertheilten Religionsunterrichtes in dem Denken und Thun, in dem christlich religiösen Sinn und in der Auffassung der vorgetragenen Heilswahrheiten an den Kindern zu erforschen sucht, der die Samen nicht dem Namen sondern ihrer innern Selbste und Herzensbeschaffenheit nach sät, die betrübende Erfahrung zum öftern machen, daß, so

plan und faßlich, so herzlich und eindringlich er auch sprach, der gestreute Same oft nur auf steinigsten Boden fiel, der lange nicht empfänglich genug war, und bei so jugendlichem Alter nicht empfänglich und vorbereitet genug sein konnte für jene ernste Wahrheiten.

Jeder Geistliche fühlte sich dann, wenn Unwissenheit und Rohheit der Kinder ihm sein Wirken an den Kindern als fruchtlos herausstellten zu dem Wunsche bewogen: O wären sie gereifter an Jahren, reicher an Erfahrungen, gereifter am Verstande, sie würden dann gründlicher auffassen die Lehren, und inniger beherzigen die Ermahnungen. Ja es würde sich im Allgemeinen eine größere Einwirkung und segensreichere Folgen seines Unterrichtes sicher zeigen, wenn die Konfirmation um Ein bis Zwei Jahre später, als jetzt gewöhnlich, erfolgte. Religiosität und Sittlichkeit müßten gewinnen, so schwierig auch die allgemeine Durchführung dieser Maßregel sein dürfte. Ist diese Voraussetzung, so zuverlässlich ich sie um ihrer innern Nothwendigkeit auch ausspreche, bei Ihnen hochverehrte Herren Amtsbrüder, nicht jetzt schon Ihrer Zustimmung gewiß, so lassen Sie mich Ihnen die spätere Einsegnung noch aus einem dreifachen Gesichtspunkte als nothwendig darstellen.

Die spätere Einsegnung ist:

- 1) Forderung der Zeit und der Eltern, welche den Ernst des Christenthums und die Wichtigkeit des Konfirmations-Unterrichtes für Zeit und Ewigkeit erkennen.
- 2) Forderung der so wenig geistig und sittlich ausgebildeten Beschaffenheit der Konfirmanden und ihrer Unerfahrenheit mit dem äußern Leben.
- 3) Forderung des Umstandes, daß so viele jugendliche Verbrüder vorkommen.

ad 1. Die Herren Geistlichen in den Städten werden oft die bitterliche Erfahrung gemacht haben, daß Ihnen von Eltern Kinder zum Religions-Unterrichte zugeführt wurden, die um ein bis zwei Jahre

älter waren, als sie hätten sein dürfen. Ich habe selbst die Erfahrung gemacht und die Aeußerung gehört: »sie waren doch zu jung, sie werden jetzt besonnener die Lehren prüfen und mehr beherzigen den Inhalt derselben.«

Diese Thatsache, Hochverehrte, läßt das Gesetz hinsichtlich des nothwendigen Alters, Behufs Annahme zur Konfirmation nicht mehr als zeitgemäß erscheinen, und wenn wir Menschen gewöhnlich dem Gesetze mit unsern Handlungen nachstehn, so ist es hier der umgekehrte Fall, und darum eine Aenderung, Forderung der Zeit, was, ich kann es nicht leugnen, wider die vielen Klagen über die Unchristlichkeit und Irreligiosität der Zeitgenossen ein erfreuliches Zeugniß ablegt, und jeden erfreut und erfreuen muß, der nicht ganz und gar einstimmt in die Ansicht derer, die nur Verderbtheit und sittliche Versunkenheit an dem menschlichen Geschlechte wahrnehmen.

Freilich wohl wird sich die Mehrzahl der Eltern, namentlich der auf dem Lande nicht selbstständig zu jener Ansicht erheben, daß eine spätere Konfirmation erspriesslicher wäre, doch spricht sich das Bedürfniß hier und dort erst aus und erkennt die Vernunft es als nothwendig und gut an, so darf man wohl erwarten, es werde von der Behörde eine spätere Konfirmation gesetzlich vorgeschrieben werden, denn es fordert diese Bestimmung:

2) die noch so wenig geistig und sittlich ausgebildete Beschaffenheit der jezigen Konfirmanden und ihre Unerfahrenheit mit dem äußern Leben.

Werfen wir, hochverehrte Herren Amtsbrüder, um jene Behauptung wahr zu finden, einen prüfenden Blick auf die uns zum Unterrichte zugeführte Jugend. Wehe dem, der sie nur für verberbt und unempfänglich für das Gute anerkennt. Nein, viele sind liebe Menschenknospen, noch nicht von dem vergiftenden Hauche der sinnlichen und sündlichen Begierden verberbt, es ruhen in ihnen noch die Keime des Gu-

ten und Schönen, des Ebenbild Gottes; bei Einigen mehr, bei den Andern weniger durch die Schulen zum Selbstbewußtsein gebracht, aber im Allgemeinen doch immer noch nicht so weit ausgebildet, daß wohlthätig, d. h. erwärmend, belebend, thätig erregend die hellen, glänzenden Strahlen der Christuslehre auf die kaum hervorsproßenden Keime wirken könnten. Ihre Un- erfahrenheit mit dem äußern Leben geben zu wenig Anknüpfungspunkte zu Nuzanwendungen, gebieten sogar Manches zu übergehen, was dem kindlichen Gemüthe zu fern liegt und fremd ist. Es fehlt der Ernst, es fehlt die Reife für den Religionsunterricht in seinen verschiedenen Beziehungen zum Leben, und schmerzlich fühlt es der gewissenhafte Geistliche, auch ich habe euch noch viel zu sagen, doch ihr könnt es jetzt nicht tragen, fühlt es schmerzlich, denn leider erhält er sie so zur weiteren Unterweisung nicht wieder, und die nachtheiligen, so verderblichen Folgen zeigen sich in ihrem fernern sündlichen Leben, das deutlicher denn Alles erweist, daß der Religionsunterricht von ihnen nicht erfaßt und beherzigt wird, und diese traurige Folge ist die

dritte Forderung einer spätern Einsegnung.

Ueberzeugen Sie sich aus dem Schreiben des Königl. Kriminal-Senats zu Jasterburg von der Zahl jugendlicher Verbrecher.*)

Es erfolgt die Vorlesung des Schreibens.

So ist denn also auch diese hohe Behörde der Ueberzeugung, daß eine spätere Einsegnung nachhaltiger auf den Geist und das Herz der Jugend einwir-

*) Auf mein Ersuchen erhielt ich von dieser hohen Behörde eine in Zahlen ausgedrückte Nachweisung jugendlicher Verbrecher aus den verschiedenen Jahren, aus der die steigende Zahl dieser Unglücklichen hervorging, so daß auch diese Behörde sich für meine Ansicht aussprach. Das Schreiben habe ich nebst meiner Arbeit dem Königl. Hochwürdigen Konsistorium eingereicht, und leider keine Abschrift zurückbehalten.

ken müßte. Aber gehet nicht ein an Helle gewohntes Auge dazu, um das hell leuchtende Licht der Jesu Lehre zu vertragen. Gehört nicht ein tieferes Erfassen des Sinnes der Worte: »So Jemand will den Willen thun, des, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede«, um ergriffen zu werden von ihrem Inhalte und ihr gemäß zu leben. Kann das jugendliche Gemüth, so wenig noch mit den verschiedenen Verhältnissen vertraut, so wenig eingeführt in die mannichfaltigen Geskaltungen desselben, so wenig geprüft durch den so oft vorkommenden Wechsel des Glückes, also auch so wenig bekannt mit dem Tröste, der Stütze und Kraft des göttlichen Wortes, jene Worte genügend auffassen? Gewiß nicht. Die mangelfhafte und lückenhafte Auffassung der Lehre Jesu, und die fehlende Begeisterung für ihren erhabenen göttlichen Geist ist die so häufige Ursache des diesem Geiste fremden und entgegenstrebenden Sinnes, ist die Ursache ihrer Verbrechen, denn den Reizen zum Bösen stehen weder warnende, in ihrer Wahrheit tief aufgefaßte Worte der Schrift zur Seite, noch hält innig empfundene Rührung und Wärme für Tugend und Frömmigkeit den Lockungen zum Bösen das Gleichgewicht. Das Unkraut, gestreut durch der Bösen Beispiele und Reden, erstickt den schwach nur geweckten Sinn des Guten und sie werden böse und schlecht. Der schwach nur gegen Leidenschaften und Begierden angelegte Damm wird durchbrochen und zerstört; die dargebotene Stütze im Worte Gottes wird vergessen und der rasch und gewaltsam hinweisende Strom des Lasters überläßt den Menschen den wild tobenden Leidenschaften; die immer weiter ihn führen von dem Hasen der Ruhe, des Friedens und der Glückseligkeit. Ja das sündhafte Leben der Jugend, der so geringe, oft ganz geschwundene wohlthätige Eindruck des erhaltenen Religionsunterrichts fordert die Einführung einer spätern Einsegnung.

Aber wie, wenn dieser Satz als wahr anerkannt wird, wie soll die Ausführung erfolgen?

Zu schwierig, fähle ich, ist die Lösung dieser Frage für meine Kräfte, zu wenig gerüstet erkenne ich mich, alle Einwendungen zu bekämpfen und vor allem zu ohnmächtig nach meinem Standpunkte den vielleicht zum Zweck führenden Maßregeln allgemeine Gültigkeit zu geben. Mehr denn sonst, da ich doch nicht ganz die Frage unbeantwortet lassen möchte, fähle ich mich veranlaßt zu dem Apostel-Worte

1 Theff. 5, 21. Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Durch die spätere Einsegnung soll nicht auch zugleich die Zeit des Schulunterrichts verlängert werden. Er kann und muß auf dem Lande nach zurückgelegtem 14ten Jahre aufhören, nach feierlicher Entlassung der Schüler durch den Schullinspektor mit der Verpflichtung für die Entlassenen von nun an, sie mögen in der bisherigen Schulsozietät oder in einer andern bleiben, bei den Eltern oder im Dienste sich befinden, die Sonntagschulen regelmäßig zu besuchen, in denen der Lehrer durch ausschließlichen Religionsunterricht die in der Schule erhaltenen Religionskenntnisse und den geweckten religiösen frommen Geist zu erhalten und zu fördern hat, damit durch die Zwischenzeit bis zur Annahme zum Religionsunterricht, das durch die Schule Geleistete nicht verloren gehe.

Eine feierliche Entlassung der Schüler erscheint mir wünschenswerth und nothwendig, um der Jugend den Austritt aus der Schule mehr noch das Leben darin erinnerlich zu machen; um sie zum Besuch der Sonntagschulen ernstlich zu verpflichten und sie mit herzlichem Ermahnungen und Warnungen zu waffnen, ja nicht verderbter zum Religionsunterricht zu erscheinen. Eine so in Gegenwart der Eltern, unter Gebet, Gesang und Ermahnung abgehaltene Feier, deren wohlthätigen Eindruck durch die Sonntagschulen erhalten werden mußte, dürfte die, ich leugne

es nicht, nicht ohne allen Grund zu befürchtende Verschlechterung der Jugend bis zur Annahme zum Religionsunterricht doch wohl verhüten. Diese Sonntagschulen sind die unerlässliche Bedingung jener Einführung, und die gewissenhafte, treue Benutzung von Seiten der Lehrer und der Jugend höchst nothwendig und wünschenswerth, die Abhaltung derselben von Zeit zu Zeit durch den Geistlichen selbst, mindestens strenge Beaufsichtigung und Leitung derselben durch ihn. Der regelmäßige Schulbesuch steht zu erwarten, da die Jugend durch die Annahme zum Konfirmandenunterricht noch immer unter Kontrolle und Abndung bleibt, und der Sonntag auch immer Zeit und Ruhe für die Jugend, freilich weniger für die Lehrer erübrigen läßt, die sich jedoch dem Gesächfte willig und treu unterziehen würden, wenn sie durch die 7 Sgr. 6 Pf., welche von jedem Konfirmanden gezahlt werden, entschädigt würden.

Wenn ich nachstehenden Synodal-Vortrag einem größern Publikum zur Prüfung vorlege, so geschieht es lediglich in der Absicht, hie und dort bei christlichen Eltern den Vorsatz hervorzurufen, ihre Kinder später, als es gesetzlich erlaubt ist, konfirmiren zu lassen. Eine gesetzliche Bestimmung dürfte wohl nicht so leicht erscheinen, obwohl die Sache selbst so zweckmäßig erscheint und so soll dieser Aufsatz nur die dringende Bitte an christliche Eltern richten: Beeilet die Konfirmation eurer Kinder nicht, welche ich jetzt um so zuversichtlicher ausspreche, da auch der hochgeachtete Herr Direktor Gotthold in seinem so beachtenswerthen Aufsätze dieser Blätter 26ster Band Full-Hest, Seite 99 und 100 in einer Anmerkung für die spätere Konfirmation sich ausspricht.

IV.

Aberglaube und Volkslieder des Preussischen
Samlandes.

Vom Oberlandesgerichts-Assessor R. F. Neusch.

(Fortsetzung.)

III. Aberglaube im Leben und
Treiben.

Schon vom Morgen ab muß der Mensch seine fünf Sinne zusammennehmen, um mit heiler Haut durch den langen Tag zu kommen und sich nicht unnützer Weise Leiden auf den Hals zu laden. Wenn er aufsteht, muß er den rechten Fuß zuerst aus dem Bette setzen, weil er sonst den ganzen Tag über verdrießlich sein würde. Um vor Beherzung sicher zu sein, muß er den Strumpf verkehrt anziehen und kann dann gehen, aber mit Bedacht. Denn tritt er z. B. in die Spur von Holzschuhen, so bekommt er ohne Red' und Recht Kopfschmerzen; läuft ihm ein Haase über den Weg oder ist das erste, was er begegnet, ein altes Weib, so bringt sein Gang Unglück und er thut am Klügsten, wenn er gleich wieder Kehrt macht. Begegnet er aber einen alten Mann, so wird er Glück haben und kann seiner Straße weiter gehn. An einzelnes Straucheln braucht er sich nicht zu kehren, es bedeutet nur, daß an der schwierigen Stelle ein Spielmann begraben liegt, dagegen lasse er sich nicht beikommen zwischen zwei Eimern, welche ein Dienstmädchen abgesetzt hat, mitten durch zu gehn, denn er ernstet nichts als böse Namen dafür ein, und die arme Trägerin muß seine Unbesonnenheit mit der Untreue ihres Liebsten oder sonst einem Unglücke büßen. Ueberdem kann er, wenn ihm Wachsthum Noth ist und es gerade regnet, den Hut abnehmen.

Viele Wünsche im Kopfe können leicht zur Vernachlässigung dieser Regeln führen; der Sorgen muß er sich ent schlagen und wird es leicht, wenn er weiß, daß um einen Herzenswunsch sicher zu erreichen nichts nöthig ist, als zu denken. »ach möchte es doch nicht geschahn!« Gelangt er auf diese Art wohlbehalten zu Bekannten an, so kann er reden, aber mit Bedacht. Lobt er ihr Wohlsein, so muß er stets bemerken: »Gott erhalte, segne, stärke« u. s. w.; denn neigt er diesen Zusatz und die Bekannten vergessen ihrer Seite auch, zu sagen: »gestern war's besser«, so nimmt ihr Wohlsein ab. Sind sie aber selbst krank und jammern über ihre Schmerzen, ohne hinzuzusetzen: »dem Stein sei es geklagt«, so darf man zwar ein höchst theilnehmendes Gesicht annehmen, muß aber, um die Krankheit nicht auf sich zu laden, still hinhinurmeln:

Klag' du es dem Stein,

Behalt' es fein,

Über allein.

Vom Lügen bekommt man Blasen auf die Zunge; auch vor einzelnen Lebensarten muß man sich hüten, z. B. daß vor jemandes Thür Gras wachsen solle, weil dieser Jemand sonst verarmt. Eben sowenig ist das Zusammenschreien gut, denn reden mehrere zugleich dasselbe, so werden sie nur noch sieben Jahre zusammenleben, und beantworten mehrere eine aufgeworfene Frage mit gleichen Worten, so werden sie denselben Tod sterben.

Während dieser Unterhaltung kann man noch mancherlei Zwischenfälle beobachten. Klingelt und ein Ohr, so denkt jemand an uns. Wir überlegen still, wer es wohl sein möchte und fragen: »in welchem Ohr klingelt es mir?« Wird das richtige Ohr getroffen, so haben wir den richtigen Denker gerathen. Auch, wenn wir das Schlucken bekommen, denkt jemand und zwar ein Verwandter an uns; thäten dies aber viele Verwandten und das Schlucken wüßte uns

unangenehm, so kann man es dadurch leicht vertreiben, daß man sich recht deutlich einen Schimmel vorstellt. Juckt das rechte Auge, so folgt Weinen, das linke, so Lachen; juckt das Innere der linken Hand, so wird man Geld bekommen; juckt die Fußsohle, so steht Tanz bevor. Das Blühen der Nägel an der rechten Hand bedeutet Glück, an der linken Hand Unglück, und an dem kleinen Finger der linken Hand sogar Tod.

Es ist wohl möglich, daß sich nach einer solchen gedankenreichen Pause das Gespräch belebt, es kann aber auch ersterben. Sähnt dann Jemand, so schlage man ihm mindestens ein Kreuz vor den Mund, und bekommt er dabei ein Haar hinein, so wird er an demselben Tage noch Bier zu trinken bekommen. Dies erinnert an das Mittagsmahl und während man dazu eilt, hat man nur zu verhüten, daß die Kante des Rocks sich nicht aufrolle, denn dies bedeutet Rausch oder Brausch.

Die ordentliche Hausfrau hat den Tisch indeß nach den Regeln der Kunst gedeckt; keinen Löffel zuviel hingelegt, weil die alte Hexe sie sonst um einen Groschen bestrafen würde; das Brod mit der angeschnittenen Seite nach der Mitte des Tisches gekehrt, weil es sonst ausgeht; das Salzfaß fest hingestellt, weil sein Umfallen Unglück bringt. Tritt man nun an die Tafel, so zähle man vor Allem die Personen, welche an derselben Platz nehmen sollen. Sind ihrer eilf oder dreizehn, so suche man fortzukommen, denn sitzt diese Zahl zusammen, so stirbt nächstens einer von ihnen. Kann man aber nicht ausweichen, so setze man sich wenigstens augenblicklich hin, denn das erste Opfer des Todes ist der, welcher sich zuletzt niederläßt. Doch begehe man in der Eile und Angst keine Unbedachtsamkeit, etwa daß man sich, um nicht Bräutigam zu werden, zwischen zwei Schwestern setze oder daß man, um recht glücklich zu sein, die Füße kreuzweise über einander legt; denn gerade das Gegentheil wäre der Erfolg. Man spiele nicht mit dem

Messer oder lege es gar so hin, daß die Schneide aufrecht steht, denn das giebt Unglück; es stirbt jemand. Auch mit Brodtbügelchen muß man nicht werfen, weil sonst der Brodkorb hoch gehängt werden wird. Den erhaltenen Brodschnitt kann man zwar mit einem Andern theilen und wird dadurch auf ewig in Freundschaft mit ihm verbunden, aber lassen wir Brod liegen und es ißt jemand ohne unsere Erlaubniß den Rest auf, so beraubt er uns die Kraft. Bei den einzelnen Gerichten ist nur noch Folgendes zu merken: nach abgeessener Suppe kehrt man den Löffel wieder um, auf das man nicht beschändet werde; bekommt man eine Fischgräte in den Hals, so steckt man sich eine Locke ins Haar, und diese zieht, ohne daß man sich weiter anzustrengen braucht, jene wieder heraus; die Butter schneide man an, weil dies die Hochzeit auf zehn Jahre hinauschiebt. Sind endlich die Schüsseln rein ausgeessen, so ist andern Tags gut Wetter.

In den Winterabenden versammelt sich die Familie um ihr einsames Talglicht und verarbeitet die Tagesneuigkeiten. Die Zwischenakte spielt das Talglicht selbst, welches bald hoch aufflackert, bald sich völlig verfinstert, und dadurch die Aufmerksamkeit und den Unwillen der Umstehenden auf sich lenkt. Das Puzen ist eine große Unannehmlichkeit, und die Damen versprechen dem jungen Mann, welcher sich diesem Geschäfte unterzieht, aus Herzensgrunde eine freundliche Frau. Eine zweite Unannehmlichkeit ist der sogenannte Wolf ¹⁾ (Räuber). Am kürzesten ist's freilich ihn geradezu abzunehmen, ergöglicher aber bleibt es doch immer, die Lichtschere umgekehrt mit der Spitze drohend nach dem Wolf auf den Tisch zu legen, und nun zuzusehn, wie er sich, ohne das Licht

1) Die Sonne wird nach alter Idee von einem Wolfe verfolgt, der sie eins verschlingen wird. So zehrt auch der lichtschure Wolf das Talglicht.

abzufressen, hinaufziehen muß. Wird das Licht lange nicht gepußt und bildet sich auf seinem Fochte eine sogenannte Krone, so darf man einen Brief erwarten. Kalgt sich an dem Fochte ein glühender Funke, so rücken Gäste an; springt er aber ab, so geht ein Brief ein, in welchem um die Hand der Hausdchter angehalten wird. Bildet sich ein Talgspahn so vollständig aus, daß er zum Ringe wird, so ist sogar Hochzeit nahe, bleibt er aber auf der Mitte stehen, so ist ein sogenannter Hobeispahn, und derjenige der Umstehende stirbt bald, nach welchem er sich gewandt hat.

Mag Privat, Tod oder nichts bevorstehn, so ist doch am Ende. »Schläpegahne, »wollgebahne« und man darf sich ohne Weiteres ins Bette legen, wenn man gesund ist. Leides man aber zu. Bei Schnupfen, so muß man entweder dreimal in den linken Pantoffel rischen, oder die Pantoffeln umgekehrt vor's Bette legen und andern Tags rückwärts hinaufsteigen. Zwischen diesem Hinaus- und Hineinsteigen liegt aber die lange Nacht mit dem Herr der Träume, deren jeder seine eigenthümliche schwere Bedeutung hat. Der Traum von Ausfallen der Zähne bedeutet den Tod eines nahen Verwandten und, je schöner der Zahn ist, desto näher und unverhoffter ist der Todesfall. Stecknadeln deuten auch auf Tod, Perlen mindestens auf Thränen, und wer zählt die Aufklärungen aller, welche eine träumreiche Nacht zu geben im Stande ist. Allgemein läßt sich nur soviel behaupten, daß die Morgenträume nach ihrem Inhalte, die übrigen aber umgekehrt in Erfüllung gehn.

Werktag leben.

Bis jetzt haben wir das Leben eines Faulenzers betrachtet, der nur zu essen, zu trinken und zu schlafen braucht; aber der Tag bringt auch Arbeit und Mühen mit und durch sie werden wieder neue Vorsichtsmaßregeln nothwendig.

Die Rindlein wissen davon am Wenigsten, und sie haben daher auch nichts weiter zu beobachten, als

daß sie ihre Eltern nicht schlagen, weil ihnen sonst die verruchte Hand, welche einst aus dem Grabe empor wachsen würde und mit keiner Macht hinetzuzwängen wäre. Den jungen Schönen ist abzurathen, sich oft im Spiegel zu bewundern, denn man erzählt, daß einst eine eiserne Hand aus dem Spiegel fuhr und der Selbstschauerei das Gesicht verunstaltete. Sie mögen sich gerwe große Flachs puppen machen, dann bekommen sie auch einen großen Mann. Zum Nähen mögen sie sich Hart gedrehten Garns bedienen, denn knüdet sich der Faden, so werden sie Bräute. Auch können sie den Faden absichtlich knüten und zwar so oft, als die Zahl ihrer etwanigen Wargen beträgt; er wird sodann unter eine Dachtraufe gelegt und wenn er verkauft, so verschwinden auch die Wargen. Doch muß die Jungfrau nicht so schnell vom Nähtische aufspringen, daß die Scheere herabfällt, denn fällt sie auf die Spitze, so bricht erstens diese gewöhnlich ab und zweitens kommen Gäste, was der viel beschäftigten Mutter oft nicht besonders angenehm sein wird. Ist ein solcher Unfall aber einmal geschehn, so mag sie der Mutter wenigstens tothen helfen, obwohl sie dabei mannsfacher Gefahr ausgesetzt ist, ihre Hergensgeheimnisse zu verrathen. Versalzt sie z. B. die Grüge, so ist sie verliebt; läßt sie die Milch anbrennen, so wünscht sie sich einen Mann; glättet sie das ungetrigte Brod mit Sorgfalt, so bekommt sie einen hübschen Bräutigam; macht sie sich aber die Schürze wasch, so bekommt sie einen Krankenbold, und geht ihr gar das Schürzenband auf, so wird ihr Liebster unglücklich. Dies letztere kann auch die Hausfrau in Verlegenheit setzen, dann in demselben Augenblicke, da ihr das Schürzenband aufgeht, küßt ihr Mann eine andere. Sie hat indeß ein sicheres Mittel, den Gemahl zu irritiren, in ihrer Hand. Von jedem Brode, welches sie antiegt, nehme sie ein Stückchen ab, und wenn sie dieses nennmal gegessen hat, so backe sie von dem ungewerlei Triche rein gehtes Brod, und gebe es dem

Ehemann zu essen, atsbann die alte Liebe in sein Herz, wie das alte Brod in seinen Magen kommen wird. Ihre Küchensherrschaft erstreckt sich nicht allein auf den Mann, sondern sie kann auch bewirken, daß selbst der Haushund keinen Fremden mehr freundlich ansieht, indem sie ihn mit Wasser, in welchem eben ein Schwein abgebrüht ist, begießt. Sie kennt ebenso Mittel gegen Krankheiten und läßt den mit der gelben Sucht behafteten ewig starr in einen messingnen Kessel sehen. Außerdem weiß sie eine Menge Regeln für Wirthschaft und Haus, welche sich theils auf die Ordnungsliebe gründen, theils aber auch wahre Kunstgriffe enthalten. Bei dem Kochen der Wurst muß nicht gesprochen werden, weil sie sonst plagt; auf das Faß, in welchem Sauertraut eingemacht ist, wird gedraughtes Geräthe gelegt, damit es nicht beheyt werde; das Butterfaß darf nicht gerade unter einem Balken der Decke stehn, weil die Butter sonst nicht geräth; Eierschaalen bringt die Hausfrau behutsam bei Seite, denn sie wird beschändet, wenn dieselben getreten werden; Holz darf man nicht auf der Schwelle schlagen, noch den Löffel durchs Feuer ziehn, sonst hact der Habicht die Hühner; der Rehricht wird in einer Schaufel über die Schwelle getragen, denn wollte man ihn hinüberfegen, so würde das Glück mit ausgefegt; Haare darf man nicht aus dem Fenster werfen, weil man Kopfschmerzen bekommt, falls es einem Vogel einfallen sollte, sich davon Nestler zu bauen; endlich darf der Dreifuß nicht leer stehn bleiben, ist nichts zu kochen, so muß die Frau einen Brand hinauflegen, wenn dieser auch ganz unanths verglimmen sollte, denn sonst schlägt der Mann noch an demselben Tage sein unachtsames Weibchen. Einem Schwarzwalder, der mit Deathzeug von Haus zu Haus umherzieht, muß jedenfalls etwas abgekauft werden, weil er Käuse und Ratten ausbannen kann. Daß er diese Thiere auch mitnehmen könne, wenn er will, ist nicht entschieden, dagegen werden Banzen

aus den Betten leicht vertrieben, wenn man einen Pferdekopf, dessen Hirnschädel noch unverletzt ist, hinunterlegt, und sollten die Ameisen lästig werden, so hängt man eine Quantität derselben in den Rauch, wovonächst die übrigen sich fortpacken.

Auch die Gehülfsen der rüstigen Hausfrau, die Dienstboten, können ihr Loos durch Kenntniß der unbekannteren Kräfte erleichtern, wie wir schon früher sahen. Ueberdem müssen sie beim Anzuge die Löpfe zählen, damit ihnen die Zeit im neuen Dienste nicht lang werde, und nach dem Schornstein sehn, damit sie sich nicht nach den übrigen bängen.²⁾ Zieht aber die Herrschaft selbst um, so erfordert es größere Vorsicht. Die Hausfrau läßt sich nämlich, so bald sie den Gang zu der neuen Wohnung antritt, eine Kage und ein Brod nachtragen. Bevor einer der Hausgenossen den Fuß über die Schwelle setzt, wird die Kage in das Logis geworfen, denn dasjenige lebende Wesen, welches zuerst hineinkommt, stirbt ohne Rettung. Als dann folgt die Hausfrau mit dem Brode und segnet dadurch das Haus für die Zukunft. Wir aber gehn sogleich durch das Haus durch unter das liebe Vieh auf den Hof. Auch hier noch finden wir die Hausfrau thätig. Sie legt der Glucke Stecknadeln ins Nest, damit viele Küchlein auskommen und läßt, um nicht die Brut der Gans zu verderben, keine Blumen an sie bringen. Hier aber, wo es sich um den ganzen Reichthum der ländlichen Familie handelt, hat auch der Gemahl ein kräftiges Wort mitzureden. Er verbietet der Frau und dem weiblichen Gesinde das Backen und Spinnen an dem Tage, an welchem das Vieh zum ersten Male auf die Weide getrieben werden soll. Das Rindvieh wird dann aus dem Stalle über eine Art geführt, welche in ein Tuch gehüllt auf der

2) Der Schornstein ist überhaupt ein Mittel zum Vergessen, daher die Redensart: in den Schornstein schreiben.

Schwelle liegt, die Pferde über, damit sie auf der Welle zusammenhalten, über Geschirre. Will der Hirt ein Feldfeuer anzünden, so muß er wenigstens die Kohlen sorgsam zusammen scharren, weil sich sonst das Vieh zerstreut. An dem ersten Tage darf er es noch nicht ausweiden lassen, sondern muß es frühe heimtreiben, wo es mit gestohlenem Spülwasser (Drang) bespritzt wird, damit es nicht zu sehr läuft. Auch darf es nicht auf herabgefallene Schwalbennester treten, weil es davon die Raude bekommt.

Besonders wichtig ist für den Landmann die Entscheidung der Frage, ob er ein Stück Vieh mit Vorthell zulegen oder kaufen könne, und dabei lenken ihn untrügliche Zeichen. Dem Kalbe besteht er die Nase. Ist sie weiß oder blaßroth, so taugt es nicht viel, ist sie aber schwarz oder mindestens dunkelgrau oder geht eine blaue Ader 'raiber, so ist es stark. Alsdann hebt er es bei den Füßen auf und trägt es dreimal um den Stall herum; hält es dabei den Kopf immer kräftig in die Höhe, so legt er es zu, läßt es ihn aber sinken, so schlachtet er es oder verkauft's, weil es dann allerdings für die Welt zu schwächlich wäre. Ebenso ist ein Pferd mit einem weißen Hinterfuß schwach, wogegen ein Spiegel am Halse seine Dauerhaftigkeit kund giebt. Man kann ihm auch noch den Schweif aufheben und, jenachdem dieses Experiment mehr oder minder Kraft kostet, auf seine Stärke schließen.

Hat man auf diese Art ein schönes Thierchen ermittelte, so ist die erste Regel, daß man sich nicht darüber freut oder gar es lobt, sonst wird man's nie groß ziehn. Will es uns jemand abkaufen, so müssen wir entweder solche ausschweifende Forderungen stellen, daß der Käufer von selbst absteht, oder ohne Weiteres losschlagen, denn sterben wird es doch. Ueberdem erfordert die Behandlung der Thiere besondere Vorsicht. So muß mit einer neuen Pferdebekleidung zuerst ein Hund gestriegelt werden, sonst bekommen

die Pferde die Rände; dem Ochsen, der zum ersten Male unter das Joch tritt, wird das Genick, damit es nicht wund werde, mit frischer Erde bestrichen; hat der Landmann zum ersten Male im Jahre gepflügt und kehrt guter Dinge heim, so wird er bespritzt, damit den Kühen die Milch nicht ausgeht; die junge Stärke melkt man das erste Mal durch einen Schlüsselfring, damit sie künftig gerade Strahlen giebt, und ist die Milch lang, so zerschneidet man solche in einer Pfanne, und wirft die Stücke in den Rauch.

Auch der Ackerbau hat seine Regeln. An dem Wochentage, an welchem im Herbst der erste Schnee fiel, muß im Frühjahr der Lein gesäet werden. In den Säelappen knüpft man Geld, damit die Ernte gut bezahlt werde und schlagen alle Mühlen fehl, so tröstet sich der Landmann mit der Wahrheit »Ist das Land arm, so ist das Wasser gesegnet« und ißt Fische. Um aber für den Landsegen etwas zu thun, rufe man den Feldarbeitern ein freundliches »Viel Glück« zu. Ihnen ist's ein Vorzeichen für Gedeihen der Arbeit, dem Reisenden kostet's nur zwei Worte. Freilich hat der Reisende schon von der Abfahrt an viel wichtigere Gedanken im Kopfe. Bei dem Theeren der Räder muß er nicht von der rechten Seite anfangen, sonst werden ihm die Pferde bald müde. Die Räder selbst muß er dabei stets links umdrehn, denn sonst sieht der Teufel wo er hinfährt, kommt nach und macht Schaden. Alsdann darf er das Nebenpferd nicht zuerst anspannen oder leiden, daß jemand auch nur zum Scherze unter dem Wagen durchkrieche, sonst wirft er auf der Reise um. Ist der Wagen getheert und bespannt, so kraht der Fuhrmann, um jedem Unheil vorzubeugen, noch ein Kreuz in die Erde, steigt auf und fährt ohne anzuhalten bis über die Gränzen seiner Besizung. Wird er früher zum Anhalten gezwungen oder hat er die Schlüssel vergessen oder läuft ihm ein Haase über den Weg, so kehrt er lieber zugleich ganz um, denn das Unglück würde ihn verfolgen. In allen

Abripen Fällen kann er ruhig weiter fahren und sich nach Hause sehnen, soviel er will; die Seinigen dürfen aber nicht bei jedem Fußstritte, den sie vernehmen auffpringen und rufen: »Nun kommt er zurück, dies war er ic.«, denn sonst wird er böse nach Hause kommen.

Für den Handelsstand ist besonders der Leichnam eines armen Sünders wichtig. Bekanntlich entwickelt jeder Leichnam Heilkräfte z. B. wird die Feuchtigkeit, welche sich in seinen Augen sammelt, mit Vortheil in kranke Augen gerieben, und gegen Gliederschmerz giebt es kein besseres Mittel, als sich ein Lappen, mit welchem eben ein Todter abgewaschen ist, auf die schadhafte Stelle zu legen; auch das Gerstenkorn am Auge verschwindet, wenn man es mit einer Todtenhand streicht. Dem armen Sünder aber schneidet der Bierschänker den Finger ab und hängt ihn ins Bier, der Kaufmann legt ihn unter seine Vorräthe, beide um reichen Absatz zu haben. Zu demselben Ende drängen sich die Handelsfrauen, sobald ein Todesurtheil executirt wird, an das Hochgericht und tauchen ihr Schnupstuch in das Blut des Sünders. Außerdem haben sie auch ein Mittel das Handgeld, d. h. das erste Geld, welches sie an einem Tage einnehmen, zu vermehren, indem sie es (dreimal) bespucken. Endlich darf der Tischler gewiß sein, daß bei ihm ein Sarg bestellt werden wird, wenn ihm die Säge klinget.

Besonders bei Abnahme von Eiden ist die Kenntniß des Aberglaubens auch für den Juristen höchst nützlich. Der Gebrauch bei Ableistung der Eide ist der, daß die linke Hand flach auf der Brust oder an der Seite ruht, die rechte Hand aber gehoben wird, die drei ersten Finger ausstreckt, die beiden letzten umblegt und die Innenseite dem Gesichte zuwendet. Auf dieses Rituell muß bei niederen Leuten sorgsam geachtet werden. Denn hält der Schwörende die hohle Hand nach außen, so schwört er das falsche Zeug-

nig von sich ab; hält er die linke Hand in umgekehrter Lage, als die Rechte auf dem Rücken, so geht der Meineid durch die Fingerspitzen beider Hände durch und fort. Auch das Einkneipen des Daumens hilft dem Meineidigen, auch Steine nimmt er während des Schwurs in den Mund und spuckt die Sünde mit ihnen nachher wieder aus. Endlich bindet er ein Strohseil um den Leib und denkt bei dem Eide nicht an seine Seele sondern an die Strohseile (plattdeutsch statt Strohseil). Um diesen verborgenen Kniffen zuvorzukommen hat der Deputirte aber ein ausreichendes Mittel, indem er ein Fenster des Schwurzimmers öffnet, dann fliegt nämlich der Teufel sofort hinein und holt seine Beute ab.

F a m i l i e n l e b e n.

Dem Familienleben geht der Brautstand voran, und eben darum ist es für junge Leute, welche sich in das Joch der Ehe begeben wollen, höchst wichtig das Gelöbniß zu erhalten und zu verfestigen. Zuerst ist es schon eine ganz allgemeine Erfahrung, daß Freunde sich nicht Scheeren schenken müssen, weil diese die Freundschaft zertrennen, also um so weniger Verlobte. Aber auch Pantoffeln darf der Bräutigam der holden Braut nicht verehren, wenn er sie überhaupt heirathen will, sondern einzig und allein Tücher und Bänder, wodurch der Hochzeitstag näher gerückt wird. Ist dieser endlich da und scheint fröhlich die schöne Sonne — das geschieht, wenn die Braut die Kagen gut gefüttert hat immer — so reiten mit Blumensträußen herrlich geschmückt die Plagmeister vor das Brauthaus und holen mit Hurrah die Brautjungfern und demnächst die übrigen Gäste ein. In dem Brauthause ruht schon von Morgen ab jede Arbeit, besonders haben sich die Brautleute vor ihr gehütet; sie müßten sich ja sonst die ganze Ehe über plagen und quälen. Welche stehen sie in eigenem Schmucke angrühen, kein fremdes Gut ist an ihrem

Leibe, damit sie auch als Eheleute nicht in Schulden gerathen, und sind bereit den Kirchgang anzutreten. Da tritt die Braut schüchtern zu dem Liebsten (die erfahrene Mutter rieth es ihr) und bittet, um etwa die Kirchendiener zu befriedigen, ihr einen Thaler in kleine Münze umzusetzen. Aber der Bräutigam hat unglücklicher Weise nur vollwichtige Dukaten, denn wollte er sich auf das Wechseln einlassen, so würde er auch künftig allen Verdienst an seine Ehehälfte abgeben müssen. Die Braut muß sich also beruhigen und steigt in den Brautwagen, der in stattlicher Begleitung Reißaus nimmt.

Vorher ist schon untersucht, ob etwa ein offnes Grab auf dem Kirchhofe sei, und ist's der Fall, so wird zuvor das Begräbniß abgewartet, weil sonst die Ehe bald getrennt werden würde. Dann treten die Brautleute in die Kirche, am Besten von Regen durchnäßt, weil dann ihr Bund gesegnet sein wird, und stellen sich ganz genau vor die Mitte des Altars. Wer von ihnen das kürzeste Stück Altar neben sich hat, stirbt auch zuerst. Sie drängen sich ferner so dicht an einander, daß kein Dritter zwischen kann; dadurch wird dem ehelichen Zwiste vorgebeugt. Als dann hebt der Pfarrer seinen Sermon an. Die Braut benützt einen günstigen Augenblick, dem Bräutigam ganz leise auf die Fußspitzen zu treten, und glaubt stolz, sich dadurch die Herrschaft in der Ehe erworben zu haben, aber der Bräutigam lächelt heimlich, denn er hat ein Stückchen Brodkruste in der Tasche, welches ihm die Oberhand vorbehält. Endlich fordert der Pfarrer die Ringe, beide Brautleute beeilen sich nicht, denn wer den Ring zuerst giebt, stirbt zuerst. Sobald die Rede nun endet, greift der Bräutigam vor allem nach seinem Hut, den er auf die Stufen des Altars gelegt hat; vergift er ihn, so stirbt er in Jahresfrist. Auf dieses Zeichen stürmen die Hochzeitsgäste aus der Kirche, stellen sich vor der Thüre in Reihen auf und beäugeln die Brautleute, ob sie etwa auffallend blaß aussehen

und also auch bald sterben werden. Alles steigt zu Wagen, zu Roß; im Jubel geht es zum Hochzeits-
schmause, zum Hochzeitstanze. Unter den Tänzern
befinden sich unzweifelhaft alle diejenigen, welche je-
mals das Glück hatten, einem oder beiden Brautleu-
ten unversehens auf die Hacken zu treten. Da schaut
man manche Schöne, damit sie reger aufgefodert
werde, den Daumen verstoßen einkneipen, bis endlich
zum Schlusse des fröhlichen Festes der Kranz der
Braut und der Strauß des Bräutigams, welcher
sie am Altare zierte, vertanzet wird. Den Brautleuten
werden die Augen verbunden, um den Bräutigam
hüpfen die Mädchen in geschlossenem Kreise, die
Braut wird von der wilden Horde der Junggesellen
umzingelt. Jener und diese geben ihr Angebinde
einer und einem der Belagerer, und die Gewählten
heirathen im nächsten Jahre. So entstehen aus jeder
Hochzeit zwei neue, wenn nicht das Unglück will, daß
sich die gewählten Subjecte unter einander heirathen.

Mit dem nächsten Morgen erhebt sich das junge
Paar, und mit ihm alle Sorgen des Ehestandes. Zu-
erst hat es freilich nur die Brautringe in Acht zu neh-
men, damit durch ihren Verlust die Ehe nicht zu bald
getrennt werde, aber die Sorgen mehren sich. Die
junge Frau und künftige Mutter muß jen Himmel
sehen, wenn sie sich erschreckt hat, während andere
Menschen nur drei Male ausspucken dürfen; sie darf
nicht die Nase zuhalten, um den Geruch eines Aases
zu vermeiden; ihr darf keine Bitte abgeschlagen wer-
den, ohne daß Mäuse und Ratten Betten und Garn
zerfressen, wenn man nicht etwa Salz nachstreut.
Endlich rückt der neue Gast mit neuen Sorgen an.
Hat er eine blaue Ader über der Nase, so können sich
die Eltern zwar freuen, denn er wird nicht leicht ster-
ben, ja stark werden, aber er wird ihnen auch die
Hölle heiß machen, und darf dennoch nicht mit Besen-
ruthen geschlagen werden, weil er sonst verdorren
würde. Seine Wiege muß nicht geschaufelt werden,

wenn er nicht drinnen liegt, sonst bekommt er Kopfschmerzen; liegt er interimistisch auf der Erde, so darf niemand über ihn hinwegschreiten, ohne ihn im Wachsthum zu behindern. Soll er gut zähnen, so drückt man sein Mäulchen in frischen Brodteig; brechen ihm dann die Zähne zuerst unten aus, so beißt er sich aus dem Grabe, zeigt sich aber ein oberer Zahn zuerst, so beißt er sich in's Grab.

Die Eltern können ihm zwar schon lange vor der Taufe einen Namen bestimmen, aber keinen Dritten darum wissen lassen, weil das Kind sonst eine Plaudertasche wird. Besondere Vorsicht erfordert auch die Wahl der Paten und vor allen derjenigen, welche das Kind über die Taufe halten sollen, denn ihre Körperfehler und Schwächen gehen auf den Täufling über. Ein Mädchen, welches zwei Männer über die Taufe halten, wird lieberlich, aber auf der andern Seite würde es wieder ehelos bleiben, falls nicht wenigstens ein unverheiratheter Pathe beistünde. Sobald der Pathe das Pategeld in der Tasche hat, muß er, ohne Seitenwege zu unternehmen, in die Kirche gehen. Gleichzeit setz sich die Hebamme mit dem Täuflinge in Marsch. Haben die Eltern schon mehrere Kinder verloren, so reichen sie ihr den neuen Sprossen und zwar mit dem Kopfe voran zum Fenster hinaus. Während sie in den Kirchstand tritt, darf sie nicht vergessen ein Vaterunser zu sprechen, denn sonst würde das Kind ein schlechtes Gedächtniß bekommen. Bringt sie einen Knaben, so wird sie vielleicht lange warten müssen, denn der Pfarrer tauft, um sich nicht regresspflichtig zu machen, alle Mädchen zuerst. Schon die Jungfrau, welche einen Knaben über die Taufe hält, riskirt ja einen Bart zu bekommen, um wieviel mehr das arme Jüngferchen, welches mit demselben Wasser, mit dem zuvor ein Knabe getauft ist, getauft würde! Schläft das Kind bei der Taufe, so stirbt es bald; lieber mag es schreien, die Taufe macht den ärgsten Schreihals milde.

Krankheit und Tod.

Wir haben bereits eine Menge unfehlbarer Mittel gegen einzelne Krankheiten kennen gelernt; und leicht könnte man mehrere Recepte angeben. Findet man z. B. ein Hufeisen, so darf man es nur drei Tage nach einander mit Lafebier aufkochen und diese drei Dosen austrinken, um das sogenannte Feuer zu verlieren; auch ist es ein bewährtes Mittel gegen die Epilepsie: eine Viertelelle schwarzen Sammet verbrannt, die Asche in drei Pulver vertheilt und r'unter geschluckt. So giebt es auch eine Menge Mittel gegen das kalte Fieber. Einmal beschreibt der Kranke einen Pfeffertuchen der Länge und Breite nach mit »Abrakadabra« und ißt ihn auf; oder er geht drei Morgen vor Sonnenaufgang an ein fließendes Wasser, spuckt dreimal hinein, spricht ein schändliches Gebet und setzt kein Amen hinzu, spuckt wieder dreimal in's Wasser und geht, wohin er will; oder er schleppt sich gerade während eines Fieberanfalls an ein solches Wasser, zieht das Hemde aus, wirft es rücklings hinein und geht ab, ohne zu sehen, wo es geblieben ist; oder, wenn er sich zu dieser Desparatur noch nicht krank genug fühlt, so reitet er auf einem schönen, neuen Strauchbesen an einen Kreuzweg, bindet ihn an einen Baum, spricht verruchte Worte und kehrt nach Hause zurück; wer dann diesen Besen seiner Schönheit wegen losbindet, nimmt dem Kranken das Fieber ab.

Indeß weiß doch jeder, daß für den Tod kein Kraut gewachsen ist, und daß er bei den sicheren Anzeichen, die wir zum Theil schon kennen, gewiß nicht ausbleiben wird. In demjenigen Hause, vor welchem die Tischlerburschen einen Sarg niedersetzen, stirbt jemand; fällt ein Grabhügel so ein, daß in der Mitte eine Erhöhung stehn bleibt, so stirbt jemand aus der Familie des dort Begrabenen; wer einen doppelten Schatten, oder einen Doppelgänger hat, dem sitzt der Tod im Nacken. Ja es giebt ein directes aber nicht

wohl nennbares Mittel, den Tod eines Juden zu bewirken, ohne daß der Kriminalrichter eine Strafe verhängen wird, wenn sich die beiden Uebelthäter, welche dazu gehören, auch selbst angeben wollten.

Läßt sich der Kranke berichten, so puste man, sobald der Pfarrer aufbricht, die Lichte aus; zieht der Rauch nach der Stube, so folgt Genesung, zieht er aber dem Pfarrer nach, zur Thüre hinaus, so ist der Tod unabweislich. Gleich nach dem Abscheiden geht sich der Todte bei seinen Verwandten, welche das Sterbebette nicht umstanden, melden. Diese bekommen nämlich entweder einen gelben Finger, oder der Löffel fällt ihnen beim Essen plötzlich aus der Hand, oder ihre Möbel knacken ohne Veranlassung. Während der Todte schon Abschiedsvisiten macht, werden alle Hausbewohner bei seiner Leiche versammelt, lägen sie selbst im tiefsten Schlafe. Starb der Hausherr, so muß sein Tod auch noch den Thieren angekündigt werden. An jeden Bienenstock wird besonders geklopft und gerufen: »Bienen euer Herr ist todt!« sonst folgen sie ihm nach. Dem Todten werden beide Augen zugedrückt, denn behielt er eines offen, so stirbt ihm bald ein Verwandter nach. Ueberaus unangenehm würde es ihm sein, wenn man ihm Haare oder Nägel abschneide (ja die Haare und Nägel des Kranken müssen schon sorgsam aufgehoben werden), oder wenn Thränen auf sein Leichenhemde fielen³⁾ oder im Hause ein Rucken gedreht würde. Man muß ihn bis zum Begräbnistage in Ruhe lassen, und darf ihm höchstens um Mitternacht auf den großen Zehe beißen, wenn man etwa vermeiden will, daß man sich künftig vor ihm fürchte.

Vor dem Begräbnisse wird der Todte noch besungen, und dazu das Sarg in Parade auf Stühle gestellt. Kommt es nun zum Abheben des Sarges, so müssen jene Stühle augenblicks umgekehrt werden,

3) Meine Sagen Nr. 32.

damit nicht bald wieder ein Hausgenosse sterbe. Das Gefolge vertheilt sich hierauf zu zweien oder viereu in die Wagen, denn säßen drei Personen zusammen, so erwächst einem von ihnen daraus der Tod. Der Zug setzt sich nun in Bewegung. Kommt ihm ein Mann entgegen, so stirbt aus dessen Dorfe zunächst eine Frau und umgekehrt; sieht sich das Nebenpferd des Leichengespanns nach einem Hause um, oder kräht auf einem Hofe, während der Zug vorbeischieht, ein Hahn, so stirbt dort nächstens jemand u. s. w. Unter solchen Todesahnungen gelangt man zum Friedhofe, und muß an dessen Gränze ein Bündel Stroh hinstellen, damit sich der Todte von der Fahrt dort ausruhen könne. Soll der Sarg in dem Gewölbe beigelegt werden, so muß man zuletzt hinausgehn, wenn man von den Folgern zuerst sterben will; wird der Sarg aber in die Erde versenkt, so erfordert es die Ruhe der dahingeschiedenen Seele, daß man mit eigener Hand Erde nachwerfe und dadurch bezeuge, daß man ihr den süßen Schlaf gönne. Auch kann man dem Todten verwehren, etwa unberufener Weise wieder zu erscheinen, wenn man ihm drei Hände voll Erde nachwirft. Ist der Sarg mit Erde bedeckt, so betet der Todtengräber ein Vaterunser und das Gefolge tritt seinen Rückweg an; während das Geläute endet und nur noch ein ungewöhnlich langes Nachtönen der Glocken einen baldigen neuen Todesfall ankündigt. Da ist es nun wohl Zeit, den Gram und die Furcht durch Essen und Trinken zu bekämpfen, ja man würde den Todten beleidigen, wenn man seinen Jarm nicht genießen wollte, denn er nimmt selbst an ihm den innigsten Antheil. Das Tuch, welches früher die Bahre bedeckte, wird auf einen Stuhl ausgebreitet, damit auf ihm sein Geist ruhen könne. Er pflegt indeß von diesem bequemen Sitze keinen Gebrauch zu machen, sondern lieber hinter dem langen Handtuche zu stehn, welches gewöhnlich an der Stubenthüre hängt, weil ihm dort das Essen ganz nahe vorbeigeht.

tragen werden muß. In jedes Gericht tut er den Finger und leckt ihn ab, um sich zu überzeugen, daß es gut zubereitet sei. Das Backwerk kümmert ihn ganz besonders; er sieht dem Anteigen der Fladen aufmerksam zu und bemätscht sie zurweilen sogar mit den Fingern. Wenn dies zuwider ist, der muß außerhalb des Sterbehäuses und, wenn er ganz sicher sein will, in einem andern Dorfe backen lassen. Jedensfalls ist selbst das bepatschte Backwerk nicht schädlich, dagegen ist es tödtbringend den Farn zuerst zu verlassen. Der Ausbruch der ganzen Gesellschaft muß vielmehr gleichzeitig geschehen und so die alte Kardinalregel beobachtet werden:

Aus ist der Schmaus,
Und alle Gasse gehn nach Haus!

(Fortf. folgt.)

V.

Ueber den Maulwurf.

Es ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß der Mensch dasjenige, was ihm in der Ferne liegt, für besser, erhabener und schöner hält, als dasjenige, welches ihm die Nähe darbietet. Man sendet Naturforscher in fremde Länder, in der löblichen Absicht, die Naturschätze dieser Gegenden, das Leben und die Gewohnheiten, der sich dort aufhaltenden Thiere kennen zu lernen, das Verhalten und den Wachsthum, der dort vorkommenden Pflanzen zu studiren, und man erkraunt, gewiß oft mit Recht, über die Ueppigkeit und die besondere Bildung der in den Tropenländern lebenden Formen. Und dennoch haben wir nicht wüthig, uns in diese Länder zu begeben, um ausgezeichnete und besondere Formen des Naturreichs

fennen zu lernen. Auch hier bei uns blüht manches Blümchen im Bergborgenen, welches, wenn es auch nicht gerade in den glänzenden Farben der Tropenländer prangt, dennoch jedes fühlenden Menschen Brust mit Entzücken erfüllt. Wen würde nicht die anspruchlose Bescheidenheit der Wintergrünarten (*Pyrola*) und besonders des einblüthigen Wintergrüns (*Pyrola uniflora*), des Maiblümchens (*Convallaria majalis*), der zweiblättrigen Schattenblume (*Majanthemum bifolium*), bei so viel Lieblichkeit, rühren! Wer würde nicht den wengleich anspruchlosen Schmuck unseres Wiesen-Storchschnabels (*Geranium pratense*) denn der meisten Pelargonen zur Seite setzen wollen! Wer würde nicht gestehen, daß das herrliche Blüthen-Prangen unserer breitblättrigen Glockenblume (*Campanula latifolia*) an die Blüthen der Wendekreise erinnere. Ja noch mehr, wir studiren das Naturell und die Lebensweise des Tigers, des Löwen, des Nashorns und anderer Thiere entfernter Länder, und von den Sitten und Gewohnheiten eines Thieres, welches gleichsam unter unseren Füßen lebt, wissen wir noch immer sehr wenig.

Wem wäre der Maulwurf unbekannt! dieses lichtscheue, erdwühlende Thier, welches die Beete unserer Gärten und den Rasen unserer Wiesen durch seine Gänge unterminirt. Dieser Feind aller Gärtner und Gartenbesitzer, gegen den man mit Feuer, Wasser und allen nur erdenklichen Vertilgungsmitteln zu Felde zieht. Und dieses so gemeine Thier hat noch immer nicht eine besondere Aufmerksamkeit in den Augen der Naturforscher gefunden.

Wir sind gewohnt, uns dieses Geschöpf als höchst friedliebend, sanft und gutmüthig vorzustellen. Vermuthlich mag zu dieser Annahme seine melancholische Lebensweise, sein trauriges Aeußere und auch der Mangel einer lauten Stimme, da er nur zuweilen ein schwaches Pfeifen und Zischen hören läßt, mit

belgetragen haben. Er ist jedoch höchst räuberisch, gefräßig und beißig. Ich habe zu wiederholten Malen Maulwürfe in einen Kasten, der auf seinem Boden Erde enthielt, gesperrt und sie beobachtet. Waren zwei oder drei beisammen, so gab es einen heftigen Krieg, wobei der Schwächere dem Stärkern unterlag, indem er von ihm durch wüthende Bisse getödtet wurde. Erhielt der Ueberlebende nichts zu fressen, so machte er sich an den Leichnam des Gemordeten und verzehrte ihn; doch geschah dieses nur dann erst, wenn er vom Hunger zu sehr gequält wurde. Brachte ich zu einem auf solche Art eingesperrten einen Vogel, eine Maus oder einen Frosch, so griff er diese Thiere sogleich an, tödtete sie gewöhnlich dadurch, daß er ihnen den Bauch aufriß, verzehrte zuerst ihre Eingeweide und machte sich sodann an das Uebrige. Setzte ich zu einem eben gesättigten ein kleines Thier, so ging er sogleich auf dasselbe los, tödtete es, verzehrte es aber nicht, woraus die Grausamkeit seines Naturrells offenbar hervorging. Doch war diese letzte Gewohnheit von der Individualität abhängig, indem ich sie bei einigen Individuen nicht bemerkte. Mit der größten Begierde fraßen diese eingesperrten Maulwürfe aber Regenwürmer und Insecten-Larven; sie verschmähten indessen auch nicht Käfer, Grillen und andere Insecten. Uebrigens ist dieses Thier nicht im Stande, den Hunger lange zu ertragen. Ließ ich es 8 bis 10 Stunden ohne Nahrung, so fielen ihm die Weichen ein, es wurde sehr unruhig, es versiel in einen hohen Grad von Schwäche und sein Tod erfolgte in 24 höchstens 36 Stunden von der Zeit an gerechnet, in welcher ich ihm die Nahrung entzog. Nahrung aus dem Pflanzenreiche nimmt der Maulwurf nie zu sich. Ich fand die ihm hingelegeten Stückchen Brod, Klöße, Peterstille, Möhren, Salatwurzeln und andere Pflanzentheile unberührt. Setzte ich ihm weiter keine Nahrungsmittel hin, so erfolgte jedesmal sein Tod durch Verhungern. Hieraus geht

hervor, daß er den Gärten nicht durch das Benagen der Pflanzenwurzeln, um seinen Hunger zu stillen, wie man dieses oft glaubt, sondern durch das Umwerfen junger Pflanzen und durch das Fockermachen der Wurzeln älterer Gewächse schädlich werde.

Er ist sehr begierig nach Wasser und trinkt viel. Ich sahe die Maulwurfs nach jeder Mahlzeit eifrig die zu ihrer Ernährung mit Wasser gefüllte Schüssel anffuchen und den Durst löschen. Auch wurden sie sehr unruhig und verfielen bald in Schwäche, wenn ich ihnen das Wasser entzog. Es scheint mir daher sein brennender Durst die Ursache zu sein, warum er, selbst am Tage, auf der Oberfläche der Erde erscheint; um nämlich Wasser aufzusuchen, wenn ihm dieses in der Tiefe bei Dürre fehlt. Uebrigens habe ich es nie bemerkt, daß er im Frühlinge zur Brunstzeit, wie es de la Falle behauptet, häufig über die Erde komme, wobei sich die verschiedenen Geschlechter einander nachliefen.

Er ist ein ziemlicher Schwimmer. Ein solches Thier, welches ich in eine mit Wasser gefüllte Schüssel warf, schwamm darin lange umher bis er ertrank. Daher ist es nicht unwahrscheinlich nach der Behauptung Arthur Bruce's, daß ein Maulwurf bei Edinburg 500 Fuß durchs Meer geschwommen sei, um sich auf einer Insel anzustedeln.

Man versichert, daß der Maulwurf ein sehr feines Gehör besitze. Auf diese Vermuthung kann man allerdings geführt werden, wenn man ihn bei seinem Wühlen in der Erde beobachtet. Nähert man sich ihm nämlich, wenn er beschäftigt ist, einen Hügel aufzuwerfen, so muß man sehr leise auftreten, damit er nicht versagt werde und sich in das Innere seiner Gänge zurückziehe! Bedenkt man aber, daß sich der Schall durch feste Körper weit schneller und sicherer fortpflanzt als durch die Luft, so scheint mir die schnelle Wahrnehmung sich ihm nahender Fußtritte nicht nothwendig für ein ausgezeichnetes Gehör zu

sprechen. Gewiß würden die Ohren der meisten übrigen Thiere in einer solchen Lage derselben Wahrnehmung fähig sein. Ich habe es wenigstens nie beobachtet, daß gefangene Maulwürfe, durch ein in ihrer Nähe plötzlich entstandenes Geräusch auffallend erschreckt wären.

Daß er aber ein sehr schwaches Gesicht besitzt, ist unbezweifelt richtig, so bald er sich nämlich am Tageslichte befindet. Ich habe Gefangenen Gegenstände vorgehalten, die sie aber kaum zu bemerken schienen, indem sie sich nicht früher zurückzogen, bis sie beinahe mit der Schnauze daran stießen. Wie es sich aber mit diesem Sinne verhalten mag, wenn er sich in seinem eigentlichen Elemente, d. h. unter der Erde befindet, möchte schwer zu ermitteln sein, wenn nicht der anatomische Bau seines Auges hierüber Licht verbreiten kann. Wahrscheinlich möchte aber sein Gesicht in der Dämmerung oder im Dunkeln besser sein, als in der Tageshelle; und er in dieser Hinsicht mit anderen lichtscheuen Thieren wie z. B. mit den Eulen oder mit den Katzen zu vergleichen sein.

Was die Schärfe seines Geruchsinns anbetrifft, so kann ich hierüber nichts mit Gewißheit sagen. Daß er übelriechende Dinge verabscheut, ist richtig. Wenigstens wurde ein Gefangener sehr unruhig, wenn ich ihm dergleichen Sachen in seinen Kasten legte.

Daß er keinen Winterschlaf hält ist gegründet. Ich habe oft seine Arbeiten gesehen d. h. frisch aufgeworfene Hügel bemerkt, wenn der Schnee nur eben verschwunden war, und dieses selbst Ende Januar oder Anfangs Februar an, nach Süden gelegenen gegen den Nordwind geschützten Orten, die leichten, lockeren Boden enthielten. Noch mehr setzt dieses aber folgende Beobachtung, die ich im verfloffenen Januar Gelegenheit hatte zu machen außer allem Zweifel, Ich erhielt nämlich ein Exemplar des rauchfüßigen Bussards (*Falco lagopus*), bei dessen Ab-

balgen ich im Kropfe eine Vorderpfote des Maulwurfs fand; diese Pfote hatte durchaus keinen Nasgeruch, welches der Fall gewesen wäre, wenn der Maulwurf im Herbste gestorben wäre und sich durch die Kälte, bis er von dem Bussard verschluckt wurde, unzerstört erhalten hätte. Denn jedenfalls wäre bei der Aufweichung im warmen Kropfe ihre anfängende Verwesung wenigstens durch einen schwachen Nasgeruch zu bemerken gewesen. Auch bezweifle ich sehr, daß es dem Vogel möglich ist, einen hartgefrorenen Maulwurf, wenn auch nur stückweise zu verzehren. Es ist daher so gut als gewiß, daß dieser Maulwurf trotz des Schnees und der Kälte, die wir um diese Zeit hatten, aus der Erde hervorkam, vermuthlich um seinen Durst durch Schnee zu löschen. Es ist mir ferner von einem meiner Freunde, einem Naturforscher, versichert worden, daß die Maulwürfe sich in Deutschland unter dem Schnee Gänge machen, welches ich aber hier nie Gelegenheit gehabt habe zu bemerken. Doch habe ich in faulen Wintern, den ganzen Winter durch hin und wieder frisch aufgeworfene Hügel gesehn.

Der Maulwurf arbeitet nicht zu allen Tages- und Jahreszeiten gleich stark. Im Winter, wenn die Erde hart gefroren ist, verbietet sich dieses natürlich von selbst. Die Zeit seiner größten Thätigkeit ist nach meinen Beobachtungen der Frühling bis Anfangs Juni; im Sommer ist er träger. Um diese Jahreszeit habe ich, nach einem warmen Regen, häufig frisch aufgeworfene Hügel bemerkt. Vermuthlich wühlt er dann wegen der Regenwürmer, die sich nach der warmen Masse nach Oben ziehn, häufiger. Im Herbste ist seine Arbeit unbedeutend. In der Nacht und des Morgens ist er am thätigsten. Ich habe gewöhnlich, wenn ich des Morgens um zwei oder drei Uhr in meinen Garten kam, eben frisch aufgeworfene Hügel bemerkt und auch gesehn, daß er um diese Zeit fortarbeitete. Am Tage liegt er mei-

stiens ruhig und beginnt seine Arbeiten gewöhnlich erst gegen den Untergang der Sonne wieder.

Um ihn zu vertilgen ist man, wie schon gesagt, gegen ihn mit Feuer, Wasser, Gift und anderen Mitteln zu Felde gezogen; doch ohne ihn dadurch gänzlich auszurotten. Von Wiesen sucht man ihn durch künstliche Ueberschwemmungen zu vertreiben; doch auch nur mit geringem Erfolg, indem er wie schon bemerkt, ein ziemlicher Schwimmer ist. Auch findet er sich nach seiner Vertilgung bald wieder ein, wofür schon der Umstand spricht, daß ich oft auf Wiesen, die im Herbst und Frühlinge den Ueberschwemmungen ausgesetzt waren, im Sommer, bei trockener Witterung frisch aufgeworfene Hügel gesehen habe.

Man bedient sich zu seiner Vertilgung besonderer Zündlichter, die man angezündet in seine Gänge steckt und sie hier ausbrennen läßt, damit der Maulwurf durch den Dampf ersticke. Diese Lichter bestehen aus Salpeter, Schwefel und Spießglanz. Ich habe diesen Substanzen noch weißen Arsenit zugemischt, aber auch von diesem Gifte, welches sich bekanntlich in der Hitze mit einem knoblauchartigen Geruch verflüchtigt, beinahe keinen Erfolg gesehen.

Man legt in seine Gänge starkriechende Körper, um ihn durch den übeln Geruch zu vertreiben. Ich habe dieses mit faulenden Krebsen und Fischen, mit Teufelsdreck, mit stinkendem thierischen Oele (oleum animale foetidum) und Terpentinöl versucht, aber auch von diesen Mitteln keinen besonderen Erfolg gesehen.

Man wirft ihn mit einem Spaten aus der Erde, wenn er bei Sonnenaufgang beschäftigt ist frische Hügel zu bilden. Dieser Fang erfordert indessen viele Geduld, Geschicklichkeit und Vorsicht; besonders muß man sich dem arbeitenden Thiere mit sehr leisen Schritten nähern und beim Einstoßen des Spatens sehr behende sein. Folgendes Instrument scheint mir zu seinem Fange, sehr zweckmäßig zu sein, obschon ich selbst es nie erprobt habe. Man befestigt

in der Mitte eines Brettes von ungefähr 1 Fuß Länge, 6 Zoll Breite, 1 Zoll dicke, einen 3—4 Fuß langen Stiel. Auf der unteren Fläche dieses Brettes werden mehrere starke, zugespitzte Drahtenden angebracht. Mit diesem Instrumente nähert man sich nun vorsichtig, gegen den Wind, dem wühlenden Thiere und stößt es schnell in den Hügel, wobei dann der Maulwurf, von den Drähten, gewöhnlich durchbohrt wird.

Man wendet zu seiner Vertilgung auch Gifte an. Ich habe es mit Arsenik und Krähenaugen versucht. Man kann als Köder alle animalische Substanzen wie z. B. rohes oder gekochtes Fleisch anwenden, indem man diese mit dem Gifte bestreut. Am Besten ist es jedoch, sich der Regenwürmer zu bedienen. Ich habe diese Geschöpfe zuvor durch heiße Wasserdämpfe getödtet, indem ich sie, in einem Durchschlage liegend, den Dämpfen aussetzte. In einen solchen Regenwurm macht man nun mit einem Messer einen Längsschnitt, in welchen man das Gift hineinbringt. Dieser Schnitt wird durch einen Faden, den man an mehreren Stellen um das Thier windet geschlossen. Es ist diese Operation aus dem Grunde nothwendig, daß dem Maulwurfe der Anblick des Giftes entzogen werde, weil er sich dadurch von dem Genuße des Köders abschrecken läßt; diese Regenwürmer werden nun in mehrere Gänge gelegt. Ich habe durch dieses Mittel allerdings eine größere Verminderung der Maulwürfe bemerkt, als durch die schon erwähnten, es muß jedoch Hinsichts seiner Zweckmäßigkeit den meisten Fällen nachstehen.

Man kennt eine große Anzahl solcher Fallen. Es giebt verschiedene aus Holz, in welchen er theils durch eine Drahtschlinge erwürgt, theils wie in einer Mäufefalle lebendig gefangen, theils durch spitze Eisen, die auf einem schweren Brette befestigt sind und welches durch eine besondere Vorrichtung auf ihn herabfällt, durchbohrt wird. Man gräbt auch in

Herr Pfarrer Steinwender hat viel, sehr viel gethan, um die Mäßigkeits-Angelegenheit zu fördern. Man erstaunt, wenn man sieht und liest, mit welcher Unverdroffenheit und Beharrlichkeit dieser würdige Mann für die gute Sache ein lobenswerthes Zeugniß ablegt, nicht nur in diesen hier angezeigten Werkchen, sondern auch in seinen 40 Predigten.

Seine Tendenz ist, vom religiösen und biblischen Standpunkte auf die Gemüther der Menschen einzuwirken.

Möge es ihm gelingen! Möge ihn Gott erhören, wenn er also bittet: »Gott lege denn nur in Gnaden Segen auf dieses Zeugniß, und lehre Alle, die es angeht und es lesen, das (nach Matth. 18, 6. 7.) über diejenigen, durch welche Aergerniß kommt, ausgesprochene Wehe bedenken! Ihnen allen helfe Er, der Liebhaber des Lebens, daß sie nicht den Tod erwählen, sondern das Leben!«

Die deutsche Sprache hat im Samlande allmählig das Uebergewicht über die altpreussische gewonnen. Mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden daher die Tollen aus den Kirchen, indem sich ihr Amt jetzt als völlig überflüssig erwies und wenn bei der Kirche in St. Lorenz noch bis 1602 eines solchen Erwähnung geschieht, so darf angenommen werden, daß er hier am Längsten in Thätigkeit

VII.

Kirchliches aus dem siebzehnten Jahrhunderte.

(Aus des Verfassers Kunde des Samlands).

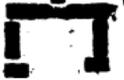
Vom Pfarrer Gebauer.

Fragen wir endlich noch nach dem kirchlichen Leben in jenen Tagen, so bietet dieses manchen erfreulichen Fortschritt dar. Die deutsche Sprache hatte im Samlande allmählig das Uebergewicht über die altpreussische gewonnen. Mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden daher die Tollen aus den Kirchen, indem sich ihr Amt jetzt als völlig überflüssig erwies und wenn bei der Kirche in St. Lorenz noch bis 1602 eines solchen Erwähnung geschieht, so darf angenommen werden, daß er hier am Längsten in Thätigkeit

geblieben sei. In den größern Gemeinden standen in Folge einer Bestimmung der Kirchenordnung von 1544, welche für die Lithauer und Undeutschen die Einsetzung von Kaplänen befahl, jetzt solche den Pfarrern zur Seite. In Dobethen finden wir schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Paul Sunder in solchem Amte. Einige Jahre später ordinirte der Bischof Mör- lin, Christoph Walter'n zum Kaplane in Schaken. Im Jahre 1606 trat Johann Neander in Fischhausen zu- erst in dieses Amt, welches sich bei der Dobethenschen Kirche nur bis 1711 erhalten hat, während dasselbe in den beiden anderen noch heutiges Tages besteht*). Auch bei Powunden kommt 1553 Ignatius Finc als Pfarrer vor, der seinen Sohn zum Kaplane hatte, wiewohl späterhin eines solchen nicht weiter Erwähnung geschieht.

Die Zahl der Kirchen des Samlandes war um zwei vermehrt worden; unter ihnen bringen wir zuerst Alt-Villau zur Erwähnung, welche als Tochterkirche der zu St. Albrecht beigelegt wurde. Ihre Stiftung ver- dankt sie dem Markgrafen Georg Friedrich, der sie am 7. Mai 1598 einweihen und ihr den Namen „zum Hellande“ beilegen ließ. Die Entfernung Alt-Villau's von der nächsten Kirche zu St. Albrecht und der Zus- sammenfluß von Seefahrern an dem Orte legte wohl die Nothwendigkeit auf, ihm eine eigene gottesdienstliche Stätte zu widmen. Sie stand nicht lange. Es betraf sie bald das schwere Mißgeschick, daß in der Nacht vom 3. auf den 4. August 1657 der Blitzstrahl sie entzündete und gänzlich einäscherte. Achtzehn Jahre lang entbehrte nun die Gemeinde ihres eignen Gottes- hauses und mußte während dieser Zeit die nahe Pfund- hude (das Bollhaus) als Ort ihrer Versammlungen benutzen. Am Tage der Einäscherung endlich und im

*) Genau genommen freilich auch bei Fischhausen nicht mehr, wenn gleich noch ein zweiter Prediger vorhanden ist. Dieser bekleidet eigentlich nur das Rektoramt und ist dabei Hilfsprediger für den Pfarrer, ohne die alten Kaplaneinkünfte zu beziehen.

einem Hauptgange einen gläsernen Topf, in welchem sich als Köder einige Regenwürmer befinden, so ein, daß sein Rand sich etwas tiefer als der Gang befindet und überhaupt die Erde über den Topf etwas hervorragt. Auf die hervorragende Erde legt man einige leichte Holzstückchen, und auf diese ein Stück Rasen, welches man mit Erde bedeckt, so daß das Licht nicht in den Topf fallen kann. Ich habe diese Falle recht practisch gefunden. Besonders nützlich hat sich mir aber eine eiserne Falle erwiesen. Das Hauptstück derselben besteht aus einer Zange, deren beide Arme durch eine Feder zusammengeschlossen werden. An dem unteren Ende jedes Arms befindet sich eine Vorrichtung, wie sie diese Figur zeigt,  so befestigt, daß die Arme auf der Mitte des  längeren Theils derselben senkrecht stehen. Man sucht sich nun einen Hauptgang, legt auf dem Grunde desselben ein kleines Brettchen, etwas tiefer als derselbe ist, und auf dieses stellt man die Falle, so daß die Enden, der an die Arme befestigten Vorrichtung auf dasselbe zu stehen kommen. Zwischen die beiden Vorrichtungen wird ein Stückchen Eisenblech, das senkrecht fast auf den Boden reicht, und daher mit seiner breiten Fläche den Gang versperrt; so geklemmt, daß es bei leiser Berührung abspringt. Den Gang oben bedeckt man mit einigen Rasenstückchen und diese beschüttet man leicht mit Erde. Der Maulwurf der längs dem Gange geht, stößt das Blech fort, die Falle schnellt zu und beklemmt ihn. Eine Hauptsache dabei ist es, daß man es versteht einen Hauptgang aufzufinden, man kann aber einen solchen leicht dadurch entdecken, daß man die Erde in einem Gange leicht niederdrückt, findet sich der Gang wieder hergestellt, so ist es der gesuchte.

Schließlich muß ich noch bemerken, daß es nicht rathsam ist, alle Maulwürfe aus einem Garten oder einer Wiese zu vertreiben, denn ich habe besonders in nassen Jahren immer die Beobachtung gemacht, daß

sch, in Folge solch einer Verfolgung, die Regenwürmer außerordentlich stark vermehren, so daß der Schaden, der durch eine große Menge der letztern Thiere gemacht wird, den Schaden, den die Maulwürfe machen leicht überwiegen kann.

VI.

Lesenswerthe Bücher in Sachen der Mäßigkeitsförderung.

Vom Superintendenten Neumann in Angéburg.

Das erste Buch dieser Art ist:

1) **Selb mäßig!** Ein Sendschreiben an Uebernommenen vom Nordamerikanischen Prediger Channing, aus dem Englischen übersetzt von Wolkoff. Berlin, 1841.

Channing sagt: »wie ist diesem Uebel (nämlich der Unmäßigkeit) Einhalt zu thun? wie ist ihm ein Ende zu machen? — Um die Menge zu retten, muß man äußerlich und innerlich auf sie einwirken; man muß also entweder die Versuchung zur Unmäßigkeit aus dem Wege räumen, oder den ihr ausgesetzten Kraft verleihen, sie zu überwinden; man muß entweder den Druck, welchem widerstanden werden soll, vermindern, oder die Macht des Widerstandes vergrößern. Die erstere Weise der Einwirkung ist einflußreicher. Niemand bleibt vor der Unmäßigkeit sicher, als der, welcher widerständlicher Kraft gewaffnet ist, mit eigener Seelenstärke, mit der Macht guter Grundsätze und mit einem wichtigen Willen. Das große Mittel also zur Unterdrückung der Unmäßigkeit, besteht in Anleitung oder Erweckung der Unmäßigen zu sittlicher Stärke, zur Kraft der Selbstverfassung, zu edlerer und mächtiger

gerer Billigkeit des Bewußtseins und der religiösen Grundsätze. Um den armen Arbeiter vor Unmäßigkeit zu bewahren, muß man bei ihm die Hilfsmittel zur Verstandes-, Sitten- und Religionsförderung in Wirksamkeit setzen; man muß sich bestreben, ihn auf die Stufe eines wahrhaft vernünftigen und sittlichen Wesens zu erheben, seine bessere Natur zu entfalten. — Unmäßigkeit ist ein Theil oder Zeichen allgemeiner Herabwürdigung. — Um ein krankes Glied oder Organ zu heilen, muß man dem ganzen Körper Erleichterung und Kräfte verschaffen. Mit dem Gemüthe ist's eben so: wir können von Lastern, die uns selber störend in den Weg treten, den Armen nicht befreien, wenn wir ihn in anderer Hinsicht dabei, nach wie vor, verderben lassen wollen. Nur eine durchgängige Verbesserung seines ganzen Daseins vermag, ihn gegen Vergehen zu stärken, welche ihn eben sowohl für sich selber, wie für die Seinen, zu einer Plage machen.

Wie aber können sittliche Kraft und tüchtige Grundsätze dem minder vermögenden Stande beigebracht werden? Durch Förderung derselben unter den begünstigten Ständen.

Alle Stände einer Kommune stehen unter sich in äußerer Verbindung und innerer Wechselwirkung. Laßt nur Selbstsucht und Sinnlichkeit unter den Vermögenden und sogenannten Gebildeten herrschen, so wird der Länge hin diese Laster gewiß in noch höheren Gestalten wieder spiegeln. Derjenige ist der beste Freund der Mäßigkeit unter Hohen wie unter Niedern; dessen Gemüthsart und Leben sittliche Kraft, Selbstverleugnung, Herrschaft über den Körper, Unabhängigkeit von bloßem Vermögen, Höhe der Gesinnung und Grundsätze klar und fest ausdrücken. Der größte Wohlthäter für die Gesellschaft ist nicht derjenige, welcher ihr durch einzelne Handlungen hilft; sondern der, dessen ganze Deut- und Handlungs-

lungsweise die Offenbarung eines höheren Lebens und Geistes ist, als wie sie die Menge durchdringen. Solche sind das Salz der Erde. Die Macht persönlicher Trefflichkeit überwiegt alle andere Gewalt. Die Vermehrung von Persönlichkeiten voll wahrer Kraft und Würde des Gemüths wird immer das sicherste aller Anzeichen von der Unterdrückung der Unmäßigkeit in jedem Stande der Gesellschaft sein.“

Das zweite Buch ist:

- 2) Ist der Handel mit spirituosfen Getränken ein erlaubtes Geschäft? Ein Wort der Wahrheit und Liebe an alle diejenigen Fabrikanten und Verkäufer gebrannter Wasser, welche die Gnade Gottes und ein unbeflecktes Gewissen höher achten, als zeitlichen Gewinn, von George Ludwig Steinwender, Licentiaten der Theologie, Pfarrer in Paris. Königsberg, 1841.

Der verehrte Herr Verfasser scheut keine Opfer in Sachen der Mäßigkeits-Angelegenheit. Er hat dafür mehr verwendet, als seine Mittel gestatten wollten. Vertrauensvoll spricht er aber Seite 4: »in dem ich habe einen reichen Vater im Himmel. Der wird schon dafür sorgen, daß ich keinen zu empfindlichen Schaden erleide.«

Sein genanntes Büchelchen kostet nur 2½ Sgr., und ist mit vieler Herzlichkeit geschrieben. Mit warmer Liebe für die gute Sache beweiset der menschenfreundliche Verfasser aus der h. Schrift, daß der Handel mit spirituosfen Getränken unerlaubt sei.

O möchten doch nur seine herrlichen Worte allgemein gelesen und beherzigt werden!

- 3) Prüfer, was da sei wohlgefällig dem Herrn! Eine Mittheilung und Bitte an Alle, welchen das Wohl der Kirche am Herzen liegt, und an alle ihrer Diener insonderheit. Königsberg, 1841. 39 Seiten. Von demselben Verfasser. Preis 3 Sgr.

Herr Pfarrer Steinwender hat viel, sehr viel gethan, um die Mäßigkeits-Angelegenheit zu fördern. Man erstaunt, wenn man sieht und liest, mit welcher Unverdroffenheit und Beharrlichkeit dieser würdige Mann für die gute Sache ein lobenswerthes Zeugniß ablegt, nicht nur in diesen hier angezeigten Werkchen, sondern auch in seinen 40 Predigten.

Seine Tendenz ist, vom religiösen und biblischen Standpunkte auf die Gemüther der Menschen einzuwirken.

Möge es ihm gelingen! Möge ihn Gott erhören, wenn er also bittet: »Gott lege denn nur in Gnaden Segen auf dieses Zeugniß, und lehre Alle, die es angeht und es lesen, das (nach Matth. 18, 6. 7.) über diejenigen, durch welche Aergerniß kommt, ausgesprochene Wehe bedenken! Ihnen allen helfe Er, der Liebhaber des Lebens, daß sie nicht den Tod erwählen, sondern das Leben!«

VII.

Kirchliches aus dem siebzehnten Jahrhunderte.

(Aus des Verfassers Kunde des Samlands).

Vom Pfarrer Gebauer.

Fragen wir endlich noch nach dem kirchlichen Leben in jenen Tagen, so bietet dieses manchen erfreulichen Fortschritt dar. Die deutsche Sprache hatte im Samlande allmählig das Uebergewicht über die altpreussische gewonnen. Mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts verschwanden daher die Tolken aus den Kirchen, indem sich ihr Amt jetzt als völlig überflüssig erwies und wenn bei der Kirche in St. Lorenz noch bis 1602 eines solchen Erwähnung geschieht, so darf angenommen werden, daß er hier am Längsten in Thätigkeit

geblieben sei. In den größern Gemeinen standen in Folge einer Bestimmung der Kirchenordnung von 1544, welche für die Lithauer und Undeutschen die Einsetzung von Kaplänen befahl, jetzt solche den Pfarrern zur Seite. In Dobethen finden wir schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Paul Sunder in solchem Amte. Einige Jahre später ordinirte der Bischof Mörilin, Christoph Walter'n zum Kaplane in Schaken. Im Jahre 1606 trat Johann Neander in Fischhausen zuerst in dieses Amt, welches sich bei der Dobethenschen Kirche nur bis 1711 erhalten hat, während dasselbe in den beiden anderen noch heutiges Tages besteht *). Auch bei Nowunden kommt 1553 Ignatius Fink als Pfarrer vor, der seinen Sohn zum Kaplane hatte, wiewohl späterhin eines solchen nicht weiter Erwähnung geschieht.

Die Zahl der Kirchen des Samlandes war um zwei vermehrt worden; unter ihnen bringen wir zuerst Alt-Pillau zur Erwähnung, welche als Tochterkirche der zu St. Albrecht beigefügt wurde. Ihre Stiftung verdankt sie dem Markgrafen Georg Friedrich, der sie am 7. Mai 1598 einweihen und ihr den Namen „zum Hellende“ beilegen ließ. Die Entfernung Alt-Pillau's von der nächsten Kirche zu St. Albrecht und der Zusammenfluß von Seefahrern an dem Orte legte wohl die Nothwendigkeit auf, ihm eine eigene gottesdienstliche Stätte zu widmen. Sie stand nicht lange. Es betraf sie bald das schwere Mißgeschick, daß in der Nacht vom 3. auf den 4. August 1657 der Blitzstrahl sie entzündete und gänzlich einäscherte. Achtzehn Jahre lang entbehrte nun die Gemeine ihres eignen Gotteshauses und mußte während dieser Zeit die nahe Pfundhude (das Zollhaus) als Ort ihrer Versammlungen benutzen. Am Tage der Einäscherung endlich und im

*) Genau genommen freilich auch bei Fischhausen nicht mehr, wenn gleich noch ein zweiter Prediger vorhanden ist. Dieser bekleidet eigentlich nur das Rektoramt und ist dabei Hilfsprediger für den Pfarrer, ohne die alten Kaplanseinkünfte zu beziehen.

Jahre 1674 legte der Landrath und Bogt von Fischhausen Georg Wilhelm v. Kreyhen den Grundstein zu der neuen Kirche, die im nächstfolgenden Jahre am 8. September ihrer Bestimmung übergeben werden konnte und noch jetzt, von Stürmen umbraust und wandelbaren Sanddünen umlagert, derselben dient.

Kaum war nach Beendigung der schwedischen Sequestration die Festung Pillau in die Hände der preussischen Regierung zurückgekehrt, als dieselbe für das kirchliche Bedürfniß der Besatzung Sorge trug. Schon die Schweden erbauten hier ein Kirchlein von Brettern, so daß mit dem Jahre 1636 schon Michael Weiß als der erste angestellte Pfarrer sein Amt in ihr antreten konnte. Mehrfach erneuert und in würdigere Verfassung gesetzt, diente sie seit 1695 als Simultankirche für die mittlerweile aus Lutherischen und Reformirten entstandene, stets zunehmende Stadt- und Festungsgemeine. Dem obwohl schon 1641 das Bedürfniß eines reformirten Gottesdienstes für die Bewohnerschaft sich herausstellte, so erlaubte doch der starre Glaubenszwang jener Zeit die schnelle brüderliche Vereinigung zur Beñutzung des Gotteshauses damals noch nicht. Mit aller Macht widerstritten die Lutherischen der Einführung des reformirten Gottesdienstes, bis sie endlich im Jahre 1690 nachgaben, worauf Abraham Rüts, ein unstudirter Steckentröster, wie Arnold in seiner Kirchengeschichte sich sonderbar ausdrückt, zum Prediger angenommen wurde.

Noch ehe das erwähnte Simultanverhältniß eingeführt, waren auch die Beziehungen der neuen Kirchengemeine zu dem Pfarrer von Alt-Pillau geregelt worden. Da ursprünglich der Pillausche Hafen zu dem Bezirk des Pfarrers von St. Albrecht und Alt-Pillau gehörte, auf demselben sich aber eine neue Gemeine bildete, die sich, weil sie einen Geistlichen besaß, der Pflichten gegen jenen gerit entzog, überdies auch die Bewohner der frischen Nehring, welche ehemals ebenfalls sich nach Alt-Pillau und St. Albrecht gehalten hatten, in

ihren kirchlichen Anliegen lieber an den näher wohnenden Geistlichen der Festung sich wandten, so wurde eine gesetzliche Bestimmung darüber dringend nothwendig. Sie kam bei der Visitation der Kirchen in der Vogtei Fischhausen, welche der Erzpriester Jakob Deucher unter Beistand des Landrathes und Fischhausenschen Vogtes Christoph v. Ködern im Jahre 1667 abhielt, zu Stande. Der Rezeß vom 24. Januar, den die preussische Regierung unterm 21. April des folgenden Jahres bestätigte, ordnete die Verhältnisse in der Art, daß die Einwohner auf dem Hafen und auf der frischen Mehring ihrer Pflichten gegen den Pfarrer von St. Albrecht enthoben und gänzlich dem Festungsgeistlichen überwiesen wurden, wodurch eigentlich erst das Recht, als besondere Kirchengemeine zu gelten, feststand. Alt-Pillau dagegen verblieb dem bisherigen Pfarrer. Die gegenseitigen kirchlichen Beziehungen blieben nur darin noch bis in die neueste Zeit herein bestehen, daß die neue Gemeine sich noch des Kirchhofs der alten auf der Anhöhe bei Alt-Pillau bediente, bis vor wenigen Jahren unter dem Schutze gedeihender Dünenbepflanzungen es möglich geworden, auf dem flachen Sandlande des Hafens näher an der Stadt und Festung für diese einen gemeinsamen Friedhof anzulegen.

Kurz darauf trat die Kirche von St. Albrecht aus der Reihe der benutzbaren aus. Der Zahn der Zeit nagte an ihrem Bau seit vielen Jahrzehnten und ob schon sie in der Weise der alten Zeit von Feldsteinen aufgeführt gewesen, so widerstand sie zuletzt doch nicht mehr. Zehrende Nordweststürme hatten schon längst im Vereine mit den tobenden Fluthen in der Nähe des Kirchleins das Küstenland hinweggerissen; jetzt drohte ihr selber der Untergang. Nach Martini des Jahres 1669 erhoben sich rasende Seestürme, und nachdem sie drei Tage hindurch mit furchtbarem Wuth getobt, warfen sie das wankende Kirchlein am 24. November nieder. Es war eben Sonntag, die Gemeine andächtig versammelt, und der Pfarrer Heinrich Basolt auf der Kanzel bei

der Predigt beschäftigt, als das drohende Unglück hereinbrach. Noch blieb Zeit genug, daß die erschrockene Versammlung das erschütterte Haus verlassen konnte, ehe es einstürzte. Seitdem sank es in Schutt und Staub, denn es wurde nicht wieder hergestellt. In geringster Entfernung nämlich stand das alte Schloß Lohstätt, mit einer freundlichen, hochgewölbten Kapelle geschmückt. Seit Untergang der Ordensherrschaft hörten die gottesdienstlichen Übungen auf, sie lag wüst und verödet da. Jetzt aber wurde sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben, indem die Gemeinde von St. Albrecht dieselbe zu ihrer Parochialkirche erhielt. Was aus den Trümmern der eingestürzten Kirche gerettet wurde, erhielt jetzt hier seinen Platz, namentlich der kostbare Altaraufsatz, welchen der Hochmeister Herzog Friedrich von Sachsen voll frommen Eifers im Jahre 1504 der Kirche verehrt hätte. Gegenwärtig hat der Zahn der Zeit auch ihn erfaßt und eines Theils seines Schmuckes beraubt; er will daher nicht mehr zu dieser zwar kleinen, aber schönen Kapelle passen, deren leicht anstrebendes und zierliches Gewölbe und deren einfache, trefflich erhaltene Wandverzierungen an die schönste Zeit der Ordensblüthe erinnern, die so herrliche Prachtbau zu Tage förderte, daß die späteste Nachwelt sie mit Staunen und Bewunderung anschaut, ohne den Schlüssel zu entdecken, welcher das Geheimniß solch edeln, festen, schönen und fireichen Baustyles zu lösen im Stande wäre*).

War so für das Bedürfniß der Gemeinde so gut es thunlich gewesen, gesorgt, so geschah es auch für den Pfarrer, der seine Wohnung bisher neben der Kirche, wo auch die Pfarrbücher lagen, gehabt hatte. Alsdie diese versandeten durch die entsehligen Stürme und bald nachdem die Kirche verschwunden, verschwand auch die

*) Hoffentlich erblüht auch diesem alten Baumerke ein schöneres Loos, da des jetzigen Königs Majestät, der Wiederhersteller der hebrer Marienburg, des Schloßes Eigner geworden ist und wie verkannt auch die Wiederherstellung desselben beabsichtigt.

Wohnung ihres Dieners, indem er seinen neuen Sitz in dem nahe Dorfe Lentkitten, fern von seinen beiden Gotteshäusern erhielt.

Auf einen allgemeinen lebendigen Sinn für die Kirche läßt die Erscheinung schließen, daß sich zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in fast allen Gemeinen eine rege Thätigkeit entwickelte, um die Kirchen neu einzurichten und zu schmücken. Es scheint, daß die menschlichen Gemüther sich bewegt gefühlt haben, für die günstigeren Hoffnungen, die ihnen aus der Zukunft entgegenleuchteten und für die schwer errungene Befreiung von den Lasten der Schwedenkriege und des polnischen Lehnsverbandes dem Himmel durch solche thätige Weise ihren Dank dazubringen. Fast in allen Kirchen finden wir noch die Spuren einer Theilnahme der Gemeinen, welche oft sogar verschwenderisch opferten, um ihre Gotteshäuser in würdigen Zustand zu versetzen. In Germau wo man seit dem letzten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts den südlichen Flügel des zum Theil verfallenen Schlosses zur Kirche eingerichtet und mit Chor und Thurm versehen hatte, fing man, wie es scheint, zuerst an, denn der neue Altar, den die Gemeinde mit nicht geringem Kostenaufwande aus freiwilligen Beiträgen erbaute, stammt aus dem Jahre 1616 her. In Rumehnen finden wir das Jahr 1676, in St. Lorenz 1686, in Medenau 1704 als die Erbauungszeit der Altäre angegeben. Nachdem Fischhausen schon im Jahre 1606 seinen alten noch aus den Zeiten des katholischen Glaubens herstammenden Altar mit einem neuen, dem in der Königsbergischen Domkirche nachgebildeten, vertauscht hatte, folgten auch die meisten übrigen Kirchen des Samlandes und Lochstädt und Thierenberg besitzen noch ihre alten Altäre, während diese in anderen Kirchen entweder nur ein Seitenplätzchen erhielten oder auch gänzlich aus ihnen entfernt wurden. Außer der fast durchgängigen Erneuerung der Altäre, welche mehr oder weniger das

Abbild des genannten wiewohl nur im Kleinen enthalten, baute man neue Kanzeln, schmückte die Decken mit Schildereien, die Sitze und Emporen mit neuem Anstrich und selbst kostbarer Goldverzierung und alles dieses nur aus freiwilligen Beiträgen; man schenkte auch silberne und goldene Geräthe für den Kirchendienst und in diesem Allen spricht sich offenbar eine solche Ehrerbietung für die Kirche aus, daß man sich billig dankbar freut; aber schmerzlich eingesteht, daß andere Zeiten andere Sinnesweise erzeugt haben. Schwerlich ist seitdem wieder so Dankenswerthes und so Allgemeines für die Kirchen geschehen. Doch wollen wir damit nicht den Stab über die Folgezeit oder die Gegenwart brechen. Während sich der fromme Sinn damals mehr in solchen Außerlichkeiten gefiel, ist er später und namentlich in der neueren Zeit mehr auf das innere Leben gewiesen, und hat auch darin wiewohl mit manchen Schwankungen bemerkenswerthe Früchte auf dem christlichen Gebiete hervorgebracht. Jene Zeit von unerfreulichen theologischen Zankereien ununterbrochen erfüllt, eignete sich in der That nicht dazu, dem inneren Leben eine kräftige und dauernde Nahrung zu geben, denn das starre Halten an der sogenannten Reinheit der Lehre, welches jede auch noch so geringe Abweichung von dem allhergebrachten Buchstaben mit dem Banne der Ketzerei brandmarkte und den freien Forschungsgeist in enge Grenzen einzwangte, verdampfte die Gemüther und hinderte den freien Erguß christlich frommen Lebens und Strebens mannigfach. Jene mit dem heftigsten Eifer unterhaltenen Zankereien blieben nämlich leider nicht, wie sie doch immer sollten, auf den Kampfplatz der Gelehrten beschränkt, sondern nahmen die Kanzeln ein und drangen so Unheil bringend ins Volksleben. Diesem alle wahre Aufklärung hindernden Uamwesen ist der Aberglauben zuzuschreiben, der tief in den Charakter des Volkes eingedrückt und schwer einem helleren Lichte gemichen ist und noch weicht. Mit bösen und

guten Geistern umgab sich namentlich die rege Einbildungskraft und noch jetzt bewahrt die Sage wenigstens manchen Zug, der hieraus sein Licht empfängt. Einen heillosen Teufelsglauben beförderte freilich noch die allgemeine Denkweise jener Zeit, daher wir aus ihr leider noch sogenannte Hexenprozesse, eine der Schandsäulen, welche der menschliche Irrwahn sich gestellt hat, berichten müssen. So befahl am 16. Oktober 1671 das Hofgericht zu Königsberg, einer sogenannten Hexe die Kleider auszuziehen und ihre Haare zu scheeren, ehe sie auf die Folterbank gelegt wurde, weil darin leicht Mittel verborgen gewesen sein könnten, sich mit Hilfe des Bösen gegen die Schmerzen der Tortur unempfindlich zu machen. Dester wurden dergleichen Personen „wegen ihrer grausamen begangenen und ausgeübten Teufelei und Zantelei halber mit Feuer vom Leben zum Tode“ verurtheilt. Selbst Mädchen im Kindesalter, die man fleischlicher Vermischung mit dem Teufel beschuldigte, starben einen solchen grausamen Tod. In Fischhausen ereignete sich im Jahre 1693 die letzte Hinrichtung dieser Art.

Bevor wir diesen Abschnitt beschließen, müssen wir nun noch einer kirchlichen Einrichtung gedenken, welche in ihren Reimen zwar bis über die besprochene Periode hinausreicht, ihre feste Begründung und ihr Wachsthum aber in derselben empfing und in ihren Folgen für christliche Bildung namentlich der heranwachsenden Jugend bis in die Gegenwart unberechenbaren Segen gestiftet hat. Es ist die der sogenannten Gebetverhöre, zuweilen auch Pfarrgebete genannt, welche in diesem Zeitraume ihren bestimmten Anfang nehmen. Schulen gab es auch im Samlande ja immer nur noch wenige, die Benutzung der bestehenden blieb dem freien Ermessen eines Jeden anheimgestellt, und fiel mancher Ursache wegen besonders auf den Dörfern fast ganz weg. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn die Geistesbildung auf einer sehr niedrigen Stufe stehen blieb, selbst die kirchlich-religiöse Erkenntniß unter solchen Einflüssen

Schiffbruch erlitt. Schlimmer noch als in dem eigentlichen Samlande stand es in dieser Beziehung in den dazu geschlagenen lithauischen Kemtern. Deswegen wurde bald nachdem der Vertrag von Stumsdorf die Befürchtung erneuter Kriegsunterruhen auf sechs und zwanzig Jahre entfernt hatte, von der Regierung dieser Gegenstand in's Auge gefaßt und um den kirchlichen Zustand genau kennen zu lernen, eine Visitation in jenen Gegenden angeordnet, welche unter Vorsitz des Obermarschalls Ahasverus v. Brandt und unter Zuziehung anderer weltlicher Beamten der Erzpriester von Insterburg M. Petrus Nicolai und der Pfarrer aus Petersdorf M. Balthasar v. Grünwalde, ein gekrönter Dichter jener Zeit im Jahre 1638 abhielten. Ein weitläufiger Rezeß über den Befund der Kirchen im Insterburgschen und in den andern lithauischen Kemtern wurde mit den geeigneten Vorschlägen zur Abhilfe der Mängel abgefaßt und dieser, der mit vieler Gründlichkeit in die Sache einging mit landesherrlicher Genehmigung auch die Kirchen des Labiauschen und Schafenschen Amtes zur Nachachtung aufgegeben ja zum General-Kirchen-Rezeß erhoben. So empfing zunächst das Samland die erwähnte kirchliche Einrichtung. Das dritte Kapitel handelt „vom Gebet“ und darin wird den Pfarrern aufgegeben, alle Jahre zwischen Michael und Advent in den Kirchspielen umherzufahren, in allen Dörfern desselben die Leute durch die Potabell (Kirchendiener) und Rathmänner (Dorfschulzen) zusammenzurufen und Katechismus-Examina anzustellen oder, wie es genannt wurde, das Gebet zu verhören. Schon die ältesten Kirchenordnungen legten den Pfarrern die Pflicht auf, dergleichen Prüfungen in den Dörfern ihrer Kirchspiele abzuhalten, allein in solcher Bestimmtheit und in eigentlicher Gesetzeskraft war sie noch nicht ausgesprochen*) als hier geschah. Mit großem Eifer

*) Es heißt wörtlich: „Die Pfarrer sollen alle Jahre zwischen Michaelis und Advent in den Kirchspielen nach

hielt man seitdem auf die Gebetverhöre, wie noch aus dem Kirchen-Visitations-Rezepte der Vogtei Fischhausen vom Jahre 1667 zu ersehen ist. Bis auf den heutigen Tag haben sie sich erhalten; wo die Prediger von ihrem Nutzen durchdrungen sie aufrecht erhalten wollten. Daß sie Segen gebracht haben und bringen, bedarf nicht erst einer besondern Auseinandersetzung, es liegt zu klar am Tage. Sie werden indessen jetzt nicht mehr für alle Bewohner des Dorfes, sondern für die Jugend und das Gefinde gehalten. Wie sehr aber diesen beiden eine Nachhilfe in der christlichen Erkenntniß, Zucht und Sitte nothwendig ist, davon überzeugt sich Jeder durch den Augenschein leicht. Ueberdies gewähren sie dem treuen Geistlichen eine vortreffliche Gelegenheit zur Ausübung der besondern Seelsorge bei den ältern Personen seiner Kirchorde, so daß in der That zu wünschen wäre, ihre Wichtigkeit würde auch von allen Gemeinigliedern erkannt, allein wie man mehr und mehr der

Befehl der Kirchenordnung herumfahren, in allen Oeffern ihres Kirchspiels die Leute durch die Potabell und Rathleute convociren und eine Woche nach der andern, was sie gelernt, eine jegliche Person, es sey Mann oder Weib, Beydes Jung und Alt, keinen ausgenommen im Gebeth insonderheit examiniren; dennoch aber nicht hart, streng oder stürisch mit ihnen procediren und verfahren, sondern sanftmüthig und bescheidenlich mit denselben als mit schwachen furchtsamen und noch ungeübten Leuten umgehen und so sie nicht Alles so ganz fertig und bald können, ihnen sanftmüthig ein- und forthelfen, damit sie nicht schüchtern gemacht und von solchem nothwendigen Exercitio und nützlichen Examine abgeschreckt werden mögen.“ — — „In dieser Verhörung des Gebeths aber sollen die Pfarrer ein Büchlein halten, darinnen sie ein jedes Dorf und Menschen aufzeichnen, wie sie in ihrem Gebet bestehen, was sie können und wie sie von Jahr zu Jahr zunehmen, auf daß sie also ihre anbefohlenen Schäflein und ihren profectum jährlich tanquam in tabula ersehen und wissen mögen, auch der Erzpriester in den visitationibus desto bessere Nachricht wegen ihres angewandten Fleißes sehen und erspüren könne.“

unmittelbaren Einwirkung des geistlichen Amtes sich zu entziehen bemüht ist, so hat man auch diese Einrichtung für veraltet zu halten angefangen, jedoch mit großem Unrechte, denn das Gute kann nie veralten. Dennoch geben wir zu, daß ein Krebschaden sich durch die Gastgebote eingeschlichen hat, welche der rohe Sinn der Vergangenheit an die ernste Handlung knüpfte und welche als Ehrensache von Seiten der Einsassen angesehen und noch vielfach beibehalten, von Ungünstigen aber als Vorwurf benutzt werden, um die Gebetverhöre als verderblich darzustellen. Sie entstanden aus der an sich lobenswerthen Sitte, den Pfarrer und die versammelten Nachbarn mit einer Mahlzeit zu bewirthen und dienten dazu, ein freundlicheres Vernehmen unter einander und eine genauere gegenseitige Kenntniß der Personen hervorzubringen und wenn sie in den Schranken weiser Mäßigung blieben, so fielen sie den Gastgebern nicht schwer, besonders da die Dorfnachbarn in bestimmter Reihenfolge jährlich in der Aufnahme des Pfarrers und der Dorfgemeine wechselten, womit die Bestellung der Fuhre zum Abholen des Ersteren verbunden blieb. Diese einfachen Mahlzeiten arteten aber bei zunehmender Wohlhabenheit in verschwenderische Gastgebote aus, welche nach Entfernung des Seelsorgers oft noch Tage lang dauerten. Dennoch blieb es ja in der Gewalt eines Jeden, sie entweder völlig aufzugeben oder doch in solcher Weise auszurichten, daß sie nicht beschwerlich werden konnten. Und so ist es noch. Finden wir daher gegenwärtig hin und wieder das Bestreben, sich der Haltung der Gebetverhöre zu entziehen, so liegt in Wahrheit der Grund nicht in den von Jedermanns Belieben abhängigen, damit verbundenen Mahlzeiten, sondern tiefer, nur versteckt, in dem Mangel an kirchlichem Sinne und in dem Bestreben, sich der kirchlichen und seelsorgerlichen Einwirkung als unverträglich mit vermeinter Aufklärung dieser Zeit zu entziehen.

VIII.

Vom Glauben an die Einwirkung des Teufels
auf die Entschliehungen der Menschen.

Vor nicht gar langer Zeit sagte ein vielseitig wissenschaftlich gebildeter Mann in einer Gesellschaft, über den Glauben an den Teufel sind wir jetzt doch wohl Alle hinweg. Wenn ich diese Aeußerung als eine Meinung im Geiste der Zeitgenossen betrachte, so wäre damit vorweg der oben aufgestellte Satz beseitigt, und die jetzt hier niederzuschreibenden Worte unnützig. —

Jedoch hoffe ich die Nachsicht und Entschuldigang der geehrten Leser dieser Zeilen in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn ich bemerke, was mich zur Aeußerung des hier zum Titel gemachten Gedankens veranlaßt hat.

Eine Bauerwirthin, Mutter von Stiefkindern und erwachsenen eignen Kindern, war, vielleicht durch häusliche Unannehmlichkeiten in ihrem Gedankensysteme irre geworden, so daß die Familie, Beistand, Rath und Trost des Verfassers dieser Zeilen wünschte.

Die Kranke war sehr unruhig, faßte sich jedoch auf vertrauliche Zureden, und sprach ziemlich ruhig und vernünftig. Nähere Umstände will ich hier absichtlich nicht berühren, doch muß ich anführen, daß die Kranke, bei der fixen Idee war, Gott selbst könne ihr erscheinen, und nur dann, wenn sie ihn in ihre Arme nehmen und recht von Herzen drücken könnte, würde ihr die rechte Hilfe und Befreiung von ihrem Uebel zu Theil werden. Unzweifelhaft war ihr der Gedanke von der Nähe eines bösen Geistes gegenwärtig.

Daß die Meinung von Einwirkungen böser Geister noch sehr tief im Volke wurzelt, ist eine nicht abzuleugnende Gewißheit. Der Gedanke, was ist davon vernünftiger Weise zu halten, wie ist solchem Aberglauben zu begegnen, wie vor Räucherungen und Austreibungen zu warnen? ist eine Frage, deren Beantwortung des Nachdenkens jedes Volksfreundes werth ist.

Was überhaupt den Glauben an die Einwirkung eines bösen Geistes, namentlich des Teufels betrifft, so ist nicht zu leugnen, und Niemand wird es leugnen wollen, daß in der H. Schrift des Teufels öfters gedacht und nach dem Glauben jener Zeit, von ihm gesagt wird, daß er der Urheber des Bösen sei, und die Menschen zum Bösen verführe, das Gute aber bei ihnen hindere.

Mein die nämliche H. Schrift sagt auch, daß die bösen Gedanken, Mord, Ehebruch u. s. w. aus dem Herzen des Menschen kommen, folglich ihm nicht von dem Teufel eingegeben werden; daß Gott bei Menschen keine, denn menschliche Versuchung betreten lasse, daß er also dem Teufel keine Gewalt über ihn gegeben habe; — ferner, daß ein jeglicher, wenn er versucht wird, von seiner eignen Lust gereizet und gelodet werde, daß darnach, wenn die Lust empfangen habe dieselbe die Sünde, diese aber den Tod zur Folge habe; was doch ausdrücklich die Versuchung und Verführung durch den Teufel gänzlich ausschließt und den Glauben an ihn widerlegt, und wo wir nun, wie hier, in der H. Schrift zwei ganz entgegen gesetzte, sich einander widersprechende Vorstellungen antreffen, da müssen wir diejenige als die vorzüglichere wählen, welche mit der Vernunft am meisten übereinstimmt.

Wenn wir nun überlegen und prüfen, was mit der Vernunft am meisten übereinstimme, ob der Glaube, daß der Teufel im Menschen das Böse wirke, oder der, daß die eigne böse Lust ihn reizt und lockt, empfangt, und die Sünde gebäre — was finden wir da? wofür erklärt sich das Urtheil der Vernunft?

Offenbar für das Letztere. Alles Böse, was Menschen unternehmen und thun, läßt sich daraus hinlänglich erklären. Und wäre es nicht so, könnte wirklich ein böser Geist die Menschen zum Bösen verführen, hätte dann nicht jeder Bösewicht eine Entschuldigung für sich? Würde also der Glaube an eine auf die Menschen einwirkende Macht nicht Sünde und Laster

aller Art ganz erstaunlich befördern? — Gewiß! — Denn die Menschen würden einmal an ihrer Kraft zum Widerstande gegen die Einwirkung des bösen Geistes verzweifeln und sich daher auch ohne sonderlichen Widerstand derselben überlassen. Dies würde um so leichter geschehen. Da sie ferner diese Einwirkung immer als eine Entschuldigung für sich ansehen und anführen würden.

Die Menschen, ich will nicht sagen, die ungebildeten allein sind geneigt, die Schuld von dem Bösen, was sie beginnen, nicht sich selbst zuzurechnen, sondern sie, wo möglich auf Andere zu bringen. O wie noch viel leichter wäre es dann der Sünde gemacht, die Herzen der Menschen gefangen zu nehmen und sie in ihren Sklavensesseln fest zu halten.

Daher haben sich in neuern Zeiten, seit Balthasar Becker, mit Recht so viele venünftig denkende Köpfe gegen die Lehre von der Gewalt des Teufels über das menschliche Herz erklärt, und viele Zeitgenossen geben sie für thörichten und verderblichen Aberglauben aus, da sie dieselbe, nach ihren Prinzipien sogar nicht in der Bibel begründet finden können, und auch weder durch richtiges Nachdenken, noch durch die Erfahrung von der Existenz eines solchen Wesens und von seinem Einfluß auf das menschliche Gemüth zu irgend einer Kenntniß gelangen könnten und da sie eben durch Nachdenken und Erfahrung die Ueberzeugung erlangt zu haben meinen: in dem Glauben an die Macht und den Einfluß eines bösen Geistes auch seine Entschliessungen und Handlungen könne jeder ruchlose Sünder und Frevler eine Entschuldigung für sich suchen und finden; mithin bringe dieser Aberglaube der wahren Religiosität in den Herzen der Menschen Gefahr und große Gemütherschütterung; wie uns denn auch die frühern Jahrhunderte, wo solcher Aberglaube allgemein herrschte, eben kein sonderlich reizendes, unser gegenwärtiges aufgeklärtes Zeitalter beschämendes und ihm als Muster zu em-

pfehlendes Bild von Sittlichkeit, Herzensreue, Frömmigkeit und wahrer Frömmigkeit aufstellen, und den Wunsch erwecken könnten, jene Zeit möge in ihrer ganzen Beschaffenheit wiederkehren.

Wer sich mit den niedern Ständen in ihren Sitten, Gebräuchen und Meinungen durch Umgang und Erfahrung bekannt gemacht hat, wird ohne Zweifel wohl genau wissen, wie tief der Glaube an Hexen, Zaubern, und Einwirkung böser Geister noch im allgemeinen Volksglauben wurzelt. — Freilich ist die Aufklärung nun auch schon so weit ins Volk gedrungen, daß viele Personen aus den untern Ständen vorsichtig genug sind, mit den Neuerungen und Kundmachungen ihrer wahren Ansicht und ihres wirklichen Glaubens, um nicht von vielen sogenannten Aufgeklärten und sich für aufgeklärt haltenden, von Freidenkern und Pantheisten ausgelacht und verspottet zu werden, vorsichtig zu sein und zu schweigen.

Aber im engern und vertrauteren Umgange, in der Noth des Herzens, in der Angst drohender Gefahr giebt sich erst der wirkliche Glaube kund, oder kann sich doch dem aufmerksamen Beobachter nicht verhehlen, noch verbergen. —

Leider ist jedoch sehr zu bedauern, daß der Aberglaube und die Meinung insonderheit von der Einwirkung des bösen Geistes, auf die Neigungen und Entschliessungen des Menschen noch in christlichen Volksgesellschaften und Familien gefunden wird, wenn er sich auch so nicht äußert, wie etwa vor 200 Jahren.

Aber man muß jede Sache nehmen, wie sie ist, und wie sich dieselbe in der Wirklichkeit darstellt.

Seit lange ist und wird in Schulen und Kirchen gelehrt, daß eine allweise göttliche Vorsehung mit mächtiger Kraft und mit himmlischer Güte über dem Weltall walte, daß der Herr des Himmels und der Erde noch immer Alles wohl gemacht habe und wir

ihm daher getrost unsere Wege empfehlen können; und doch ist reine christliche Ueberszeugung und rechter Gottesglaube noch so oft mit dem verderblichsten Aberglauben vereinigt, so daß ersterer oft völlig verdrängt und beseitigt wird.

Man könnte vielleicht behaupten, Aberglaube sei doch auch Glaube, unschädlich im untern Volke, jedenfalls unschädlicher, als Unglaube, denn wo dieser erst in einem ganzen Volke Wurzel geschlagen hat, da hat auch die Sittlichkeit und die Reinheit des Sinnes, Vertrauen und Hingebung für heilige Zwecke keinen fruchtbaren Boden, um ihre Wurzeln auszubreiten und zu befestigen.

Doch wahrlich! weit hinaus liegt, wie es scheint, das Ziel, wo aller Aberglaube von der Erde wird verschwunden sein. Jahrtausende werden dahinschwinden, und noch immer wird Vollkommenes und Gutes, von Unvollkommenem und Schlechtem begleitet sein. So gehört auch der Glaube an die Einwirkung böser Geister auf die Entschlüsse der Menschen zu den Unvollkommenheiten menschlicher Schwachheit, wo er noch statt findet, ist er nicht mit eiliger Belehrung und vernünftiger Vorstellung verbannt oder beseitigt. In allen Stücken geht ja die Civilisation nur von einer Stufe zur andern, wo man eine überspringen zu können meint, da kann sehr leicht ein gefährlicher Mißfall eintreten. Wie ein fester, durch Vorbereitung gesicherter Kampf noch am meisten zum Siege und zur Erlangung der Krone leitet, so wird auch der Kampf gegen jeglichen Aberglauben nur durch richtiges klares Denken, durch vernünftige Lehre nach und nach dem Sonnenschein der Wahrheit und des rechten wahrhaft christlichen Glaubens Platz machen; wo die helle Sonne scheint, fliehen die Gespenster von selbst. Möchten doch alle Zeitgenossen es erkennen und fühlen und keiner sich schämen, es zu bekennen, daß die wahre Sonne des Lebens die ist, welche von sich selbst sagt, ich bin das Licht der Welt, wer mir

folget, wird nicht wandern in Finsterniß, in Aberglaube, sondern wird das Licht des Lebens haben.

Achtzehnhundert Jahre hat nun schon dies Licht geschienen, und hat in allen Welttheilen und in allen Zonen der Erde seine erleuchtenden und erwärmenden Strahlen verbreitet; es giebt keine Größe, die seine Kraft überwältigend zurückhalten könnte, und so groß noch immer die Zahl derer ist, die es bloß dem Namen nach kennen, nicht dem Wesen nach erkannt haben, so hat es doch selbst, bloß durch mittelbare Wirkung, seinen segensreichen Schein auch dahin geworfen, wo sonst nur Finsterniß herrschte, und mit jedem Tage bringt der Strahl weiter und wird einst auch die jetzt noch dunkeln Winkel menschlichen Aberglaubens erleuchten.

Die Philosophie beleuchtet das Leben, der rechte Glaube befruchtet es, indem er Unsterblichkeit ahnt und aus der unsichtbaren Welt den Lebensquell trinkt, der den Geist nährt und seine Ahnung zur Ueberzeugung groß erzieht. Offenb. Joh. III, V. 20, und XXII. 17.

IX.

Chronologische Uebersicht denkwürdiger Begebenheiten, Todesfälle und milder Stiftungen in Preußen im Jahre 1838.

(Fortsetzung.)

Januar bis April.

Bei Nord-, Ost-, Nord-Ost- und Süd-Ost-Winden hielt den ganzen Monat Januar hindurch die Kälte mit ungewöhnlicher Strenge an (18—24° nach R.); Schnee fiel nur an wenigen Tagen und bei starkem Winde so ungleichartig, daß die Kommunikation eher

dadurch behindert als gefehert wurde. Das Eis der Gewässer hatte eine ungewöhnliche Stärke erlangt, daß dasselbe in den Hauptströmen auf 20—26 Zoll in die Tiefe, in den kleineren Land- und Binnengewässern oft bis auf den Grund ging. Selbst die Ostsee war, soweit das Auge reichte, mit Eis bedeckt. In Folge dieses Frostes erfroren die wenigen durch die schlechte Kartoffelernte erzielten Früchte fast sämmtlich, ein Unglück, das besonders die ärmeren Volksklassen, welche ihre Kartoffelvorräthe in Gruben und Erdkellern aufbewahren, getroffen hat. — Als bemerkenswerthe Wettererscheinung wurde am 13. Januar Morgens 8 Uhr im Kreise Heinrichswalde ein Gewitter beobachtet, das im Norden sich erhebend, mit heftigen Detonationen rasch nach Süden zog. Am 14., 15. und 16. Januar wurden an mehren Orten Nebensonnen gesehen und am 28. Januar in den Kreisen Heydekrug und Heinrichswalde ein helles Nordlicht, welchem eine Feuerkugel folgte. — Am 1. Januar Einweihung der neuerbauten Kirche zu Eichel — Reg., Bezirk Marienwerder, Kreis Conitz — wozu Sr. Maj. der König 3000 Ehlr. als Gnabengeschenk gegeben hatte. — Am 12. Januar erhielt, der unterm 1. Juli 1837 zu Insterburg gestiftete Verein, zur Unterstützung bedürftiger Kinder verstorbenen Justizbeamten im N. B. Gumbinnen, die Königl. Bestätigung. — Am 15. Januar wurde auf Veranlassung des Landraths von Bardeleben zu Königsberg ein Verein zur Beförderung der Landwirthschaft in Preußen gestiftet, unter dem Direktorat des Dr. Mothorby auf Arnberg. — Mit Ausnahme von wenigen Tagen (am 9. und 11. 3^o Wärme) herrschte auch im Monat Februar strenge Kälte bei mehrentheils südlicher Windesrichtung (am 3. 22^o, am 17. Februar 17^o Kälte). Gegen Ende des Monats fiel Schnee in sehr bedeutender Masse, wodurch im Allgemeinen und wo der Schnee nicht zu tief lag, ein guter Schlittweg herbeigeführt wurde. Der 3. Februar wurde fast in

den meisten Städten Ost- und Westpreußens festlich begangen, indem an demselben die Erinnerungsfier des 25jährigen Aufrufs Sr. Maj. des Königs an die höheren Stände zur Bildung freiwilliger Jägerbataillone zur Verstärkung des bestehenden Heeres, stattfand. — Am 4. Februar wurde ein Nordlicht beobachtet. — Am 7. Februar wurde in der Stadt Marienburg eines ihrer zierenden Denkmäler aus der Lebenszeit, der stattliche Thurm des Markthores, ein Raub der Flammen. Zur Wiederherstellung dieses Thurmes wurde am 21. October d. J. in dem Concerts-Raume des dortigen Schlosses ein großes Vocal- und Instrumental-Concert gegeben. — Am 15. Februar feierte zu Marienwerder der Regierungs-Hauptkassen-Buchhalter, Hauptmann a. D. Johann Christian Schütz sein 50jähriges Dienstjubiläum; er erhielt den rothen Adlerorden 4. Klasse. — Am 20. Februar beging zu Danzig der Generalmajor und Commandeur der 2. Division Friedr. Carl v. Schmidt die Feier seines vor 50 Jahren geschehenen Eintritts ins Militair; er erhielt den rothen Adlerorden 1. Kl. mit Eichenlaub. — Bis zur Mitte des Monats März hielt der Frost jedoch in geringem Grade (10—12°) als im Februar an; es fiel häufig Schnee, so daß der Schlittweg unausgesetzt gut blieb. Dann traten einige warme Tage ein (am 24. 8—13° Wärme), welche den Schnee von den Feldern rasch wegschmolzen, wodurch den Flüssen viel Wasser zugeführt, ihre Eisdecken gehoben und von den kleineren ganz, von den größeren theilweise weggeführt wurde. Gegen Ende des Monats traten heftige Nachfröste mit untermischten Schneefällen wieder ein, wodurch die Natur von Neuem einen winterlichen Charakter annahm. Die vorherrschenden Winde waren Ost und Nordost, welche in der Mitte und gegen das Ende des Monats mit W. und SW. abwechselten. — Am 6. März Eröffnung der achten Ausstellung des Kunst- und Gewerbevereins zu Königsberg, welche ach

5. April geschlossen wurde. — Am 12. März bildet sich zu Königsberg ein Verein zur Abhilfe des Nothstandes im Reg. Bezirk Königsberg — denn im vergangenen Jahre wurden die Eingeseffenen in einigen Gegenden der Provinz Preußen, insbesondere die in den südlichen Grenzstrichen der Reg. Bezirke Königsberg und Gumbinnen — welche ihrem im Allgemeinen von der Natur stiefmütterlich ausgestatteten Boden nur sehr spärliche Ernten abgewinnen — abermals von einer durch die anhaltende Kälte und Kälte des Frühjahrs und durch die darauf folgende monatlange große Dürre herbeigeführten bedeutenden Mißwachs der Winter- und Sommerfrüchte, einschließlic der Kartoffeln, heimgesucht und ihr Nothstand dadurch noch vergrößert, daß durch die ungewöhnliche anhaltende Kälte dieses Winters, die schon durch den Mißwachs an sich geschwächten Vorräthe von Kartoffeln — dem Nahrungsmittel, auf welches die Eingeseffenen in den genannten Kreisen vorzugsweise angewiesen sind — größtentheils erfroren und wenigstens zur Saat ganz untauglich gemacht wurden. Der Nothstand und der Mangel war in diesen Gegenden so groß, daß in sehr vielen Familien der geringe Vorrath erfrorener, mitunter schon halb verfaulter Kartoffeln dazu gebraucht wurde, um dieselben auf Fesen zu trocknen, zu zerstampfen, in Wasser zu kochen und als Brei, ohne irgend eine Zuthat zu genießen; ja selbst Kartoffelschalen, mehr oder weniger verdorbene Krautstrünke und ähnliche kraftlose Vegetabilien wurden von den dortigen Eingeseffenen zur Nahrung benützt. Gute zur Saat geeignete Kartoffeln waren so selten, daß besonders in dem Rentamtsbezirke Soldau, diese einen fünf- bis sechsfach höheren Preis hatten, als in den gewöhnlichen Jahren. Zur Unterstützung nun dieser Nothleidenden, hauptsächlich zum Ankauf von Saatkartoffeln und Saatgetreide gingen an milden Gaben bei dem Vereine in Königsberg 4787 Ehlr. 3 Egr. 10 Pf. (einschließlic einer Summe von 300 Ehlr.,

die nach Bestimmung des Geschenkgebers für die Elt-
 geseffenen, in den durch den vorjährigen Mißwachs
 heimgesuchten Gränzkreisen des Reg.-Bezirks Gumbinnen verwendet wurde) ein, welche zu Gunsten der
 von der Mißwachs-Kalamität des vergangenen Jahres betroffenen kleineren Wirthe, Eigenthümer u. s. w.
 vorzugsweise in den südlichen Gränzkreisen des Reg.-Bezirks Königsberg, nach den, von den Kreisamts-
 und Ortsbehörden dargestellten und theilweise von einzelnen Vereins-Mitgliedern örtlich geprüften Be-
 dürfnissen, verwendet wurden. — Der 17. März —
 an dem vor 25 Jahren im J. 1823 am 17. März das
 Institut der Landwehr die Königl. Bestätigung er-
 hielt — wird in den meisten Städten Preußens fest-
 lich begangen. — Am 28. März feierte zu Königsberg
 der Kanzler und Direktor der Universität, Geh. Justiz-
 und Tribunalrath, ordentlicher Professor der Rechte
 Daniel Christian Reibnitz sein 50jähriges Doktorjubi-
 läum; er erhielt den rothen Adlerorden 2. Klasse mit
 Eichenlaub. — Bei der strengen Kälte des Winters
 hatte sich in Königsberg ein Verein gebildet und
 durch milde Beiträge Lokalen eingerichtet, in welchen
 arme Personen, welche sich selbst die nöthige Heizung
 nicht anschaffen konnten, in der Nacht oder auch nur
 am Tage Unterkommen und Bespeisung fanden. Nach
 einer Bekanntmachung dieses Vereins vom 21. März
 haben in diesen Erwärmungsanstalten vom 12. Januar
 bis 15. März d. J. 4272 Personen genächtigt, es
 wurden 29,300 ganze Eßportionen unter Ortsarme
 vertheilt und 160 Personen ganz oder theilweise be-
 kleidet. Außer bedeutenden Beiträgen an Victualien
 und Kleidungsstücken gingen noch 727 Thlr. 2 Sgr.
 2 Pf. in Courant, 7 Friedrichsdor, 3 Albertsthaler,
 4 Rubel an Geldspenden bei dem Verein ein, woraus
 die Ausgaben für die Erwärmungs- und Speisean-
 stalten bestritten wurden. — Auch in den meisten
 Städten der Provinz Preußen hatten sich ebenfalls
 Vereine zur Unterstützung der Hilfsbedürftigen gebil-

bet, und dadurch die Noth der ärmern Volksklasse nach Möglichkeit gemildert. — Die Witterung war im größeren Verlaufe des Monats April höchst unbeständig und zwischen Frost (am 3. 13°, am 4. 10° und am 5. 4° Kälte nach R.) und Thauwetter, Schneegestöber, Hagel und Regen wechselnd; erst gegen Ende des Monats heiterer und wärmer (am 27. 14° Wärme). Häufige Nachtfroste haben das Aufthauen des mehre Fuß gefrorenen Erdbreichs sehr verzögert, so daß sich erst in den letzten Tagen des Monats merkliche Spuren von Vegetation zeigten und die Feldbestellung nur eben begonnen werden konnte. Die Richtung der Winde blieb vorherrschend süd- oder südwestlich. Die Gefahren, welche der Eisgang im Memel- und Weichselstrom drohten sind glücklich vorübergegangen; das Eis verschwand eigentlich ohne besonderes Thauwetter und was merkwürdig war, es erfolgte der Aufbruch desselben fast immer bei Frostwetter. — Am 19. April brannten im Dorfe Kl. Ruhr — Kreis Wehlau — 22 Gebäude, einschließlich des Oberförsters Etablissements, ab, wodurch 89 Personen Alles verloren, was das schwere Jahr noch erübrigt hatte. — Am 22. April feierte der Pfarrer, Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse, Johann Gottfried Ziegler (geboren zu Wehlau 1758) zu Deutsch-Crottingen — Kreis Memel — sein 50jähriges Amtsjubiläum als Pfarrer bei der Gemeinde D. Crottingen; er erhielt den rothen Adlerorden 3. Klasse, am 8. August d. J. feierte derselbe auch seine goldene Hochzeit und hatte schon am 26. April 1835 sein 50jähriges Dienstjubiläum als Lehrer und Prediger festlich begangen.

Todesfälle im Jahre 1838.

Januar bis April.

Am 5. Januar zu Orschen Kammerrath Ludwig Carl Aug. Uenarius, 64 J. alt. — Am 8. Januar zu Königsberg Oberamtmann Stenzler, 76 J. alt. — Am 8. Januar zu Königsberg Lieutenant a. D., Ju-

spektor der Glashütte zu Adamsverbruch, Heinrich
 Adolph Kretsch, 52 J. alt. — Am 14. Januar zu
 Königsberg Prediger an der Altrossgärtischen Kirche
 Carl Heinrich Weiß, 46 J. alt. — Am 14. Januar
 zu Gumbinnen Steuerrath Friedrich Gottlieb Krall,
 56 J. alt. — Am 19. Januar zu Königsberg ehemals
 licher Präsident Heinrich Kempfer, 61 J. alt. — Am
 19. Januar zu Insterburg Hofrath, Oberlandesge-
 richts-Salarien-Kassen-Rendant, Johann Friedrich
 Weiß, 60 J. alt. — Am 19. Januar zu Barten Pro-
 dige Friedrich Wilhelm Wogram, 36 J. alt. — Am
 20. Januar zu Königsberg Oberlieutenant a. D.
 v. Karczewski, 56 J. alt. — Am 25. Januar zu
 Stein in Ostpreußen Königl. Regierung- und Forst-
 rath a. D. Ernst Ludwig Neumann. — Am 25. Ja-
 nuar zu Königsberg Oberst und Festungs-Inspekteur,
 Ritter Ernst v. Vorcke, 64 J. alt. — Auch starb im
 Januar zu Tillau (Reg.-Bezirk Danzig, Kreis Neu-
 Kade) Andreas Kamin, 113 J. alt. Er hatte den
 7jährigen Krieg im Husarenregiment Belling mitge-
 macht. Bis auf das Gehehr, das in der letzten Zeit
 etwas gelitten hatte, blieben ihm alle seine Sinne un-
 geschwächt und sechs Wochen vor seinem Tode ging
 er noch anderthalb Meilen weit nach der Kirche. —
 Am 5. Februar zu Gumbinnen Hauptmann a. D.,
 Steuer-Inspektor Eduard Gustav Knoof, 48 J. alt.
 — Am 11. Februar zu Gumbinnen Regierungsrath
 Daniel Ludwig Rast, 63 J. alt. — Am 15. Februar
 zu Domnau Kreis-Direktor a. D. v. Kriegsheim,
 73 J. alt. — Am 15. Februar zu Marienwerder Geh.
 Justizrath Friedrich Hartwig Ludwig Reuter, 70 J.
 alt. — Am 16. Februar zu Dönhofsstadt reformirter
 Prediger Wilhelm Wiederhold geb. 18. October 1771
 in Kassel. — Am 17. Februar zu Korbisdorff bei
 Börmiditt Hauptm. im 4. Landwehrregiment, Kreis-
 Secretair Carl August Friedrich Wilms, 52 J. alt.
 — Am 18. Februar zu Königsberg Stadtrath, erster
 Vorsteher der Domkirche, Rendant der Kirchenkasse,

Ritter des rothen Adlerordens 4. Klasse, Friedrich Wilhelm Mugenbecher, 43 J. alt. — Am 19. Februar Amtmann Reichel auf Terpen bei Saalfeld, 80 J. alt. — Am 21. Februar pensionirter Bürgermeister Michael Regenbrecht zu Braunsberg, 64 J. alt. — Am 22. Februar zu Gumbinnen Oberlandesgerichts-Assessor Robert Witold Lovin, 32 J. alt. — Am 23. Februar zu Bischofsstein Land- und Stadtrichter C. W. Köffler, 45 J. alt. — Am 2. März zu Königsberg Justiz-Kommissarius Ehilo, 32 J. alt. — Am 4. März zu Königsberg Steuer-Inspektor Ferdinand Schlesicke, 51 J. alt. — Am 5. März zu Wöhrungen Justizamtmann Karl Reith, 59 J. alt. — Am 14. März zu Königsberg Rentant Gottfried Burchardt, 74 J. alt. — Am 16. März zu Bartenstein Pfarrer Johann Gottlieb Behnisch, geb. 6. October 1784 im Herzogthum Sagan in Schlessien. — Am 20. März zu Pilsfallen pensionirter Steuer-Rendant Johann Albrecht Grassfuß, 68 J. alt. — Am 23. März zu Königsberg pensionirter Ober-Accise- und Zollrath Weber, 88 J. alt. — Am 24. März zu Conitz Gymnasial-Direktor Julius Gähler. — Am 24. März zu Paterstwalde (Kreis Wehlau) Pfarrer Carl Friedrich Meißner, geboren 10. April 1784 zu Königsberg. — Am 26. März zu Judtschen reformirter Prediger Adolph Kessler, 31 J. alt. — Am 27. März zu Gumbinnen Regierungs-Kanzlist Wollburg, 41 J. alt. — Am 2. April zu Kossitten Pfarrer Ferdinand Theodor Traugott Rogall, 32 J. alt. — Am 5. April zu Wehlau Kreis-Physikus Dr. Schneider, 61 J. alt. — Am 6. April zu Waldhausen Hauptmann a. D. Heinrich Raabe, 45 J. alt. — Am 7. April zu Adlich Wesselsböfen Dekonomie-Inspektor Ludwig Krause. — Am 9. April zu Groß-Borken bei Bischofsburg Kreis-Sekretair Wagenbichler, 40 J. alt. — Am 16. April zu Jena starb plötzlich am Lungenschlage Johanna Schopenhauer, geboren 1770 zu Danzig, Tochter des Senators Erosina und verheirathet mit

dem Bankier Heinrich Floris Schopenhauer, mit welchem sie Reisen durch mehre Länder Europas machte. Nach ihres Gatten Tode lebte sie seit 1806 in Weimar. Ihre Romane und Reisebeschreibungen haben das Verdienst freier Beobachtung und gewandter Darstellung. Ihre Schriften sind in 24 Bänden gesammelt. — Am 20. April zu Thorn, zweiter Pfarrer der Altstadtischen evangelischen Gemeinde, Dr. Wilhelm Voigt, Licentiat der Theologie, 35 J. alt. — Am 27. April zu Abl. Groß-Blandau bei Goldapp Justizamtmann a. D., Landschaftsrath Reuter, wenige Wochen vor seinem 70sten Geburtstage.

(Fortf. folgt.)

Druckfehler im Februar-Heft.

- ©. 186, 3. 11 kommt hinter Bremens ein Punkt.
- ©. 186, 3. 29 lies Cantaurii statt cantaurii.
- ©. 187, 3. 20 lies var statt va.
- ©. 190, 3. 8 u. f. quodsi in dicto loco Witlandisort contigerit inveniri lapides, qui Burnestein vulgariter nuncupantur.

Rede^{*)}

vor

Dem Sr. Königl. Majestät von Preußen
geleisteten Huldigungs-Eide der zu Gumbinnen
versammelten Poll. und Litth. Stände,
den 6. July 1796

in polnischer Sprache gehalten

von

Michael von Karpowicz,

Doctor der Theologie, Prälat und Archidiaconus von
Smolensko, Präpositus in Pren und Grodzidzko,
Ritter des Stanislaus-Ordens.

*) Diese Rede, welche, so viel uns bekannt ist, bisher durch den Druck nicht mitgetheilt worden, scheint uns eines Platzes in unsern Blättern nicht unwerth. Wir theilen sie daher in der Sprache, in welcher sie niedergeschrieben worden, und der Deutschen Uebersetzung unsern Lesern mit. d. R.

Sei es, daß wir den von den Rathschlüssen einer ewigen Vorsehung abhängigen Wechsel menschlicher Schicksale betrachten; oder, daß wir an dem großen Könige Friedrich Wilhelm auf das fortdauernde Bestreben des Erlauchten Brandenburgischen Hauses, alle seinem Zepter unterworfenen Völker zu beglücken, unser Augenmerk richten: so wird dennoch die Welt bei der Begebenheit des heutigen Tages betroffen stehen, wenn sie uns eine seit Jahrhunderten freie, nie überwundene, weder schwarzer Verbrechen schuldige, noch durch Despotengewalt unterjochte Nation, die wohl nur durch die unerforschlichen Gerichte Gottes und den veränderlichen Wechsel des Irdischen zu Boden geworfen, in dieser Stadt, dem großen Könige von Preußen, als unserm gnädigsten Landes-Fürsten und Herrn, den Eid der unverbrüchlichsten Treue und des Gehorsams ablegen sieht.

Nie stehen irdische Reiche so fest, daß sie nicht umgestürzt; nie ist ihre Herrschaft so gesichert, daß sie nicht verloren werden könnte. Monarchien folgen auf Monarchien, auf ihren Trümmern erheben sich Freistaaten und aus ihrer Asche blühen mächtige Königreiche auf. Aber das menschliche Geschlecht, welches immer auf einem und demselben einfachen Wege seiner Glückseligkeit nachstrebt, verehret unter jeder Regierung diejenigen Männer, welche seine Wohlfahrt besorgen und vertheidigen, als seine Lehrer, Anführer und Oberherrn; ja es vertraut sogar aus Dankbarkeit, sein Eigenthum, das Leben jedes Einzelnen und seiner Nachkommen, ihrer väterlichen Leitung an.

Polen — vormals das mächtigste Königreich — dehnte sich vom Oder-Strom bis zur Weichsel, von der Weichsel bis zum Dnieper, vom schwarzen Meer bis an die Ostsee, von der äußersten Grenze Litthauens bis in das Innere von Rußland und an die Grenzen des Königreichs Schweden aus. Dieses einst so blühende Reich knüpfte Schlessien, Pommern, die Lau-

Sive rerum humanarum vicissitudinem aeternae providentiae decretis gubernatam consideraverimus; sive summam domus regiae Brandenburgicae in potentissimo Friderico Guilielmo rege benevolentiam ad reddendas felices gentes imperia eius subiectas apprime perspexerimus; nequidquam stupens demirabitur orbis, cum viderit nos gentem a saeculis liberam, non armis fractam non criminibus convictam, non vi tyrannidis subiugatam, sed unice pene oraculis inscrutabilium iudiciorum supremi numinis ac naturae mundi continuis mutationibus obnoxii succumbentem, nunc ad homagium ac perpetuae fidelitatis et obsequii sacramentum serenissimo ac potentissimo Friderico Guilielmo, Borussorum regi, domino nostro clementissimo, hodie in hacce urbe congregatam.

Nunquam sic firmiter stant regna humana, ut non corruant; nunquam sic tenentur imperia, ut non amittantur. Monarchiae succedunt monarchiis, respublicae collapsis imperiis superstruuntur; imperia ex ruinis rerum publicarum exsurgunt. At genus humanum semper simplici eodemque cursu, quaerendae felicitati suae intentos viros optimos, qui bona eius curarent ac tuerentur, si quos inxenerat, eos rectores, duces ac reges suos adorabat, eorumque paterno imperio, grati animi causa, cuncta sua ac vitam ipsam suam posterumque suorum impenderat.

Potentissimum antiquitus Poloniae regnum ab Odera fluvio ad Vistulam, a Vistula ad Borysthenem, a Ponto Euxino ad mare Balticum, ab extremis Lithuaniae finibus ad interiora moscovorum et ad limites Suecorum usque protendebatur. Florentissimum quondam Poloniae imperium, Silesiam, Pomeraniam, Lusatiam, Livo-

fig, Plesland, Kiow, Smolensko, die Wallachen, und viele jetzt noch sehr mächtige Staaten, an das Mutterland.

Aber seht! ein so großes furchtbares Volk, eine so berühmte, in der ganzen Christenheit bekannte und geachtete, mit benachbarten Mächten durch wechselseitige Verträge, Bündnisse und unzählige andere Bande der Politik verschwisterete Nation; ein Reich glänzend im Kriege und im Frieden; einst der treue Zufluchtsort fast aller Gläubigen, stürzt dahin unter dem Druck seiner eigenen Größe und stirbt wie ein Greis an der Entkräftung!

Ach! wohin hat die Zwietracht die treulosen Bürger gebracht!

O unergründliche Tiefe der alles lenkenden Vorsehung! Nach einer fast tausendjährigen Herrschaft sinkt Polen hin, gleich einer hohen ehrwürdigen Eiche, die nachdem sie unter den wirthbaren Schatten ihres Laubes, tausend Gattungen von Vögeln sich des Lebens freuen, nisten und brüthen sah, endlich altert, verborrt, bricht, niederfällt und in Asche aufgelöst wird.

Dieses ist das Schicksal des ehemaligen Polnischen Reichs, welches einst zu den Mächten erster Klasse gezählt; das Glück und der Stolz aller mit ihm verbündeten Völker, vom schändlichen Verrath seiner eigenen Söhne und Bürger lange schon untergraben, durch den Zusammenlauf verschiedener Zeitumstände herabgesunken, jetzt seine ganze Regierung aufgeben muß, und nachdem es in viele Theile aufgelöst worden, seine unglücklichen Einwohner nach einem neuen Vaterlande herumtören sieht.

niam, Kioviam, Schmolenskium, Valachiam, plurimasque adhuc alias provincias potentissimas, ditionibus suis adnumeraverat.

En! Gens tam magna et inclyta, En! natio tam celebris, orbi universo nota! imperiis regnisque vicines per pacta, et foedera mutua innumerosque politicos nexus coniuncta! En! gens bella et pace praenobilis, universitati christianorum quondam cara et opportuna; mole sua ruit, magnitudine sua opprimitur, vetustate sua ac aetate quasi senili dissolvitur.

En. quo perduxit miseros discordia cives!

O abyssus impenetrabilis iudiciorum moderantis universum mundum providentiae! Succubuit tandem Polonia post millenos circiter annos sui imperii ac dominatus, ac ut quercus illa antiquissima, excelsa et procera, postquam millenas volucrum species sub tegmine frondium ac foliorum suorum vivere feliciter, nidificare et procreari per secula viderit, canescit tandem, arescit, frangitur, cadit et in pulverem dissolvitur.

Ita regnum et respublica Polona, cum antiquitus classi primae magnorum imperiorum adnumeraretur, cum orbem universum longa temporum serie fama et gloria victoriarum suarum implesset; cum plurimis gentibus leges quondam dedisset et gentes sibi addictas longissimo temporum tractu felices ac nobiles reddidisset; tandem concurrentibus undique casibus rationi temporum ac vicissitudini succumbens, propriorum civium ac filiorum nefanda prodicione subplantata insidiis jam antiquitus praeparatis subornata corrui, amisit imperium ac in varias partes discerpta infelices suos incolas novam coegit inquirere patriam.

So fiel Aegypten, Medien und die Persische Monarchie; so wurden die durch Kriegsglück und Tapferkeit eroberten Länder Alexanders des Großen wiederum auseinander gerissen;

So fielen Tyrus, Kartago, Griechenland und selbst Rom, die Herrscherin der Welt — nachdem sie das von der Vorsehung bestimmte Ziel erreicht, jedoch eine weit kürzere Zeit als Polen geglänzt hatte, — mußte dahin sinken, und uns in dem traurigen Andenken an ihre Macht und Größe, die Lehre zum Erbtheil lassen: Was für Folgen ausgeartete Sitten, Neid und Zwietracht der Großen im Lande, die schändliche Habsucht der Verräther des Vaterlandes, die Geringschätzung der Gesetze und die bis zur Zügellosigkeit getriebene Freiheit nach sich ziehen!

O anbetungswürdige Rathschlüsse des höchsten Wesens! Gott allein ist seinem Wesen nach unveränderlich; Er nur ändert Zeit und Stunden, wie der Prophet Daniel schreibt, Er setzt Könige ab und setzt Könige ein; er giebt den Weisen ihre Weisheit; er offenbaret was tief und verborgen ist; und weiß was in der Finsterniß liegt.

Ebenso schreibt Syrach: Gott läßt ein Volk nach dem andern herrschen, um ihrer Ungerechtigkeit und Bosheit Willen!

Diese Betrachtung muß unsere Herzen bis zu Thränen erweichen und uns Lehre der Weisheit werden. Gott sey Ehre in Ewigkeit!

Wie sind, theure Mitbürger! heute an diesem Orte versammelt, um, nach dem Verlust des Vaterlandes, dem großen Könige von Preußen zu huldigen, damit wir so unter seiner Regierung und seinem Schutze, als glückliche Unterthanen in Ruhe leben können.

Wenn wir aber auch in diesem neuen Zustande, in welchen uns die Vorsehung und die Verhältnisse der Zeit versetzt haben, über den Verlust unseres Va-

Sic corruiť Assyria quondam; sic Media; sic Monarchia ruit Persarum; sic Alexandri Magni virtute bellica comparatum, discerptum ruit imperium;

Sic Tyrus, sic Cartago, sic Graecia; sic ipsa mundi domina Roma, cum tempus sibi a providentia praefixum perduraverit, at certe longe brevius quam Polonorum florueret ac substiluerit imperium, corruiť tandem ac memoriam sui deflendam posteris relinquens, tantummodo docuit: qui sunt corruptorum morum fructus! quae discordiarum inter praepotentes magnates utilitas; quod avaritiae infamium patriae proditorum emolumentum; qui contemptarum legum effectus; qui denique libertatis in effrenatam licentiam versae sit modus et finis!

O veneranda Supremi decreta numinis! Ipse solus Deus natura sua immutabilis; ipse mutat tempora et aetates; transfert regna et constituit; ipse dat sapientiam sapientibus; revelat profunda et abscondita; novit in tenebris constituta, inquit propheta Daniel in cap. 11do.

Ipse transfert regnum de gente in gentem propter injustitias, contumelias, et diversos dolos, ait sacer textus in Ecclesiastico.

Nobis hinc lacrymae, luctus et doctrina, at Nomini Divino sit in aeternum gloria!

Venimus en tandem, o cives! in huncce locum hodie, ut, post amissum antiquae patriae imperium, sub tutela et dominio magni Borussorum Regis, praestito ei fidelitatis ac subjectio- nis homagio, felices et tranquilli subditi eius vivere possimus.

Si in eo statu jam res, disponente Deo, et natura rerum, quae nos circumdant, manebit; nemo optimorum virorum id nobis vitio vertet,

terlandes mit verwundetem Herzen trauern, und bei dem Anblick seines Grabes blutige Thränen weinen — welcher edel und billigdenkende Mann wird uns diesen Ausbruch des innigsten Schmerzes zum Vorwurf machen? Wir wissen, was wir waren, wir fühlen, was wir verloren haben, und kennen die Ursachen unseres Unterganges und unseres Jammers.

Alle um das verlorne Vaterland ehemals erworbenen Verdienste, dienen jetzt nur dazu unserem Schmerzgefühl mehr Nahrung zu geben. Wie könnten wir — unsern Brüdern, Verwandten und zerstreuten Freunden entrisen, — unsere Thränen zurückhalten, wenn wir erwägen, daß in diesem Augenblick wir jene, sie aber uns, als Fremdlinge, ansehen müssen. Doch wer kann sich dem mächtigen Verhängniß in den Weg stellen, oder wer mag sich gegen die ewigen Rathschlüsse des Himmels auflehnen? Wir fühlen uns wenigstens zum mindesten in der Hoffnung glücklich, daß die Keufseligkeit, Gnade und Weisheit des großen Monarchen, dem wir uns getrost unterwerfen, uns den erlittenen Verlust vergessen machen wird, und diese Hoffnung gründet sich auf die Seelengröße des besten Königs, den auch wir, als unsern Oberherren anzuerkennen hier versammelt sind, und erfüllt die ganze Nation mit frohem Muth.

Denn in ihm sehen wir einen Abkömmling des großen Brandenburg-Hohenzollernschen Hauses, dessen Familie von unsern ehemaligen Pfälzen, den Herzogen von Schlesien, bis auf Heinrich den dritten, Herzog von Slogau, Posen und Kalisch ihren Ursprung hat und mit dem Geschlechte der Jagellonen, dem einzig geliebten und wohlthätigen Fürstenstamme unserer Nation, durch Sophie, Kasimirs des vierten Tochter und Mutter Albrechts, des ersten Herzogs in Preußen, nahe verwandt ist.

ut cor et animus uniuscuiusque bonorum civium, perdita patria, non affligatur et non uberrimis perfundatur lacrymis. Scimus, quid fueramus; sentimus, quid amisimus; novimus, quo fonte derivato est omnium nostrorum clades et interitus.

Nostra huc usque in antiquam patriam merita jam non prosunt nobis, nisi ut dolorem augeant. Divulsi a fratribus, cognatis, consanguineis, amicis ad exteras ditones distractis, quomodo lacrymas temperare possumus, cum nos illis, illi nobis actutum deveniant exteri? At, quid tandem contra torrentem niti! Quid decretis omnipotentiae refragari! En felices nos saltem eo ad extremum putemus, dum certa spe hac inniti possumus quod humanitas, benevolentia ac sapientia magni ac potentissimi regis, cui subiicimur, iacturae, quam perpetimur, memoriam in nobis extinctura sit. Certe enim santa est optimi regis, cuius sceptrum amplecti venimus, magnanimitas, ut fas sit plena gentis nostrae gaudia sperare.

In hac regali magnae de Hohenzollern Brandenburgicae domus progenie, sanguinem Piastarum nostrorum per antiquos Silesiae principes ad Henricum usque III Glogoviensem, Pospaniensem et Calissiensem principem noscimus et adoramus, successione non interrupta perductum. Hic in hacce stirpe sanguinem Jagellonum nostrorum, principum gentis nostrae praecipue amantissimorum ac beneficorum per Sophiam filiam Casimiri IV et matrem Alberti Marchionis Brandenburgici, primi ducis in Prussia veneramur.

Sollte uns der Anblick eines Thrones, den das erhabene Geschlecht unserer Fürsten noch immer im Besiz hat, nicht Glückseligkeit ahnen lassen, wenn wir gleich unter namenlosen Widerwärtigkeiten unser Vaterland verlohren haben; oder sollte die Regierung eines Zweiges von jenem Erlauchten Stamme, nicht unsere sinkenden Hoffnungen dergestalt aufzurichten vermögend seyn, daß wir und unsere Nachkommen, unter seinem Schuz, den seligsten Genuß des Völkerglücks erwarten könnten?

Ihr habt alles zu erwarten, theure Mitbürger! denn in diesem Königlich-Brandenburgschen Hause ist die Redlichkeit, Großmuth, Gerechtigkeit und die väterliche Sorgfalt für das Wohl der ihm zugehörigen Provinzen, daß ich so sagen darf, erblich und macht den schönsten und glänzendsten Theil der Geschichte des Brandenburgschen Hauses aus.

Die Lebens- und Regierungsgeschichte des Churfürsten Friedrich Wilhelms, welchem die Auswärtigen sowohl, als dessen Unterthanen, den Namen des Großen mit Recht beilegen; die Geschichte Friedrichs, des ersten Königs in Preußen und die, des Großvaters unsers vielgeliebten Regenten Königs, Friedrichs Wilhelms des Ersten, enthalten so viele große und heldenmüthige Thaten und Beweise von Gerechtigkeit, Leutseligkeit und Wohlthätigkeit gegen ihre Unterthanen, daß wir verwaiste Erdbürger uns sicher mit der Hoffnung schmeicheln können, in dem Enkel und Urenkel so gloriwürdiger Regenten, bei welchen die Königlichen Tugenden erblich waren, zum Heil unserer Nachkommen mehr einen Vater als einen Beherrscher zu finden.

Richten wir endlich unsere Betrachtung auf Friedrich des Zweiten Regierung und auf das, was er um sein Volk zu beglücken unternommen, welche frohe Hoffnung zukünftigen Glückes belebt uns dann!

Haec sacra nobis itaque domus exiguanne spem felicitatis ac futurae prosperitatis nobis, qui tantis nunc calamitatibus, amissa patria, operimur, policeri videatur? Nonne regis, eiusmodi Domus pronepotis imperium sufficeret ad erigendam spem nostram, usque adeo ut et nos ut posteri nostri sub eius regno, optima felicitate perfrui certo speremus?

Ita est boni cives et auditores optimi, in hacce insuper regali Brandenburgica domo, hereditate (ut ita dicam) possessa semper ista probitas, magnanimitas, recta ratio, iustitia ac subditarum sibi provinciarum paterna in prosperitatem earum sollicitudo, quae maximam; eximiam et pulcherrimam historiarum domus Brandenburgicae partem constituit.

Historia vitae ac imperii Friderici Guilielmi, Electoris, ab exteris et a subditis iure meritoque Magni nuncupati; historia Prussiae Friderici, primi Prussiae Regis, Friderici Guilielmi I. regis, qui mox felix atque clemens nostras regiones regnabit, tot facta vere heroica iustitiae humanitatis ac benevolentiae paternae in subditos suos exhibent, ut securi ac felices in hanc spem erigamus, quod in pronepote tantorum regum, ubi hereditaria est probitas, iustitia et humanitas, amissa nunc antiqua nostra patria, patrem potius quam dominum, in prosperitatem etiam posterum nostrorum inveniverimus.

At quid denique! Si regnum Friderici II. ejusque acta ad reddendam gentem suam felicem inspiciamus? Quae tandem spes futurae felicitatis nobis affulget?

Stammt doch dieser nordische Salamo, der groß als König, als Mensch und Weltweiser war, ebenfalls aus dem Geschlecht jener alten Fürsten. Er nun, der gekrönte Philosoph lehrt in seinen nachgelassenen Werken:

»Jeder König ist der erste Diener seiner Nation, der erste Beamte in seinen Staaten. Er ist verpflichtet, von allen Einkünften und Auflagen denjenigen Rechenschaft zu geben, von welchen er dieselben erhoben und unter keiner andern Bedingung darf die Nation ihre Abgaben entrichten, als daß der Regent streitbare und tapfere Heere daraus unterhalte, die das Vaterland vertheidigen und die Würde des Regenten sicher stellen; daß er die Verdienste seiner Unterthanen belohnen, die Unglücklichen unterstützen, die Gefallenen erheben und sich in dem Glanz und mit der Freisinnigkeit zeige, welche das allgemeine Beste und die Ehre der ganzen Nation erfordern.«

O! Worte, welche in Gold und Ebernholz eingegraben zu werden verdienen! Sie vermögen alle Völker der Erde einer solchen Regierung unterwürfig zu machen! So denkt und schreibt der Oheim Friedrich Wilhelms, unsers gnädigsten Königs. So waren aber auch von jeher die Regierungsgrundsätze des Königlich-Brandenburgischen Hauses, die nur von Friedrich dem Großen in eine schriftliche Urkunde übertragen, um sie für die Nachwelt aufzubewahren.

Wer sollte nun wohl um seine bürgerliche Freiheit besorgt seyn; wenn er sich einer so milden, vom Geiste der reinsten Lebensweisheit und Gerechtigkeit beseelten Regierung unterwirft. Laßt uns also dem Zweige eines so edeln glorreichen Stammes, dem Könige, der auch für uns der Geliebte heißt, den Eid der Treue und des Gehorsams darbringen! Seinen Thron umgibt die Gerechtigkeit, die Milde seiner Regierung, seine Gnade, Herablassung und Vater-

Ex hac regia stirpe prodit ille septentrio-
nis Salomo, Fridericus II. magnus vir, mag-
nus philosophus. Ille docet in libris a se re-
lictis:

„Quilibet regum (inquit philosophus ille
„coronatus) Quilibet regum, primus nationis
„suae famulus, primusque gentis suae minister;
„ex omnibus tributis et censibus tenetur ratio-
„nem dare illis, a quibus thesauros hujusmodi
„percipit, ac non aliter ei natio persolvit tri-
„buta, nisi ut hinc ille cives populumque de-
„fendat virtute armorum ac exercituum, quos
„conservat, ut dignitatem suam, qua prae emi-
„net, condigne sustineat, ut meritis subditorum
„parem rependat gratiam, virtutes civium re-
„muneret, infelices adjuvet, lapsis succurrat,
„ibique tantummodo splendidum ac liberalem
„se exhibeat, ubi gentis totius utilitas, com-
„modam et honos id exiget.“

O verba auroque cedroque digna, quae
cunctas terrarum gentes tanto regno subjugare
sunt apta! Haec vox est magni patrum Fride-
rici Guilielmi, nostri nunc clementissimi regis;
haec regula est regiae Brandenburgicae domus,
a Friderico II. magno rege litteris ad posteros
consignata. Quis igitur libertati suae timebit
subjiciens se regno totae humanitatis ac sane
philosophiae spiritu animato?

Tanti talisque sanguinis nepoti, regi jam
nostro nobilissimo ac magnanimo juramentum
fidelitatis ac obsequii hodie praestandum nobis
est, cujus thronum circumdat iustitia, exornat
humanitas, honestat clementia, decorat svavis
affabilitas, illustrat paterna in populum suum

sorge für sein Volk sind uns bekannt, sein Schutzgeist ist reine Religion — und sein Diadem Weisheit und Volksliebe.

Könnte ein solcher Regent uns den freien Gebrauch unsrer Gesetze untersagen, Er, der nur allein auf den Zweck hinwirkt, die ihm anvertrauten Staaten glücklich zu machen? oder könnte Er unsere heilige Religion, die Vorrechte unseres Adels, und unser rechtmäßig erworbenes Eigenthum schwälern? Könnte Er, der in allen seinen Staaten für die Erhaltung der hergebrachten Gewohnheiten, ihre Altäre, das Privatvermögen und die Rechte der Menschheit unablässig sorgt, Wohlgefallen daran finden, unserm Nacken das Joch der Dienstbarkeit aufzulegen? Er, der am Besten weiß, daß das größte Glück und der höchste Ruhm eines Regenten darin besteht: nicht über Sklaven, sondern über freie Menschen zu herrschen. Wer könnte wäghen, daß Friedrich Wilhelm der beste König, die Wonne und der Stolz seines Volks, uns, seine neue Unterthanen und Vasallen, als Sklaven behandeln und nicht vielmehr als Vater und Beschützer, unsre Rechte, unser Glück und unsre Ruhe aufs Beste erhalten und befördern werde?

Laßt uns also, theure Mitbürger! ohne Rückhalt und Mißtrauen, zum Throne unseres großen und gnädigsten Königs Friedrich Wilhelm hintreten und ihm feierlich huldigen!

Wenn ehemals das eibliche Versprechen der Könige von Polen, die Verträge der Nation über die Aufrechthaltung ihrer Gesetze, Freiheiten und Gerechtfame verbürgte: so scheint uns jetzt die dem Brandenburgischen Hause angekommene Herzensgüte Gerechtigkeit und Seelengröße, besonders aber die Volksliebe des allerdurchlauchtigsten Königs Friedrich Wilhelms — den wir nunmehr auch unsern König und Herrn nennen — ebendasselbe zuzusichern und vernichtet alle unsre Besorgnisse in Ansehung unserer heiligen Religion, ihrer freien Uebung, unserer Privi-

caritas, instruit religiosa in coelum pietas, coronat amor humani generis et sapientia.

Illene nobis libertates legum nostrarum negabit? Qui gentes sibi subditas, felices reddere unice satagit; illene nobis privilegia religionis, nobilitatis ac proprietatis legitimae possessionum nostrarum imminuet? Qui in tot provinciis juris sui, unicuique eorum suos ritus, sua altaria, sua bona, suas libertates sacrosancte conservat et conservare praecipit; illene cervicibus nostris jugum servitutis injicere gaudebit? Qui regnare liberis gentibus, non mancipiis novit esse summam regum felicitatem et gloriam: quis arbitrabitur Guilielmum regum Optimum, qui gentis suae deliciae ac regni sui decus est et propugnaculum, nos novos advenientes subditos et vasallos, tanquam servos ac mancipia in servitute duram tractaturum, et non potius patrem ac dominum clementissimum, bono nostro, libertati felicitati et tranquillitati nostrae optime fore provisurum?

Tuti igitur omnique metu soluti accedamus, o cives! ad firmandam jure jurando nostrum potentissimo Friderico Guilielmo, regi nostro clementissimo, homagium.

Nam quod nobis pollicebatur olim fides regum Poloniae ad invicem nationi praestari solita, pacta conventa, dicta de manutenendis nostris quondam legibus, libertatibus ac juri-bus; id ipsum innata ac hereditaria domus Brandenburgiae probitas, justitia, magnanimitas, benignitas, id humanitas serenissimi Friderici Guilielmi, regis jam nostri, et Borussiae praestare nobis videtur hodie, securos nos reddens jurium, religionis, libertatis, privilegiorum ac possessionum nostrarum. En iterum

legien und Eigenthums-Rechte. Selbst darin scheint ein glückliches Loos für uns zu liegen, daß zur Abnahme unseres Huldigungs-Eides, der wirkliche Geheimne Staats- und dirigirende Minister Freyherr v. Schrötter, von Er. Majestät dem Könige erwählt und bevollmächtigt worden ist; ein Mann, der Einsicht und Rechtschaffenheit, Gewandtheit in Staats-Geschäften, Urbanität und Gefälligkeit der Sitten in sich vereinigt und uns allen um so schätzbarer seyn muß, als die Vorfahren seines Geschlechts und Namens, am Busen der Freiheit des ehemaligen Polens genährt und unter der Hegide unserer alten vaterländischen Gesetze gepflegt und erzogen sind. Durch die Vermittelung eines solchen Mannes können wir, mit desto größerem Vertrauen, unser Anliegen in Aussehung der Gesetze, des Adels und der übrigen Gerechtfame, zum Thron des Königs gelangen lassen, und dieser sein Staatsminister, der den Werth unserer Rechte am besten kennt, wird unsre Anträge auch gewiß auf das Kräftigste unterstützen.

Wir können uns also ohne Furcht dem Zepter unseres Königes unterwerfen, da wir voraus sehen, daß Er unsere Gesetze, unsere Religion und unsere Tempel unverlezt erhalten, einen jeden bei dem rechtmäßig erworbenen Besitz seiner Güter, Privilegien und Rechte schützen, uns den Gebrauch unsrer Muttersprache in gerichtlichen Handlungen, Urtheilen und obrigkeitlichen Verfügungen beibehalten läßt; und die Auswahl der Richter und anderer obrigkeitlichen Personen den Bürgern selbst, welche die Brauchbarkeit eines jeden zur Verwaltung eines öffentlichen Amtes am besten kennen, als ein Vorrecht aus Gnaden bewilligen werde. Die Erfüllung unsrer Wünsche wollen wir durch die Vermittelung des gegenwärtigen Staats-Ministers und Bevollmächtigten des Königes erstehen. Was verlieren wir denn, wenn unsre Bitten gewährt werden?

vel id ipsum etiam prospere nos functuros pollicetur fortuna, quod ad recipiendam fidem homagii ac jurisjurandi nostri, nomine serenissimi et potentissimi regis, is nobis hodie designatus sit legatus cum plena auctoritate, illustrissimus ac excellentissimus liber Baro de Schroetter, consiliarius intimus ac supremus dirigens minister regius, cujus probitas sapientia, urbanitas, nobilis morum suavitas ac plena dexteritas in agendo ac prudentiae comitas, eo majoris in communi nostrum aestimatione sunt pretii, quod ejus nomen et familia illustris ejus prosapiae, in sinu libertatis polonae, ac sub nobilissimis patriae antiquae nostrae legibus progenita sit et enutrita. Hinc et nos postulationes nostras pro legibus, libertatibus et jure nostris exponemus ad majestatem regiam per manus tanti viri, majori longe cum fiducia. Et ille, vir nobilissimus, intime persuasus ac sentiens quanti jura nostra ac libertates valeant, effectum postulationum nostrarum urgebit efficacius.

Quid tandem timebimus imperio tanti regis subjici; si leges nostrae nobis relinquentur; si religio ac ecclesiae nostrae protectae ac intactae manebunt; si proprietates bonorum, privilegia ac jura uniuscujusque, nobis benigne conservabuntur; Si lingua et idioma nostrum maternum in judiciis, decretis ac magistratibus, amagnanimitate optimi regis permittetur? Si electio judicum ac magistratum ipsismet civibus, utpote melius sese ad invicem, quid unusquisque valeat ad aliquod officium, cognoscentibus benevolenter sit permessa — quae singula enixis precibus per te, vir nobilissime, illustrissime ac excellentissime domine minister regie, a majestate regia humillime expostulamus — quid igitur amittimus?

Nur der Name unseres Vaterlandes wird zufällig verändert, in der That aber unser Glück und Wohlstand erhöht und sicher gestellt. Ist Preußen, dem sich jetzt unsre Provinz anschließt, nicht eben sowohl unser Mutterland, als Litthauen, Kurland, Samogitien, Moskau und die übrigen zum ehemaligen Pohlen gehörige Provinzen? Alle Einwohner jener Staaten sind von Alters her mit uns verwandt und verbrüderet. Selbst die Preussische Nation war bis auf diesen Zeitpunkt durch die Bande des Bluts, Familienverhältnisse, Recht, Gewohnheiten, durch den Einfluß des Himmel-Strichs, Sitten und Gebräuche mit uns verbunden. Wenn also die Gnade des Königs uns unsre Rechte, unsern Adel, die kirchliche und bürgerliche Freiheit läßt. — O: dann grüßen wir unser neues Vaterland — längst ersehntes liebenswürdiges Vaterland — worin wir die von jeher verschwiferte Nationen beisammen finden. Hier sehen wir Gnesen die Wiege des ehemaligen ausgebreiteten Reichs, sehen Danzig, die alte Handelsstadt; sehen Warschau, die berühmte Königsstadt; Posen, Kalisch und Plozk, wo die alten Herzoge ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatten; finden wieder Culm, Thorn, Graudenz, Heilsberg, Marienburg, die weltberühmten Burgen und Pflanzstädte der alten Ordensritter. Es muß uns entzücken, daß auch die alten ehrwürdigen Denkmäler der polnischen Edeln, jetzt mit uns und gleichsam als Bilder von uns selbst, in den Regierungsbezirk des großen Königs von Preußen übergegangen sind. Hiedurch gewinnt es das Ansehen, daß wir in unserm Vaterlande, den Namen abgerechnet, nichts verändert und erneuert finden. Zwar kommen wir unter die Herrschaft einer neuen Dynastie von Königen, welche das Erbrecht auf den Thron bringt; allein da in ihnen noch das Blut der Piasten und Jagellonen fließt, welches jedem polnischen Eingeseffenen heilig und ehrwürdig war; so können Wir auch dieses als ein glückliches Loos ansehen, und uns dessen

Immutabitur forte nomen nostrum et appellatio, at felicitas et prosperitas civium certe adaucta manebit. Quid enim est Prussia, cui adjungimur, si non germana, ut ita dicam, soror Lithuaniae, Curoniae, Samogitiae, Moscoviae aliarumque plurium Poloniae provinciarum? Illae gentes antiquitus sunt nobis affines, cognatae et consanguineae. Gens Borussiae nobis sanguine, familiis, moribus, institutis, consuetudinibus, climate, usibus plurimisque jüribus hactenus conjuncta fuerat. Si igitur benignitas regia conservare nobis jura nostra dignabitur; si praerogativas nobilitatis ac privilegia ecclesiarum et civium sarta tecta et manu tenenda disposuerit: en! novam nobis patriam, eo magis desideratam ac amabilem, quod antiquitus cognatae nationi adlecti inveniamus in illa: primum illum Poloniae nidulum Gnesnam; antiquissimum emporium Gedanum; praeclearam regum sedem Varsoviam; perantiquas polonorum principum quondam urbes. Posnaniam, Calisam, Plockum, celeberrimas crucigerorum equitum sedes et colonias. Culmam, Thorunium, Graudentium, Heilsbergam, Mariaeburgum. Antiquissima denique veterum polonorum in plurimis adjunctis provinciis monumenta, in ejusdem magni regis ditioe simul nobiscum, ac quasi nostra videre laetamur adeo ut mutata patria nihil nobis immutatum nec innovatum videretur, nisi nova dynastia regum, qui hereditario iure nos abhinc dominabuntur: iidem vero, cum sint Piastarum ac Jagellonum sanguine prognati — sanguis Polonis semper carus et adorandus — nihil nobis obvenire po-

um so mehr freuen, als die milden Regierungsgrundsätze des ganzen Königlich Preussischen Hauses, unsere Gerechtsame, unser Eigenthum und die Rechte unseres Adels zu verbürgen scheinen.

Laßt uns also mit getrostem Muthе unserm gnädigsten Könige den Huldigungs Eid schwören! Zur Ehre der Nation darf ich aber auch nicht verhehlen, daß die Treue, Liebe und innigste Unhänglichkeit der polnischen Unterthanen zu ihren Königen, sich nicht sowohl auf ihren geleisteten Eid, als vielmehr auf den Charakter der Nation und dem, jeden polnischen Eingeseffenen angebohrnen Patriotismus stützte; weil das gesammte Volk jederzeit in seinen Königen, die zärtlichsten Väter fand und verehrte, und von Liebe für sie so hingerissen ward, daß es zu ihrer Vertheidigung und zur Aufrechthaltung der Regierungsform sein Hab' und Gut, Blut und Leben mit Enthusiasmus hinzuopfern immer bereit war. Wenn jene herrschsüchtigen und übermüthigen Großen im Lande, jene zügellosen und despotischen Satrapen mit dem boshaften Werke umgingen, sich auf den Ruinen des Vaterlandes Palläste zu erbauen; wenn sie unter dem Vorwande, die öffentliche Wohlfahrt zu sichern, das Volk gegen seine Könige aufwiegelten und unter dem schuldlosen Haufen, Aufruhr und Empörung rege machten: so gehören diese auch gewiß zu derjenigen Klasse von Bürgern, von welchen Tacitus sagt: sie hassen die Regierung, weil sie selbst nicht herrschen.

Die Könige waren ihnen verhaßt, weil sie selbst von einer unsinnigen Herrschsucht befallen waren.

Diese schändlichen Verräther des Vaterlandes sind die Urheber unseres allgemeinen Jammers, die gänzliche Zernichtung unserer politischen Existenz ist das Kunststück ihrer Vöberei.

Doch der große Haufen der polnischen Nation war seinen Königen jederzeit mit so vieler Treue ergeben, daß Sigismund der erste sich vor dem ganzen Europa rühmen konnte: »in dem Schooße jedes Un-

tuit optabilius, maxime cum et humanitas domus regnantis nobis spondere videtur jura nostra, possessiones ac libertates.

Macte animo igitur homagium nostrum serenissimo regi nostro, fide juramenti confirmabimus; at liceat id ad gloriam gentis dicere: quod fidelitas, amor ac pietas addictissima civium Poloniae in reges suos non juramentis praestitis, sed genio ac virtuti innatae Polonorum semper tribuebantur, cum in regibus suis patres potius amatissimos antiquitus gens tota veneraretur, et eo amore in reges suos veteres serebantur poloni, ut eorum defensionem eorumque imperiis omnia bona sua, vitam et sanguinem libenter impendere semper essent parati. Si quandoque arrogantes ac opibus superbi magnates, si insolentes illi ac imperiosi satrapae, illi qui domos proprias super ruinis patriae extollere moliebantur, motus civicos contra reges, sub praetextu tuendae quasi libertatis publicae, commoverant, ac innocuos cives ad seditiones et tumultus excitaverant; ille certo huic classi civium adnumerari merebantur, de quibus Tacitus: oderunt, inquit quia non regnant.

Ideo regibus erant molesti, quia ipsi regnare temere cupiebant.

Hi perditae patriae proditores et in praesenti nostrum omnium clade primi fuere motores, et novissima statuum regni dissolutio, eorum est nefandum opus et facinus.

Sed massa (ut ita dicam) totius Polonorum gentis semper adeoque regibus suis fuit ad dicta et fidelis, ut Sigismundus I. coram universa Europa gloriari gauderet: quod in sinu

terthans sorglos und sicher schlummern zu wollen. « Ein solcher Geist belebte von jeher die polnische Nation. Eben so treu und redlich werden sich auch die polnischen Einsaassen gegen ihren König Friedrich Wilhelm beweisen; denn sie sehen es nur zu wohl ein, daß ihnen das Glück wohlgewollt, und sie in ihm den besten Landesvater gefunden haben. Wenn denn nun unser altes Vaterland verlohren gegangen und keine Aussicht zu dessen Rettung übrig geblieben ist: so schmiegt sich jetzt unsre süße Hoffnung an die Herzensgüte unseres besten Königes, von dem wir zuversichtlich erwarten, daß Er uns den erlittenen Verlust ersetzen, und unser Glück und unsre Wohlfahrt befördern werde! Laßt uns also mit dieser tröstlichen Hoffnung zur Ableistung des Eides herantreten, und dabei der alten Sitte eingedenk bleiben, welche von allen Regenten, selbst der barbarischen Nationen, als eine geheiligte Regel jederzeit beobachtet worden ist: Daß die Könige den Tag, an welchem ihnen neue Unterthanen und Vasallen huldigen, dadurch ehrenvoll auszeichnen, daß sie den Bitten und den Anträgen ihrer neuen Bürger gnädiges Gehör geben und ihnen willfahren, die Landesverwiesenen zurückberufen, sie begnadigen, die Gefangenen ihrer Fesseln entledigen, und überhaupt ihre Liebe durch herablassende Güte und Gnadenbezeugungen in solchem Grade zu gewinnen streben, daß die ganze Masse des Volks mit frohem Glücksgefühl dem neuen Regenten dienen, und ihn mit ganzer Seele lieben möge.

Eben diese Erwartung belebt auch uns bei der Huldigungsfeier des heutigen Tages, an welchem wir unsere demüthigen Bitten wegen der Aufrechthaltung unserer Privilegien, Besitzrechte und der Gerechtfame unseres Adels, der Majestät des Königes, unter dem Vorwort seines bevollmächtigten Ministers, zu Füßen legen, und uns einer huldreichen Erhörung mit Zuversicht getrösten. Glücklich ist das Land, welches ein edelgedenkender König beherrscht!

unius cujusque Polonorum suorum tuto et secure somnum capere posset. Ejus modi spiritu semper animabantur Poloni; tales se praestabunt et nunc potentissimo suo regi Friderico Guilielmo, dum patrem optimum, uti alias iis contigit, in tanto rege invenerunt. Cum itaque, amissa antiqua patria nostra, jam cuncta ad perniciem profligata et perdita nobis videantur; en unica spes nostra in summa optimi regis bonitate posita, omnis felicitatis et amissae et futurae supplere locum est credenda atque hac spe freti ad homagium praestandum accedamus. Recordandum vero nobis est etiam atque etiam, quod antiquissima sit regum et principum consuetudo, ipsis met barbaris gentibus usitata ac quasi lege firmata, nimirum quod eodem die, quo novi subditi ac vasalli fidem praestitam homagii jurejurando confirmant, ipsi reges honori ducant, omnes petitiones et preces subditorum benigne recipere ac adimplere, ipsosque accusatos, exales, aut carceribus inclusos libertate donare, eam ob causam ut universi felices et jucundi nuxo regi serviant ac certi suarum legum optimo principi ex corde faveant.

Tali eademque spe et nos hodie reerenti, dum homagii fidem praestamus, preces ac postulationes nostras pro juribus, libertatibus, privilegiis ac ceteris nostris, humillime simul cum homagio nostro majestati regiae per manus illustrissimi ac excellentissimi domini ministri cum auctoritate plena legati offeremus, certi quod felicem et optatum sortientur vota nostra effectum. Nam beata terra est illa, cujus rex nobilis est.

Dieselben Gedanken spricht Claudian der Dichter aus, indem er sagt:

Man irret sehr, wenn man unter einem solchen Regenten Sklaven suchen wollte. Nirgends ist die Freiheit süßer, als unter einem guten Fürsten.

Daß dies Wahrheit sey, fühlen wir, meine theuren Mitbürger und Zuhörer! wenn wir auf jene Völker, die seit langer Zeit unter dem Zepter der Könige von Preußen leben, unsern Blick werfen. Welches Glück, welche Ruhe und welche wahre Zufriedenheit genießen sie unter dem Schutze ihrer Landesgesetze, die auch selbst dem Monarchen heilig und unverletzlich sind! Seht auf unsere Brüder in Südpreußen, sie, ihre kirchlichen und bürgerlichen Rechte, ihr Besitz und Eigenthum, ihre Gerechtfame und Privilegien bleiben unangestastet, ja was noch mehr, sie sind mit höheren Vergünstigungen und Wohlthaten beglückt worden!

Auch wir können uns dieses Glück weiffagen, denn uns schützt und nährt ebenderselbe große König mit seiner Milde thatigkeit, Gnade und Gerechtigkeit.

Wenn einst unsere Hoffnungen zur Wirklichkeit gereift sind, und die wohlthätige Erfahrung uns und unsern Nachkommen, die Selbstständigkeit unseres glücklichen Zustandes bewährt haben wird; dann wollen wir dasselbe Lob von der Regierung Friedrich Wilhelms unsres grädigsten Königs und Herrn, bis in die fernste Zukunft überall hin verbreiten, welches Claudian von der glücklichen Regierung eines der besten und edelsten Regenten, bis zu unserm Zeitalter aufbehalten hat:

„Auch Brutus würde unter einer solchen Regierung zu leben wünschen; Fabritius würde sich zum Hofe des Regenten hindrängen und selbst die Freiheit athmende Catonen würden unter ihm die Dienstbarkeit lieb gewinnen.“

O! quam optime itaque dixit Claudianus
Poeta:

Fallitur, egregio quisquis sub principe
credit

Servitium, nunquam libertas gratior
exstat.

Ita est, o cives boni et auditores optimi!
Inspiciamus illas gentes et nationes, quae ab
ultima temporum memoria jam subsunt magni
regis Borussorum scepro. Quanta felicitate,
tranquillitate ac vera civili libertate optima,
sub iisdem legibus fruuntur, quibus et ipse
rex justissimus parere nunquam recusat? Vi-
deamus concives et fratres nostros non ita
pridem meridionali Prussiae adlectos: quomodo
eorum jura religiosa et civilia, possessiones,
libertates et privilegia intacta relicta, novis
gratiis et beneficiis sint adaucta.

Idem et nos nobis tuto polliceamur, nam
eadem magni regis bonitas, humanitas et ju-
stitia spes nostras alit, eriget et confirmat.

Cum autem re ipsa spes nostras adimple-
tas, nos cum posteris nostris felici experien-
tia comprobabimus; cum beatos nos et plene
fortunatos, ut nunc speramus, in posterum cum
laetitia et gaudio videbimus: illud de imperio
ac regno Friderici Guilielmi, regis, domini no-
stri clementissimi, ad universum terrarum or-
bem atque ad seram posteritatem transmittemus
judicium, quod Claudianus poeta de felici regno
unius ex summis et optimis imperatoribus ad
nostram usque transmittit aetatem.

Nunc Brutus amaret.

Vivere sub regno; tali succumbe-
ret aulae

Fabricius; cuperent ipsi servire
Catones.

II.

Die Angriffe der berliner evangelischen Kirchenzeitung auf die Gymnasien

zum zweiten Male zurückgewiesen

von Dr. F. A. Gotthold.

(Angehängt ist eine Beilage ähnlichen Inhalts.)

Die berliner sogenannte Evangelische Kirchenzeitung beginnt das Jahr 1842 mit einem Vorwort, welches die ersten 44 Spalten einnimmt und eine Reihe frommer Wünsche ausspricht, fromm in doppeltem Sinne, nemlich im Sinne des Frömmelnden, und im Sinne der *pià desideria*, insofern sie wenigstens größtentheils niemals ihre Verwirklichung gewinnen werden — es müßte denn sein, daß das Volk der Deutschen es nicht mehr fühlt, wenn man ihm seine Haut über die Ohren zieht und es unter frommen Gesängen des Mittelalters und der genannten Kirchenzeitung bei lebendigem Leibe schinden will.

Was nun die E. K. gegen die Geistlichen und die Kirche, das Christenthum, die Universitäten, den Staat und das gesammte Volk frevelt, lasse ich unbesprochen und setze voraus, daß es keinem Fache und Stande an Patrioten fehlen werde um die ihnen und dem Vaterlande zugebachtete Schmach auf die E. K. zurückzuwälzen. Was aber die wiederholten Angriffe auf die Gymnasien und ihr Christenthum anlangt, so setze ich mich genöthigt das erst aus den Händen gelegte Schwert aufzuheben zu ergreifen, nicht das weltliche, zu welchem, in Ermangelung guter, d. h. der Wahrheit entsprechender Gründe, die E. K. und die hierarchischen Frömmelergar zu gern ihre Zuflucht nehmen und gleich mit dem Geschrei bereit sind: Er lästert Gott, er beleidigt die Majestät, er verführt die Jugend, er verräth den Staat, — nicht dies Schwert der weltlichen Macht, sondern das Schwert der Wahrheit.

Zwar will ich es nicht läugnen, daß ich mich in einem Alter, das Ruhe und Frieden liebt, zu diesem Kampfe nicht dränge und ihn gern rüstigern Streitern überließe, aber — aber — ungern möcht' ich den Gymnasialdirektoren und Lehrern einen Vorwurf machen — aber unsere Feinde sind unaufhörlich auf dem Kampfplatze und fordern uns heraus und warten vergebens auf ihren Gegner.

Denn so viele von euch die tapfersten aller Achäer,
Auch euch fehlt der entschlossene Muth zum Kampfe mit
Hektor.

Nein, das klingt zwar ganz homerisch, aber es paßt nur die Erscheinung, nicht der Grund. Auch unter uns wird es an einem Agamemnon, Diomed, Ajax, Idomeneus, Meriones und Ulysses nicht fehlen, vielmehr fehlt es den heutigen Barbaren an einem Hektor, und man verachtet den Gegner, wie der Löwe den Ritter von der traurigen Gestalt. Aber in Folgendem versteht man's meines Erachtens. Stellen die Feinde Einen Kämpfer, oder zwei, oder drei, oder ein Duzend, so könnten wir allerdings ihren Fechtübungen müßig und unbesorgt zusehen. Allein sie kommen wie ägyptische Landplagen, wie Heuschreckenschwärme, wie späte Nachtfröste, und verheeren die hoffnungsvollen Saaten des Christenthumes, der Griechen, der Römer, der Reformation, der Humanität, der Sittlichkeit, der Freiheit. Ein Kampf gegen solche Feinde bleibt immer „des Schweißes der Edlen werth“, wiewohl meistens der Schweiß der Presse schon genügen wird. Dieser kann aber nicht erlassen werden, so oft die Berliner E. A. ihr Haupt aus dem Sumpfe erhebt und die theuersten Güter des Menschen begeistern will. Denn auch das darf nicht gesagt werden, daß die Welt und ihre Geschichte auch ohne uns ihren Gang gehn werden; das wäre ja der entschiedenste Fatalismus. Wollten wir die Welt als eine Maschine betrachten, so müßten wir wenigstens gestehen, daß alles Hebel in dieser Maschine ist, und daß unter den Hebeln der mensch-

II.

Die Angriffe der berliner evangelischen Kirchenzeitung auf die Gymnasien

zum zweiten Male zurückgewiesen

von Dr. F. A. Gotthold.

(Angehängt ist eine Beilage ähnlichen Inhalts.)

Die berliner sogenannte Evangelische Kirchenzeitung beginnt das Jahr 1842 mit einem Vorwort, welches die ersten 44 Spalten einnimmt und eine Reihe frommer Wünsche ausspricht, fromm in doppeltem Sinne, nemlich im Sinne des Frömmelnden, und im Sinne der *pia desideria*, insofern sie wenigstens größtentheils niemals ihre Verwirklichung gewinnen werden — es müßte denn sein, daß das Volk der Deutschen es nicht mehr fühlt, wenn man ihm seine Haut über die Ohren zieht und es unter frommen Gesängen des Mittelalters und der genannten Kirchenzeitung bei lebendigem Leibe schinden will.

Was nun die E. K. gegen die Geistlichen und die Kirche, das Christenthum, die Universitäten, den Staat und das gesammte Volk frevelt, lasse ich unbesprochen und setze voraus, daß es keinem Fache und Stande an Patrioten fehlen werde um die ihnen und dem Vaterlande zugebachte Schmach auf die E. K. zurückzuwälzen. Was aber die wiederholten Angriffe auf die Gymnasien und ihr Christenthum anlangt, so setze ich mich genöthigt das erst aus den Händen gelegte Schwert aufzuheben zu ergreifen, nicht das weltliche, zu welchem, in Ermangelung guter, d. h. der Wahrheit entsprechender Gründe, die E. K. und die hierarchischen Frömmeler gar zu gern ihre Zuflucht nehmen und gleich mit dem Geschrei bereit sind: Er lästert Gott, er beleidigt die Majestät, er verführt die Jugend, er verräth den Staat, — nicht dies Schwert der weltlichen Macht, sondern das Schwert der Wahrheit.

Zwar will ich es nicht läugnen, daß ich mich in einem Alter, das Ruhe und Frieden liebt, zu diesem Kampfe nicht dränge und ihn gern rüstigern Streitern überlasse, aber — aber — ungerne möcht' ich den Gymnasialdirektoren und Lehrern einen Vorwurf machen — aber unsere Feinde sind unaufhörlich auf dem Kampfplatze und fordern uns heraus und warten vergebens auf ihren Gegner.

Denn so viele von euch die tapfersten aller Achaier,
Auch euch fehlt der entschlossene Muth zum Kampfe mit
Hektor.

Nein, das klingt zwar ganz homerisch, aber es paßt nur die Erscheinung, nicht der Grund. Auch unter uns wird es an einem Agamemnon, Diomed, Ajax, Idomeneus, Meriones und Ulysses nicht fehlen, vielmehr fehlt es den heutigen Barbaren an einem Hektor, und man verachtet den Gegner, wie der Löwe den Ritter von der traurigen Gestalt. Aber in Folgendem versteht man's meines Erachtens. Stellten die Feinde Einen Kämpfer, oder zwei, oder drei, oder ein Duzend, so könnten wir allerdings ihren Fechtübungen müßig und unbesorgt zusehen. Allein sie kommen wie ägyptische Landplagen, wie Heuschreckenschwärme, wie späte Nachtfröste, und verheeren die hoffnungsvollen Saaten des Christenthumes, der Griechen, der Römer, der Reformation, der Humanität, der Sittlichkeit, der Freiheit. Ein Kampf gegen solche Feinde bleibt immer „des Schweißes der Edlen werth“, wiewohl meistens der Schweiß der Presse schon genügen wird. Dieser kann aber nicht erlassen werden, so oft die Berliner E. K. ihr Haupt aus dem Sumpfe erhebt und die theuersten Güter des Menschen begeistern will. Denn auch das darf nicht gesagt werden, daß die Welt und ihre Geschichte auch ohne uns ihren Gang gehn werden; das wäre ja der entschiedenste Fatalismus. Wollten wir die Welt als eine Maschine betrachten, so müßten wir wenigstens gestehen, daß alles Hebel in dieser Maschine ist, und daß unter den Hebeln der mensch-

liche Geist zu den wirksamsten gehört. Friedrich Wilhelm I. brauchte nur ein wenig starrsinniger überhaupt oder auch nur damals zu sein, als Friedrich II. auf seiner Flucht ergriffen war, und der Kopf des größten Preußen fiel, und unser Vaterland — wer wagt es zu denken, was es jetzt wäre? Soviel kann von einer Einzigen Vorstellung abhängen. Wir eilen ein fremdes Kind aufzurichten, das wir auf der Straße fallen sehen, und wir sollten die Hände in den Schooß legen, wenn hierarchische Frömmerei Tausend und aber Tausend Mitchristen zu Falle bringen und ihnen das Joch des Aberglaubens, der Dummheit, der Knechtschaft auslegen will? Nein, ihr edelen Freunde eines vom Sonnenglanze der Wahrheit erleuchteten Christenthumes, ihr Freunde der Humanität, der Wissenschaft, des Fortschrittes, des Vaterlandes und seiner angestammten Fürsten, und mit Einem Worte, alles Guten und Schönen, vergeßt es nicht, ich beschwöre euch bei Allem, was heilig ist, vergeßt es nicht:

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten, und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten.

Und hier sind Tausende zu erhalten und Tausend schon verlorene zu retten.

Wendet man mir vielleicht ein, die Verläumdungen der Gymnasien seien schon oft zu Schanden gemacht, und die berliner G. R. stehe in gar zu schlechtem Rufe, so muß ich dies zwar zugeben, aber gleichwohl zu den Waffen rufen. Dürften wir uns mit der Vergangenheit begnügen, so dürfte es auch die R. Z.; aber sie begnügt sich nicht, sondern setzt unaufhörlich von neuem an. Sie weiß: *Gutta cavat lapidem*, und: *Calumniare audacter cet.* Dann muß man bedenken, daß immer neue Geschlechter kommen, denen auch das Alte als neu aufgetischt wird, und die man leicht beschwätzen kann. Und endlich wird aus dem

Schweigen selbst der Schluß gezogen, der Verläumber müsse wohl Recht haben.

Doch vielleicht ist's diesmal gar nicht Noth meine Herrn Amtsbrüder und überhaupt die Gymnasiallehrer zu den Waffen zu rufen, vielleicht haben schon Bessere als ich das Schwert ergriffen, und Fama hat nur nach Ostpreußen, dem fernen, ihren Weg noch nicht genommen. Mög' es so sein! gern will ich Unrecht haben, wo es um so vieles besser ist Unrecht als Recht zu haben. Inzwischen darf ich während der Ungewißheit doch nicht ruhen. Wohlan!

Man sagt, Friedrich Wilhelm III. habe sich von allen in seinem Reiche gedruckten Zeitschriften jährlich das Januarheft oder die erste Nummer dieses Monats vorlegen lassen, und auf diesem Wege habe man Corinser's Anklage der Gymnasien zur Kenntniß des Monarchen zu bringen gewußt. Eine förmliche der Behörde übergebene Anklage wäre nicht ohne alle Gefahr gewesen, eine vom Könige selbst veranlaßte Untersuchung war unbedenklich. Dies, falls man nicht an Ort und Stelle genüendere Ursachen kennt, hat wahrscheinlich die Behauptung, die Meinung oder den Verdacht, oder wie man's sonst nennen will, erzeugt, jene Anklage sei eigentlich ein von anderen höher gestellten Personen veranlaßter Versuch die Gymnasien und ihre Leistungen herabzudrücken, und der Gesundheitszustand der Schuljugend, auf den es an sich garnicht ankam, sei nur als das scheinbarste Mittel ergriffen worden. Nun finde ich zwar, daß der Mangel an Sachkenntniß, die aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen und die gewaltigen Uebertreibungen dieses Aufsatzes jenem Verdachte ein bedeutendes Gewicht geben; da mir jedoch jeder unwiderlegliche Beweis fehlt, so lasse ich das Wahre oder Falsche der Sache auf sich beruhen. Um so dankenswerther wäre es, wenn diejenigen, welche die Sache genau kennen, uns eine überzeugende Auskunft darüber in öffentlichen Blättern mittheilen wollten.

Das ist gewiß, daß diese Corinser'sche Anklage kein einzelnes für sich allein stehendes Faktum ist, sondern daß seit 1812, wo der verewigte Minister W. v. Humboldt das treffliche Prüfungsdekret für die Gymnasien ergehen ließ, die geheimen und öffentlichen Klagen, Beschwerden und Angriffe auf die Gymnasien kein Ende genommen haben. Ich habe das Bemühen die Gymnasien herabzudrücken seit fünfundzwanzig Jahren vollkommen erkannt und mich oft darüber ausgesprochen. Man glaubte mir nicht und erwiederte: „Sie halten Zufälliges für Absicht; Sie bringen Dinge in einen Zusammenhang, an den kein Mensch denkt; Sie trauen den Leuten viel zu viel Konsequenz zu.“ Ich spielte die Rolle der Cassandra und mußte meine trüben Befürchtungen für mich behalten. Als aber Corinser's Anklage so Manchem den Mund öffnete, der bisher aus anderen Rücksichten geschwiegen, und weil er's nicht wagte die Humanitätsstudien vor dem gebildeten Publikum herabzusetzen; als es von allen Ecken und Enden her, besonders aber aus den höheren Cirkeln und den Geschäftslokalen in vollen Chören erscholl: „die Gymnasien wollen aus jedem Schüler einen Professor der Alterthumswissenschaft machen, sie überladen das Gedächtniß der Jugend und machen sie dumm und unbrauchbar, so daß sie's in einem Bureau nicht einmal mit dem gemeinsten Kopisten aufnehmen kann, sie unterrichten sie in lauter Dingen, die sie auf der Universität wieder vergißt, so daß sie später im Amte höchst unvorbereitet und unbrauchbar erscheint, sie rauben ihr alle Zeit, so daß die Gymnasiasten auch nicht einmal zu Hause etwas Vernünftigeres lernen können, endlich sie zerrütten die Gesundheit ihrer Schüler für immer und rauben ihnen jeden frischen heiteren Lebensgenuß — denn dies ist etwa die Quintessenz der Vorwürfe, die man nun anfang den Gymnasien zu machen*), also den

*) Wer sich die Mühe gäbe alle Anklagen der Gymnasien zu sammeln, könnte ganze Bände damit anfüllen.

Anstalten von denen, wie kein Sachkundiger läugnen kann, die höhere Bildung der Nation ausgeht —; als man endlich gänzlich vergaß, daß erst mit der Gründung der Gymnasien im sechzehnten Jahrhundert deutsche Bildung begann, daß es ohne Gymnasien keine Universitäten giebt, und ohne Universitäten nur tiefe Barbarei herrscht — als, sage ich, dies öffentlich geschah und allgemein vernommen wurde, da fand man und sagte man mir, daß ich leider keine bloßen Träume, sondern die Wahrheit gesprochen und die Zukunft mit richtiger Voraussicht prophezeit hätte. Die Thatsachen wurden allgemein erkannt, nur von den Gründen und dem Zusammenhang wußte man sich keine Rechenschaft zu geben. Vielleicht muß man gerade Schulmann sein, um in dieser Sache klar zu sehen. Ich frage also: Wem liegt an tüchtiger Gymnasialbildung? und wem ist sie ein Anstoß, ein Hinderniß, ein Gegenstand des Widerwillens?

An tüchtiger, also humaner Bildung, d. h. an dem Komplex sittlich-religiöser, wissenschaftlicher und Kunstbildung, liegt und muß vor allem dem Staate selbst liegen, sodann allen wahrhaft Gebildeten, deren Mehrzahl sich im Mittelstande befindet, wie denn vorzugsweise dieser die Gymnasien und Universitäten, die beiden Hauptwerkstätten der höheren Bildung, besucht. Stimmt hiermit die Wirklichkeit überein? Ich glaube, ja, wenigstens bisher. Denn was zunächst den Staat anlangt, so hat sich ja sogar das Wöllnerische Oberkonfistorium mit dem Hemmungsversuche des zeitgemäßen Christenthumes, begnügt, die übrigen Lehrgegenstände der Gymnasien aber ganz unangetastet gelassen. Aber gleichwohl läßt es sich denken, daß Personen, welchen

Wem es genügt die widerwärtigsten und in der widerwärtigsten Form kennen zu lernen, den verweise ich auf Nr. 157 bis 160 incl. der Jenaischen Literaturzeitung vom J. 1836. Meine Rechtfertigung der Gymnasien gegen diese Schändung derselben findet man in meiner: „Abfertigung eines zweiten Vorinser. Königsberg 1836.“

an Herabsetzung der Bildungsanstalten und ihrer Leistung gelegen ist, sich einen nachtheiligen Einfluß auf die am Staatsruder stehenden Männer erwerben, ein Fall, der die Gymnasien und mit ihnen die höhere Bildung der Nation überhaupt unfehlbar der größten Gefahr aussetzt.

Was aber die gebildeten und bildungliebenden Eltern der Gymnasiasten anlangt, so wird diesen die Erreichung ihres Zweckes sehr schwer gemacht, und zwar — von allen Seiten. Zuförderst treten sie selber sich durch die äußerste Schlassheit ihrer Kinderzucht und häuslichen Erziehung in den Weg, und nur sehr Wenige machen hievon eine rühmliche Ausnahme. Sodann ist die Bewachung der Gymnasien, damit sie ehrlich und vollständig ihre Pflicht erfüllen, ganz unzureichend und größtentheils nur scheinbar. Wie wahr dies an sich hart klingende, und im Munde eines Gymnasialdirektors doppelt hart klingende Wort ist, würde der Staat mit sehr geringer Mühe erfahren können, wenn er von Zeit zu Zeit die sämtlichen Klassen der Gymnasien durch ausgesendete wahrhafte, gelehrte pädagogische und umsichtige Männer plötzlich und ohne alle vorangegangene Ankündigung gründlich prüfen ließe, und einer ähnlichen Prüfung auch zuweilen die zur Universität abgehenden Schüler unterwürfe. Unfehlbar glaubte man, um wenigstens Eines anzuführen, durch das bedingte Erlassen der mündlichen Prüfung in gewissen Fächern den Fleiß der Gymnasiasten zu fördern; aber diese Vergünstigung beruhte auf einer zu günstigen Meinung von der Verwaltung der Gymnasien, und ich theile die Ueberzeugung der Sachkundigen, welche von vorn herein urtheilten, daß von dieser Maßregel der größte Nachtheil und ganz die entgegengesetzte Wirkung zu erwarten sei. So gewiß mir das Gedeihen der Gymnasien am Herzen liegt, so gewiß muß ich die Aufhebung jener Vergünstigung und dagegen die Erneuerung der ehemaligen Bezeichnung der Abiturientenzeugnisse mit dem ersten, zweiten und dritten Grade wünschen; denn seit

ter Aufhebung dieser Gradverschiedenheit haben die Zeugnisse, welche den ersten Grad verdienen würden, sich unglaublich vermindert, falls es überhaupt in unserem Vaterlande noch Abiturienten giebt mit dem früheren Maße von Kenntnissen, Fertigkeiten und Bildung.

Die Verwaltung der Gymnasien ist also das dritte Hinderniß, welches Eltern finden, die gern ihre Söhne mit einer wahrhaften Bildung ausrüsten möchten.

Das vierte Hinderniß liegt in der einseitigen Zeitrichtung auf die materiellen Interessen. Diese würde in früher Zeit, wo die Jugend noch häuslich und nur mit ihren Studien beschäftigt war, geringen Einfluß auf dieselbe gehabt haben. Jetzt aber, wo die Jugend an allem Theil nehmen muß, in die erschlaffendste Sinnlichkeit getaucht, und bedauert wird, daß sie wöchentlich nur sieben Bälle besuchen kann, jetzt wird sie durch das öffentliche Treiben dem Ernste der Studien entfremdet, und ihr Auge ist nicht mehr auf höhere Bildung gerichtet, sondern allenfalls auf die Abiturientenprüfung und, wenn's hoch kommt, auf das künftige Amt.

Unter solchen Umständen wär' es Thorheit eine höhere Bildung von unserer Jugend zu erwarten als die, welche sie besitzt.

Jetzt die Beantwortung der zweiten Frage: wem ist die Gymnasialbildung ein Stein des Anstoßes? Ihre Zahl ist leider Regio. Ich habe schon angedeutet, daß selbst der Staat möglicherweise in eine feindselige Stimmung gegen sie versetzt werden kann. Man bringe ihm nur den Glauben bei, die Lehrer sein Heiden und Demagogen und haben es sich zum Ziele gesetzt ihre Schüler zu Atheisten oder Polytheisten und zu Revolutionnären zu machen, — und die Feindseligkeit wird nicht ausbleiben. Ich komme später auf diesen wichtigen Punkt zurück.

Ein Hauptfeind der Gymnasialbildung sind die höheren, bevorzugten, viel genießenden und wenig ar-

betenden Stände. Wahre Bildung findet sich hier selten, denn sie sind zu sehr auf den Schein gestellt, der sich mit der zur Repräsentation erforderlichen Politur begnügt und höhere Bildung als ein Hinderniß dieser Politur betrachtet, wiewohl höhere Bildung und Politur sich sehr wohl verbinden lassen, nur daß sie sich aus begreiflichen Gründen im Leben nicht oft verbunden zeigen. Die Politur fordert aber für einen jungen Mann aus vornehmerm Hause Fertigkeit in der Französischen Umgangssprache, Fechten, Reiten und Tanzen, einen schlanken Wuchs, eine gefällige Haltung, Routine in der Conversation, den feinen Ton und die Manieren des Hofes, eine gehörige Anzahl von Urtheilen über Bücher, Kunstwerke und Menschen, besonders über das Theater, Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, reizende Virtuosen, Vollblutpferde u. s. w. Von allen diesen Gegenständen, denen ich übrigens ihren theils wirklichen, theils relativen Werth nicht abspreche, bietet das Gymnasium auch nicht Einen. Ja die vermeinte Rohheit der Gymnasien ist so groß, daß ein Schüler seinen Lehrer zehn Jahr lang täglich anreden kann, ohne jemals das Wort: „Herr Professor,“ oder „Herr Oberlehrer“ beizufügen, und ohne von diesem deshalb erinnert zu werden, obschon der Lehrer recht gut weiß, was in der Gesellschaft üblich ist. Die Abneigung der höherten Stände gegen die Gymnasien ist also durchaus begreiflich, und eben so begreiflich die Aeußerung: „Was soll doch mein Sohn mit Griechisch, mit lateinischen Exercitien, mit Mathematik, mit Gesang, mit Verkunst und dergleichen Dingen? Er wird ja weder Dichter noch Sänger, weder Artillerist noch Professor werden. Dazu raubt man ihm täglich neun Stunden, sechs in der Klasse und drei am Studirtisch, macht, daß er sich verflüst, krumm und kurzsichtig wird, und ertheilt ihm schlechte Censuren, wenn er's an dem Einen oder dem Andern fehlen läßt. Und bei dem alten darf man nicht darauf rechnen, daß er, nachdem er

Sind nun die Gymnasien von allen Seiten mit Gleichgültigen und Feinden umgeben, so ist ihr Ruin, der bereits bedeutende Fortschritte gemacht hat, ganz unabwendbar, wenn nicht der Staat selbst, der auch, am meisten dabei betheilig ist und die größte Ursache dazu hat, seine schirmende Hand über sie ausstreckt.

Ich komme jetzt auf das zurück, was ich oben von Friedrich Wilhelm III. gesagt habe. Sollte nemlich auch des jetzt regierenden Königs Majestät sich jährlich von jeder Zeitschrift die erste Nummer vorlegen lassen, so leuchtet ein, weshalb die berl. Ev. N. Z. das Jahr gerade mit einem Vorworte dieses ganz absonderlichen Inhaltes beginnt*). Freilich steht zu erwarten, daß die Absicht der gedachten Zeitung durchaus unerreicht bleiben werde, aber sie kalkulirt vielleicht so: „Hilft mein Vorwort nicht, nun so schadet es doch auch nicht.“ Aber auch dafür möcht' ich ihr nicht stehn: ihr Redakteur oder Mitarbeiter hat die Farben zu grell aufgetragen und den Mantel zwar sehr breit, aber dennoch zu kurz gemacht, so daß sich der Pferdefuß ganz unverdeckt präsentirt. Er präsentirt sich aber in einigen der ausgesprochenen Wünsche des Vorworts vielleicht noch besser, als in dem, welcher die Gymnasien betrifft, doch werden meine Leser ihn auch in diesem letzteren sehr leicht erkennen.

das Schlimmste ist, dies Landtags-Lied ertönte nicht von einem dürren Aste, sondern von einem, den das gesammte Volk für einen grünen hält. Nun denn, lieben Brüder in Christo und in humaner Bildung, versuchen wir's zuerst uns selber zu helfen, vielleicht hilft uns dann auch Gott und unser Vaterland.

*) Wär' ich ein Fürst, so würde auch ich mir die Zeitschriften vorlegen lassen, aber nicht von einem bestimmten Datum, als wodurch die Absicht, sie wirklich kennen zu lernen, vereitelt wird, sondern bald von diesem, bald von jenem Datum. Zugleich würde ich mich überzeugen, daß für mich nicht etwa Exemplare mit veränderter Lesart gedruckt würden.

Spalte 25 der gedachten Co. R. 3. heißt es:
 „Es ist eine unlängbare Thatsache, daß wenige Gebiete
 „des Lebens von der seit den Freiheitskriegen entstan-
 „denen kirchlichen Bewegung weniger berührt worden
 „sind, als grade dieses“, [die Gymnasien] ¹⁾. Es er-
 „klärt sich dieses aus der fast ausschließlichen Beschäf-
 „tigung des Schulstandes mit heidnischer Literatur ²⁾,
 „die so leicht einen heidnischen Sinn erzeugt und in ihm
 „befestigt, um so mehr, da auf den Universitäten jetzt in
 „der Regel das Heidnische auch heidnisch behandelt wird,
 „theils aus dem Umstande, daß vorzugsweise dem
 „Schulstande sich diejenigen zuwenden, die, ursprünglich
 „gesonnen sich der Theologie zu widmen, in der Zeit
 „der Vorbereitung am Glauben Schiffbruch gelitten
 „haben, oder auch nur zur Erkenntniß gelangt sind,
 „daß ihr Unglaube sie zum Dienste der Kirche unfähig
 „mache ³⁾, theils endlich, was speciell unser Land be-
 „trifft, in welchem der unkirchliche Charakter der Gym-
 „nasien wohl am stärksten hervortritt, daraus daß in
 „einer nunmehr Gott sei Lob vergangenen Zeit geflissent-
 „lich darauf hingewirkt worden ist, die Gymnasien mit
 „Anhängern einer dem Christenthum, ja aller Religion
 „feindlichen Philosophie zu besetzen, und namentlich nur
 „solche zu Direktoren zu erheben“ ⁴⁾.

Der bessern Uebersicht halber habe ich die Worte
 des Erbfeindes der Gymnasien, der doch wohl derselbe
 sein wird, dem wir wiederholentlich in der Jenaischen
 L. 3., und in Zahn's Jahrb. begegnet sind, nicht ge-
 trennt, sondern mit Zahlzeichen versehen, auf die sich
 meine Widerlegung beziehen wird.

Zu 1. Dies ist natürlich. Denn was soll denn
 hier altgläubig werden? Etwa der Unterricht in der
 Kalligraphie, im Zeichnen, im Deutschen, Französischen,
 Lateinischen, Griechischen, in der Mathematik, den Na-
 turwissenschaften, der Geschichte und Geographie und
 der philosophischen Propädeutik? Es bleiben also nur
 die Religionsstunden, die deutschen Lesestunden und der
 Gesang. In letzterem werden regelmäßig Choräle und

Kirchliche Kompositionen, selten andere, und soviel mir bekannt ist, nirgend frivole gesungen. Die deutschen Lesebücher enthalten neben anderer Belehrung auch moralische und religiöse Abschnitte, öfters werden sogar vorzugsweise biblische Erzählungen gelesen. Der Religionsunterricht wird freilich so sein, wie der Religionslehrer ist, aber das ist nicht bloß in den Gymnasien der Fall, sondern bei den Geistlichen in allen Stellungen. Die Programme legen hauptsächlich, wenn auch nicht bloß, das Stoffliche des Religionsunterrichtes aller sechs Klassen jedes Jahr den Behörden und dem Publikum regelmäßig vor; die öffentlichen Prüfungen aber und die Abiturientenprüfung lehren den in der Schule herrschenden Geist. In neuester Zeit wird außerdem der Religionsunterricht der Gymnasien, wenigstens in der Provinz Preußen, von einem Generalsuperintendenten überwacht. Noch ist mir aber von keinem dieser Theile eine Beschwerde weder über das Friedrichskollegium noch über ein anderes Gymnasium bekannt geworden, sondern der Religionsunterricht hat allen Theilen genügt.

Zu 2. Bisher hat man von klassischer oder alter Literatur oder Alterthumswissenschaft u. s. w. gesprochen, jetzt bedient man sich des verrotteten gravirenden Ausdrucks heidnische Literatur, um daran die ebenso abgeschmackte als boshafte Rede zu knüpfen: Womit Jemand umgeht, ein solcher wird er; die Gymnasien gehen mit dem Heidenthum um, also sind die Gymnasien heidnisch, und Lehrer und Schüler Heiden. So kurz und rund dieser Gedanke ist, so dumm und nichtswürdig ist er gleichwohl. Jemand kann sechzig Jahr mit Leib und Seele Kalligraph sein, er stellt sich Gott oder die Religion oder das ewige Leben dennoch nicht wie einen schönen Federzug vor, eben so wenig der Thiermaler als einen Löwen, oder der Mathematiker als ein Fünfeck. Nur Arten derselben Gattung können eine solche Wirkung haben. Wer viel nach englischen Vorschriften schreibt, wird leicht eine

englische Hand annehmen, wer beständig italienische Musik hört, wird leicht den italienischen Geschmack vorziehen, und wer unter Dieben lebt, wird ein Dieb werden können. Aber wohlgemerkt: von Können, von einer Möglichkeit und höchstens von einer Wahrscheinlichkeit ist die Rede, nicht von Mühsen, nicht von Nothwendigkeit. Der Ehrliche unter Dieben braucht nur den Willen zu haben kein Dieb zu werden, und er bleibt ein ehrlicher Mann, gerade wie viele Diebe unter ehrlichen Leuten Diebe bleiben, weil sie nicht ehrlich sein wollen. Würde also in den Gymnasien die heidnische Religion neben die christliche gestellt, oder gar die christliche bei Seite geschoben, so wäre wenigstens die Möglichkeit denkbar, daß ein Gymnasiast an viele Götter, Jupiter, Juno, Vulcan, Pan, Nymphen, Satyrn u. s. w. irgendwie glauben lernte, wiewohl Plato, Cicero und andere in den Händen der Gymnasiasten befindliche Autoren selbst schon den ganzen Polytheismus zerstören und Ideen von der Gottheit aufstellen, die auch von den Kirchenvätern mit Verehrung aufgenommen wurden, und die man manchem Christen wohl gönnen könnte. Die Knaben werden aber schon in der untersten Klasse mit dem Einen und wahren Gott bekannt und sehen die ganze griechische Mythologie nicht anders an als das Märchen vom Rothkäppchen oder vom Däumling. Frage Jemand einen Primaner, von welchem Gymnasium er will, ob die griechische Mythologie wohl den geringsten Einfluß auf sein Christenthum gehabt habe, und er wird sehen, wie ihm der junge Mensch in's Gesicht lachen und ihn für nicht getrost halten wird. So viel für den minder Unterrichteten; denn der Verfasser des Vorworts glaubt wohl selber nicht an einen Einfluß der alten Literatur auf das Christenthum der Gymnasien, und es sollte ihm schwer werden die Autoren zu nennen, die einen solchen Einfluß hätten. Er wollte die Gymnasien in übelen Ruf bringen und griff zu, wo er etwas seiner Absicht, wenn auch nur scheinbar Entspre-

chendes fand. Er, der sich auf den Schulstand vorbereitete, und vermuthlich noch jetzt Schulmann ist, da er drei Jahr in einem philologischen Seminar gewesen zu sein gesteht, er sollte seiner monströsen Aussage Glauben schenken? das glaube, wer kann!

Noch muß ich ein Wort über den Ausdruck heidnische Literatur sagen. Die Griechen wurden von den Christen Heiden genannt, so lange sie nicht christlich getauft waren, nach der Taufe waren sie keine Heiden, wenn sie auch übrigens in allem Uebrigen Griechen blieben. Sie waren also nur der Religion nach Heiden, und die griechische Literatur könnte heutiges Tages nur noch heidnisch heißen, in sofern die griechische Religion als Glaubensartikel der christlichen entgegengestellt würde. Da dies nun nirgend geschieht, so ist die griechische und ebenso die römische Literatur garnicht heidnisch, noch sind es die Gymnasien, und dieser Ausdruck ist so gut ein Mißbrauch, als wenn man einen evangelischen Geistlichen einen Pfaffen oder Baalspfaffen tituliren wollte.

Zu 3. Was hier Schiffbruch am Glauben heißt, ist meistens etwas ganz anderes. Wenn nämlich ein träges, denkscheues, hochmüthiges, hierarchisches, verfolgungsfüchtiges und nicht selten heuchlerisches Kirchenthum sich als das alleinseeligmachende ausruft, jede im mindesten abweichende Ueberzeugung aber auf das härteste verdammt, ausschließt und, wenn es kann, verfolgt, woran leiden dann jene reinen, die Liebe Gottes und der Menschen suchenden Gemüther Schiffbruch? am Glauben, oder an eurer Verdammungs- und Verfolgungssucht, ihr Zeloten? Die Kunst, eure Fehler gerade den Andern zur Last zu legen, kennt man längst an euch. Schreit immer! jeder Rechtschaffene weiß, woran er mit euch ist.

Zu 4. Die hier genannte Philosophie kann wohl keine andere als die hegel'sche sein. Da ich nun nicht glaube, daß es einen Hegelianer giebt, der es übel nimmt, wenn man es ausspricht, er sei ein Hegelianer, so

bitte ich den Herrn Vorredner der Ev. K. Z. uns die Preussischen Direktoren und Gymnasiallehrer zu nennen, welche Hegelianer sind, d. h. nicht etwa Kollegia bei Hegel gehört haben — denn dadurch wird man noch kein Hegelianer — sondern ihr Denken, ihre Wissenschaft, ihren Unterricht den hegel'schen Lehren gemäß einrichten. In unserer Provinz Preußen sehe ich mich vergebens nach einem solchen um, was wenigstens lehrt, daß sie selten sein müssen. Und gesetzt, diese Hegelianer gehören zur Böschel'schen Seite, sollte deren Christenthum für Altgläubige so unbrauchbar sein? An altgläubigen Direktoren und Gymnasiallehrern fehlt es dagegen ganz gewiß nicht, das lehren die Programme und persönliche Bekanntschaft. Doch über diesen Beweis wird der Vorredner lachen, da er schlechthin alles, was zur Kirche und Schule gehört, mit Altgläubigen besetzen will. Wir Andern aber müssen wiederum hierüber lachen, wenn sich die Altgläubigen, vielleicht ein Zehntel von Allen, die unumschränkte Gewalt über neun Zehntel Neugläubige anmaßen wollen. Diese haben viel Wille, aber wenig Geschrei, die Altgläubigen dagegen viel Geschrei und wenig Wille, weshalb sie uns denn auch so gern Rock und Mantel ausziehen möchten.

Aus dem oben Gesagten leitet der Vorredner nun mancherlei Uebel her, z. B. daß „christlich gesinnte Eltern . . . nur in schmerzlicher Besorgniß solchen Anstalten“ [den heidnischen Gymnasien] „ihre Söhne anvertrauen können.“ — Mir ist ein solcher Fall in zwei und dreißig Jahren, welche ich Gymnasialdirektor bin, nicht vorgekommen, noch weiß ich, daß er sonst wo vorgekommen ist. Doch der Vorredner sagt auch nur, die christlichen Eltern können ihre Söhne den Gymnasien nicht anvertrauen, nicht daß sie ihnen dieselben mit Besorgniß anvertrauen, d. h. er stellt ein Problem, kein Faktum auf.

Weiter bedauert er, daß dem geistlichen Berufe besonders die entsagen werden, die durch ihre Verhältnisse nicht an diesen Beruf gebunden sind. Alle ande-

ren Menschen würden dies ganz in der Ordnung finden und es bedauern, wenn sich Jemand irgend einem Stande, geschweige denn dem geistlichen, wider seine Neigung widmete, bloß in der Erwartung, es würden sich Neigung und Tüchtigkeit in Zukunft finden, was gewiß ein überaus seltener Fall ist. Das heißt doch wahrlich während des Sturmes in See stehen wollen, weil dieser sich bald legen wird. In der That, die Verkehrtheit unserer Lage ist gränzenlos. Doch um den Vorredner und seines Gleichen ganz zu verstehen, muß man immer den folgenden Schritt thun, den sie wohlweislich mit Stillschweigen übergehen. Also! Gesezt, jedes Gymnasium von hundert und einigen entläßt im Durchschnitt jährlich fünf Theologen mehr als bisher, was geschieht? Die schon zu große Zahl von Kandidaten müßte in wenigen Jahren auf fünf bis sechs Tausende steigen. Wäre das gut? Ei freilich. Denn unter so zahlreichen Kandidaten würden sich unfehlbar so viele von einem Glauben und einer Gläubigkeit finden, wie man sie nur wünschen kann, und in wenigen Jahren würde vom ersten Bischof bis zum Adjunkten der dürftigsten Landpfarre herab alles, alles, alles mit lauter, lauter vollgläubigen Gläubigen besetzt sein, und das dritte Wort in jeder Predigt würde der Unglaube, der Antichrist und der Teufel sein. Und die anderen nicht ganz vollgläubigen Kandidaten? Laßt sie verhungern! ihr Zweck ist erfüllt: sie haben die Auswahl möglich gemacht. Herr, führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel. Hast du uns die gesunde Vernunft gnädig verliehen, o so wolle sie uns auch gnädig erhalten. Amen.

Aber noch aus einem andern Grunde bedauert der Vorredner das Verschmähen der Theologie von Seiten dieses und jenes Gymnasiasten. „So“, sagt er, „entgehen der Kirche vorzugsweise grade diejenigen, welche ihr das garnicht unbedeutende Erbtheil der Sitte und feineren Erziehung und der Freiheit von gebrücktem,

„Knechtischem, trockenem und beschränkten Wesen mitbringen würden.“ — Wir verstehen, Herr Vorredner. Die vollgläubige Geistlichkeit will ein recht enges mittelalterliches Bündniß mit dem ersten und einflussreichsten Stande schließen, damit sie beide zusammen ein unangreifbares Regiment über Bürger und Bauer, Gymnasium, Universität, Diakasterium, Bureau und mit Einem Wort über Alles außer ihnen selbst führen mögen. Man denke sich nur einen Kandidaten oder jungen Geistlichen, der zugleich ein Cavalier ist, in einer so zierlichen Tracht, daß kaum noch der Geistliche zu erkennen ist, und der, mit Ausnahme der Theologie, Alles weiß, wie der die frommen Weiblein in die Kirche locken und durch sie den hochgestellten Gemahl zu Allem, was das Wohl des Staates und der Mitchristen, erheischt, auf das sanfteste und sicherste bewegen wird! Ist der liebenswürdige Geistliche dann obenein noch im Besitz eines hübschen Vermögens, so ist das segensreiche Wirken des feinen Mannes eine ganz gewisse Sache. Fehlt aber das Vermögen, nun so wird er schon Herzen finden, die er wie die Wasserbäche lenkt, und sein Amt wird bald auch in weltlichem neben dem geistlichen Segen erblühen. Mir aber bleib vom Leibe mit deinem Bisam, du feines Herrlein! Vielmehr reiche ich dir, dem Sohne eines Handwerkers oder Bauers, meine Rechte, du alter, ehelicher, verbauerter Landpastor, der du nicht nach Bisam, sondern vielleicht nach schlechtem Taback riechst — doch das ist Nebensache — denn du bist und willst nichts weiter sein als ein schlichter Landpastor, und hast keine höhere Sorge als für das Seelenheil deiner Gemeinde.

*) Rottet's und Welcker's Staatslexikon, Bd. XII., S. 2. S. 272. ff. veröffentlicht das höchst merkwürdige „Programm“ einer „Adelsreunion“, als deren Hauptsitz Schlessen genannt wird, und deren Aechtheit bisher noch nirgend widersprochen ist. In diesem Programm nun steht unter den Mitteln der Adelsrestauration an der Spitze der „Eintritt der nachgeborenen Söhne des Adels in geistliche Würden.“ —

man da Aenderung fordern? vom Stodglauben, der zur Heuchelei verleitet, oder von der Vermunft, die Niemand zur Heuchelei verleitet und ein reineres Christenthum lehrt als jene?

Weiter heißt es im Vorwort: die Abnahme der Theologie Studirenden „fordert dringend zu schleunigen und energischen Maaßregeln auf.“ — Ich denke, mit allen übrigen Menschen wissen auch die Behörden, daß es noch große Schaaren junger Theologen giebt, die sich alle amtliche Thätigkeit und Brod wünschen. Und wenn es jemals an Theologen fehlen sollte, so wird das Ausland es nicht ungern sehen, wenn ihm einige altgläubige Zeloten oder sonst anrühige Theologen abgenommen werden. Kann man aber vernünftige brauchen, so will ich einige nachweisen, die man lange genug auf ein Predigtamt warten läßt.

Der Vorschlag, fährt die Vorrede fort, den Religionsunterricht der Gymnasien „Geistlichen zu übertragen“ helfe nicht. „Gesezt auch, es könnte auf diese Weise bewirkt werden, daß der Religionsunterricht „überall einen christlichen“ [d. h. hier: einen alt- und abergläubischen, hochmüthigen, hierarchischen und verdammungsüchtigen] „Charakter erhielte, wie leicht wird es den von allen Seiten einbrechenden heidnischen Gewässern werden dies kleine Flämmchen auszulöschen!“

Ein christlicher Charakter des Religionsunterrichts in den Gymnasien braucht nirgend bewirkt zu werden, weil er nemlich überall von jeher vorhanden gewesen, und nirgend abhanden gekommen ist. Wie sollte es auch anders sein, da dieser Unterricht theils von den Ortsgeistlichen, theils von Geistlichen der Anstalt, theils von geeigneten Lehrern ertheilt wird, den ungeeigneten aber dieser Unterricht nicht übertragen oder von ihnen abgelehnt wird? Was aber das Auslöschen des Christenthumes durch das Gymnasialheidenthum anlangt, so gehört auch der Verfasser des Vorwortes zu den bedauernswürdigen Kleingläubigen, die da glauben dem lieben Gott allenthalben unter die Arme greifen

und die alten Symbole aufrecht erhalten zu müssen, wenn nicht das Christenthum wie eine Kerze von jedem Lüftchen auslöschen soll. Setzt ihr Klein- und Abergläubigen die Kraft des Christenthums in das Christenthum, und nicht in die Symbole, nicht in eure Vor- und Nachworte und Nachreden, nicht in eure Verkehrung und Inquisition, so würde es tausendmal besser um das Christenthum stehn, aus vielen andern Gründen und besonders weil dann statt des Hasses Duldung und christliche Liebe walten, die tausend und abertausend Irrlichter der Heuchelei aber zugleich mit den Scheiterhaufen der Verfolgung erlöschen würden.

Das Heidenthum der Gymnasien ist schon oben als Unmöglichkeit und Lüge zurückgewiesen worden. Ich will aber auch den Vorredner, wo möglich, über seine Besorgniß trösten. Man vermißt an der heutigen Schuljugend manches Erforderniß, besonders aber auch die Verbindung der einzelnen Lehrgegenstände, ja sogar der einzelnen Theile desselben Gegenstandes. Was sie in den lateinischen Lehrstunden lernen, hilft den griechischen, den deutschen, den historischen und den übrigen Lehrstunden nichts, und so umgekehrt. Wie die Glocke die Lehrstunden des Tages sondert, so ist auch in den Köpfen alles durch Fächer und Schiebladen gesondert. Natürlich! denn ohne lebendiges, wissenschaftliches und menschliches Interesse ist an Verbindung nicht zu denken. Die angeblichen heidnischen Lehrstunden verhalten sich also zu den christlichen, wie Dehl zu Wasser, oder auch umgekehrt, wenn's beliebt, damit jener Unterricht der tragende, der christliche der getragene sei: sie vermischen sich nicht mit einander.

Uebrigens schleppt das Christenthum schon seit den ältesten Zeiten ein gutes Quantum Heidenthum und nicht eben bessers Judenthum mit sich, nicht bloß in Ausdrücken, wie Religion, Christus, Theologie, Dogma u. s. w. denn das hat nichts zu sagen, sondern in seiner Lehre und seinem Kultus. Man kann also, wenn

man freitlustig ist, dem Vorredner seinen Vorwurf des Heidenthums zurückgeben.

Noch deutlicher spricht der Vorredner seine hierarchische Absicht in Folgendem aus: „Mit der Bildung eines besonderen Schulstandes hat der auf den Gymnasien waltende unkirchliche“ [heidnische] „Geist begonnen, nur mit dem Aufhören dieses Standes wird das Uebel zu weichen beginnen.“ Daher adoptirt er diesen fremden Vorschlag: „Es scheint uns nichts Anderes übrig zu bleiben, als dafür zu sorgen, daß wieder eine engere Verbindung des Schul- und geistlichen Standes hergestellt werde, damit dieser jenem gleichsam in die Hände arbeite.“ 1).

Was dieser Vorschlag eigentlich beabsichtigt, bleibt ungewiß, da die Worte aus dem Zusammenhange gerissen sind. Ich kann daher auch nicht sagen, ob er sich überall auf Gymnasien bezieht, noch was für eine Verbindung beider Stände gemeint ist. Der Vorredner aber will, daß es in Zukunft keinen besonderen Schulstand mehr gebe, sondern zu Gymnasialdirektoren und Gymnasiallehrern Theologen genommen werden. Ich verschiebe meine Antwort noch.

Dann, sagt das Vorwort, werde die Klage, „daß die Lehrer an den Gymnasien eben nur Lehrer, nicht Erzieher sein“ aufhören. „Denn wo soll der bloße Philologe die Fähigkeit zu dem Geschäfte der Erziehung herbekommen?“ Daß die Schulmänner sich bei ihrer Prüfung auch über ihre theologischen Kenntnisse ausweisen müssen, sei eine Maaßregel, die in der Wirklichkeit nichts leiste. 2).

Zu 1. Den großen Gedanken der Entfaltung*) hat nicht nur der Staat, sondern die ganze gebildete

*) Die Sinnenwelt wie die Geisterwelt predigt diesen Gedanken. Was ist der rohe unentwickelte Witz gegen die schöne entwickelte Rose mit dem gesiederten Blatt und der schönen duftenden Blüthe? was die stumme an der Klippe hangende Auster gegen die melodische Nachtigall auf belaubtem Zweige? was das Langsame nur fressende und sich fort-

Welt lebhaft aufgefaßt und in Anwendung gebracht. Daher sind in Wissenschaft und Kunst, in der Staatseinrichtung und im ganzen bürgerlichen Leben eine Menge neuer Zweige hervorgewachsen, und ein frisches Leben zeigt sich da, wo früher nur eine todte Masse oder eine unentwickelte Anlage zu finden war. Die Fortschritte des Schulwesens unter Wolf, Gedike, Meierotto, Teller, Zöllner und anderen aufgeklärten Männern, und die Leistungen der pädagogischen Seminare liegen vor aller Augen und sind von Niemand bezweifelt, außer etwa von einer hierarchischen Nachteule, der die räuberischen Krallen etwas verkürzt sind. Hat auch die Theologie seit dem Riesenschritte gemacht und haben vielleicht auch die Gymnasien ein Scherflein dazu beigetragen, so sollte man ihnen dafür Dank wissen, nicht sie zerstören wollen. So lange Theologie und Pädagogik aus Noth verbunden, so lange die Gymnasiallehrer aus Noth Theologen waren, weil bei der großen Last von 20—30 Lehrstunden in der Woche, bei Privatunterricht, Predigten, Korrekturen, Inspektionen u. s. w. die Besoldung der Lehrer so gering war, daß ihnen gar nichts anderes übrig blieb, als auf die Theologie zu bauen, um nach 10—20jähriger Aufreibung aus der Hölle der Schule in das Paradies der Pfarre einzugehen, so lange stand es freilich schlecht um die Schulen und ihre ganze Leistung lief auf Latein, Hebräisch und ein wenig neutestamentliches Griechisch hinaus, ein Zustand, welcher der jetzigen Hierarchie natürlich sehr willkommen sein würde —, allein so lange Theologie und Pädagogik mit einander verbunden aufwuchsen, so lange waren sie doch nur unentwickelt

pflanzende Faulthier gegen den beweglichen, gelehrigen Hund, den treuen Diener des Menschen? was das unentwickelte Kind gegen den leiblich und geistig gereiften Mann? Ueberall steht das Entwickelte höher als das Unentwickelte, und nur Theologie und Schulwissenschaft sollten besser gedeihen, wenn man sie zusammenlöthete, obschon jede für sich schon einen schwer auszufüllenden Umfang hat!

und standen auf einer niedrigeren Stufe, aber ihr Zustand war doch ein natürlicher, ein erwachsener, keineswegs ein gemachter. Wenn aber jetzt, nachdem sich beide getrennt und entwickelt haben, das Getrennte und Entfaltete wieder zerstört würde um es dann verbinden zu können, so träte ein unnatürlicher, ein durch zerstörende Fäulniß hervorgebrachter Zustand der Rückgängigkeit ein. Man zerstörte dann gleichsam die edelsten Baum- und Feldfrüchte um aus der durch Fäulniß gewonnenen Verbindung neue Früchte, nämlich Schimmel und Pilze zu erzielen, unter denen es auch wohl an den giftigen Fliegenpilzen nicht fehlen würde.

Zu 2. Daß also Gymnasiallehrer und Geistlicher in Einer Person weder einen besseren Unterricht noch eine bessere Erziehung herbeiführen könne, ergibt sich aus dem Gesagten vollkommen. Daß ein bloßer Philolog, der nichts als Philologie getrieben hat, deshalb noch kein Erzieher ist, ist eben so wahr, als daß ein Theolog als solcher nichts vom Erziehen versteht. Doch hat der Philolog vor dem Theologen einen bedeutenden Vorzug. Denn der Theolog beschäftigt sich nur mit der Religion, daneben mit von Jahrhundert auf Jahrhundert vererbtem Aberglauben, mit Verfolgungen der Christen unter einander, wogegen die von Seiten der Heiden wahre Kleinigkeiten sind, mit verknöcherten Glaubensbekenntnissen, mit einer dornen- und widerspruchreichen Dogmatik, mit der Kunst die Bibel Anderes sagen zu lassen, als sie sagt, u. s. w. u. s. w. Das Alles wird ihn wohl nicht zum Erzieher bilden, wie denn auch die Kandidaten der Theologie, wenn sie bloß dies sind, nicht gerade im Rufe großer Erzieher stehen. Auch habe ich mehrere von ihnen als Religionslehrer der untersten Klassen und als erste Anfänger in der Erziehung kennen gelernt. Der Philolog dagegen ist, wie jeder Schulmann, zuförderst Christ und selbst mit der Theologie nicht ganz unbekannt, da er das N. T., und wenigstens theilweis auch in der Ursprache gelesen, und in den oberen Klassen einen Religionsunterricht er-

halten hat, der weit über den Konfirmandenunterricht hinausgeht. Sodann sind Cicero, Horaz, Homer, die Tragiker, Herodot, Thucydides, Xenophon, Plato, Demosthenes, und späterhin Quintilian, der ausdrücklich von der Erziehung handelt, doch wohl eine weit mehr erziehende und Erziehung lehrende Beschäftigung als das A. und N. L., die Dogmatik, die Kirchengeschichte, christliche Moral und Homiletik? Endlich muß jeder Schulmann vor seiner Anstellung ein Probejahr hindurch öffentlich unterrichten, und so beweisen, daß es ihm auch an der Tüchtigkeit des Erziehers nicht fehle. Und was hindert den Philologen Pädagogik auf der Universität zu hören und sich privatim zu üben, wie ich's von vielen weiß? Also auch diese Anklage der Schulmänner überhaupt — denn es ist nicht abzusehn, wie sie sich nicht ebenso böswillig auch vom Mathematiker, Historiker und Naturlehrer sagen ließe — ist nichts als Wind, Geschwätz und hierarchische Scheelsucht auf die höhere Bildung des deutschen Volkes und namentlich Preußens.

Daß auch die theologische Prüfung der Schulamtskandidaten dem Vorredner nicht genügt, versteht sich ganz von selbst; denn er fordert, die Entscheidung soll gänzlich von dem theologischen Examen abhängen, und die Prüfungskommission sieht die Theologie nur als Einen von mehreren Lehrgegenständen an, und wenn der Kandidat keinen Religionsunterricht erteilen muß oder will, nicht einmal für einen Hauptgegenstand, und zwar mit vollstem Recht.

Der Vorredner erklärt daher rund heraus: „Es kommt auch nicht auf den Besitz gewisser theologischer Kenntnisse, es kommt darauf an, daß die Schulmänner Theologen sind.“ — Ich habe diese skandalöse Prätention schon oben genügend beleuchtet, darum hier kein Wort weiter.

Demnächst fragt er: „Beziehen die jungen Männer etwa jetzt mit einer solideren Vorbildung die Universität, wie früher, wo der Gymnasialunterricht nur

„Theologen anvertraut war?“ Ich antworte hierauf mit der festesten und erfahrungsmäßig begründetsten Ueberzeugung: Ja, die Gymnasiasten des neunzehnten Jahrhunderts, besonders von 1812 bis etwa 1820, beziehen die Universität mit einer solidern und besonders mit einer allgemeineren und mehr Bildungstoff für immer enthaltenden Bildung. Das Friedrichskollegium in Königsberg in Ostpr. war in den drei ersten Vierteln des vorigen Jahrhunderts eine ausgezeichnete Anstalt, die auch von Pommern, Märkern und Schlesiern Kurländern und Polen besucht wurde, und von dieser Anstalt bewahrt unsere Registratur aus mehr, als hundert Jahren die vollständigen Lehrpläne und Probearbeiten. Ich weiß also auf das bestimmte, was ein Abiturient damals mit auf die Universität brachte, nemlich 1) eine nicht zu verachtende Fertigkeit im Lateinischen, doch nur im Kompendienlatein ohne den römischen Color. 2) Deutsch, was man damals so nannte, denn die Aufsätze sind überaus geschmacklos und langweilig. 3) Ein wenig Französisch. 4) Hebräisch, das in drei Klassen und in jeder vierstündig in der Woche gelehrt wurde. Dennoch zweifle ich, daß hierin die Abiturienten bei ihren schlechten Hülfsmitteln mehr lernten als jetzt. 5) Sehr wenig Griechisch, das meistens aus dem N. T. erlernt ward. 6) Eine sterile tabellarische Dogmatik. 7) Sterile Geschichte in Tabellen. 8) Geographie, wie sie damals existirte. 9) Die Elemente der Arithmetik, doch weniger als jetzt ein Tertianer davon weiß. Von Naturwissenschaften lernte man nichts oder so viel als nichts. So stand es in der besten Zeit bei theologischen Lehrern; im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts aber und im Anfange des neunzehnten wußten die Abiturienten hier weniger als jetzt Tertianer, und — was das schlimmste ist, die Akten besagen fortwährend die volle Zufriedenheit des Konsistoriums mit diesem Uebermaaß von Unwissenheit, was bei einem besondern Schulkollegium ganz unmöglich ist, so daß sich auch hier der unendliche Segen der wohlthätigen Trennung

zeigt. Die Abiturienten des neunzehnten Jahrhunderts, die nicht mehr von Theologen unterrichtet werden, (deren Hoffen nicht auf die Schule, sondern auf die Pfarre gerichtet war,) diese Abiturienten haben einen Kursus der griechischen Literatur in griechischer Sprache gemacht, also in dem eingestandenermaassen bildendsten aller Lehrstoffe, besitzen vielleicht keine größere, vielleicht sogar eine geringere Fertigkeit im Lateinischen, aber sie haben den jenen ganz fehlenden Geist der römischen Sprache bis zu einem gewissen Grade aufgefaßt. Ich übergehe das Deutsche, Französische und Hebräische, für welche Sprachen unsere Zeit doch viel günstiger ist, besonders durch den Reichthum guter deutscher Schriftsteller. Vom Christenthum hat ein jetziger Abiturient gewiß eine richtigere Vorstellung als die früheren, wenn er auch keine tabellarische Dogmatik im Kopf hat. Daneben ist er ein guter Mathematiker, Historiker und Geograph und nimmt nicht selten auch erfreuliche naturwissenschaftliche Kenntnisse mit auf die Universität. Die obige Frage des Vorredners ist also in der That frech und lächerlich.

Wie nun der Vorredner dazu kommt zu sagen: „daß Fortbilden einer soliden humanistischen Bildung liegt uns nicht weniger am Herzen, wie denen, die sich im Interesse derselben wider uns erheben,“ das mag ein Anderer begreifen, falls hier nicht — und so wird's sein — unter humanistischer Bildung Kompendienlatein, Griechisch des N. T.'s und Hebräisch verstanden wird, welche Humanität uns dann mit Abiturienten beglücken würde, wie wir sie vor hundert Jahren schon hatten. Der Vorredner erklärt nämlich seine Worte so:

„Es giebt Theile und Seiten der Alterthumswissenschaft, welche der Schulmann ohne den geringsten Nachtheil für die humanistische Ausbildung seiner Schüler, ja zum Vortheil derselben bei Seite liegen lassen, und also Zeit für die Theologie [So!] gewinnen kann: es ist nicht nöthig, daß jeder Schulmann ein Kritiker von Profession, ein gewiegter Me-

„trifer“ [als ob man Hrn. A. S. hörte!] u. s. w. „auch im Stande sei, die Unzahl von Ausgaben klassischer Schriftsteller, mit denen der abgesonderte Schulstand uns schon beschenkt hat, zu vermehren.“ — Es ist wahr, es giebt erstaunlich viele Ausgaben gewisser Klassiker, aber es ist auch wahr, daß man seit dreihundert Jahren daran geschrieben hat, und eine große Menge derselben rührt von Geistlichen und Universitätsprofessoren her. Wenn aber die Schulleute Schulausgaben liefern und zwar mit fortschreitender Wissenschaft immer neue, so ist das brav von ihnen, weil sie am besten wissen, was für die Schule paßt. Wird übrigens auch manches Schulbuch geschrieben, weil den Lehrer hungert, und der Buchhändler ihn satt machen soll — den Magen verdirbt er sich nicht leicht — nun, so gebe man ihm eine genügende Besoldung, und der Vorwurf hat ein Ende.

Um nun aber auf die zu verbannenden Theile und Seiten der Alterthumswissenschaft zu kommen, so kann ich als bekannt voraussetzen, daß die Gymnasiallehrer drei Viertel der einzelnen Zweige dieser Wissenschaft nicht lehren. F. A. Wolf zählt solcher Zweige 24 auf, von denen das Gymnasium die griechische und lateinische Grammatik, Geschichte und Geographie und das Latein-Schreiben, nicht entbehren kann, alles Uebrige in keinen eigenen Stunden, sondern nur, wo es das Verständnis der Autoren fordert, und zwar in aller Kürze gelehrt wird, wie Mythologie, Antiquitäten, Metrisches und Literatur. Wenn aber auch einmal von Kritik die Rede ist, — wiewohl ich im ganzen Jahr vielleicht zehnmal auf sie komme, — so giebt es Fälle, wo das Verständnis des Textes dies fordert, oder irgend eine Regel auf lehrreiche Weise dadurch bestätigt wird, oder die verschiedenen Ausgaben der Schüler es nöthig machen u. s. w. Um nur von mir zu sprechen, so lese ich mit den Primanern während eines halben Jahres in fünf Stunden wöchentlich etwa 130 Seiten griechische Prosa und eine griechische Tragödie, eine sechste Stunde

ist der Grammatik und den Exercitien gewidmet. Nun erwäge man, ob die gründliche Uebersetzung und die Sprach- und Sacherläuterung viel Zeit zu Kritik und anderem fern Liegenden übrig läßt.

Ich muß aber noch etwas Anderes zu bedenken geben. Wer etwas mit Erfolg lehren soll, der muß mit ganzer Seele daran hängen, es zum Hauptgegenstande seines Lebens machen, darin fleißig fortstudiren und durch sein eigenes lebendiges Interesse auch das Interesse der Schüler erwecken, beleben und befestigen. Wenn ein philologischer Lehrer auf diese Weise sich ein höheres Maaß von Einsicht erwirbt und dann in seinen Mußestunden seine beste Erholung darin findet irgend einen Gegenstand seiner Wissenschaft z. B. einen Autor zu bearbeiten, um nach zehn oder zwanzig Jahren damit hervorzutreten, ist es nicht grausam, barbarisch und unchristlich ihm aus diesem wahrhaften Verdienste ein Verbrechen zu machen? Doch bei der berliner soit-disant Ev. K. Z. ist nun einmal kein Ding unmöglich.

Der Vorredner verhehlt es aber nicht, er will „Zeit für die Theologie gewinnen.“ Für wessen Theologie? des Lehrers oder Schülers? Vermuthlich beider. Orthodore und rationalistische Theologen haben bisher 8—10 Jahre lang wöchentlich zwei Religionsstunden für genügend gehalten, und die Abiturientenprüfung hat nichts dagegen einzuwenden gefunden; nun aber soll diese Stundenzahl vermehrt werden. Ich nehme es keinem übel, wenn er glaubt, es komme dem Vorredner nicht so sehr auf Vermehrung der Religionsstunden an, als auf Verminderung der heidnisch-philologischen, die doch immer als wildes Wasser das trübe Lämpchen bornirter Altgläubigkeit auslöschten könnten.

Doch Respekt! unser Vorredner ist Kenner, denn er sagt, er sei drei Jahre Mitglied eines philologischen Seminars, „und als solches Zeuge der für das Schulamt zum großen Theile völlig unfruchtbaren Thätigkeiten gewesen, zu denen die sogenannten Philologen,

„unter allen Studirenden die ausgetrocknetsten, angeleitet wurden, nicht anders als sollten sie alle selbst dereinst einen akademischen Lehrstuhl der Philologie einnehmen.“

Nun, das ist einmal wieder eine ganz absonderliche Klage. Sind denn die philologischen Seminare wirklich nur für künftige Schulmänner da, und für künftige Universitätslehrer nicht? und kommt es denn den Gymnasien nicht zu Statten, wenn ihre Lehrer das, was sie sind, recht sind? Es liegt am Tage, der Vorredner merkt seine Verkehrtheit gar nicht aus lauter blindem Eifer die heidnischen Humanitätsstudien der Gymnasien mit Stumpf und Stiel für alle Zeiten auszurotten; oder auch, er glaubt, Andere werden über seinen Unsinn ruhig hinlesen.

Was die unfruchtbaren Beschäftigungen der philologischen Seminarien und die vertrockneten Philologen anlangt, worunter doch wohl geist- und leblose zu verstehen sind, so bin auch ich Mitglied eines solchen Seminars unter F. A. Wolf gewesen. Wir Seminaristen interpretirten klassische Autoren z. B. Reden des Cicero und Demosthenes und Dialogen des Plato, und wo wir irrten oder nicht tief genug gingen, da trat der Meister ein, und es wurde da nichts dem künftigen Schulmanne Unnützes getrieben. Sind aber schon die jungen Philologen vertrocknet, so müßten die Koryphäen derselben, ein Wolf, ein G. Hermann, ein Lobeck, ja wohl wahre Stockfische geworden, oder nach Lithomus Borgange zu Cicaden eingeschrumpft sein. Doch unverschämte Grobheit ist leichter zu haben als ein Quentlein Verstand und Wahrheitsliebe.

Nun folgen Vorschläge des Vorredners, hierarchische, wie man sehn wird. Künftig sollen nämlich zu Schulmännern nur Theologen genommen werden, die nun natürlich 6—7 Jahre auf der Universität studiren müßten, da der Theolog drei Jahre und der Schulmann oft vier Jahre auf die Universitätsstudien zu wenden pflegt. Der Vorredner bewilligt aber nur vier

Jahre für beiderlei Studien zusammen. Es wird also entweder aus der Philologie oder aus der Theologie nichts werden; und da wir gesehn haben, daß er die bisherigen Prüfungen der Schulmänner in der Theologie verwirft, so dürfte er zu seiner Zeit mit einer zweckmäßigeren hervorrücken, d. h. mit einer theologischen, welche die Schulwissenschaften als Nebensache behandelt. Dummheit, Pfaffenherrschaft und die Verachtung aller kommenden Jahrhunderte würden die Folge dieser Verbindung der Schule und Kirche oder vielmehr der Vernichtung der Schule sein.

Durch diese Einrichtung würden nun freilich vom verbundenen Studium der Theologie und der Schulwissenschaften Viele, und ich denke, die Besten, zurückgeschreckt, aber „das würde“, nach dem Vorredner, „eher für Gewinn als für Verlust zu halten sein.“ Warum? „Die zu große Zahl der Schulamtskandidaten steht jetzt in keinem Verhältniß zu den Aemtern.“ — Nicht doch! der Kandidaten müssen immer mehr sein als der Aemter, damit man nicht auch die Unbrauchbaren anzustellen genöthigt werde, die Zahl der Schulamtskandidaten ist aber verhältnißmäßig nicht so groß als die der Predigtamtskandidaten. Sehn wir uns also nach den wahren Gründen des Vorredners um! Zuförderst, wann die künftigen Schulmänner durch das Studium der Theologie in ihren Schulstudien gehemmt und unbrauchbar werden, so können sie der Pfaffenherrschaft nicht mehr wirksam entgegentreten, sondern rangiren mit Küstern und Glöcknern und begleiten die Leichen auf den Kirchhof. Sodann, wenn die Einen bloß Theologie, die Andern aber Theologie und Schulwissenschaften und zwar in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren studiren, so liegt am Tage, daß die Theologen die Unterrichteteten und die Schulmänner die Ignoranten sein, jene die einträglichsten Pfarren erhalten, diese verhungern werden. Es wird sich mithin Alles der bloßen Theologie zuwenden, und nur wenige ganz Dürstige der Schule, wo sie Hunger und geistliche

Fußstritte zu erwarten haben. So steht es um dies arglistige Gewebe. Dennoch ist der Vorredner voll Hoffnung auf diesen Rückschritt, „zu dem es“, wie er sagt, „jedenfalls zu seiner Zeit kommen wird.“ — Ob es nun gleich niemals dahin kommen wird, so hat man sich doch wohl vorzusehen, weil diese hierarchischen Bestrebungen unermessliches Unheil anrichten und Religion, Sittlichkeit, Wissenschaft, Staat und bürgerliches Leben auf eine wahrhaft verwüstende Weise untergraben und zerstören.

Einstweilen aber fordert der Vorredner, „daß die „Kirche Alles anbiete, die Gründung besonderer Lehr- „anstalten für ihre künftigen Diener herbeizuführen“, . . . damit „wenigstens ein einzelner wichtiger Theil „gerettet werde.“ Er will also „ausschließlich für Theo- „logen bestimmte, von Theologen geleitete und unter „specieller kirchlicher Aufsicht stehende Anstalten.“ Doch will er Eltern, denen die christliche Erziehung ihrer Söhne am Herzen liegt, gestatten diese, wenn sie auch nicht Theologie studiren, solchen Anstalten zu übergeben. — Diese Stelle des Vorredners ist überaus wichtig und schauerhaft; auch lehrt sie, wie jetzt wirklich eine überaus große Pressfreiheit eingetreten ist, und die Censur es gestattet, daß ein Anonymus, der möglicherweise ein Jesuit ist und die protestantischen Staaten untergraben und dem Katholicismus überliefern will, die Gymnasien für heidnische Institute erklärt, welche die Jugend zum Heidenthume und zu ewiger Verdammniß führen, und von welchen man also die Jugend, um sie zu retten, entfernen und in Jesuitenschulen bringen müsse.

Doch betrachten wir diese Jesuitenschulen ein wenig näher! Mittels leise leise geknüpfter Verbindung des Pfaffenthumes mit den bevorzugten Ständen würde diesen Schulen ein großer, vielleicht der größte Theil der vornehmen Jugend zur Erziehung, d. h. zu pfäffischer Verdummung und Heuchelei, übergeben werden. Trit diese Jugend dann zu seiner Zeit in die obersten

geistlichen und weltlichen Aemter ein, und besetzt die unteren bis zu den subalternen Boten und Ofenheizern hinab mit ihr gleichgesinntem Gelichter, bitten erst Minister und Generale bis zum Lieutenant und Gemeinen hinab um den heuchlerischen Segen frömmelnder Pfäfflein, dann . . . nun?

☞ dann ist der Jesuitenstaat fertig! ☞

O Schmach und Fluch der deutschen Feder, die sich nicht entblödet, ganz wie die neusten pariser Pfaffen, gegen die größten und edelsten Institute des Vaterlandes, Gymnasien und Universitäten, die Stützen der Religion, der Sittlichkeit, des Staates, den gerechten Stolz der Deutschen, die Bewunderung der gebildetsten Ausländer, zu verdächtigen, zu schänden und mit ihrem verruchten Gift und Geifer zu bespritzen!

Doch ich muß noch einmal zurückkehren. Nach Errichtung der Jesuitenschulen und Aecytung der Gymnasien müssen diese letzteren eingehen, oder werden eine ganz untergeordnete Stellung einnehmen, da der gewesene Gymnasiast wohl auf keine Anstellung im Jesuitenstaate zu rechnen hat. Noch mehr, ich wage zu behaupten, daß die neue Ordnung der Dinge zur Revolution führen würde. In England, wo der Adel und die Geistlichkeit die liegenden Gründe und einen unermesslichen Reichthum an sich gebracht haben, in England herrscht zwar die drückendste Armuth, welche die Nation in unaufhörlich quälender Spannung erhält. Aber diese Armuth ist die Armuth freier Leute, d. h. solcher, die das Gesetz kennen und ehren und vom Gesetz Abhülfe ihrer Noth erwarten. Ganz anders steht die Sache in absoluten Monarchien. Befindet sich hier aller Einfluß, alle Aemter, aller Länderbefitz, alles Vermögen bei dem Adel und den sich an ihn anschließenden reichen bürgerlichen Familien, so kann jeder bedeutende Unfall des Landes Empörung und mehr herbeiführen. Unser gemeiner Mann ermangelt noch des stolzen Nationalgefühls des Briten, das Gesetz ist ihm nur eine drückende Last, und jedes Mittel, das seiner

Noth ein Ende macht, würde ihm das rechte sein. Doch dies Kapitel möge ein Politiker beurtheilen, die genannte Vorrede wird ihm reichen Stoff bieten.

Noch fordert der Vorredner, die Eltern sollen auf alle Weise dafür sorgen, daß ihre Kinder Geistliche werden, zwar nicht durch Zwang, aber doch durch Mittel, die nichts anders als Zwang sind. Die Kinder der unteren Stände kann er aber nicht brauchen, er verlangt vornehmer Eltern Kinder, um durch sie — die Pfaffenherrschaft zu gründen, zu erhalten, zu mehren und zur einzigen und unumschränkten zu machen.

Dies Alles wolle Gott gnädig verhüten!

Indem ich schließlich noch daran erinnere — und jede patriotische Schrift sollte mit dieser Erinnerung schließen, — daß die berliner sogenannte Ev. K. Z. es schon im Jahre 1830 S. 149 mit dürren Worten gesprochen hat: „Das Vertrauen eines christlichen Studirenden der Theologie zu einem rationalistischen Lehrer derselben ist nicht Pflicht, sondern Sünde.“ halte ich es für wohlgethan den alten Cato nachzuahmen. Auch ich, ihr ächten Väter und Diener des Vaterlandes, stimme dafür, daß man Karthago, d. h. den protestantischen Jesuitismus und alle seine Organe, zerstören müsse. Dixi.

Beilage.

In Eholuck's Literarischem Anzeiger, 1842, N^o 14 und 15 befindet sich eine „Schm.“, also vermuthlich Schmieder, unterzeichnete Beurtheilung meiner Schrift: Der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien, die vierte, welche mir bisher zu Gesicht gekommen ist. Ich erlaube mir einige Bemerkungen über dieselbe.

Daß Hr. Schm. meine religiöse Ueberzeugung nicht theilt, sondern eine andere hat, die er im Wesentlichen mit Tausenden theilt, liegt am Tage, und ebenso, daß ihm meine Schrift und die darin gethanen Vorschläge kein Förderungsmittel seines Christenthums sein können. Ich bin tolerant und kann mir das Bestehen

seiner Ueberzeugungen gern gefallen lassen, wenn sie nur Andern keinen Zwang auferlegen. Ein wissenschaftlicher Streit kann kaum zwischen uns statt finden, da er mein Princip zurückweist, ich aber das seinige zwar unangefochten lasse, ihm aber alle zwingende Kraft abspreche.

Hr. Schm. fragt mich zuvörderst, ob ich „keinen „berechtigten“ Lehrbegriff der evangelischen „Kirche“ kenne. Gewiß kenne ich ihn, aber ich erkenne in ihm nur etwas Faktisches; alles Faktische aber muß seine Herrschaft zu seiner Zeit mit einem neuen Faktum theilen oder ihm gar die Herrschaft ganz einräumen. So lehrt es die Geschichte aller Zeiten, die Religionsgeschichte wie die politische, und das beweglichste aller Elemente, der Geist, ist am allerwenigsten stabil. Die alten Hebräer waren dem Götzendienste zugethan, aber seine Herrschaft mußte dem Monotheismus weichen, als Moses auftrat. Nun herrschte die mosaische Religion, bis Christus sie so beschränkte, wie wir sie jetzt sehen. Das Christenthum ward Katholicismus und war das ganze Mittelalter hindurch kein sanftes Joch, Luther beschränkte sein Regiment durch den Protestantismus. Aber dieser Protestantismus erhob sich nur gegen das Uebermaaß der herrschenden Mißbräuche. Denn wenn Luther auf die heilige Schrift hinwies und sie zur höchsten Schiedsrichterin machte, so ahnete er kaum, daß er hiedurch die Reformation noch auf Jahrhunderte ausdehnte. Oder sind nicht Alle gleich berechtigt für ihr Christenthum Anerkennung zu fordern, wann sie dasselbe mit redlicher Gesinnung und der erforderlichen Gelehrsamkeit und Umsicht aus der heiligen Schrift gewonnen haben? Und wenn nun die Autorität dieser heiligen Schrift, auf die Luther baut, selber wankend gemacht wird, nicht etwa von leichtsinnigen Spöttern, sondern von höchst achtbaren, wohlwollenden und gelehrten Theologen, muß dann nicht sogar Luthers einzige Stütze durch neue Stützen gestützt werden? Erklärt sich also das Altluthertthum für den berechtigten Lehrbegriff, selbst nach der Union Frie-

drich Wilhelms III., so antworten wir ihm: Du bist so lange historisch berechtigt, als Staat und Gemeinden dich mit oder ohne Zwang aufrecht erhalten und bevorzugen, aber du hast kein Vorrecht, wenn du dich nicht mit den Waffen der Wissenschaft und des Geistes zu schützen vermagst. Du bist eine englische Erstgeburt, die das Erbtheil des Pairs in Besitz nimmt und die Brüder ausschließt, die doch nicht selten tüchtiger sind als du.

Hr. Schm. weiß das Alles unfehlbar eben so gut oder besser als ich; aber er steht überall im Glauben, auch in den Punkten, wo wir Andern nicht darin stehen können. Mit Glauben fängt freilich alle Religion an, aber damit muß es auch sein Bewenden haben; denn soll man Alles, was eine Kirche sagt — denn die anderen Kirchen haben das gleiche Recht mit der evangelischen — soll man ihr Alles glauben, so ist des Glaubens kein Ende und des Denkens kein Anfang, und der größte Glauber ist der frommste und seeligste Mann, Nein der Anfangspunkt des Christenthums ist im Glauben gegeben, aber die ganze Entwicklung ist Sache der Vernunft.

Wenn Hr. Schm. weiter schreibt, ich wolle, „daß der Religionsunterricht in Gymnasien völlig neutral sei, also dem bestimmten religiösen Bedürfnis keiner Fraktion gemäß sei“, so habe ich dagegen Zweierlei zu bemerken. 1) Dieser neutrale Religionsunterricht ist denn doch wenigstens dem Bedürfnisse derer gemäß, die eben diese Neutralität für zweckmäßig halten; und die Zahl dieser würde nicht gering sein, wenn sich nur irgend die Gelegenheit zu einem solchen Religionsunterricht zeigte. 2) In Prima hört ja diese Neutralität auf, indem der angehende Christ so unterrichtet wird, daß er sich sein Christenthum unter Leitung des Lehrers nach eigener Ueberzeugung bildet und vor der Entlassung vom Gymnasium sein Glaubensbekenntnis ablegt.

Doch Hr. Schm. erkennt meinen Religionsunterricht nicht einmal für neutral, da auch ich positive Lehren und Meinungen habe, z. B. die, daß die Einheit einer evangelischen Kirchenlehre eine völlig verlorene Sache sei, daß das A. T. für uns kein Religionsbuch sein könne, und es sei unmöglich, daß diese Lehren nicht im Unterrichte eines neutralen Lehrers hervortreten. Dieser Einwand ist mir auch von Männern gemacht worden, die meine Ansicht übrigens billigen. Der Fall ist so neu, daß vor der gemachten Erfahrung beides, das Bejahen und das Verneinen nicht unbedenklich ist. So weit ich mich selbst kenne, würde ich mich in den Schranken der Neutralität halten können, und ich muß daher die gleiche Selbstbeherrschung wenigstens allen denen zutrauen, welche mehr Ruhe und größere Festigkeit des Charakters besitzen als ich. Gesetzt aber auch, die eigene Ueberzeugung des Lehrers blicke hin und wieder durch, so wirkt das lange nicht so narkotisch auf den Schüler, als wenn dieser in das Schlepptau des gewöhnlichen unausweichlichen Religionsunterrichtes genommen wird und — wo er einen Schritt rechts oder links ausweichen will, sogleich mit Sünde, Tod und ewiger Verdammniß bedroht wird. Auch hängt die Jugend unserer Tage an keinem Lehrer so fest, daß sie sich nicht ihm zum Troste ihre eigene Ueberzeugung bilden sollte. Könnte man so sicher auf den Unterricht bauen, so würden ja wohl alle die von symbolgläubigen Geistlichen konfirmirten und sonntäglich erbauten Christen eben so gläubig sein und bleiben als ihre Lehrer. Doch daran fehlt bekanntlich sehr viel. Warum? Weil diese Ein Christenthum in Einer unabänderlichen Form lehren, während doch Jeder sein eigenes Christenthum haben will und haben muß, selbst der gemeine Mann, dem es nur in seinen Hauptzügen überliefert wird. Schon Johannes hatte sein eigenes Christenthum, und Paulus sein eigenes. Wenn man von Griechischen Christen, von römisch-katholischen, von Lutherischen, von reformirten, von Presbyterianern

u. s. w. spricht, so täusche man sich doch nicht und glaube, Alles, was unter Einer Rubrik zusammengepfercht ist, hege auch einerlei christliche Ueberzeugung. Es ist hier, wie in der übrigen Natur: der Naturkundige spannt seine systematischen Seile über sie hin und sondert sie in Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten. Aber was hilft's? Die tropischen Farnkräuter sind Bäume, und die nordischen spannelange Gewächse. Individualisirung ist der allgemeine Drang der Natur, und eine der Hauptrichtungen des menschlichen Geistes, und die Religion sollte davon allein ausgeschlossen sein? Nun und nimmermehr!

Hr. Schm. selber sagt, „daß nur das Bestimmte und Konkrete lebendig ist, und daß die Religion ohne bestimmten Glauben todt ist.“ Aber er will hievon die Anwendung gegen mich und die Neutralität machen. Umsonst. Weder ich bin neutral, noch darf mein Lehrer neutral sein, aber seine Vorträge in den oberen Gymnasialklassen sollen neutral sein, damit dem Schüler kein Christenthum, auch das beste nicht, aufgedrungen werde, welches in der That leicht neutral, ja weniger als neutral ausfallen könnte, sondern damit er sich sein eigenes bestimmtes, konkretes und lebendiges Christenthum selbstthätig erringe. Wie viele Katholiken, wie viele Juden, glaubt wohl Hr. Schm., daß zum evangelischen Christenthum übertreten, aus voller Ueberzeugung übertreten würden, wenn man ihnen von ganz neutralem Standpunkte das Christenthum in allen seinen Phasen und Gestalten mit Gründen und Gegenständen vorlegen könnte? Nicht Tausende? nicht Millionen? nicht ganze Länder?

Hr. Schm. kommt weiter auf die Toleranz und verlangt eine Toleranz mit Schmerz verbunden. Ich kann mir wohl Umstände denken, unter denen eine schmerzzerregende Toleranz an ihrer Stelle sein wird; aber auch hier werden wir uns gegenseitig nicht überzeugen. Hr. Schm. hält seine religiöse Ueberzeugung offenbar für besser als die meinige.

und er tolerirt die meinige mit Schmerz. Ich dagegen halte die meinige für besser und gönnte sie auch Hrn. Schm., aber es macht mir keinen Schmerz seine Ueberzeugung zu toleriren, eben so wenig, als es mir Schmerz macht, daß die meinige von ihm nur tolerirt wird. Die Gründe meines Gleichmuthes — denn von Indifferenz ist keine Rede — ergeben sich schon aus dem oben Gesagten. Muß sich nemlich auch die Religion individualisiren, so hat Jeder seine eigene, und wenn diese nicht eine blindlings aufgenommene oder aufgedrungene, sondern eine selbstgewonnene ist, so ist diese seine Religion auch für ihn die beste. So wenig ich nun den Hsp, den Sperling, den Maulwurf bedaure, daß sie nicht Lanne, Nachtigall und Pferd sind, so wenig ist meine Toleranz fremder religiöser Ueberzeugung, die ich der meinigen nachsetzen muß, mit Schmerz verbunden. Ich bin vielleicht eine Nachtigall, der Andre ein Sperling, oder umgekehrt: der Herr hat beide erschaffen und gesegnet.

Aber „diese neutrale Gesinnung“, fährt Hr. Schm. fort, „löst die Kirche in ein bloßes Aggregat von unverbundenen Individuen auf.“ — Es mag im Mittelalter eine so gleichartige Kirche gegeben haben, wiewohl die Geschichte manchen Einspruch thut; aber jetzt bestehn alle Gemeinen aus lauter Aggregaten, und es ist nichts aufzulösen, weil alles schon aufgelöst ist. Dennoch bilden wir Evangelischen eine große Gemeinde den Katholiken gegenüber, deren sichtbares Oberhaupt, Tradition u. s. w. wir verwerfen. Wohl! aber die Altgläubigen werfen den Neugläubigen vor, daß sie sich in viel höherem Grade auflösten als sie, die Altgläubigen. Die Sache ist wahr, der Vorwurf aber ungegründet. Wer seit dreihundert Jahren mit beiden Beinen in Wittenberg fest steht, es mag draußen vorgehn, was da will, der löst sich freilich nicht ab. Wer aber die Zeit und ihre Fortschritte nicht unbenutzt an sich vorübergehn läßt, und spührt, daß seine Beine außer dem Stehen auch noch zum

Gehen eingerichtet sind, nun der geht und kehrt wieder, löst sich ab und verbindet sich wieder, wie es der Fortschritt der menschlichen Bildung fordert. Von drei vollen Jahrhunderten hinter uns läßt sich freilich mit mehr Sicherheit sprechen als von einem halben Sæculum, in welchem wir noch selber leben. Die Neugläubigen haben so gut ihren Glauben als die Altgläubigen, aber die Reformation hat sie gelehrt, wie übel gethan es ist abzuschließen, bevor eine entschiedene Stufe gewonnen ist. Vielleicht sind wir jetzt am Vorabend des Tages, der aus der christlichen Lehre die Lehre Christi ausscheidet. Noch ist das N. T. ein Chaos von Alexandrinischer Lehre, Judenthenthum und Paulinischem Christenthum, das hat man endlich erkannt. Hoffen wir denn getrost, daß auch der Mann aufstehn werde, der diese drei Elemente sondert und, was dann erst möglich wird, uns mit der unentstellten Lehre Christi bekannt macht. Das wird der Schluß der durch Luther ehrenhaft begonnenen Reformation sein, dann werden die Neugläubigen eine gleichartigere und kompaktere Kirche bilden, als irgend eine Zeit sie gesehen hat, und diese Kirche wird so lange dauern als Christi Lehre oder das Neuchristenthum, d. h. das erste und älteste von allen, dauern wird.

Meinen Vorschlag, die Konfirmation der Gymnasialisten bis zu ihrem Abgange zur Universität aufzuschieben, würde Hr. Schm. „unbedingt billigen“, wenn die Maturitätsprüfung nicht in eben diese Zeit fiel. Hierin muß ich ihm vollkommen Recht geben. Ich dachte an Abiturienten, wie sie im J. 1798 waren, wo ich und meine Mitabiturienten auch nicht die geringste Vorbereitung auf die bevorstehende Prüfung trafen, uns auf unsere Lehrstunden wie bisher vorbereiteten, so lange schloßen und uns so viel Leibesbewegung machten als zuvor. Aber die Zeiten sind entflohn, und die Jahre 1806 und 1813 haben eine neue Welt geboren. Bei unsern jetzigen Abiturienten heißt es: Niemand kann zweien Herren dienen, der Maturitätsprü-

fung und der Konfirmation. Dennoch meine ich, daß mein Gedanke festzuhalten, aber auf ein Auskunftsmittel zu sinnen sei.

Ich übergehe Einiges, was mir keiner Widerlegung zu bedürfen scheint, besprochen aber muß Folgendes werden. Wenn ich in Prima neben Anderem „eine Darlegung der Hauptlehren des Christenthums, historisch, kritisch und philosophisch“ fordere, so seufzt Hr. Schm.: „Ach, ihr lieben Gymnasiasten, die ihr eben „nur ein wenig philosophische Propädeutik eingeschluckt „habt und die Hauptlehren des Christenthums, die in „die tiefsten Tiefen der Erkenntniß hinabsteigen, eben „zum ersten Male in gegliedertem Zusammenhange ver- „nehmt, wird euch nicht schwindelicht vor dem „Abgrund der Weisheit, der bei euch vorausgeföhrt „wird! Ihr sollt zu Gericht sitzen und den Proceß „entscheiden, den euer Lehrer als bloßer Referent euch „vorleget.“ — Freilich muß ihnen schwindelicht werden, da mir selber schwindlicht wird vor dem Spotte meines Beurtheilers. Er will mich zwar darüber trösten, indem er sagt, er traue mir zu, daß ich es in der Praxis ganz anders machen würde. Da mich aber der Hieb nicht trifft, so ist auch das Pflaster überflüssig. Denn einmal ist mein Lehrer kein bloßer Referent, da ich ihm die Begeisterung nicht erlasse. Sodann sitzen meine Schüler nicht zu Gericht und entscheiden keinen Proceß; sondern sie wählen für sich, und zwar nicht bloß nach dem Anspruchs ihres Verstandes, sondern auch nach dem Bedürfnis ihres Herzens. Was ferner die tiefsten Tiefen anlangt; so wird kein vernünftiger Lehrer tiefer steigen, als seine Schüler ihm folgen können. Der von mir gebrauchte Ausdruck „philosophisch“ endlich ist schon von einem anderen Beurtheiler nicht in meinem Sinne genommen worden; vielleicht habe ich mich also nicht bestimmt genug ausgedrückt. Ich verstehe aber unter der philosophischen Behandlung einer Lehre keinesweges eine philosophische Aufstufung derselben, wie man sie z. B. von der Dreieinigkeit versucht

hat, noch eine philosophische Wiebergeburt derselben, wozu man in beiden Fällen von heutiger Philosophie Gebrauch macht, der ich doch nur einen formalen Einfluß gestatten kann, den materiellen aber der vor achtzehnhundert Jahren in Palästina bekannnten zuwecken muß; meine philosophische Behandlung ist vielmehr eine rein wissenschaftliche im Gegensatz zu jener theologischen, die Forschung vielfach hemmenden und sich ewig im Kreise herumdrehenden, jener Vieles voraussetzenden und Vieles mit in die Entscheidung hineinziehenden, was die Wissenschaft oder Philosophie (im Gegensatz zur Theologie) nicht gestatten kann, z. B. die Inspiration, die Aechtheit aller kanonischen Schriften, die symbolischen Bücher. Kurz, wenn mein Religionslehrer sich der herkömmlichen theologischen Voraussetzung enthält und wenn er vernünftig und wissenschaftlich verfährt, so ist's philosophisch genug.

Noch fragt Hr. Schm.: „Wodurch waren alle diese mächtigen Charaktere, diese Glaubenshelden, groß gezogen? Durch den Kirchenglauben. Und wie bewiesen sie sich fast ohne Ausnahme gegen die Feinde des Kirchenglaubens? So intolerant, wie jeder Sohn sich gegen den benehmen würde, der seine Mutter mit Häuften schläge. Sie haben vor den jetzt lebenden Vertheidigern des kirchlichen Bekenntnisses nur den Vorzug, daß sie todt sind.“ — Ich möchte ein gewisses Selbstgefühl nicht tadeln; das hier ausgesprochene scheint mir aber doch in seiner Begründung mindestens sehr fraglich. Wo findt denn jetzt die großen Charaktere und Glaubenshelden in der altgläubigen evangelischen Kirche? Ja wenn altgläubige Reden — ich sage das aber ohne alle persönliche Beziehung auf Hrn. Schm. — Hochmuth, Herrschsucht, Lüge, Verläumdung, Verfolgung, Anrufung der weltlichen Macht den großen Charakter- und Glaubenshelden machen, dann stimm' ich bei. Ueberhaupt aber dürften die wahrhaft großen Charaktere und Glaubenshelden nicht die intoleranten, nicht die mit dem blutigen Schwert in der Hand sein, sondern die in der *ecclesia pressa*, die das Blut

in ihren und ihrer Brüder Wunden stülten. Christus sprach: Gehet hin in alle Welt und lehret! und wiederum: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! nicht: Du sollst intolerant sein und jeden, der sich nicht zu deinem Bekenntniß bekennen will, verfolgen, mißhandeln, erwürgen. Was den Vergleich des Kirchenglaubens mit der Mutter anlangt, so erlaube Hr. Schm., daß ich ihn weiter ausführe, indem ich das Christenthum die Großmutter sein lasse. Nun lautet die Geschichte so: Die Mutter in Gemeinschaft ihrer älteren Kinder verbirgt die Großmutter in einem finstern Kerker, der Niemand geöfnet wird, und giebt sich selbst für die Großmutter aus. Die jüngeren Kinder aber merken den Betrug, befreien die Großmutter und machen der Mutter Vorwürfe, worauf die älteren Kinder dieser beispringen und auf die jüngeren los schlagen, ganz wie die Altgläubigen auf die Neugläubigen.

Schließlich hat meine Schrift Hrn. Schm. den Ausruf ausgepreßt: „O wie krank ist doch unsere Zeit! „wie zerrüttet unsere Kirche!“ und ich finde, daß er nicht ganz Unrecht hat, nur daß wir eine verschiedene Ansicht von der Krankheit haben: er sieht eben nur die Krankheit, ich sehe in ihr die ringende Natur, welche den Krankheitsstoff austreiben und die Gesundheit des Leibes vollkommen herstellen will. Gebe der Himmel, daß dies bald und gründlich geschehe. Von Hrn. Schm., so verschieden unsere Ueberzeugungen auch sind, scheidet sich ohne allen Groll.

III.

Gnomonik für die Provinz Preußen, oder Anleitung Horizontal- und Vertikalsonnenuhren nach vereinfachtem Verfahren anzufertigen für die nördlichen Breitengrade 53, 54 und 55.

Für Jedermann der Zeitordnung liebt.

Von J.-F. Schönfeld, vormalig Oberlehrer in Ebbau

Der Sonnenzeiger und die Glockenuhr.

Zweifelst du,
Ob ich, vom Phoebus selbst belehrt, die Wahrheit sage?
Antworten kannst du zwar auf jede Frage;
Doch wer dir traut, der läuft Gefahr,
Daß er bald allzuviel, bald allzuwenig zählt.
Ich schweige, wenn mir Helle fehlet;
Ich rede selten — aber wahr.

L. H. Nicolay.

„Wie ist's an der Zeit?“ oder: „was hat die Glocke geschlagen? A. antwortet, seine Uhr befragend: „Neun Uhr;“ B. „Ein Viertel auf Zehn;“ C. „auf Halb Zehn;“ D. „Dreiviertel auf Zehn.“ — A., B., C. und D. behaupten Jeder, daß seine Uhr die Zeit am richtigsten angebe, denn der Eine hat ja nach dem Aufgange, der Andere nach dem Untergange der Sonne, der Dritte nach der Sonnenspur, die sein Großvater seliger einst auf das Fensterbrett verzeichnet, der Vierte nach einer Nürnberger Compaßuhr gestellt. Wer hat nun recht? —

In großen und mittlern Städten kann Jeder seine Uhr nach einer der Normal-Thurmuhren — die oft genug in Zeitstreit leben — berichtigen. Aber wie stehts oft damit in kleinen Städten, wo ein Schlosser oder auch der Kirchenglöckner — Leutchen, die verwundert aussehen, wenn man ihnen von mittler Sonnenzeit etwas sagt, — die Stadtuhr zu bedienen haben? Und

findet man auch in allen kleinen Städten eine Normal-Uhrmuh? Wie gar selten ist eine solche auf dem Lande, und wie unrichtig oft in Kirchdörfern, wo die Eingepfarrten, welche entfernter wohnen, nicht selten eben zum Gottesdienste eintreffen, wenn die Leute schon aus der Kirche kommen, oder eine langweilige Zeit warten müssen, wenn der Kirchendiener nach Gutdünken die Uhr zurück gehalten hat, wobei ihn Niemand gründlich zu controlliren vermag. Sollen die Schulkinder nicht auch zur bestimmten Zeit zum Unterrichte sich einfinden? Gehört nicht überhaupt ein genaues Beobachten der Zeit zu den Erfordernissen der Tugend Ordnung die im geschäftlichen Gemein- wie Hauswesen mit Recht verlangt wird.

Das bekannete Mittel unsere Kläderuhren in Zeitordnung zu erhalten, sind gute Sonnenuhren, welche nach Verhältnis der Polhöhe jedes Orts eingerichtet und richtig aufgestellt sein müssen. Aber die Anfertigung eines solchen nützlichen Werkzeuges nach Grundsätzen, wie sie die Wissenschaft der Sonnenuhren-Anfertigung oder Gnomonik lehrt, ist nicht Jedermanns Sache. Die sogenannten Nürnberger Compasuhren, welche zu leicht obenhin und ohne strenge Rücksicht auf die Polhöhe des Ortes, wo sie in Anwendung kommen sollen, gefertigt und nach allen möglichen Graden der Breite zum Verkauf geführt werden, sind mehr als Spielerei als ein ernster Gegenstand zu betrachten. Auf- und Untergang der Sonne ist zu sehr an Verschiedenheiten des örtlichen Horizonts geknüpft, als daß dieses nur mit Unterbrechungen anwendbare Mittel ein geeignetes sein könnte. Ein verzeichneter Mittagsstrich ist zwar das gewöhnlichste Hülfsmittel zur Regulirung der Uhren; aber wie selten anwendbar und meist unzuverlässig ist auch dieses!

Die Vorliebe des Verf. für gnomonische Experimente hat ihn auf ein vereinfachtes Verfahren bei Anfertigung der Sonnenuhren geführt, welches sich auf Berechnung und Vertheilung der Winkel gründet, welche

die Schenkel der einzelnen Tagesstunden bilden. Jeder, dem auch nur die Gegenstände der Formenlehre aus der Volksschule erinnerlich sind, und der Sinn für Versuche dieser Art hat, wird durch vorliegende Anleitung in den Stand gesetzt, mit Hilfe eines Winkelmessers (Transporteurs), den man allenfalls aus Holz sich selbst fertigen kann, eines Zirkels und Zollstabes eine brauchbare Sonnenuhr herzustellen.

Nach der Absicht des Verf. soll diese Anleitung zum Sonnenuhrbau auf die beiden einfachen Hauptarten dieser Werkzeuge, nämlich der Horizontal- und Vertikal-Sonnenuhren, letztere der Sonne im Mittage rechtwinkelig gegenüber aufgestellt, und zwar für die nördlichen Breitengrade 53, 54 und 55, denen unser Preußenland und zunächst in unserm Vaterlande das benachbarte Pommern angehört, sich beziehen. Vielfältige Versuche haben ergeben, daß unter den genannten verschiedenen Breitengraden keine merkliche Verschiedenheit der Größe der Stundenwinkel und der Sonnenzeit statt findet, daß also diese Werkzeuge, wenn der Zeiger in den mittlern Grad (54) der Polhöhe gestellt wird, auch in den angrenzenden Breitengraden (53 und 55) ihre völlige Brauchbarkeit an den Tag legen.

Horizontal-Sonnenuhr.

Zu einer solchen, welche man auf eine horizontale Fläche setzen kann, lasse man vom Tischler einen glattgehobelten Klotz von $4\frac{1}{2}$ Zoll im Quadrat, mindestens 2 Zoll dick, von völlig trockenem, harten Holze anfertigen, und mit weißer Oelfarbe anstreichen. Hierbei ist nothwendig, daß die Ecken genau rechte Winkel bilden. Mit Anwendung des Zirkels wird die Oberfläche durch eine gerade Linie zur Hälfte getheilt, zu deren beiden Seiten die Vor- und Nachmittagsstunden verzeichnet werden sollen. Diese Linie bezeichnet die zwölfte Tagesstunde. Man vermerke den einen Endpunkt derselben mit S (Süden), den andern mit N (Norden). Hierauf nehme man auf dieser Mittellinie 1 Zoll vom südlichen Rande einen Punkt, in

welchen der Zeiger eingesetzt werden soll. In die Stelle dieses Punktes versenke man einen Stift, etwa eine feinere Nähnadel, unverbiegbar senkrecht. An diesen Stift wird der Transporteur genau in das Centrum desselben gelegt, und dieser nach der Nordseite zu in der Mitte durch einen andern Stift vor Verrückung gesichert. Zu beiden Seiten der Mittellinie liegen nun zwei rechte Nebenwinkel, deren beide andere Schenkel, welche eine einzige gerade Linie ausmachen, und welche die sechste Morgen- und Abendstunde bezeichnen, nun gezogen werden. Hierauf vertheile man die Stundenwinkel eines jeden rechten Nebenwinkels durch feine Punkte am Bogenrande des Transporteurs sowohl für die sechs Vor- als eben so viele Nachmittagsstunden folgendermaßen aufs genaueste.

Der Winkel von 12 zu 1 oder auch von 12 zu 11 Uhr enthält die Größe von 12° (Graden); der Stundenwinkel von 1 zu 2 oder von 11 zu 10 Uhr ist groß 13° , oder jedes Paar der beiden letztern Winkel zusammen genommen enthält 25° . Die Entfernung der folgenden 3ten Nachmittagsstunde oder der 9ten Vormittagsstunde ist weder um einen Grad größer; der Winkel enthält also 14° , von der Mittagsstunde zusammen genommen 39° .

Nun erweitern sich die Schenkel der Stundenwinkel von 3 auf 4 oder 9 auf 8 Uhr so wie die der folgenden bis 6 Uhr um $1\frac{1}{2}^{\circ}$, so daß von 12 auf 4 oder von 12 auf 8 die bisherigen Winkel den Gesamttraum von $54\frac{1}{2}^{\circ}$ einnehmen. Von 4 auf 5 oder 8 auf 7 Uhr enthält 17° ; die Gesamtgröße beträgt nun $17\frac{1}{2}^{\circ}$. Die correspondirenden Stundenwinkel von 5 auf 6 oder 7 auf 6 Uhr betragen jeder $18\frac{1}{2}^{\circ}$; die Ausdehnung von der 12ten Stunde zu beiden Seiten derselben ist nun zweimal 90° .

Zur leichtern Uebersicht der Stundenwinkel diene folgendes Verzeichniß:

Von	12	zu	1	oder	12	zu	11	Uhr	=	12°	
•	12	•	2	•	12	•	10	•	=	25°	
•	12	•	3	•	12	•	9	•	=	39°	
•	12	•	4	•	12	•	8	•	=	54 ¹ / ₂ °	
•	12	•	5	•	12	•	7	•	=	71 ¹ / ₂ °	
•	12	•	6	•	12	•	6	•	=	90°	
oder	von	12	zu	1	oder	12	zu	11	Uhr	=	12°
•	1	•	2	•	11	•	10	•	=	13°	
•	2	•	3	•	10	•	9	•	=	14°	
•	3	•	4	•	9	•	8	•	=	15 ¹ / ₂ °	
•	4	•	5	•	8	•	7	•	=	17°	
•	5	•	6	•	7	•	6	•	=	18 ¹ / ₂ °	

Summa 90°

Nun werden, nachdem der Transporteur abgenommen, mittels eines Lineals die also vermerkten Punkte der Stundenwinkel, vom Zeigerpunkte aus, in Linien verwandelt, welche die zwölf Tagesstunden (die vormittägigen west-, die nachmittägigen ostwärts) anzeigen, und die Linien der 5ten Morgen- und 7ten Abendstunde genau über den Zeigerpunkt fortgesetzt, so daß die 7te Abendstunde eine verlängerte Linie der gleichnamigen Morgenstunde ist; eben so auch die 5te.

Hierauf setze man den Zirkel etwa in die Mitte der 12ten Stundenlinie und beschreibe drei Kreisbogen etwa $\frac{1}{4}$ Zoll von einander entfernt bis zu den Linien der 5ten und 7ten Früh- und Spätstunde. Doch lasse man an dem äußern östlichen, nördlichen und westlichen Rande der Oberfläche so viel Raum übrig, daß die Stundenzahlen außerhalb dieser Kreise Platz finden. Der zwischen diesen befindliche Raum wird in Halben- und Viertelstunden getheilt. Die Halbenstunden-Linien gehen durch die Zwischenräume beider Kreise, die der Viertelstunden nur durch den äußern.

Hierauf geschehe das Einsetzen des Zeigers von etwas starkem Eisen*) oder Messingdrath, dessen Länge

*) Es ist nothwendig, vor dem Biegen des Eisen-drathes zu einem Winkel von 54° denselben zu glühen, damit er nicht breche.

überhaupt = auf 8 Zoll angenommen werden kann, wovon 4 auf die schräge Zeigerlinie und 3 auf die Stütze kommen. Beide werden $\frac{1}{2}$ Zoll tief oder etwas darüber in das Holz eingelassen. Die senkrechte Stütze des Zeigers wird $1\frac{1}{4}$ Zoll vom nördlichen Rande, genau auf die Linie der 12ten Stunde eingesetzt*).

Mit Hilfe eines Richtbrettchens, worauf man den Winkel von der Polhöhe (hier 54°) vermerkt, oder mit Anwendung des Transporteurs, wenn dieser seiner Beschaffenheit nach es zuläßt, wird der Zeiger seine richtige Stellung erhalten. Dabei werde geforgt, daß dieser sich weder auf die westliche noch östliche Seite neige, und mit der Mittagsstunde in gleiche Linie falle.

Noch bleibt das Auffinden der Mittagslinie übrig, an welche genau die Sonnenuhr gestellt wird. Ist kein Compaß zur Hand, welcher auch höchst genau die westliche Abweichung des Magnets ($13\frac{3}{4}^{\circ}$) anzeigt, so wird die Mittagslinie auf folgende einfache Weise in einem südlich sich neigenden Zimmer gefunden. Um 9 Uhr Vormittags einer gleichviel richtig oder unrichtig zeigenden, jedoch richtig gehenden Räderuhr wird die Sonnenuhr (mit dem Zeiger nach Süden) so gestellt, daß der Schatten desselben mit dem 9ten Stundenstrich zusammentrifft. Diese Stellung der Uhr wird mit einem vorläufigen Strich auf dem völlig horizontalen Fensterbrett vermerkt, und es wird sich Nachmittags 3 Uhr ergeben, ob der Schatten des Zeigers mit dem Schattenstrich der eben bemerkten Stunde übereinstimmt oder nicht. Im erstern Falle ist die Mittagslinie gefunden; weicht jedoch der Schatten um diese Zeit ab, so ist leicht nachzusehen, wieviel Minuten Abweichung vorhanden ist, worauf man hiernach den Mittagsstrich verändert und durch wiederholtes Beobachten an einem

*) Das Bohren des Loches zum Einsetzen des Zeigers auf der Südseite geschehe mit einem dem Drahte angemessenen Bohrer und in der schrägen Richtung der Polhöhe.

sonnenhellen Tage berichtigt und feststellt. Nach andre correspondirende Stunden, als die 8te und 4te, 10te und 2te u. s. w. können bei dem Auffuchen der Mittaglinie angewendet und verglichen werden. Sehr leicht läßt sich diese gefundene Linie auch auf Zinnet übertragen, die mehr östliche oder westliche Lage haben. Um hiernach die Räderuhren in mittler Sonnenzeit zu stellen, benutze man die in den Kalendern enthaltene Tafel zur Stellung der Uhr.

Bei Anfertigung einer

Vertikal-Uhr

für die Breitegrade 53, 54 und 55, welche der Sonne im Mittag gegenüber aufgestellt werden soll, vertheile man die Stundenwinkel nach folgender Uebersicht:

Von 12 zu 1 oder 12 zu 11 Uhr	=	9°
" 12 " 2 " 12 " 10 "	=	19°
" 12 " 3 " 12 " 9 "	=	30½°
" 12 " 4 " 12 " 8 "	=	45½°
" 12 " 5 " 12 " 7 "	=	65°
" 12 " 6 " 12 " 6 "	=	90°
oder von 12 zu 1 oder 12 zu 11 Uhr	=	90°
" 1 " 2 " 11 " 10 "	=	10°
" 2 " 3 " 10 " 9 "	=	11½°
" 3 " 4 " 9 " 8 "	=	15°
" 4 " 5 " 8 " 7 "	=	19½°
" 5 " 6 " 7 " 6 "	=	25°

Summa 90°

Das übrige Verfahren ist dem ähnlich, welches der Anfertigung von Horizontal-Uhren zum Grunde liegt, mit dem Unterschiede, daß

1. der Zeiger in dem Nebenwinkel der angenommenen Polhöhe von 53, 54 und 55 Graden, also in dem mittlern Winkel von 36° eingesetzt werden muß;
2. die Stunden nicht über oder unter die Zeit von 6 Uhr Morgens und Abends verzeichnet werden.

Will man hierzu eine Tafel im Rechteck wählen, so sind Kreisbogen für die Ganze-, Halbe- und Viertel-

Stunden nicht anzuwenden, sondern eine angemessene Verbindung gleichlaufender senkrechter und waagerechter Einien.

Bei der Aufstellung sehe man dahin, „daß die Tafel obflüg lothrecht befestigt werde, und durch Uebereinstimmung mit dem Schatten des Zeigers in den oben angegebenen correspondirenden Vor- und Nachmittagsstunden weder östlich noch westlich sich neige.

IV.

Wenige Worte der Erwiederung auf die im Dezemberhefte a. pr. erschienene Abhandlung, betitelt: „Erwägung einiger Bedenken gegen Emanzipation der Juden etc.“

Nicht früher als zu Anfange des Märzmonates, und zwar durch seine eigne Schuld, bekam der Verfasser der im Oktoberhefte pr. enthaltenen Abhandlung: »Noch Einiges über die Emanzipation der Juden« diese Abhandlung in den Preussischen Provinzialblättern, nebst der oben bemerkten Erwiederung darauf, zu Gesicht. Diese in vieler Hinsicht sehr gehaltreiche Erwiederung würde dennoch einen viel höhern Werth haben, wenn sie von so vielen Ausfällen auf Kosten des Verfassers jener Oktoberabhandlung, frei geblieben wäre. Solche Ausfälle auch seinerseits zu erwiedern, geschieht vom Verfasser schon deshalb nicht, weil ein solches Verfahren seinen Gefinnungen durchaus widerstreitet; überdem selbiger auch seinerseits wenigstens nichts dazu beitragen möchte, die Preuss. Provinzialblätter — die auch außerhalb unserer Provinz gerechte Auerkennung und Würdigung längst gefunden; und deren auch der verewigte Poliz zu Leipzig einst ehrend gedachte — zum Tummelplaze der Polen

mit und bitterm Kritik herabzuwürdigen. Auch würde Verfasser den oft bemerkten Gegenstand, über welchen er sich nur noch diesesmal ausspricht, nicht wieder in Anregung bringen, wenn nicht die Behauptung des Herrn Segners (S. 512): »daß seine Abhandlung auf irrigen Angaben und darauf gestützten Behauptungen beruhe«, eine kurze Erwiderung ihm zur Pflicht machte. Wohl hat Herr Segner mit Wärme, mit einer Liebe und Wohlwollen athmenden Sprache über die gegenseitigen Beziehungen der Christen und Juden, als Mitglieder eines großen Staatsverbandes, sich ausgesprochen, und, wenn derselbe (S. 512) sagt: »das Christenthum und sein Stifter stehen zu hoch, um zu ihrer Verherrlichung des Hasses, des grauenvollen Erbtheils finsterner Jahrhunderte zu bedürfen«, so dankt ihm dafür gern und freudig jedes Mitglied der christlichen Kirche, welchem die frohe Botschaft von Christo ein theures werthes Wort ist. Dennoch vermögen die mit großer Gewandtheit dargelegten Behauptungen für die Emanzipation, es nicht; jene aus fester Ueberzeugung hervorgegangene Behauptung zu widerlegen: daß die Christen durch vollkommene Gleichstellung der Juden im Staate eben so sicher verlieren, als diese gewinnen. Wohl will Herr Segner dieses durchaus in Abrede stellen, und ein Jeder, der für die Emanzipation sich ausspricht, kann, wie es scheint, auf dessen Beifall eben so sicher rechnen, als Derjenige, welcher anderer Meinung zu sein sich erdreistet, für einen Feind der Civilisation und Humanität gilt, und es sich gefallen lassen muß, in die Klasse der Finsterlinge versetzt zu werden, welche das Mittelalter mit allen seinen Attributen wieder herzustellen wünschen. Hätte Verfasser glauben müssen, daß seine Ansicht eine rein individuelle wäre, die nirgends Anklang und Erwiderung fände, so würde er sicher sich nicht erdreistet haben, damit vor ein Publikum hervorzutreten, welches aus gebildeten und denkenden Personen aus vielerlei Klassen der Gesellschaft

besitzt. So aber findet seine Ansicht nicht nur volle Erwidernng in der Nähe, sie findet diese Erwidernng auch bei ganzen Societäten und Staatsverbänden, welche Herr Gegner Autoritäten nennt. Denn diese dort benannten Autoritäten — die Schweizer Cantons, die freien Städte Deutschlands, die Handels- und Fabrikstädte des Königreichs Sachsen, die Stockholmer Bevölkerung — welche alle noch in der neuesten Zeit ihre Ansichten darüber deutlich genug ausgesprochen haben, dürften doch wohl nicht so ganz verwerfliche Stimmen sein. Wohl schlug die Stockholmer Bevölkerung zur Kundgebung ihrer Wünsche einen durchaus unerlaubten und strafbaren Weg ein: denn Gehorsam gegen die Obrigkeit bleibt immer heilige Pflicht der Unterthanen, auch wenn jene Maßregeln ergreift, deren Güte die Unterthanen bezweifeln. Denn die dortige Staatsregierung beabsichtigte im J. 1838, den Juden in den großen Städten Stockholm und Gothenburg das Bürgerrecht zu ertheilen; und die Bürgerschaft ersterer Stadt erlaubte sich dagegen eine ziemlich lebhaftc Demonstration. Es ward der Regierung sehr leicht, die Unruhen zu dämpfen; dennoch nahm sie auf den Wunsch der Hauptstadt huldvolle Rücksicht, und die beabsichtigte Maßregel unterblieb. Und fragen wir nach der Ursache einer solchen Abneigung gegen die Emanzipation; ist diese Abneigung Folge eines finstern fanatischen Judenhasses? Jeder, der mit dem herrschenden Geiste der Gegenwart nur etwas bekannt ist, wird wissen, daß diese Gesinnungen einer längst entschwundenen Vergangenheit lange bereits reifern Einsichten Platz gemacht haben, und dieses namentlich bei den Bevölkerungen christlich evangelischer Länder; nein, — diese Abneigung stützt sich auf einer andern Grundlage. Und diese Grundlage ist in bemerkten Ländern die gerechte Besorgniß: daß die dortigen Juden, nach erlangten vollen Bürgerrechten, weit entfernt, mit diesen Begünstigungen zufrieden zu sein, nicht eher

ruhen werden, bis sie vollkommen politische Gleichheit mit der herrschenden Bevölkerung erlangt; daß mit ihrem steigenden Einflusse auch ihre Population ungemeinlich sich verbreiten; daß die Juden nach Staatsämtern streben; daß im Laufe der Zeiten jüdische Gesetzgeber und Obrigkeiten über die Christen gebieten, und die bisherige christliche Herrschaft in christlichen Ländern der jüdischen Präponderanz Platz machen werde. Und mit dieser Furcht ist gewiß auch der billige und gerechte Wunsch verbunden: daß ihre bisherigen Gerechtsame, von jüdischen Einzöglingen ohngeschmälert, ihnen auch ferner belassen; daß ihre einst im christlichen Geiste gegebenen vaterländischen Anordnungen und Einrichtungen, unter deren Schutz und Schirm ihr Volk im Laufe der Zeiten sich so fröhlich entwickelt, und zu solcher geistigen und sittlichen Höhe sich gehoben, auch ferner gelten mögen; daß ihr Staat auch ferner ein christlicher Staat verbleibe.

Wohl findet Herr Segner (S. 511.) es gut, diese gerechte Furcht Feigheit zu nennen, eine Feigheit, die, wie es daselbst heißt: „die jeder Gutgesinnte und Edle mit all dem tiefen Abscheu davor und mit aller sittlichen Energie sich fern halten muß“ und, als Feigheit bethätigt sich (S. ebendas.) diese Furcht dadurch: „wenn man das Recht nicht gewähren, Menschlichkeit nicht üben, heilige Gefühle nicht achten will aus Furcht.“ Der beabzweckten Kürze wegen, auf alle diese Anschuldigungen nicht eingehend, will der Verfasser nur eine kurze Bemerkung sich erlauben, und zwar, „über das verweigerte Recht, wenn man das Recht nicht gewähren will.“ Billig dürfte man hier fragen: aus welcher gegründeten Ursache kommen denn die Juden dazu, dasjenige als ein Recht für sich zu fordern, in dessen früherem Besitze sie faktisch nie gewesen sind? Deshalb etwa, weil sie, oder ihre Vorfahren in benannten Ländern einst als Schutzgenossen Aufnahme gefunden? Und daraus leiten sie die For-

derung zur völligen Gleichstellung mit den andern Landesbewohnern her? Eine wirklich einzige Folgerung! Ein ganz anderer Fall würde hier eintreten, wenn ihnen Rechte genommen würden, die sie bereits besitzen, welche ihnen schon von Staats wegen garantirt worden sind. Wenn z. B. in Frankreich und der Nordamerikanischen Union, woselbst sie voller Emancipation sich erfreuen, die dortigen Staatsregierungen etwa eine Reaction beabsichtigten, und sowohl der französische Monarch in Uebereinstimmung mit seinen beiden Legislaturen, als auch die Central-Regierung zu Washington mit dem Staats-Präsidenten an der Spitze, es für gut und zweckmäßig hielten, die in ihren Gebieten bisher emancipirten Israeliten zu bloßen Schutzjuden zu reduciren; ja, wenn sie alsdann in Jammer und Herzeleid ausbrechen, Himmel und Erde anrufen würden, ob der ihnen widerfahrenen Bedrückungen: dann dürften wohl ihre Klagen gerecht sein. In allen andern Staaten jedoch, in welchen diese völlige Gleichheit nicht Statt findet, kann von verweigereten Rechten durchaus keine Rede sein, und alle deshalb erhobenen Klagen sind nur Unmaßungen, welche ein jeder christliche Staat zurückzuweisen, in seinem wahren Interesse handeln wird.

Kein Umstand jedoch scheint Herrn Segner lebhafter ergriffen zu haben, als der Vergleich mit den Juden, als den dominirenden Spartanern gegen die christlichen Heloten. Dieser Vergleich war aber weder die Folge eines Traumes, wie Herr Segner meint, noch leere Einbildung überhaupt; er gründet sich auf Thatsachen, insofern öffentlich ausgesprochene Behauptungen, als Folge innerer fester Ueberzeugung, doch wohl zum Gebiete der Thatsachen gehören dürften.

Unter mehren ihm bekannten Thatsachen, wählt der Verfasser eine in der Ferne stattgehabte Thatsache, deren Authencität ein Edelmann aus dem Canton Bern, welcher bei dem Auftritte zugegen gewesen, ihm

verbürgt hat. — »Vor einigen Jahren waren in einer Großherzoglichen Residenzstadt Deutschlands an einem Sommertage eine bedeutende Zahl gebildeter Männer aus mehren Ständen, Beamte, Offiziere der Garnison, Kaufleute und zahlreiche Fremde in einem dortigen Ressourcenhause versammelt. Einige aus der Gesellschaft saßen, mit dem Spiele beschäftigt, an mehren kleinen Tischen; die große Mehrzahl jedoch saß in der Mitte des Saals um einen großen Tisch, und hörte der Erzählung eines reichen und älteren Gutsbesizers aus der Nachbarschaft, aufmerksam zu. Es war die Rede von der Juden-Emanzipation, und der Gutsbesizer theilte seine, auf vielen Reisen gemachten Beobachtungen, über die Lage der Juden in verschiedenen Ländern, der Gesellschaft mit. Belehrend und anziehend insonderheit war seine Darstellung der jetzigen Verhältnisse der Juden in Rußland, wohin der Edelmann in Privat-Angelegenheiten vor einiger Zeit gereiset, und nur vor wenigen Monaten von da zurückgekehrt war. Er bemerkte unter Andern: daß in den westlichen Provinzen des Reichs, und zwar in Folge ehemaliger Polnischer Staatswirthschaft, die Judenschaft am zahlreichsten sei, ganz vorzüglich jedoch in den Provinzen Wolhynien, Podolien und dem Königreiche Polen. Einen viel andern Anblick in dieser Beziehung bieten die Gouvernements des eigentlichen oder Großrußlands dar, welche seit der frühesten Geschichte Rußlands, stets integrirende Theile des Reichs gebildet haben; hier könne man durch große, äußerst fruchtbare und sehr bevölkerte Gouvernements, und durch viele große, durch Handel und Industrie ausgezeichnete Städte reisen, ohne auch nur einen Juden anzutreffen. Nur wenn im Sommer die Zeit der großen Messe zu Nischnei-Nowgorod sich nahe, auf welcher zuweilen ein Waarenumsatz von 2—300 Millionen Silber-Rubeln im Werthe, keine unbekannte Erscheinung sei, — nur dann sehe man auch zahlreiche Juden auf diese Messe

ren Jahren einen Theil Europas, und auch unsere vaterländischen Provinzen bereisete, erklärt sich unter Andern dahin: »daß er in allen Staaten, die er bereiset, in rein monarchischen oder constitutionell-monarchischen derselben, den ganzen Geist des Gouvernements und der Staatsverwaltung nirgends so wahrhaft volksthümlich wahrgenommen habe, als in Preußen.«

Und dieser Geist echt christlicher Humanität und Weisheit, der Preußens Staatsverwaltung stets charakterisirte, hat auch zu keiner Zeit sich verleugnet gegen die jüdischen Glaubensgenossen. Wenn auch der hochselige König Friedrich der Zweite die Juden gering schätzte, und ihre historische Bedeutung wenig beachtete: so wird dennoch ein Jeder, welcher mit der Regierungsgeschichte und den hinterlassenen Werken dieses Monarchen nur etwas bekannt ist, schon a priori davon überzeugt sein, daß auch der geringste und ärmste Jude in seinen Staaten, der über erlittenes Unrecht sich wirklich zu beklagen hatte, von seinem Throne nicht unerhört wäre entlassen worden. Doch wie günstig hat sich im Laufe der Zeiten die Lage der Israeliten unter uns gestaltet. Sie sitzen bei uns weder an den Wasserflüssen Babylons, als aus ihrem Vaterlande hinweggeführte und ihres Eigenthums beraubte Gefangene, noch können sie über Druck und erlittenes Unrecht wirklich klagen; ihr Gedeihen, ihr zunehmender Wohlstand sind die kräftigsten Schutzreden für die gute Behandlung, welche sie im Schooße christlicher Bevölkerung, und unter einer humanen und kräftigen Regierung erfahren; Jakob kann frohlich sein und Israel sich freuen. Und wenn auch ihrer studirenden Jugend nicht Staatsämter eben zu Gebote stehen; so öffnen sich dennoch ihrem künftigen Wirken manche edele Zweige der Wissenschaft. Welch ein unermessliches Feld der Wirksamkeit bietet sich in der hochwichtigen Wissenschaft der Heilkunde ihrer Benutzung dar! und wer, in der Literärgeschichte nur

etwas bekannt, kennt die gefeierten Namen jüdischer Gelehrten nicht, die als Philosophen ihres Namens Gedächtniß verewigt haben!

Wäre es dem Verfasser vergönnt, dem Herrn Gegner einen wohlgemeinten Rath erteilen zu dürfen, so wäre es dieser: daß Herr Gegner seine wichtige Stellung als Religionslehrer bei seinen Stammgenossen, und seinen bedeutenden moralischen Einfluß bei denselben, dazu benutzen möge, um — weit entfernt, Wünsche zu billigen, oder noch lebendiger anzuregen, deren Erfüllung der Schleier der Zukunft deckt — vielmehr seine Religionsgenossen befestige und stärke in den Gesinnungen der Erkenntlichkeit und Liebe gegen das Land und den Staat, unter dessen kräftigem Schuß und Schirm sie einer gesicherten achtungswerthen Stellung sich erfreuen; — sie kräftige und gründe in Ehrfurcht, Gehorsam und Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der auch bereits in frühster Vorzeit an Abrahams leiblichen Nachkommen sich groß und herrlich bewiesen, durch alle Wechsel und Erschütterungen der Zeit sie nicht verlassen noch versäumt und, ohne allen Zweifel seine weisen Zwecke bei Israel noch immer verfolgt.

reisen; deren Menge jedoch, wie die Zollregister beweisen, seit 10—12 Jahren in wachsender Potenz abnehmen. Die wichtigste Ursache dieser Seltenheit der Juden im eigentlichen Rußland aber liege in dem ausgezeichneten Handelsgeiste, der den Großrussen beseele, und die Concurrnz jüdischer Kaufleute dort gar nicht aufkommen lasse. Noch größern kaufmännischen Geist jedoch, wie der Russe, habe der Armenier, dessen hochwichtige Bedeutung in diesem Zweige menschlicher Thätigkeit, sich besonders auf dieser großen Masse zu Nischnei im glänzendsten Lichte zeige. Doch, — so schloß der Erzähler — „bei uns in Deutschland nimmt die Judenzahl zu, und es möchte einer gesunden Staatspolitik angemessen sein, dieser Vermehrung Schranken zu setzen. Denn bei zunehmender Judenzahl nimmt auch die Menge der Consumenten zu, deren steigende Zunahme dem Producenten das Leben immer schwerer macht.“ Nach dieser Mittheilung erhob ein junger feiner Mann in der Versammlung seine Stimme und äußerte sich dahin: »Viele Personen geben sich dem Wahne hin, daß die Juden bloße Consumenten sind. Auch ich M. H. bin Hebräer, und habe mein Domicil zu Frankfurt. Ich bin Handelsgehilfe im Hause Rothschild, und auf unserm, nahe der Fürstlich Thurns und Taxischen Ober-Postverwaltung, befindlichen Comtoir, arbeiten in der Regel 15—20 Personen täglich. Und wir Alle sind wirklich keine bloßen Consumenten, sondern auch Produzenten, wir sind wichtige Geschäftsleute, denn unsere Geschäfte greifen sehr ein in die europäischen Zustände, und so sind wir täglich beschäftigt, und essen unser Brot nicht unverdient. »Daß wir jedoch alle auch niedrigen Geschäfte und Arbeiten treiben, daß wir grobe Arbeiten verrichten, handlangern, tagelöhnern, oder gar unreinen und schmutzigen Arbeiten und Diensten uns unterziehn sollten, nun, dafür halten wir Hebräer uns dennoch etwas zu gut, dazu giebt es dann auch noch andere Leute.« Ohne

sich irgend eine Bemerkung hier zu erlauben, bemerkt Verfasser, auf Autorität des Herrn Berichterstatters, noch, daß die ganze Gesellschaft über diese Aeußerung sich sehr indignirt gefühlt und, daß ein anwesender hoher Militair, von mediatisirtem Reichsadel gebürtig, diese allgemeine Indignation in folgenden Worten aussprach: »also glaubst du Jude, daß wir Christen allein zu solchen Arbeiten da sind?«

Wenn demnach die christlichen Staaten durch Verweigerung einer vollkommenen Emanzipation, gegen die Juden in ihrem vollen Rechte sind, so dürfen und sollen dennoch Christen und Juden, als Menschen und Mitbrüder, einander lieben und helfen. Dieses wird als Wahrheit als heilige Wahrheit gewiß und ganz vorzüglich anerkannt von den Genossen der evangelischen Kirche, die durch milde und tolerante Gesinnungen ihren echt evangelischen Geist vorzüglich bethätigen.

Und weshalb sollten nicht auch Christen und Juden in gegenseitigem Wohlwollen leben und wandeln? Denn die Erde ist groß, sie ist unerschöpflich an Gütern und Gaben der Natur; der Allmächtige hat sie sehr reich ausgestattet mit der Fülle seines Segens. Und sein gnädiges Walten umfaßt Christen und Juden, es umfaßt die gesammte Menschheit. Und im Geiste dieser Wahrheit haben die Herrscher aus dem Hause Hohenzollern seit Jahrhunderten bereits ihre Unterthanen und Lande regiert, nie haben sie Intoleranz und Fanatismus begünstigt, denn auch in den frühern Jahrhunderten bereits fanden andere Religionsgenossen nirgends solche willige Aufnahme und solchen kräftigen Schutz, als in den Staaten dieses Herrscherhauses. Seit einem Jahrhundert besonders athmet die Preussische Staatsverwaltung den Geist wahrer Humanität; die hohen Vorzüge vaterländischer Gesetzgebung werden seit langer Zeit bereits auch in weiter Ferne anerkannt, und ein sehr bekannter und noch lebender großbritannischer Staatsmann, der vor meh-

ren Jahren einen Theil Europas, und auch unsere vaterländischen Provinzen bereisete, erklärt sich unter Andern dahin: »daß er in allen Staaten, die er bereiset, in rein monarchischen oder constitutionell-monarchischen derselben, den ganzen Geist des Souverainements und der Staatsverwaltung nirgends so wahrhaft volksthümlich wahrgenommen habe, als in Preußen.«

Und dieser Geist echt christlicher Humanität und Weisheit, der Preußens Staatsverwaltung stets charakterisirte, hat auch zu keiner Zeit sich verleugnet gegen die jüdischen Glaubensgenossen. Wenn auch der hochselige König Friedrich der Zweite die Juden gering schätzte, und ihre historische Bedeutung wenig beachtete: so wird dennoch ein Jeder, welcher mit der Regierungsgeschichte und den hinterlassenen Werken dieses Monarchen nur etwas bekannt ist, schon a priori davon überzeugt sein, daß auch der geringste und ärmste Jude in seinen Staaten, der über erlittenes Unrecht sich wirklich zu beklagen hatte, von seinem Throne nicht unerhört wäre entlassen worden. Doch wie günstig hat sich im Laufe der Zeiten die Lage der Israeliten unter uns gestaltet. Sie sitzen bei uns weder an den Wasserflüssen Babels, als aus ihrem Vaterlande hinweggeführte und ihres Eigenthums beraubte Gefangene, noch können sie über Druck und erlittenes Unrecht wirklich klagen; ihr Gedeihen, ihr zunehmender Wohlstand sind die kräftigsten Schutzreden für die gute Behandlung, welche sie im Schooße christlicher Bevölkerung, und unter einer humanen und kräftigen Regierung erfahren; Jakob kann frohlich sein und Israel sich freuen. Und wenn auch ihrer studirenden Jugend nicht Staatsämter eben zu Gebote stehen: so öffnen sich dennoch ihrem künftigen Wirken manche edele Zweige der Wissenschaft. Welch ein unermessliches Feld der Wirksamkeit bietet sich in der hochwichtigen Wissenschaft der Heilkunde ihrer Benutzung dar! und wer, in der Literaturgeschichte nur

etwas bekannt, kennt die gefeierten Namen jüdischer Gelehrten nicht, die als Philosophen ihres Namens Gedächtniß verewigt haben!

Wäre es dem Verfasser vergönnt, dem Herrn Gegner einen wohlgemeinten Rath ertheilen zu dürfen, so wäre es dieser: daß Herr Gegner seine wichtige Stellung als Religionslehrer bei seinen Stammgenossen, und seinen bedeutenden moralischen Einfluß bei denselben, dazu benutzen möge, um — weit entfernt, Wünsche zu billigen, oder noch lebendiger anzuregen, deren Erfüllung der Schleier der Zukunft deckt — vielmehr seine Religionsgenossen befestige und stärke in den Gesinnungen der Erkenntlichkeit und Liebe gegen das Land und den Staat, unter dessen kräftigem Schuß und Schirm sie einer gesicherten achtungswerthen Stellung sich erfreuen; — sie kräftige und gründe in Ehrfurcht, Gehorsam und Dankbarkeit gegen den Allmächtigen, der auch bereits in frühster Vorzeit an Abrahams leiblichen Nachkommen sich groß und herrlich bewiesen, durch alle Wechsel und Erschütterungen der Zeit sie nicht verlassen noch versäumet und, ohne allen Zweifel seine weisen Zwecke bei Israel noch immer verfolgt.

V.

Merkwürdige Naturerscheinungen.

Die Mittheilung, die der Herr Geh.-Rath, Professor Dr. Bessel, in der ersten Nummer der diesjährigen Königsberger Zeitung machte, erinnert mich an folgende, von mir beobachtete Erscheinungen.

Am 21. Januar 1835 forderte mich der Herr Geh.-Rath zc. Bessel, dem ich einige, am gestirnten Himmel gemachte Beobachtungen mitgetheilt hatte, schriftlich auf, den Versuch zu machen, meinen Eifer, mit dem ich mich der Beobachtung des Himmels unterzog, objektiv nützlich zu verwenden, und Kometen aufzusuchen. Er fügte noch hinzu, daß ich mir zu diesem Zweck einen Kometensucher anschaffen müßte, der aber über 50 Thlr. kostete. — Ein Kometensucher würde mich freilich in den Stand gesetzt haben, die kleinern und entferntern Sternbilder, so wie die Nebelflecke, welche letztere — mit Ausnahme des Nebelflecks am Gürtel der Andromeda, und des größten und merkwürdigsten im Schwerte Orion's — sämmtlich dem unbewaffneten Auge unsichtbar sind, — (und die man doch kennen muß, wenn man mit glücklichem Erfolg Kometen aufsuchen will) — genauer betrachten, und hinterher auch neue Kometen entdecken zu können, allein die Anschaffung desselben gestattete mir meine ökonomische Stellung nicht. Es blieb mir nichts weiter übrig, als auf die Entdeckung der Kometen einstweilen Verzicht zu leisten und meine Beobachtungen mit unbewaffnetem Auge fortzusetzen. Diese stellte ich, nachdem ich mit der Beobachtung der Sternbilder und der Sterne 1ster und 2ter Größe innerhalb des Kreises, der die Entfernung des Nordpols des Himmels (2° vom Polarstern entfernt) bis zum Horizont (Polhöhe — 54°) zum Halbmesser und den Nordpol des Himmels zum Mittelpunkte hat, zu Ende war, in folgender Art an:

Jeden Monat gehen am Morgenhimmel nach Sonnenuntergang neue Sternbilder auf, und jeden Monat suchte ich daher vorzugsweise diese Sternbilder, um die Gegend des Himmels, die mit ihnen auftauchte, kennen zu lernen. Gewiß würde kein Komet an diesem Theil des Himmels, der dem unbewaffneten Auge sichtbar gewesen wäre, meiner Aufmerksamkeit entgangen sein. So richtete ich an jedem Abend des April, wenn der Himmel unbewölkt war, meine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Sternbilder: Rabe, Becher, Raabe ¹⁾ und auf die Himmelsgegend um dieselben, ohne etwas mehr, als was das bloße Auge erschaut, wahrzunehmen. Nicht gering war daher meine Ueberraschung und mein Erstaunen, als es hieß: Herr Boguslawski in Breslau hat in denselben Tagen, in welchen ich vielleicht oft nach demselben Gegenstande, ohne ihn wahrzunehmen, geblickt hatte, zwischen den Sternbildern Raabe und Becher einen neuen Kometen entdeckt.

Um eben diese Zeit war es auch, als ich in der Abenddämmerung gegen Osten eine Feuersbrunst wahrnahm, die mich durch ihre zunehmende Vergrößerung auf die Vermuthung brachte, daß in der Gegend nach Osten ein großes Dorf brennen müsse. Diese Erscheinung zeichnete sich aber dadurch von andern ihrer Art aus, daß die Röthe am Horizont allmählig zu verschwinden, dagegen aber in einer Höhe von etwa 30° über dem Horizont — senkrecht über dem Feuer — sich zu sammeln, und dort die Wolken, mit denen der Himmel in dieser Gegend stark bedeckt war, zu röthen und zu beleuchten begann. Es waren kaum einige Minuten vergangen, so sah man in diese Wolken, wie in einen großen Hohlspiegel. Die Ränder der vorstehenden Wolken, die nach dem Mittelpunkt dieser Erscheinung gerichtet waren, waren bes

1) Diese gehen um die Mitte des April um 4, 5 und nach 6 Uhr Abends auf.

sonders stark beleuchtet, und bildeten den Rand des Hohlspiegels; das Spiegelfeld selbst war mattglühend. Plötzlich zeigte sich im Mittelpunkte dieses Hohlspiegels eine helle Flamme, wie die Flamme einer Fackel — sie hatte bei ihrem ersten Erscheinen viel Aehnlichkeit mit einem geschwänzten Kometen — aber wie es schien nicht auf dem Hintergrunde des Hohlspiegels, sondern frei in der Luft, wie das wirkliche Luftbild, das sich zeigt, wenn sich der Gegenstand vor dem Hohlspiegel, und zwar hinter dem Brennpunkte desselben befindet. Die Richtung dieser Lichtfackel war eine senkrechte. Ich beobachtete diese Erscheinung, ohne meine Stellung zu verändern. Zufällig hatte ich meine Stellung so gewählt, daß ein, vor mir stehender junger Baum mit seiner damals noch blätterlosen Spitze den Hohlspiegel in zwei ungleiche Theile theilte. Der größte Theil des Hohlspiegels und mit ihm auch die Lichtfackel, befand sich auf der rechten Seite des Bäumchens. Das Lichtbild stand nicht etwa unbeweglich still, sondern zitterte und schwankte, wie die Flamme eines ruhig stehenden Lichtes schwankt, wenn die Luft in zitternde Bewegung geräth, wie der, vom Monde auf dem Wasser gebildete Lichtstreifen zittert, wenn die Oberfläche des Wassers durch einen leisen Wind in eine kaum wahrnehmbare schaukelnde Bewegung versetzt wird. Was ich bis dahin nicht bemerkt hatte, das bemerkte ich jetzt erst, daß die Lichtflamme, ihre senkrechte Richtung behauptend, ihre Stellung zu verändern anfing. Es kam dem Bäumchen näher, verschwand hinter demselben, und kam auf der linken Seite wieder zum Vorschein. — Diese Erscheinung ist außer mir, von den hiesigen Seminaristen, die ich herbeirufen ließ, von vielen Einwohnern dieser Stadt, von dem Herrn v. Gogkow auf Jakowowen (etwa eine Meile von Angerburg entfernt) u. beobachtet worden.

Hat diese Erscheinung nicht Aehnlichkeit mit der, von der Herr Geh. Rath u. Dr. Bessel uns Mit-

theilung macht? Das Dorf, das zu dieser Erscheinung Anlaß gab, soll an einem See liegen. Auch diese Erscheinung war nichts weiter, als ein Lichtreflex in der Luft. Das Lichtbild bewegte sich von rechts nach links, wie sich das Feuer weiter zog. Hat hier nicht auch der See mitgewirkt?

Etwas Aehnliches haben viele der hiesigen Einwohner mit mir beobachtet, als das, von Ungerburg etwa $\frac{3}{4}$ Meilen entfernte Dorf Thiergarten brannte. Hier unterschied sich aber der Lichtstreifen dadurch von jenem, daß er sich über den gerötheten, vom grauen Dunst ganz verhüllten Himmel fast vom Horizont bis zur Mitte des Himmels in der Richtung der Sonnenbahn oder vielleicht besser in der Richtung, in welcher sich das Feuer in dem Maurersee abspiegelt haben mag, wegzog, jener aber nur etwa 6° oder gleich drei Durchmesser der Mondscheibe lang war. — Thiergarten brannte in der Abenddämmerung.

Gleichzeitig gedenke ich noch zwei andere Erscheinungen am Himmel, die merkwürdig sind, und gewiß selten vorkommen.

1) Vor Sonnenaufgang eines Wintertages werde ich an das Fenster gerufen, um das entsetzliche Feuer gegen Osten mitanzusehen. Ich sehe hin, muß aber den Blick von einer gluthrothen Feuersäule wegwenden, die etwa drei bis vier Sonnenscheibendurchmesser breit und zwanzig hoch war. Ich habe viele Erscheinungen am Himmel beobachtet, viele Sternschnuppen, Nordlichter, Regenbogen um Sonne und Mond, Nebensonnen, Zodiakallicht, zwei Feuerkugeln von der Größe der Mondscheibe — eine davon in der Nacht vom 21. zum 22. Oktober zwischen Kruglanken und Lögen in der Nähe eines brennenden Torfbruchs in einem kleinen Gehölz, die mit Geräusch und einem Knalle zersprang — aber eine solche, wie diese, nie. Diese Erscheinung war nichts weiter, als eine Brechung der Sonnenstrahlen in unserer mit Wasserdunst angefüllten Atmosphäre; sie war nichts weiter, als die Sonnenscheibe selbst.

Folgende Erscheinungen haben mit dieser eine und dieselbe Grundursache. Steckt man den halben Finger in ein Glas Wasser, so scheint der halbe Finger, der im Wasser steckt, eher einem Riesen, als einem Menschen von gewöhnlicher Größe anzugehören. Auf ähnliche Weise erscheinen die Finger zc. vergrößert, wenn man sie hinter ein, mit Wasser gefülltes Glas bringt, und durch das Glas nach ihnen hinsieht. Faßt man eine, auf dem Boden einer Schüssel gemalte Blume ins Auge, entfernt man sich von der Schüssel so weit, bis der Schüsselrand die Blume verbirgt, und läßt man nun die Schüssel mit Wasser füllen, so hebt sich die Blume immer höher über den Rand der Schüssel, je mehr Wasser hineinkömmt. Die Blume erscheint vergrößert, die tiefe Schüssel sehr flach und der Boden außerordentlich dick. Legt man ein gerades Stäbchen so auf den Schüsselrand, daß die Enden des Stabes, das Auge und die Blume in einer geraden Richtung sich befinden, und stößt man nun das Stäbchen in dieser Richtung nach der Blume hin, so wird es immer über die Blume weggehen. Aus demselben Grunde erscheint der Boden unter dem Wasser vor dem Abendem höher, als da, wo der Fuß steht, 2) fährt der Hechtspeer über dem Kopfe des Hechtes weg, wenn man nach dem Kopfe, und trifft den Kopf wenn man nach dem Schwanze zielt, 3) erscheint jeder Fisch im Wasser größer als er ist, 4) bekommt man die Sonne am Morgen zu sehen, wenn sie noch unter dem Horizonte ist, 2) und steht man sie am Abend noch über dem Horizont, wenn sie bereits untergegangen ist, 2) 5) erscheinen die Sterne höher, als wo sie

2) Man hört den fleißigen Landmann oft sagen: heute wird's regnen, denn der Himmel ist roth, und die Sonne ist heute früher als sie sollte, aufgegangen.

3) Wer da glaubt, daß seine Uhr richtig gehe, weil er sie nach dem Auf- und Untergang der Sonne gestellt hat, der ist im Irrthum.

wirklich sehen, ⁴⁾ und die Sternbilder am Hori-

4) Eine Kugel fñge weit über sie weg, die man nach ihnen, wenn sie in der Nähe des Horizonts stehen, abfeuerte. Nur die Sterne würde man treffen, die im Zenith stehen, weil diese wirklich da stehen, wo wir sie erblicken. Daß sie wirklich da stehen, wo wir sie erblicken, das macht, daß die Lichtstrahlen, die von ihnen aus- und zu uns gehen, senkrecht auf unsere Atmosphäre fallen, und nicht gebrochen, oder von ihrem Wege abgelenkt werden. Die Lichtstrahlen von den andern Sternen fallen dagegen unter minder oder mehr schiefen Winkeln in unsre Atmosphäre, gehen also aus einer dünneu Materie, schiefwinklig in eine dichtere über, und werden minder oder mehr von der geraden Richtung abgelenkt, oder — wenn es versteht — nach dem Einfallslot gebrochen, und lassen darum die Gegenstände, von denen sie ausgehen, an einer andern Stelle erscheinen, als wo diese wirklich sind. Sieht man senkrecht auf's Wasser, so ist der Gegenstand, den man auf dem Boden wahrnimmt, wirklich da, wo man ihn sieht.

Dem Vermögen der Atmosphäre, die in sie schiefwinklig fallenden Sonnenstrahlen zu brechen, um ihnen eine andere Richtung anzuweisen, verdanken wir es, daß es am Abend nur allmählig dunkel, und am Morgen nur allmählig heller wird, daß die Pupille unseres Auges Zeit behält, sich allmählig zu erweitern und zu verengen, und daß weder die Dunkelheit der Nacht, noch die Helligkeit des Tages dem Auge schädlich werden kann. Die Zeit des Uebergangs von Tag in Nacht, und umgekehrt nennt man die Dämmerung. Da sie am Morgen beginnt, wenn die Sonne 18° unter dem Horizont steht, und am Abend aufhört, wenn die Sonne 18° unter den Horizont gesunken ist, da ferner die Sonne da, wo sie den Horizont senkrecht schneidet, weit weniger Zeit braucht, um 18° unter den Horizont zu sinken, als da, wo sie ihn unter schiefen Winkeln schneidet, so muß auch die Dämmerung an verschiedenen Orten der Erde, d. h. in den verschiedenen Breiten, auch verschieden lange dauern. So dauert sie bei uns länger, als zwischen den Wendekreisen, und in den Polarländern länger als bei uns, überhaupt dauert sie immer um so länger, je weiter man sich vom Aequator entfernt. Unter dem Aequator dauert sie etwas über eine Stunde, an den Polen dagegen wo-

zont viel viel größer, als hoch am Himmel, 5) 6) erscheint der Mensch in natürlicher Größe, oder sehr lang und schmal, oder sehr kurz und unförmlich breit, wenn die Stelle der Fensterscheibe, durch die man ihn betrachtet, eben, oder blässig, oder faltenartig gekrümmt ist, 7) hält man an Wintertagen, an welchen man wegen des dichten Nebels, der die nächsten Gegenstände verbirgt, irre zu fahren in Gefahr steht, freudig das für Gebäude, Kirchtürme u. was sich hinterher für Pferdemist ausweiset, 8) sieht man an trüben Tagen,

der Tag ein halbes Jahr und die Nacht auch ein halbes Jahr dauert; über einen Monat. In vielen der nördlichen Gegenden, (Lorneo) dauert sie die ganze Nacht hindurch, ja sie bleibt in dieser Breite (von der südlichen gilt dasselbe) und den 20. Juni über dem Horizont sichtbar, wenn sie eigentlich unter den Horizont gesunken ist. Ein merkwürdiges Beispiel der Strahlenbrechung, wodurch die Sonne länger über dem Horizonte erhalten wird, und weit früher über den Horizont steigt, als es geschehen sollte, findet man in den Nachrichten einiger Niederländischer Seefahrer aufgezeichnet, die in Nova Zembla unterm 76° nördlicher Breite überwintern, mußten. Diese sahen die Sonne schon am 24. Januar aufgehen, da sie doch eigentlich erst am 10. Februar aufgehen sollte.

5) Die Sternbilder sind in der Nähe des Horizonts riesen, in der Nähe des Scheitelpunkts aber Zwerg. Daß auch Sonne und Mond am Horizont größer, als hoch am Himmel erscheinen, weiß Jetermann.

6) An einem sehr trüben Frühlingmorgen reifete ich über Feld. Auf dem höchsten Punkt eines Hügel angekommen, erblickte ich auf dem vor mir liegenden Hügel ein großes schwarzes Thier. Das muß ein Bär sein, der seinem Führer entkommen ist, flüsterte mir die Angst zu. Ich sah mich nach einem Baum um, doch was nützte mir der, da der Bär besser klettern kann, als ein Mensch. Ich — damals noch jung — war in keiner geringen Verlegenheit. Als meine Angst aufs Höchste gestiegen war, da vernahm ich hinter dem Hügel Peitschenthall und bemerkte zugleich, daß das große Thier sofort seine Richtung nach der Gegend nahm, wo die Peitsche knallte. Der große Bär war gewiß nur ein kleiner Hund, den aber der Wasserdunst zu einem großen Thiere gemacht hatte.

von Frankreich aus, die Küste von England, von manchen Punkten der Erde aus, von welchen man an klaren Tagen und bei reiner Luft durchaus nichts davon erblickt, über den Bergen und oft hoch in der Luft, 7) Thurmspitzen, ganze Thürme, Häuser, ganze Dörfer, Städte und Inseln, Landschaften mit Wäldern, Flüssen, Menschen und Vieh, Feuer und Rauch, Meere mit Schiffen. Dergleichen Erscheinungen nennt man Luftspiegelungen, Erhebungen, Seegegesichter Feengegesichter (Fata Morgana). Ihnen liegen immer wirkliche Gegenstände zu Grunde, denn so wie ein Spiegel nur das Bild eines wirklich vor ihm stehenden Gegenstandes wieder strahlen kann, eben so sind jene Erscheinungen nur als Wiederstrahlung wirklich, aber oft in meilenweiter Ferne vorhandener Gegenstände zu betrachten. Erfolgt die Zurückwerfung oder Brechung der Lichtstrahlen durch die Dunstschichten in eben der Ordnung, in welcher sie auf diese fallen, so entsteht ein regelmäßiges Bild; sind die Dunstschichten ungleichförmig und von verschiedener Dichtigkeit, so erfolgt die Brechung der Lichtstrahlen nicht in der rechten Ordnung, und es entsteht ein verzerrtes Bild etc.

2) Am 31. December 1841 wurde ich vor Sonnenaufgang mit dem Ausruf geweckt: ach, am Himmel ist etwas Merkwürdiges zu sehen. Ich begab mich zuerst an eines der, gegen Westen gelegenen Fenster meiner Wohnung, und nahm Folgendes wahr. Vom Scheitelpunkt zog sich senkrecht nach dem westlichen Horizont ein feuriger, ungleich breiter (etwa 2 Sonnendurchmesser breit) Streifen in einer Höhe von etwa 18° , und ein zweiter, eben solcher etwa 6° höher, unter rechten Winkeln, rechts ausging, und sich gegen Norden verlor. Auf der linken Seite des

7) Die streitenden Heere, die man hoch am Himmel bei Belagerung von Jerusalem und an andern Orten beobachtet haben will, haben auch hierin ihren Grund.

vertikalen Streifens zog sich in der Nähe des Horizonts und gleichlaufend mit demselben noch ein Streifen, jedoch von minder schönem Roth. Hierauf begab ich mich an ein Fenster, von welchem aus ich den östlichen Himmel übersehen konnte. Am Horizont war der Himmel gluthroth, weiter nach oben war Roth mit Grau gemischt, das Roth aber vorherrschend. Diese Erscheinung war einzig in ihrer Art, denn es ist nicht gewöhnlich, daß sich eine solche Erscheinung gegen Westen zeigt, wenn der Morgenhimmel mit Gluth übergossen ist, und umgekehrt. Ist diese Erscheinung auch an andern Orten beobachtet worden?

S e l w i c h.

I.

Ueber die Ernährung der Menschen und Thiere.

Vorgetragen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von Professor Dr. Dulk.

Im Jahr 1680 kündigte ein französischer, in England ansässiger, Arzt bei seiner Durchreise durch Paris an, daß er eine Vorrichtung erfunden habe, mit deren Hülfe er die Knochen erweiche, und jede Art Fleisch viel besser, als es bis dahin geschehen sei, koche, was so weit gehe, daß z. B. das älteste und härteste Kuhfleisch so weich und auch so wohlschmeckend werde, wie das beste ausgesuchteste Fleisch. Die Vorrichtung, welche so wunderbare Umbildungen bewirkte, und die unter den Augen der Pariser Akademie in Thätigkeit gesetzt wurde, war, was leicht zu errathen, der berühmt gewordene Papinsche Digestor, dessen erhöhte Wirksamkeit auf einem vermehrten Drucke der aus dem flüssigen Auflösungsmittel entweichenden Dämpfe beruht, deren Entweichen wo nicht gehindert so doch erschwert wird. Wenn nun auch diesem Apparat in dem vor der Akademie angestellten Versuche das Wunder, altes und hartes Kuhfleisch in vortreffliches Fleisch umzuwandeln, zu vollbringen nicht gelang, so erlangte man doch die Ueberszeugung, daß die Knochen in ihrem Paronchym eine große Menge Gelatina enthielten, und zwar viel mehr, als selbst das Fleisch. Seit dieser Zeit glaubte man die Knochen als eine reiche Fundgrube betrachten zu müssen, aus der man ein reichlich dargebotenes Nahrungsmittel schöpfen könne, denn als ein solches, und zwar in ausgezeichnetem Grade, galt jetzt die Gelatina.

In der ersten Zeit der französischen Revolution beschäftigte man sich mit Eifer mit der philanthropischen Aufgabe, die Ernährung des Volkes und des Soldaten zu verbessern, und allgemein waren die Gedanken auf die Knochen gerichtet. Ausgezeichnete Gelehrte der damaligen Zeit, wie Proust, d'Arcet der Vater, Pelletier u. a. machten dies zum Gegenstande ihrer Untersuchungen, und alle bestätigten, daß die Knochen eine sehr große Quantität Gelee enthalten. Ein solches Resultat, veröffentlicht in einer Zeit der Aufregung, wo jede Neuigkeit, von welcher Art sie auch sein mochte, günstig aufgenommen wurde, erregte in den wissenschaftlichen wie in den politischen Kreisen einen Enthusiasmus, der um so lebhafter war, als es hier die betrübenden Folgen der Armuth galt. Eine öffentliche Bekanntmachung der Regierung, deren Zweck es war, den Gebrauch der Gelatina unter dem Volke zu verbreiten, enthielt folgende Sätze: »ein Knochen ist eine von der Natur gebildete Bouillontafel.« »Ein Pfund Knochen giebt so viel Bouillon als sechs Pfund Fleisch.« »Die Knochenbouillon ist in diätetischer Hinsicht der Fleischbouillon vorzuziehen.« »Ein knöchernes Besteck, ein knöcherner Messerstiel, ein Duz knöcherne Knöpfe sind eben so viele der Armuth gestohlene Bouillontafeln.« Hieraus ersieht man, daß Gelee und nahrhafte Substanz allgemein für gleichbedeutend angenommen wurde, und man berechnete ohne das mindeste Bedenken die nährende Kraft des Fleisches wie die der Knochen allein nach der Quantität Gelee, welche sie enthielten. Alles vereinigte sich für den Erfolg der Gelatina; die Arbeiten der Gelehrten, die Beistimmung des Instituts, der Schuß der Regierung, die allgemeine Hinnengung, um das Elend des Volkes zu mildern, denn von allen Seiten erstanden philanthropische Gesellschaften zu Hilfeleistungen jeder Art, besonders aber zur Vertheilung ökonomischer Suppen; indessen wollte sich der Gebrauch derselben selbst unter den dürftigen Klassen gar nicht recht verbreiten.

Was konnte davon die Ursache sein? War es ein jener blinden Vorurtheile, denen man nicht selten im Volksgeiste begegnet, und die sich jeder Prüfung entziehen? Und doch ließ sich schwer annehmen, daß bei einer so bestimmten, so praktischen, so durchaus persönlichen Angelegenheit, wie die der Nahrungsmittel, eine ganze Volksmenge sich vereinigen könnte, das abzuweisen, was gut und heilsam sein sollte. Wir finden aber eine sehr einfache Erklärung dieses Widerstrebens in den Resultaten der gleich damals von dem eifrigsten Anhänger der Knochengallerte, d'Arcet, hierüber angestellten Untersuchungen. Wenn nämlich aus den Knochen eine bei weitem größere Menge Gelatina erhalten wurde, als aus dem Fleisch, so ergab sich doch ein sehr großer Unterschied zwischen beiden Brühen: die Fleischsuppe war erquickend durch Geruch und Geschmack, wogegen die Knochen- suppe geschmacklos, wie Gummi, und nur durch den nothwendigen Zusatz von Gewürzen, die eine nothwendige Bedingung jedes Nahrungsmittels sowohl für Menschen als für Thiere sind, sich nahrhaft zeigte. War es hienach zu verwundern, daß Reiche wie Arme nach wie vor der Fleischsuppe den Vorzug vor der Knochen- suppe gaben, und zwar um so mehr, als die ernähren- den Kräfte der letzteren noch gar nicht festgestellt wor- den waren? Hiedurch fand sich denn die philantro- pische Gesellschaft in Paris, welcher d'Arcet der Sohn, der nach dem Tode seines Vaters den unbe- endigt gebliebenen Gegenstand mit dem größten Eifer fast 30 Jahre hindurch verfolgt hat, und als eine Ver- besserung sich der Methode bediente, die Knochen mit verdünnter Salzsäure zu behandeln, um die ungelöst gebliebene reinere Gelatina in größerer Menge und in reinem Zustande zu gewinnen, den Vorschlag ge- macht hatte, die Gelatina mit den Nahrungsmitteln für die Armen zu mischen, veranlaßt, die beiden fol- genden Fragen an die medicinische Facultät zu richten: 1) Ist die Gelatina nach d'Arcet nährend, und in

welchem Grade? 2) Ist der Gebrauch derselben heilsam, und kann er nicht irgend eine Unbequemlichkeit nach sich ziehen? Die Prüfung der ersten Frage wurde für ganz unnöthig erklärt; da Jeder, der die Natur des Fleisches kenne, überzeugt sei, daß die nährende Kraft der Fleischbrühe, um nicht zu sagen, ganz und gar, so doch zum größten Theil durch die Gelatina bedingt werde. Was die zweite Frage betrifft, so sprach sich die Commission in Folge der in der Charité angestellten Versuche dahin aus, daß die nach d'Arcets Methode bereitete Gelatina nicht allein nahrhaft und leicht zu verdauen, sondern daß sie auch heilsam sei, und durch ihren Gebrauch niemals eine nachtheilige Wirkung hervorbringen könne. Dieser Bericht ist vom 8. November 1831. Hier ist aber die Hauptfrage, ob die Gelatina nährend sei, und in welchem Grade? ganz unerörtert geblieben, und als bereits entschieden betrachtet, was sie jedoch keinesweges war, und die Beantwortung der zweiten Frage beruht eigentlich darauf, daß eine Bouillon, in welche die Gelatina in einem gewissen Verhältniß eingeht, keinen Nachtheil hervorbringe. Hienach war durch diesen Bericht in dem Stand der Dinge durchaus nichts geändert, und so urtheilte auch die philanthropische Gesellschaft, denn sie nahm von den ihr gemachten Vorschlägen keinen an.

Indessen hatte doch das Urtheil der medicinischen Facultät einen großen Einfluß, und in vielen öffentlichen Anstalten wurden Vorrichtungen zur Bereitung der Gelatina aus Knochen nach d'Arcets Methode eingerichtet, von denen jedoch nach kurzer Zeit wieder viele aufgegeben wurden, besonders weil die Genießenden Widerwillen dagegen zeigten. Dies erfolgte auch im Hotel-Dieu, und die Verweigerung der ferneren Anwendung der Gelatina wurde durch einen Bericht an das Conseil generale des hospices von der ärztlichen Verwaltungsbehörde motivirt. In diesem Bericht wurde zunächst der älteren Verei-

tungsweise der Gelatina vor der neuern, von d'Arcet angegebenen, ein entschiedener Vorzug eingeräumt, dann aber von der Knochenuppe selbst behauptet, daß sie einen unangenehmen Geschmack habe, was selbst so weit gehe, einen wirklichen Widerwillen zu erregen; daß sie weniger verdaulich sei, als die gewöhnliche Fleischsuppe, ja daß sie selbst die Digestion stören kann; was sie von nährenden Substanz enthält, ist von einer viel geringeren Güte, als die in der gewöhnlichen Fleischsuppe enthaltene. Die selbst in geringer Gabe in den Magen gebrachte Auflösung der Gelatina, wenn sie auch durch Zusatz von Salz und Gemüse mehr schmackhaft gemacht worden ist, erregt Eckel, starken Durst, Blähungen, Diarrhöe; sie übt auf die Digestionsorgane eine schwächende Wirkung aus, und stört ihre Berrichtungen. Und diese Eigenschaften überträgt sie auf alle Mischungen, in welche sie eingeht, was um so deutlicher hervortritt, je größer ihr Verhältniß wird. Eine Fleischsuppe, in welche man eine Auflösung der aus Knochen gezogenen Gelatina hat eingehen lassen, ist schädlich für schwächliche Personen, und noch weit mehr für Kranke und Genesende. Fleisch, welches in einer Gelatina-Auflösung gekocht worden ist, hat eine rothe Farbe, die bei denen, welche es genießen sollen, einen Widerwillen hervorbringt. Die Ersparniß, die sich auf die Ausziehung der Gallerte aus den Knochen als Ersatz für eine gewisse Quantität Fleisch gründet, ist nur scheinbar, denn in der Wirklichkeit werden die Consumtion des Fleisches und die dadurch hervorgerufenen Kosten nicht vermindert. In Folge dieses Berichts wurde, wie bereits erwähnt, sofort die Aufhebung der ferneren Bereitung der Gelatina beschlossen.

Ja selbst die Raxen in Paris verschmähten jetzt die Gelatina, denn Hr. Gannal, Fabrikant von Fischeleim, zeigte an, wie er schon seit längerer Zeit bemerkt habe, daß die sonst so auf thierische Substanzen

gefräßigem Ragen in seiner Werkstatt weder die Gelatina noch den Eischlerleim anrührten.

Durch dergleichen Verhandlungen und Erfahrungen fand sich die Pariser Akademie vor bereits 10 Jahren bewogen, eine sogenannte Commission de la gelatine zu ernennen, die jetzt noch aus den Herren Thenard, d'Arcet, Dumas, Flourens, Breschet, Serres und Magendie, letzterer als Berichterstatter, besteht. Jetzt endlich hat diese Commission ihren Bericht, auf Jahre lang fortgesetzte Versuche gegründet, an die Akademie abgestattet, über den ich wieder Ihnen einen kurzgefaßten Bericht abstattnen zu dürfen um Erlaubniß bitte.

Die Commission schied sich in 2 Abtheilungen, von denen die eine mit den Untersuchungen, die sich auf die Chemie, die andere aber mit den Versuchen, die sich auf die Physiologie beziehen, beauftragt wurde. Zur Anstellung der letzteren standen der Commission die weiten Räume des College de France zu Gebot, und zu den Versuchen selbst wurden Hunde genommen, als die zu dieser Art von Versuchen am besten geeigneten Thiere, deren gewöhnliche Kost mehr oder weniger die des Menschen ist, und die einen entschiedenen Geschmack an Knochen haben, welche sie zermalmen, verdauen, und zum besten ihres Organismus verwenden.

Der Allem war es nöthig, festzustellen, was das für eine Substanz sei, die zu den Versuchen dienen sollte. Ist das Parenchym, welches die Hunde aus den Knochen durch den Act der Digestion ausziehen, die Gelatina? Enthalten die Sehnen, die Knorpel, die Haut, aus welcher die Gelatina gewonnen wird, diese Substanz schon fertig gebildet? Offenbar, nein, vielmehr wird sie erst aus diesen verschiedenen Geweben unter Mitwirkung des Wassers und der Wärme chemisch gebildet. Die Gelatina ist also, wie schon lange bekannt, ein Product der Kunst.

Dieser Unterschied ist aber von der größten Wichtigkeit, denn es kann wohl sein, daß ein Thier sich gut von Knochen aber nicht von Gelatina ernährt; und in der That weiß man, daß in dem Maße, wie die thierischen Gewebe durch chemische Agentien modificirt sind, sie ihre Organisation verlieren, und weniger assimilirbar werden.

Während der zehnjährigen Dauer der Commission hat sie sich ohne Unterbrechung mit diesem Gegenstande beschäftigt, und ihre Arbeiten sind noch nicht beendigt. Es sind zu den Versuchen mehr als 200 Hunde verbraucht worden.

Die erste Reihe dieser Versuche hatte zum Gegenstande, zu erfahren, ob die Hunde durch Fressen von Gelatina sich ernähren könnten? Zu diesem Ende gab man einer gewissen Anzahl, mit Ausschlag jedes andern Nahrungsmittels, reine Gelatina, und zwar bald trocken, bald feucht, bald als zitternde Gallerte. Allein es zeigte sich gleich, daß die Gelatina nicht ein Nahrungsmittel nach dem Geschmack der Hunde war; mehrere von ihnen ertrugen lieber alle Qualen des Hungers, als daß sie die Gelatina anrührten; andere kosteten zwar davon, aber fraßen sie nicht; noch andere nahmen wohl ein erstes auch wohl ein zweites Mal etwas davon, verschmähten sie dann aber hartnäckig. Die Gelatina hatte also für diese so gefräßigen, und in der Wahl ihrer Nahrungsmittel gar nicht delicatesen Thiere durchaus keinen Reiz, selbst wenn sie von dem größten Hunger geplagt wurden.

Hierauf ging man zu Versuchen über mit Gelatina, die durch verschiedene Arten von Gewürz für den Gannnen angenehm und schmackhaft gemacht worden war, wie sie für den täglichen Gebrauch der Menschen bereitet wird. Der erste Hund, dem diese Gallerte verabreicht wurde, fraß dieselbe während einiger Tage mit wahrer Begierde; aber diese Stierdigkeit legte sich bald, er ließ einige Tage hingehen, ehe er wieder etwas davon nahm, und dies mit Zeichen des Wider-

willens. Endlich rührte er sie gar nicht mehr an, und begnügte sich damit, sie zu beriechen, ohne Zweifel, um sich zu überzeugen, ob es noch immer dasselbe sei. Am 20sten Tage des Versuchs starb das Thier vor Hunger.

Dieser Versuch wurde mit mehreren andern Hunden wiederholt; der Erfolg war derselbe, die Hunde starben am 20sten Tage oder etwas später mit allen Zeichen einer vollständigen Abmagerung. Der Widerwille zeigte sich bei den Thieren selten später als am 6ten oder 8ten Tage.

Aus diesen Erfahrungen folgt, daß ein Hund, der ausschließlich mit gewürzter und schmackhaft gemachter Gelatina gefüttert wird, 20 Tage lang leben kann. Welchen Antheil hatte aber die in die Digestion übergegangene Gelatina an dieser Lebensdauer? Würde ein Thier früher sterben, wenn es gar keine Nahrung zu sich nähme?

Um dies zu entscheiden, wurde einigen Thieren durchaus gar nichts gereicht, andere erhielten zwar keine Nahrungsmittel, aber sie hatten Wasser zu ihrer Disposition. Im Allgemeinen bestätigte sich das schon bekannte Resultat, daß die Thiere um so früher sterben, je jünger sie sind. 4 Tage alte Hunde starben nach 48 Stunden; mehr als 6 Jahr alte Hunde lebten bei völliger Enthaltbarkeit bis zum 30sten Tage; jüngere Hunde lebten 4, 10, 11, 15 bis 20 Tage.

Vergleicht man das Alter der während ihrer Ernährung mit Gelatina gestorbenen Hunde mit dem Alter derjenigen, die aus Hunger starben, weil sie gar keine Nahrung erhielten, so ergiebt sich ein ganz unbedeutender Unterschied; Thiere von demselben Alter starben zu gleicher Zeit, fast zu derselben Stunde, wobei zu erwähnen ist, daß die mit Gelatina gefütterten Thiere nach 8 bis 10 Tagen sich zu einer freiwilligen Enthaltbarkeit verdaminten. Hunde, denen Wasser gereicht wurde, lebten 6, 8 selbst bis 10 Tage länger als solche, denen auch dies entzogen worden war, was

sich sehr leicht dadurch erklärt, daß der thierische Körper ganz mit Wasser durchtränkt ist, und auf verschiedenen Wegen unaufhörlich Wasser verliert, was ihm wieder ersetzt werden muß, wenn die Functionen des Organismus nicht bald aufhören sollen.

Man könnte aus den angegebenen Thatsachen den Schluß ziehen, daß reines Wasser mehr nährend ist, als die Gelatina, jedoch hörten die Thiere bald auf davon zu sich zu nehmen, und blieben in völliger Enthaltensamkeit, wogegen die bloß auf Wasser gesetzten Thiere bis auf die letzten Augenblicke des Lebens davon sofften.

Man entschied sich jetzt, die Gelatina mit verschiedenen nährenden Substanzen zu mischen, um bei einem verlängerten Gebrauche der Gelatina die nährenden Eigenschaften derselben wahrnehmen zu können.

Diese Versuche nahmen viel Zeit weg, denn mehrere verlängerten sich 80 bis 90 Tage. Die Gelatina wurde im Allgemeinen in großer Gabe gegeben, bald gekocht mit Fleischbrühe, bald mit Brod und Fleisch gemischt. Die Menge der trockenen Gelatina, die mit diesen Substanzen vermischt wurde, betrug für Thiere von 20 bis 25 Pfund Körpergewicht täglich etwa ein Pfund. Sie wurde ohne bedeutendes Widerstreben genommen, und konnte also ihre ernährenden Wirkungen äußern. Indessen wurde in allen Versuchen, so vielfältig sie auch abgeändert wurden, indem man die Gabe der Gelatina bald steigerte bald verringerte, und in demselben Verhältniß die Gabe der andern beigemischten Nahrungsmittel, niemals eine vollständige Ernährung erreicht. Alle Thiere verloren schnell an ihrem Gewicht, alle bekamen heftige Diarrhöen, fielen in die äußerste Schwäche, und starben mit allen Zeichen der Abmagerung.

Man schritt nun zur Prüfung eines zubereiteten Nahrungsmittels, welches man an die Armen vertheilt, nämlich der Fleischsuppe, in welche eine Auflösung der Gelatina eingeht. Es ist dies ein Gegen-

stand von besonderer Wichtigkeit, weil er die Ernährung der Armen, sowohl der Kranken wie der gesunden berührt. Sehr zweckmäßig wurde die im Hospital St. Louis nach d'Arcet's Methode bereitete Gelatina-Suppe mit derjenigen verglichen, welche von der Holländischen Compagnie in Paris bereitet und in sehr großer Menge verkauft wird. 3 Monate hindurch wurden täglich Proben von beiden Suppen nach ihren physischen Eigenschaften, nach ihrem Geschmack, Geruch, nach der Menge des festen Rückstandes, welcher durch Abdampfen der Suppe erhalten wurde, nach den organischen Bestandtheilen und den Salzen, die sich in diesem Rückstande fanden, untersucht, und in jeder Hinsicht mußte der große Vorzug, welchen die Suppe der Holländischen Gesellschaft vor der im Hospital St. Louis bereiteten behauptete, anerkannt werden.

Bei den mit diesen beiden Suppen angestellten Versuchen wählte man immer zwei Hunde aus, die soviel wie möglich in Rücksicht des Alters, des Gewichtes und des ungestörten Gesundheitszustandes übereinstimmten. Der eine wurde mit der Holländischen Suppe, der andere mit der Hospital-Suppe, und beide mit einer gleichen Quantität Weißbrod ernährt. Bei dem einen wie bei dem andern wurde täglich ermittelt, welchen Einfluß diese Lebensweise auf ihr Körperliches Gewicht und auf die organischen Functionen äußerte. Bei der Hospital-Suppe blühten die Hunde an ihrem Gewichte, welches sie bei dem Genuße der Holländischen Suppe wiedererlangten, ja davon noch zunahmen. Der Vortheil blieb immer auf Seiten der Holländischen reinen Fleischsuppe gegen die Hospital-Suppe, die zwar auch eine gute Fleischsuppe ist, aber verdünnt mit einer Auflösung der Gelatina.

Als eine bedeutsame Thatsache muß jedoch noch hinzugefügt werden, daß in mehreren Fällen die mit Suppe, sei dies die Holländische oder die Hospital-

suppe, gefütterten Hunde, selbst wenn die tägliche Gabe an Brod bedeutend vermehrt wurde, nicht hinreichend ernährt wurden, und daß sie mit allen Fleischon der Abmagerung starben, wenn auch gegen das Ende des Versuchs die Diät geändert wurde, und man sie auf Fleischkost setzte.

Aus diesen in der speciellen Absicht, die ernährenden Eigenschaften der Gelatina festzustellen, angestellten Versuche, läßt sich nun die Folgerung ziehen, daß die Gelatina ohne Nachtheil zu einem Theil in die Nahrungsmittel eingehen kann, daß jedoch das Verhältniß gewisse Grenzen nicht überschreiten muß, weil sie in diesem Falle bedeutende Unbequemlichkeiten, und vor Allem einen unbefiegbaren Widerwillen erzeugt, der so weit geht, daß die Thiere lieber sterben, als daß sie diese Substanz anrühren, auf welche Art sie auch zubereitet sein möge.

Die bisherigen Versuche betrafen allein die Gelatina, welche durch die Einwirkung des Wassers und der Wärme auf gewisse thierische Substanzen hervorgebracht wird, es blieb nun aber noch interessant zu untersuchen, ob die Knochen oder vielmehr das in ihnen enthaltene Parenchym ein gutes oder schlechtes Nahrungsmittel abgeben? Zu diesem Zwecke verschaffte man sich eine Menge Knochen, denen durch Salzsäure die phosphorsanren und kohlen-sauren Erdsalze entzogen wurden. Das zurückbleibende organische Gewebe ist halbdurchscheinend, biegsam, elastisch, hat den Geruch nach Fett und einen sauren Geschmack, welcher letztere von der Behandlung der Knochen mit Salzsäure herührt. Dieses Parenchym, von der Commission Gelatine alimentaire genannt, wurde in 2 Arten erhalten, die eine aus dem Kopfe des Ochsen und aus dem des Hammels, die andere aus den Füßen des Hammels. Mehrere Hunde, denen diese beiden Arten Knochen, denen durch Salzsäure die Erdsalze entzogen worden waren, dargeboten wurden, fraßen sie mehrere Tage hindurch gleich

gut, aber nach 5 oder 6 Tagen fingen sie an einen entschiedenen Unterschieb zu machen, und verschmähten entschieden die Kopfknochen vom Ochsen und Hammel, so daß man von der Anwendung derselben absehen mußte. Die Hunde, welche die Fußknochen vom Hammel fraßen, nahmen diese einen Monat hindurch täglich ohne irgend ein Zeichen des Widerwillens; im Gegentheil zeigten sie an jedem Morgen ein unzweifelhaftes Verlangen darnach. Die Thiere befanden sich die ganze Zeit hindurch sehr wohl; waren lebhaft und munter, ihre Verdauung war regelmäßig, indessen erlitt doch ihr Gewicht eine kleine Verminderung, was anzeigt, daß ihre Ernährung doch nicht vollständig war. Nach einem Monat traten unzweideutige Zeichen des Widerwillens wie der Abmagerung ein, und die Ernährung konnte nicht über diesen Zeitraum hinaus fortgesetzt werden.

Dieses Ergebnis bietet nichts Auffallendes dar, und erklärt sich nach der Meinung der Commission genügend dadurch, daß, wenn beim Zermalmen des ganzen Knochen mit den Zähnen das Parenchym allmählig in die Ernährung übergeht, und die Excremente fast allein aus den Erdsalzen besteht, die Knochen, denen durch Salzsäure die phosphorsauren und kohlensauren Salze entzogen worden sind, dieselbe eine ähnliche Zubereitung wie durch die Kochkunst erfahren haben, leicht zu kauen und leicht verdaulich geworden sind. Wir werden weiter unten sehen, daß dieses keinesweges der alleinige, ja nicht einmal der vorzüglichste Grund ist.

Wie aber ist es zu erklären, daß Hunde, welche die zubereiteten Knochen von Hammelfüßern einen Monat hindurch willig fraßen, die Knochen vom Ochsen- und Hammelkopf, denen auf gleiche Weise die salzigen Theile entzogen worden waren, schon nach einigen Tagen verschmähten? Die chemische Untersuchung beider Knochenarten zeigte, daß die ersteren von den sich in Gelatina umbildenden und von

der ungelöst bleibenden Substanz ein gleiches Verhältniß, nämlich 17,3 und 17,5, enthielten, wogegen in den letzteren das Verhältniß der sich in Gelatina umbildenden thierischen Substanz sehr überwiegend, nämlich 28, gegen die ungelöst bleibende, 4,8, war. Hieraus würde folgen, daß je weniger das Parenchym der Knochen von der sich in Gelatina umbildenden Substanz enthält, es desto mehr zur Ernährung geeignet sei.

Diese Versuche wurden noch auf die Weise abgedändert, daß der eine Theil des Parenchyms durch Digestion mit warmem, nicht kochendem, Wasser in einen ziemlich festen Gelée, der noch durch Geruch und Geschmack seine Abstammung erkennen ließ, und dessen Oberfläche mit einer schäumigen Decke von Fett versehen war, verwandelt wurde. Thiere, welche mit dieser Substanz gefüttert wurden, ließen sehr bald alle Zeichen der Abmagerung erkennen, und starben an völligem Marasmus. Hierbei bemerkte man, daß die Thiere mit deutlicher Vorliebe den fettigen Schaum von der Oberfläche des Gelées fraßen, und diesen selbst zurückließen.

Man schritt jetzt zu Versuchen, um zu ermitteln, ob die Knochen selbst zu einer vollständigen Ernährung allein hinreichend sein würden, man setzte daher Hunde ausschließlich auf Knochen und Wasser. Einigen gab man die Knochen roh, soviel als möglich von Fleisch befreit, den Andern gab man sie gekocht, von allen weichen Theilen völlig, von ihrem Fette zum Theil gereinigt. Die Hunde, welche mit den rohen Knochen gefüttert wurden, befanden sich bei dieser Diät 3 Monate hindurch ohne eine Unterbrechung vollkommen wohl, ohne die mindeste Störung ihrer Gesundheit, und ohne irgend einen Verlust an ihrem Gewicht. Aber bei den Hunden, die mit den gekochten Knochen gefüttert wurden, war dies nicht der Fall; sie starben nach 2 Monaten mit allen Zeichen der Abmagerung, und unter beträchtlicher Ver-

minderung ihres Gewichts. Diese Versuche wurden noch auf Sehnen, Knorpel, rohes und gegerbtes Leder ausgedehnt, deren Erfolge vorauszusehen waren.

Eine neue Reihe von Versuchen wurde eröffnet, um die Frage zu entscheiden, ob die unmittelbaren thierischen oder pflanzlichen Substanzen zur Ernährung geeigneter wären, oder ob sie auf derselben Stufe ständen. Zwar hatten schon frühere Versuche gelehrt, daß eine einzige Substanz fast niemals zur Ernährung hinreichend sei, und daß sie nach kürzerer oder längerer Zeit den Tod herbeiführe, indessen wurde doch beschlossen, alle diese Thatsachen direct zu untersuchen.

Zuerst kam Eiweiß an die Reihe. Das Eiweiß ist nicht, wie die Gelatina, ein Product der Kunst, sondern es findet sich im Organismus fertig gebildet, besonders in dem Serum des Blutes und der Lymphe; man könnte daher präsumiren, daß eine ausschließlich aus Eiweiß bestehende Ernährung, wenigstens für einige Zeit, hinreichend sein würde. Bei den hiemit an Hunden angestellten Versuchen sah sich aber die Commission bald genöthigt davon abzustehen, denn mehrere Thiere, denen man Eiereiweiß roh oder gekocht als alleiniges Nahrungsmittel reichte, rührten es nicht an, und würden lieber vor Hunger gestorben sein. Mit Eiergeiß waren die Erfolge dieselben.

Diesen Erfolg findet die Commission sehr auffallend, denn das Eiereiweiß, flüßig oder schwach gekocht, gilt für ein gutes und leicht assimilirbares Nahrungsmittel; es vereinnigt viele der für die Digestion günstigen Bedingungen; es ist alkalisch, enthält Salze, und besonders eine ziemlich bedeutende Menge Kochsalz; die thierische Materie, die sie enthält, ist dieselbe, wie sie sich im Chylus und im Blute findet, u. s. w. Aller dieser guten Eigenschaften ungeachtet wird das Eiweiß von den Thieren verschmäht.

Man schritt zu Versuchen mit Faserstoff, welcher sich als eine ganz vorzüglich nährrende Substanz für

Menschen und Thiere darzubieten schien, da das Muskelfleisch fast ganz daraus gebildet wird.

Um nun zu diesen Versuchen einen ganz reinen Faserstoff anwenden zu können, wurde derselbe aus Ochsenblut dargestellt. Nachdem derselbe sorgfältig gewaschen und ausgepreßt worden war, um ihn von allen andern Bestandtheilen des Blutes zu befreien, wurde er im noch feuchten Zustande den Thieren verabreicht. Anfänglich zeigten die Thiere einen Widerwillen, bald gewöhnten sie sich jedoch daran, und nahmen ihn ohne Widerstreben während der ganzen Dauer des Versuchs, der sich in einigen Fällen bis zum 75sten Tage hinzog. Nur in den letzten Tagen zeigte sich ein deutlicher Widerwille. Als ein besonderes Ergebniß verdient es aber bemerkt zu werden, daß die Thiere, obgleich sie täglich mehr als 2 Pfund Faserstoff zu sich nahmen, sie doch ganz regelmäßig und stufenweise eine Verminderung an ihrem Gewicht erlitten, immer stärker abmagerten und starben. Bei einem Thiere, welches noch den Tag vor seinem Tode wie gewöhnlich 2 Pfund und 2 Loth Faserstoff zu sich genommen hatte, zeigte sich die höchst merkwürdige Erscheinung, daß das Blut fast gänzlich verschwunden war, so daß trotz aller Sorgfalt aus dem wenige Minuten nach dem Tode gesammelten Blute kaum ein halbes Quentchen Faserstoff erhalten wurde. Jedemfalls lehrten diese Versuche, daß der Faserstoff eben so wenig, wie das Eiweiß und die Gelatina, allein genommen, nicht im Stande ist, durch den Verdauungsprozeß im Magen eine Substanz zu geben, welche sich in nährenden Chylus verwandeln könnte.

Aber der Faserstoff des Blutes und des Fleisches sind nicht identisch, es wurde daher für nöthig erachtet, zwei Reihen neuer Versuche anzustellen. In der ersten wurden die Thiere mit Blutfaserstoff ernährt, den man mit den riechenden und schmackhaften Bestandtheilen des Muskelfleisches vermischt gab, nämlich mit der Fleischsuppe der Holländischen Gesellschaft. Die Thiere

fraßen im Allgemeinen dieses Gemisch in den ersten Tagen mit Begierde, und schienen ganz befriedigt zu sein, bald aber stellte sich Widerwille ein, und sie rührten die frisch bereitete Mahlzeit nicht mehr an. Die zweite Reihe der Versuche wurde mit Fleisch angesetzt, dem man soviel als möglich alle darin enthaltenen Substanzen, die nicht Faserstoff sind, entzogen hatte. Das Fleisch wurde hiezu vom Fett befreit, 24 Stunden hindurch mit Wasser ausgezogen, und ausgepreßt, um ihm den Fleischgeruch und Geschmack zu benehmen, und es so viel als möglich dem Blutfaserstoff ähnlich zu machen. Die Erfolge dieser Versuche waren, wie vorauszusehen, dieselben.

Man ging nun zu Versuchen über mit Gemischen von Gelatina und Faserstoff, von Gelatina und Eiweißstoff, von Faserstoff und Eiweißstoff, und von Faserstoff, Eiweißstoff und Gelatina. Das Gemisch von Faserstoff und Eiweißstoff, in verschiedenen Verhältnissen, fand nicht ein so entschiedenes Wiederstreben, wie jede der Substanzen für sich allein genommen gehabt haben würde. Im Allgemeinen ließ sich der Gebrauch der Mischungen länger fortsetzen, in allen Fällen versielen aber die Thiere, nach einem mehr oder weniger beträchtlichen Zeitraum, in Abmagerung und starben daran, obgleich sie eine hinreichende Menge nährender Substanzen zu sich nahmen. Doch ließen die verschiedenen Gemische einige Verschiedenheiten wahrnehmen. Das Gemisch aus Gelatina und Eiweiß war das am wenigsten günstige; das aus Faserstoff und Eiweiß konnte das Leben am längsten erhalten, und bis zum 126sten Tage verlängern. Mit Gelatina, in kleiner Quantität, Eiweiß und Faserstoff, in einer Gabe von täglich 2 Pfund und 2 Loth, wurde das Leben 121 Tage hindurch unterhalten, von da ab wurden die Nahrungsmittel nicht mehr verdaut, und die Thiere starben aus Mangel an Ernährung, obgleich ihr Magen ganz angefüllt und stark ausgedehnt war durch eine consistente Masse von den nicht in

Speisebrei verwandelten Nahrungsmitteln. Also auch die Gemische von Faserstoff, Eiweiß und Gelatina, die man so schmackhaft als möglich zu machen alle Sorge trug, gaben in keinem Falle ein gutes Nahrungsmittel ab, eben so wenig, als wenn sie einzeln angewendet wurden.

In dem rohen Fleische finden sich, woran niemand zweifelt, alle Bedingungen eines guten Nahrungsmittels vereinigt, um indessen keine Lücke in den Versuchen zu lassen, hielt es die Commission für zweckmäßig, auch darüber Versuche anzustellen. Man setzte also mehrere Hunde auf eine bestimmte Gabe von Hammelfleisch, und obgleich die Gabe für jeden Tag nur 20 Loth betrug, und öfter noch weniger, so erlitten doch weder die Gesundheit noch das Gewicht dieser Thiere während 120 Tage die geringste Veränderung. Ist es nun nicht sehr bemerkenswerth, fragt der Berichterstatter, daß 10 bis 20 Loth rohes Fleisch viel mehr ernährende Kraft haben, als 64 Loth Faserstoff, Eiweißstoff und Gelatina? Ist es ein besonderes Prinzip, welches das Fleisch zu einem so vollkommenen Nahrungsmittel macht? Ist es die riechende und schmeckende Substanz; sind es die Salze, die Spur von Eisen, welche sich darin finden, die fetten Materien, die Milchsäure, welcher, ungeachtet ihrer geringen Proportion, dieses Resultat zugeschrieben werden muß? Diese wichtige Frage kann nur dadurch entschieden werden, daß man sich die Aufgabe stelle: aus dem Fleische dasjenige Prinzip auszuschneiden, welches mit dem Faserstoff, Eiweiß und der Gelatina verbunden diese zu guten Nahrungsmitteln für die fleischfressenden Thiere mache. So lange diese Aufgabe nicht gelöst ist, wird man mit den einzelnen oder gemischten Substanzen, die nicht mit der gehörigen Menge des activen Fleischprinzips versehen sind, niemals eine vollständige Ernährung bewirken.

Nachdem nun die ernährenden Eigenschaften der stickstoffhaltigen Substanzen geprüft worden war, blieb noch die wichtige Aufgabe, unter demselben Gesichtspunct auch die nicht stickstoffhaltigen, aber bei der Ernährung der Menschen und Thiere häufig angewandten, Substanzen, wie Fett, Butter u. zu prüfen.

15 erwachsene Thiere wurden einer ausschließlichen Diät mit Fetten, wie frischer Butter, Schmalz, dem noch in den Zellen enthaltenen Talg von Ochsen, unterworfen. 4 Thiere, welchen frische Butter gereicht wurde und zwar in der täglichen Gabe von 20 Loth, fraßen dieselbe in den beiden ersten Tagen mit Begierde, rührten sie dann aber gar nicht mehr an. Ein fünftes Thier zeigte sich willig, während 68 Tage, wenn gleich unregelmäßig, frische Butter zu fressen, und starb dann an Schwäche, obgleich im Zustande einer bemerkenswerthen Beleibtheit. Während der ganzen Dauer des Versuchs hauchte der Hund einen starken Geruch nach Buttersäure aus, sein Fell wurde fettig, und wie mit einer Lage von Fett bedeckt. Bei der Section fanden sich alle Organe, alle Gewebe mit Fett durchzogen, in der Leber eine große Menge Stearin und wenig oder fast gar kein Olein. Die Butter hatte in diesem Organ eine Art Filtration erfahren. Die Fütterung mit reinem Schmalz hatte ähnliche Erfolge. Mehrere Thiere, die es in den ersten Tagen willig fraßen, verschmähten es dann entschieden. Ein Thier lebte bis zum 56sten Tage, während es täglich gewöhnlich 8 Loth Schmalz verzehrte. Man bemerkte eine allgemeine Abzehrung der Organe, aber einen großen Ueberfluß an Fett, besonders unter dem Fell, wo sich eine ziemlich dicke Fettlage gebildet hatte.

Man suchte jetzt die Wirkung des Fettes durch einen Zusatz von Brod zu verbessern, von dem man etwas mehr als die doppelte Portion des Fettes gab. Bald wurde indeß auch diese Nahrung verschmäht.

Versuche mit noch im Gewebe enthaltenen Rinderrfette gaben ganz gleiche Resultate.

Die Commission beschloß jetzt auch noch einige Versuche über aus den Vegetabilien gezogenen Substanzen, und besonders über Kleber und Stärkemehl, anzustellen.

Der Kleber, mochte er aus dem Mehl von Getreide oder von Mais ausgeschieden worden sein, bot eine Erscheinung dar, welche bei keiner unmittelbaren organischen Substanz bisher beobachtet worden war. Diese hatten nämlich sämmtlich bei den Thieren, die davon sich zu ernähren genöthigt wurden, in längerer oder kürzerer Zeit Widerwillen erregt, der Kleber aber, obgleich von sadem sogar ein wenig widerlichem Geruch, und von durchaus nicht angenehmem Geschmack, wurde von Anfang an ohne Schwierigkeit genommen, und die Thiere fuhren 3 Monate hindurch, ohne Unterbrechung, fort, sich desselben ohne irgend einen Widerwillen zu bedienen. Die tägliche Gabe war 8 bis 10 Loth, wobei die Thiere sich bei vortrefflicher Gesundheit erhielten. Es ist dies ein sehr auffallender Erfolg, ganz im Gegensatz mit den früher angeführten Resultaten, aus denen sich ergeben hatte, daß überhaupt eine reine abge sonderte Substanz niemals auf sehr lange Zeit das Leben zu unterhalten im Stande sei. Indessen bemerkt die Commission, daß der Kleber sich nicht als eine rein abge sonderte Substanz betrachten lasse, und daß der von ihr angewandte ohne Zweifel einige Spuren von Stärkemehl enthalten habe. Ferner läßt der Kleber selbst sich in bestimmt verschiedene Substanzen scheiden, in eine eiweißartige Substanz, in einen leimartigen Körper, und in ein Gummi. Das den Hunden gereichte Nahrungsmittel war daher nur scheinbar ein einfaches, in der Wirklichkeit aber ein hinreichend zusammengesetztes. Indessen hätte doch aus seiner chemischen Zusammensetzung seine ernährende Kraft nicht vorausgesagt werden können.

Das Stärkemehl, welches den hauptsächlichsten Bestandtheil in den Getreidesamen und in den Hülsenfrüchten ausmacht, und das zu einem so bedeutenden Antheil in die Nahrungsmittel der Menschen und Thiere eingeht, hat in den damit an Hunden angestellten Versuchen fast gar kein Anzeichen von nährenden Eigenschaften gegeben. Die Hunde machten nicht einmal einen Versuch, sich davon zu ernähren, sie sahen es, feucht oder trocken, gar nicht an. Auch mit Bouillon zum Kleister gemacht rührten sie es nicht an, und starben lieber vor Hunger. Um es zu einem weniger verachteten Nahrungsmittel zu machen, wurde der kleisterartigen Masse bald Butter oder Schmalz, bald Zucker, Salz, einigemale auch Brod, und dies immer in ziemlich bedeutender Quantität zugesetzt, so daß Gemische von angenehmem Geruch und Geschmack erhalten wurden, nichts desto weniger wurden sie im Allgemeinen von den Hunden verschmäht, und wenn auch einige Hunde eine gewisse Zeit hindurch etwas nahmen, so starben sie doch bald an Entkräftung.

Ich will nun diesem gebrängten Auszuge aus dem Berichte der genannten Commission de la gelatine noch die Folgerungen hinzufügen, welche dieselbe aus ihren Versuchen gezogen hat.

1) Es kann durch keine bis jetzt bekannte Verfahrensweise aus den Knochen ein Nahrungsmittel gezogen werden, welches allein oder mit andern Substanzen gemischt das Fleisch selbst vertreten könnte.

2) Die Gelatina, das Eiweiß, der Faserstoff, für sich allein genommen ernähren die Thiere nur für eine sehr beschränkte Zeit, und auf eine unvollkommne Weise. Im Allgemeinen bringen diese Substanzen bald einen unbeflegbaren Widerwillen hervor, der so weit geht, daß die Thiere lieber sterben, als sie anrühren.

3) Dieselben unmittelbaren Substanzen, künstlich vereinigt, und durch Würzung angenehm schmackhaft gemacht, werden zwar mit weniger Widerstreben und längere Zeit hindurch, als wenn sie allein sind, genommen, aber sie haben am Ende keinen bessern Einfluß auf Ernährung, denn die Thiere, die davon, selbst in beträchtlichen Massen, fraßen, endigen eben so mit dem Tode, und zwar mit allen Zeichen der Entkräftung.

4) Das Muskelfleisch, in welchem Gelatina, Eiweiß und Faserstoff vereinigt sind nach den Gesetzen der organischen Natur, und wo sie sich mit noch andern Substanzen, wie Fett, Salzen etc., vereinigt finden, ist selbst in sehr kleiner Gabe zu einer vollständigen Ernährung hinreichend.

5) Die rohen Knochen gewähren denselben Vorthell, aber die in 24 Stunden verzehrte Gabe muß viel größer als vom Fleisch sein.

6) Jede Art der Zubereitung, wie das Kochen in Wasser, die Behandlung mit Salzsäure, und besonders die Umbildung in Gelée, vermindert die ernährenden Kräfte der Knochen, und scheint in gewissen Fällen selbst sie ganz und gar aufzuheben.

7) Die Commission hat indessen für jetzt sich nicht über die Anwendung der Gelatina in Verbindung mit andern Nahrungsmitteln zur Ernährung der Menschen aussprechen wollen. Sie hat eingesehen, daß directe Versuche allein diesen Gegenstand auf eine entscheidende Weise nicht aufklären können, und setzt in dieser Hinsicht ihre Versuche fort, worüber sie später Bericht erstatten wird.

8) Der Kleber, wie man ihn aus dem Mehl von Getreide oder Mais gewinnt, ist für sich allein zu einer vollständigen Ernährung hinreichend.

9) Die fetten Körper, als alleiniges Nahrungsmittel genommen, unterhalten das Leben für einige Zeit, aber sie bewirken eine unvollständige und unregelmäßige Ernährung, so daß das Fett sich in allen

Gewebe anhäufet, bald als Olear und Stearien, bald als fast reine Stearien.

Dies sind nun die Resultate von zahlreichen, durch einen Zeitraum von 10 Jahren fortgesetzten Versuche über einen der wichtigsten Gegenstände, die sich unserer Beachtung darbieten, nämlich über die Ernährung der Menschen und Thiere, und diese Resultate sind in einem von den ausgezeichnetesten Gelehrten Frankreichs an ihre Akademie abgestatteten Berichte niedergelegt, von dem Ihnen einen möglichst kurzen, jedoch kein wesentliches Ergebnis übergehenden, Auszug mitzutheilen, ich mir bis jetzt zur alleinigen Aufgabe gemacht habe. Wenn ich indessen Ihre Geduld noch nicht als erschöpft ansehen darf, so möchte ich dem Wunsche nachgeben, noch die Ergebnisse der Untersuchungen deutscher Chemiker über diesen Gegenstand, die in einer andern Richtung unternommen worden sind, hier anzureihen.

Der Pflanzen-Organismus ist die Basis für den thierischen Organismus, da ja auch den fleischfressenden Thieren nur die durch die Pflanzen ernährten Thiere zur Nahrung dienen. Die Gesetze der Natur, welche für die Pflanzenwelt gelten, werden demnach auch für die Thierwelt dieselbe Gültigkeit haben. In einem Vortrage, den ich vor etwa einem Jahre hier an derselben Stelle zu halten die Ehre gehabt habe, wurden als nothwendige Bedingungen für das Gedeihen der Pflanzenwelt sowohl die organischen als die unorganischen Bestandtheile der Pflanzen anerkannt. Die organischen Bestandtheile waren: Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff; die unorganischen dagegen: Alkalien, Erden, Säuren, Metalle, Schwefel, Phosphor u. s. w. Diese nothwendigen Bestandtheile, und zwar in dem erforderlichen Verhältniß, werden also auch dem thierischen Organismus dargeboten werden müssen, wenn er nicht in längerer oder kürzerer Zeit untergehen soll.

Wenden wir uns zuerst zu den sogenannten organischen Bestandtheilen, also zu Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, so ist einleuchtend, daß Pflanzkörper, denen einer dieser Bestandtheile fehlt, an und für sich den thierischen Organismus nicht ernähren, nicht erhalten können. Nun giebt es aber viele Pflanzkörper, die keinen Stickstoff enthalten, die sehr reichlich in der Pflanzenwelt vorkommen, und ungemein häufig als Nahrungsmittel genossen werden, und von denen ich nur Stärkemehl und Zucker anführen will. Versuche, den thierischen Organismus allein durch Zucker, Stärkemehl, Gummi &c. zu ernähren, haben aber stets, wenn sie nicht zeitig genug unterbrochen wurden, die Zerstörung des Organismus zur Folge gehabt, und mußten diesen Erfolg haben. Die Natur hat also neben dem Stärkemehl in den Samen der Getreidearten wie der Hülsenfrüchte andere stickstoffreiche Substanzen niedergelegt, und den in dem Pflanzensaft saftiger Pflanzen, also auch derer, die zur Nahrung dienen, aufgelösten, nur aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehenden Substanzen andere stickstoffreiche Körper zugesellt, damit sie ihre Bestimmung erfüllen können. Die stickstoffhaltigen Substanzen des Pflanzenreichs sind daher auch schon sehr frühe ihrer großen Bedeutung nach für den thierischen Haushalt anerkannt worden, und es war gewiß ein glücklicher Gedanke, der ohnlängst in Liebig's Laboratorium ausgeführt worden ist, die näheren Beziehungen zwischen den stickstoffhaltigen Substanzen im Pflanzen- und im Thierreich einer Prüfung zu unterwerfen.

Wenn man Bohnen, Erbsen, Linsen mit warmem Wasser übergießt, sie einige Stunden aufquellen und weich werden läßt, sie dann in einem Mörser zu einem Brei zerreibt, den man mit Wasser verdünnt; wenn man dann die ganze Masse auf ein feines Sieb bringt, und die durchgelaufene trübe Flüssigkeit einige Stunden ruhig stehen läßt, bis sich alles Stärkemehl abge-

setzt hat, so hat man in der Flüssigkeit, neben etwas Pflanzenfett, den stickstoffhaltigen Bestandtheil der Hülsenfrüchte, der Legumin genannt worden ist. Ueberläßt man die Auflösung sich selbst, so tritt nach 24 Stunden bei + 12 bis 16° R. Gerinnung ein, es entsteht ein gallertartiger, dem Käse sehr ähnlicher Niederschlag, über welchem eine klare Flüssigkeit von entschieden saurer Reaction schwimmt, die von gebildeter Milchsäure herrührt. Wird die frisch bereitete Auflösung des Legumins in der Wärme abgedampft, so bildet sich auf der Oberfläche eine Haut, die sich eben so oft erneuert, als man sie wegnimmt. Setzt man irgend eine Säure hinzu, so erfolgt sogleich Gerinnung. Jeder von Ihnen, Meine Herren! wird sich hier sogleich sagen, dies ist ja ganz und gar das Verhalten desjenigen Bestandtheils der thierischen Milch, den wir Käse, oder als reine Substanz betrachtet, Käsestoff, Casein, nennen. Nun ja, dem ist wirklich so, und beide Substanzen stimmen in ihrem ganzen chemischen Verhalten, in welches hier näher einzugehen ganz unzeitig sein würde, so vollständig überein, daß sie für identisch betrachtet werden müssen, und sich auch aus ganz gleichen Verhältnissen von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff bestehend ausgewiesen haben. Hiedurch wird es dann aber auch nöthig, eine und dieselbe Substanz nur mit einem und demselben Namen zu bezeichnen, und nur noch die Abstammung anzudeuten, also Pflanzen-Casein und Thier-Casein.

Wird ein steifer Teig von Weizenmehl unter einem fortlaufenden dünnen Wasserstrahl anhaltend geknetet, so löst das Wasser eine Substanz auf, auf die wir gleich zurückkommen werden, schlemmt das Stärkemehl mechanisch mit sich fort, und es bleibt endlich eine zähe und klebrige Masse zurück, die man Kleber genannt hat. Wenn man diesen Kleber mit Alkohol auskocht, welcher eine dem Pflanzen-casein ähnliche Substanz auflöst, so verliert der Kleber

völlig seine Klebrigkeit, und die rückständige, in Wasser wie in Alkohol unauf lösliche, Masse kommt in ihrem ganzen Verhalten mit dem thierischen Faserstoff, dem Fibrin, wie dieser den Blutkuchen und die Muskeln bildet, so völlig überein, daß sie auch mit demselben Namen, also Pflanzenfibrin, bezeichnet werden muß.

Das bei dem Auswaschen des Weizenmehlteiges abfließende mit Stärkmehl beladene Wasser enthält, nachdem das Stärkmehl sich abgesetzt hat, einen gleichfalls stickstoffhaltigen Körper aufgelöst, welcher beim Erhitzen der Auflösung gerinnt, und nicht nur in dieser Eigenschaft, sondern in seinem ganzen chemischen Verhalten dem thierischen Eiweiß, Albumin, so nahe kommt, daß er hauptsächlich nur durch seine Abstammung sich unterscheidet, und daher mit Recht den Namen Pflanzenalbumin erhalten hat.

Diese Körper finden sich mit geringen unwesentlichen Abweichungen in dem ganzen Pflanzenreiche verbreitet, und sie sind es, welche dem Organismus der pflanzenfressenden Thiere den nöthigen Stickstoff zuführen, da durch den Athmungsprozeß hievon nichts aus der Luft assimiliert wird.

Läßt sich nun aber aus diesen ohne Zweifel sehr interessanten Thatsachen etwa die Folgerung ziehen, daß diese Substanzen unmittelbar in den thierischen Organismus übergehen? Gewiß nicht, denn in diesem Falle müßte dies mit den aus dem Thierreich abstammenden Casein, Fibrin und Albumin noch weit eher statt finden, und daß dem nicht so ist, haben ja die Versuche der französischen Gelatina-Commission gelehrt. — Auch ist das Fibrin, der Faserstoff, gerade der am häufigsten vorkommende Körper, an und für sich in Wasser ganz unauf löslich, und nur wirklich aufgelöste Körper können aus dem Speisebrei, dem Chymus, in Chylus übergehen, und zur Ernährung des Organismus dienen. Das in die Ernährung

übergehende Fibrin muß also vorher in den aufgelösten Zustand übergeführt worden sein.

Wenn gepulvertes Glaubersalz oder Salpeter in einiger Menge in Blut während des Ablassens gebracht wird, so gerinnt das Blut, d. h. das Fibrin des Blutes, nicht, und Alles bleibt aufgelöst. Wird aus dem Blute ausgeschiedenes aber noch feuchtes Fibrin mit Salpeter gemischt und in einer Reibschale vollkommen zerrieben, hierauf mit einem geringen Zusatz von äsendem Kali oder Natron einer Temperatur von 28 bis 30° R. einige Zeit hindurch unter öfterem Umrühren ausgesetzt, so wird die Mischung zuerst gelatinös, dann nach einigen Tagen flüssig, und das Fibrin ist jetzt in Wasser so völlig auflöslich geworden, daß die Auflösung sich filtriren läßt, wobei nur wenige ungelöste Reste zurückbleiben. Diese filtrirte Flüssigkeit verhält sich jetzt chemisch ganz wie Eiweiß; sie coagulirt beim Kochen, wird durch Weingeist und dieselben Metallsalze wie das Eiweiß gefällt. Hat aber der Faserstoff einige Zeit an feuchter Luft gelegen, oder war er kurze Zeit mit Wasser gekocht oder mit Weingeist digerirt worden, so kann er durch das angegebene Verfahren nicht mehr in Wasser löslich gemacht werden. Dieses Unlöslichwerden des Fibrins ist durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft bedingt, wie die in dieser Hinsicht angestellten Versuche gelehrt haben. Wenn man nämlich frisch ausgewaschenes Fibrin in eine mit Sauerstoffgas gefüllte und durch Quecksilber gesperrte Glasröhre hineinbringt, so wird Sauerstoff absorbirt, und dagegen aus dem Fibrin Kohlensäure entwickelt. Wir sehen jetzt ein, warum in den oben erzählten Versuchen das metamorphosirte Fibrin, welches den Hunden als Nahrungsmittel gereicht wurde, nicht mehr den Zweck erfüllen, und den thierischen Organismus ernähren konnte, denn es hatte, selbst wenn auch das Behältniß zur Auflösung in hinreichender Menge vorhanden gewesen wäre, was nicht der Fall war, seine Auflös-

lichkeit in Wasser, oder vielmehr seine Umbildungsfähigkeit in eine auflösbare Substanz, verloren.

Wird eine Auflösung des Fibrins in Salpeterwasser mehrere, etwa 14, Tage lang in einem hohen Cylinderglase ruhig stehen gelassen, so stellt sich auf der Oberfläche derselben etwa 1 Zoll abwärts eine bedeutende Trübung ein, die durch ganz feine Flockchen verursacht wird. Allmählig nimmt die Trübung zu und zieht sich mehr nach der Tiefe. Beim Umrühren der Flüssigkeit verschwindet die Trübung nicht, und die ausgeschiedenen Flocken, wahrscheinlich regenerirtes Fibrin, lösen sich in der Salpeterlösung nicht wieder auf. Hieraus läßt sich folgern, daß aus dem löslichen Albumin durch allmähliche Metamorphose das unlösliche Fibrin gebildet wird:

Bei dem Verdauungsprozesse werden der Fasernstoff des Muskelfleisches, der noch nicht durch Einwirkung des Sauerstoffs der Luft oder anderer chemischer Agentien metamorphosirt worden ist, das coagulirte Eiweiß, der Käsestoff, der Kleber u. s. w. in der salzhaltigen sauren Magenflüssigkeit aufgelöst und dann durch die dem Speisebrei sich beimischende alkalische Galle in einen dem uncoagulirten Eiweiß ähnlichen Zustand versetzt, in welchem sie als Chylus von den Darmzotten aufgesogen werden. Dieser Chylus wird nun von den Sangadern weiter verführt, und allmählig sehen wir nach und nach das Fibrin sich bilden, allein als ein solches, das anfänglich in seinen Eigenschaften noch sehr dem Albumin sich nähert. Das Fibrin des Chylus, wie es aus dem Ductus thoracicus erhalten wird, ist noch weich, mehr gallertartig, und in geringer Menge vorhanden. Ausgebildeter und reichlicher wird es dann schon im venösen Blute gefunden, obwohl es auch hier noch dem Eiweiß ziemlich nahe steht, bis es endlich im arteriellen Blute sich als vollkommen ausgebildeter, dem Eiweiß hinsichtlich der Löslichkeit ganz fern stehender eigenthümlicher Stoff charakterisirt. Daß der Fasern-

stoff in manchen Krankheiten, namentlich bei Entzündungen, schon im venösen Blute, theilweise die Eigenschaften des arteriellen Faserstoffes besitzt, geht aus dem Verhalten desjenigen Theils desselben hervor, welcher sich als Crusta inflammatoria abscheidet.

Aus dem Verhalten des Faserstoffes zu Salpeter und andern Salzen läßt sich auch einigermaßen die vortheilhafte Wirkung derselben, und namentlich des Salpeters, bei Entzündungen erklären. Eben so sehen wir auf lange fortgesetzten Gebrauch des Salpeters, Kochsalzes u. s. w., bei lange andauerndem Genuß von gesalzenem Fleisch, sehr leicht Dyskrasien, scorbutartige Krankheiten — Verflüssigung des Blutes — entstehen. Wahrscheinlich ist hier aber noch eine andere Ursache mitwirkend, nämlich die bei dem Athmungsprozeß nicht vollständig erfolgende Decarbonisation des Blutes, weil Flüssigkeiten um so weniger sauerstoffreiche atmosphärische Luft aufnehmen, je mehr Salze sie aufgelöst enthalten. Daher ist im Scorbut das Blut nicht nur dünnflüssig, sondern auch fast schwarz, und nimmt nur allmählig seine natürliche Beschaffenheit und Farbe wieder an, wenn frische Nahrungsmittel dem Organismus zugeführt, und der Ueberschuß von Salzen aus dem Blute entfernt wird.

Wir haben nun wohl jetzt schon die Ueberzeugung gewonnen, daß, außer den sogenannten organischen Bestandtheilen des thierischen Organismus, auch die unorganischen Bestandtheile desselben, und zwar in dem gehörigen und richtigen Verhältnisse, eben so nothwendig zur Erhaltung desselben sind, als die ersteren, und daß Versuche, Thiere mit organischen Substanzen zu ernähren, welche nicht allein durch Einwirkung der Luft oder anderen chemischen Agentien metamorphosirt, sondern denen auch die unorganischen Bestandtheile entzogen worden sind, nur ungünstige Resultate geben müssen. Diese nothwendigen unorganischen Substanzen sind:

Kalkerde, Magnesia, Kieselerde, Schwefel, Phosphor, Eisen, Kupfer, Mangan, Kali, Natron, Schwe-

felsäure, Phosphorsäure, Salzsäure zc. Die näheren organischen Bestandtheile des thierischen Körpers, Faserstoff, Eiweißstoff, Käsestoff zc. können zwar uns bedenklich, wie wir gesehen haben, durch den belebten Organismus selbst aus den Nahrungsmitteln durch Umbildung geschaffen werden, nicht so die unorganischen Substanzen; diese müssen dem Körper zugeführt werden, und die Umbildungen können sich nur darauf erstrecken, daß z. B. aus Chlornatrium, Kochsalz, Salzsäure und Natron, aus Schwefel und Phosphor, Schwefelsäure und Phosphorsäure u. s. w. gebildet werden. Hieraus folgt nun aber von selbst, daß es unmöglich sein muß, den thierischen Körper allein mit Gelatina, Faserstoff, Eiweiß, Fett, Stärkmehl, Zucker u. s. w. zu ernähren, die in Verbindung mit den zur Erhaltung des thierischen Organismus nothwendigen sonstigen Substanzen, wahrscheinlich ohne Ausschluß der Gelatina, sämmtlich als Nahrungsmittel verwendet werden können. Die von der französischen Gelatina-Commission hierüber erhaltenen negativen Resultate können demnach nichts weniger als entscheidend betrachtet werden. Wie nothwendig auch die unorganischen Substanzen zur Erhaltung des thierischen Organismus sind, geht aus vielen allgemein bekannten Erfahrungen hervor. Die Nahrungsmittel der Hühner sind die Samen der Getreidearten, Würmer, kleine Insekten u. s. w., welche zwar neben den gewöhnlichen organischen und unorganischen Substanzen auch Kalkerde enthalten, letztere jedoch nicht in so großer Menge, als die Hühner beim Eierlegen bedürfen, weil die Eierschaale aus 96 Th. kohlen-saurer und wenig phosphorsaurer Kalkerde, und nur 4 Th. organischer Materie gebildet wird. Es ist daher bekannt, daß die Hühner zur Zeit des Eierlegens Kalk, Mörtel u. dergl. fressen, und so dem Naturbedürfnisse abhelfen. Finden sie sich daran gehindert, sind sie z. B. in einem Stalle eingesperrt, der keine Mörtelwände hat, oder befinden sie sich in einer Gegend,

wo bloß Thonerde ist, so legen sie zwar auch Eier, aber die zur Bildung der Eierschale erforderliche Kalkerde muß jetzt aus den eigenen Knochen genommen werden, indem das Naturgesetz fordert, daß die Natur dasjenige, in dessen Schaffung sie eben begriffen ist (hier also das Ei) trotz allen Hindernissen zu schaffen sucht, selbst auf Kosten oder zum Nachtheil des Vorhandenen. Die Knochen der Hühner, denen mehr oder weniger Kalkerde entzogen worden, werden schwach, verlieren ihre Festigkeit, und die Hühner können endlich nicht mehr stehen und sterben, wenn diese Entziehung der Kalkerde aus ihren Knochen einige Zeit fortbauert.

Frauen im Zustande der Schwangerschaft bedürfen, damit die festen Theile der Leibesfrucht gehörig gebildet werden können, einer bestimmten Quantität Kalksalze, und was als ein besonders Gelüste, Krebde, Eierschalen &c. zu essen, ausgelegt worden, mag oft, wenn die Nahrungsmittel nicht die gehörige Quantität Kalksalze enthielten, Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses gewesen sein. Man hat bei stillenden Frauen ein Weichwerden der Zähne beobachtet, ferner daß Frauen, die vortreffliche Zähne hatten, diese, die krank und mürbe wurden, nach einigen Wochenbetten verloren; Erfahrungen, die nicht unwahrscheinlich mit der Bildung der Knochen im Kinde zusammenhängen. Das Zahnen der Kinder, ein von der Natur geforderter Bildungsprozeß, hat wahrscheinlich nur dann Krankheit zur Folge, wenn die dem Kinde gereichten Nahrungsmittel nicht die nöthige Menge Kalksalze enthalten, oder das Kind nicht so kräftig ist, um die zur Bildung der Zähne nothwendigen Substanzen aus den Knochen oder andern Körpertheilen abgeben zu können. Schleimige, als vorzügliche Nahrungsmittel für Kinder gerühmte, Substanzen, wie Salep, Sago &c., enthalten höchstens 1 Proc. erdige Theile, und um 1 Loth Zähne zu bilden, müßten wenigstens 200 Loth davon genossen

werden, vorausgesetzt, daß der ganze Kalkgehalt derselben zur Bildung der Zähne verwendet würde. Die Milch dagegen, das erste von der Natur dem Kinde bestimmte Nahrungsmittel, enthält nicht nur die organischen Nahrungsmittel, sondern auch die unorganischen Bestandtheile des thierischen Körpers in dem erforderlichen Verhältniß. Hat das Kind nicht die gehörigen Mittel zur Bildung der Zähne in den Nahrungsmitteln, so werden die Knochen und Glieder krankhaft, weil ihnen die zu ihrer Festigkeit erforderlichen Theile zum Theil entzogen werden; das Kind verfällt in die englische Krankheit.

Daß ebenso Mangel an andern unorganischen Bestandtheilen Krankheit in einzelnen Theilen wie im ganzen Organismus erzeugen könne, wird wohl nicht in Abrede gestellt werden, wenn gleich diese Ursache oft sich nicht wird nachweisen lassen.

II.

Ein Vorschlag betreffend die Abiturienten-Prüfungen in den Gymnasien.

Von Dr. Bender.

Nach der bekannten Verfügung unseres Cultusministeriums vom Juli vorigen Jahres soll bei den Abiturientenprüfungen der Gymnasien das Lehrercollegium mehr, als früher, darüber berathen, ob es nicht, in Uebereinstimmung mit dem Königl. Prüfungskommissarius, einem oder dem andern Abiturienten das mündliche Examen ganz oder zum Theil erlassen könne. Diese Verfügung kann, an und für sich betrachtet, jedem wahrhaften Freunde der Gymnasialjugend und Gymnasialbildung nur erfreulich sein.

Wenn aber in ihr unter Anderm vorausgesetzt wird, daß die schriftlichen Arbeiten der Prüfungscommission, und insbesondere dem Königl. Commissarius, einen genügenden Maßstab zur Beurtheilung der von den Abiturienten erworbenen Bildung darbieten: so muß wiederholentlich und mit Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, wie die Erfahrung unüberleglich beweise, daß es der schlaunen Jugend unseres Jahrhunderts oft unter den schwierigsten Umständen und zum größten Erstaunen ihrer vorsichtigen Lehrer gelingt, die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten vor der gesetzlichen Zeit zu erhalten und ihre Examinatoren größlichst zu täuschen. Es liegt daher nahe genug, daß der gewünschte und gehoffte Nutzen jener Ministerialverfügung nur dann erst vollständig wird eintreten können, wann man Mittel besitzen wird, dem erwähnten Uebelstande, der unzweifelhaft auch auf die Moralität der jungen Leute nachtheilig einwirkt, genügend abzuhelpfen. Je schwieriger es aber scheinen muß, solche Mittel aufzufinden, desto freundlicher wird hoffentlich jeder wohlgemeinte Wink, der dazu führen könnte, aufgenommen und geprüft werden. Aus diesem Grunde wagt auch der Unterszeichnete, mit einem unmaßgeblichen Vorschlage hervorzutreten, unbekümmert, ob es sich vielleicht nachweisen lasse, daß derselbe schon früher irgend wo gemacht worden, aber unbeachtet geblieben sei. Velmehr nahe ein Jeder, der sich in der Prima eines Gymnasiums eine längere Zeit als Schüler aufgehalten hat, wird wissen, wie den Abiturienten die Gelegenheit, die für sie bestimmten Aufgaben ihrer Examinatoren bei Zeiten kennen zu lernen, am gewöhnlichsten dadurch gegeben wird, daß die Lehrer verpflichtet sind, zu jeder freien schriftlichen Arbeit drei Themata aufzuschreiben und eine geraume Zeit vor dem jedesmaligen Examen dem Königl. Prüfungscommissarius durch den Director ihrer Anstalt zur Beurtheilung und resp. Auswahl einreichen zu lassen. Auf diese Weise gehen die be-

treffenden Thematata durch verschiedene Hände und sind nicht nur während ihres Hin- und Herwanderns, sondern bisweilen auch noch während der Zeit, wo sie in der Wohnung des Directors ihrer endlichen Bestimmung entgegenstehn, mannichfachen Gefahren ausgesetzt. Wohnt der Königl. Commissarius an dem Orte, wo auch das Gymnasium sich befindet; so wird wohl der Director, falls er nicht zu den ganz Arglosen gehört, das Geschäft des Hin- und Zurücktragens der Aufgaben für gewöhnlich selbst übernehmen; aber mitunter trifft es sich doch wohl, daß er veranlaßt wird, dasselbe einem Fremden, also zunächst dem Schuldiener zu übertragen und sich alle etwanigen Besorgnisse deswegen aus dem Sinn zu reden. Schlimmer ist es jedoch in den Provinzialstädten, welche ein Gymnasium haben. Hier ist der Direktor genöthigt, seine wichtigen Depeschen an den Prüfungscommissarius fremden Händen anzuvertrauen, und kann also beim besten Willen nicht allemal genau wissen, welches Schicksal ihnen widerfahren werde. Aus diesen Andeutungen, welche sich viele unserer Leser nach ihrer Erfahrung leicht weiter ausführen werden, geht deutlich hervor, daß es wünschenswerth ist, die Gymnasiallehrer von jener Verpflichtung wieder zu entbinden, und die Abiturienten fest daran zu gewöhnen, daß sie ihr Heil fortan nicht mehr von der List und dem Betrüge, sondern allein von ihrer Geschicklichkeit und der verständigen Liebe ihrer Lehrer erwarten. Es liegt überdieß in jener Verpflichtung eine Bevormundung der Lehrer, welche in der jetzigen Zeit schwerlich noch irgend wie gerechtfertigt werden könnte. Zwar, jeder einsichtsvolle Bürger muß, im Einklange mit unsern stets nur das Beste beabsichtigenden höchsten Unterrichtsbehörden, den Wunsch hegen, daß den das Gymnasium verlassenden Jünglingen keine in irgend einer Weise unangemessenen Aufgaben zur schriftlichen Bearbeitung vorgelegt werden. Allein, um sich der Erfüllung dieses Wunsches

dem Ansehne nach zu verschern, darf man nicht ein Mittel wählen, welches das Vertrauen der Eltern und Schüler zu den Lehrern schwächt und in diesen selbst das drückende Gefühl einer unverschuldeten Abhängigkeit erzeugt. Wahrlich, wenn wir keine bessere Bürgschaft für die Unschädlichkeit (man verzeihe diesen hier allein passenden negativen Ausdruck) unserer öffentlichen Lehrer besäßen, als daß wir gerade ihre letzte Sorge für ihre Zöglinge schon vor dem Examen einer ängstlichen Controle unterwerfen, es wäre um uns und um unsere Jugend übel bestellt. Denn man bedenke, wie frei und unbewacht der Lehrer, den die Behörde einmal in seinen eben so wichtigen, als mühevollen Beruf vertrauensvoll eingesetzt hat, Jahr aus Jahr ein unter seinen Secundanern und Primanern schaltet und waltet; wie er täglich und stündlich die Gelegenheit hat, in ihre empfänglichen Gemüther, nach seiner Ueberzeugung, einzustreuen, was sich durch kein positives Gesetz vorschreiben oder verbieten läßt; wie er endlich jede andere Aufgabe zu schriftlichen Aufsätzen, als die für das letzte Examen bestimmte, einzig und allein nach seinem Wissen und Gewissen den Schülern ertheilt und erläutert. Wenn sich ein Lehrer in solcher Stellung als treu und nach Kräften nützlich bewährt: so hat er, wie es scheint, für seine Person die gerechtesten Ansprüche darauf, auch die letzte Hand an die Ausbildung der ihm anvertrauten Jünglinge völlig selbstständig zu legen; und es wird zur höhern Pflicht, ihn dabei von aller Beschränkung zu befreien, sobald nach allgemeiner Ueberzeugung feststeht, daß die gute Sache der Eltern und Schüler selbst wesentlich dadurch gefördert wird.

Also man prüfe und sehe, ob es nicht an der Zeit ist, daß die Gymnasiallehrer berechtigt werden, auch die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten ganz nach ihrem Belieben den Abiturienten zu ertheilen. Dem ehrlichen Abiturienten wird wohl sein, wenn er weiß, daß der gewissenhafte Lehrer in dem Augenblicke,

wo er zur Beaufsichtigung der Clausur-Arbeit in die Klasse tritt, das erwartete Thema noch als ein völliges Geheimniß mit sich bringt. Denn gerade die ehrlichen und tüchtigeren Abiturienten, welche aus edlem Selbstvertrauen den Betrug verschmäheten, haben es nur zu oft bitter empfinden müssen, daß ihre weit schwächeren Commilitonen mit fremdem Eigenthume über sie triumphirten. Der Lehrer aber wird (was jetzt nicht möglich ist), ganz unabhängig hingestellt, gewiß sehr gerne die völlige Verantwortlichkeit dafür übernehmen, daß die Jünglinge nur mit eigenen Kräften vorschriftsmäßig arbeiten. Sind die Aufsätze aber angefertigt und von den betreffenden Lehrern censirt: dann ist es Zeit, sie dem Königl. Prüfungscommissarius, und wer sonst noch gesetzlich ein Interesse daran nimmt, zur Ansicht und Beurtheilung zu übersenden; dann kann der Commissarius über Alles, was er an den gestellten Aufgaben als den bestehenden Vorschriften zuwiderlaufend erachten sollte, sich die nähere Erklärung von den Lehrern geben lassen und nöthigenfalls seiner Pflicht auch weiter noch genügen.

III.

Neue Beiträge zur Wirbelthier-Fauna
Preußens.

Von Professor Carl Th. v. Siebold in Erlangen.

Bei der genauern Durchsicht der Kataloge, welche der berühmte Danziger Naturforscher, S. Th. Klein über sein Naturalien-Kabinet eigenhändig angefertigt hat, und welche gegenwärtig dem zoologischen Museum der hiesigen Universität angehören, erregte der siebente Theil derselben, das *Aviarium Prussicum* betitelt¹⁾ mein besonderes Interesse. Es enthält dieses *Aviarium Prussicum*, außer einer Aufzählung von Vogel-Eiern, das Verzeichniß einer Menge von Gemälden, kolorirten Abbildungen und Zeichnungen, welche den größten Theil der in Preußen vorkommenden Vögel darstellen. Meine Freude über dieses *Aviarium Prussicum* wurde aber dadurch noch ganz besonders vermehrt, als ich in dem zoologischen Museum, welchem ich vorstehe, auch eine große

1) Der vollständige Titel dieses Kataloges ist folgender: „*Musei Kleiniani Pars VII. exhibens Aviarium Prussicum i. e. Volumen Forma Regali, ubi asservantur plurimae Aves Prussicae Indigenae et Advenae vivis coloribus, qua fieri potuit, ad naturalem magnitudinem, pictae, et genuinis nominibus donatae, cum Appendice, quarundam Avium Exoticarum et Ovario Prussico forte numerosissimo subjunctis figuris humanis et quadrupedum insolitis ac monstrosis.*“ In Klein's Historie der Vögel, Danzig, 1760, erwähnt Kenger pag. 18. Dieses *Aviariums* als „*Aviarium Bareithanum*“ und sagt von ihm: „Dieses *Aviarium* ist eine große Sammlung von den meisten Vögeln, die Herr Klein nach dem Leben malen lassen, und welche zugleich mit seinem ganzen Kabinette an des Herrn Marggrafen von Brandenburg, Culmbach Hochfürstlichen Durchlaucht nach Bayreuth gekommen.“ Ich hoffe über die Schicksale dieses Kleinschen Kabinetts einige genauere Nachrichten nächstens geben zu können.

Mappe vorfand, in welcher die Abbildungen, auf welche sich jenes Aviarium bezieht, enthalten waren. Diese Abbildungen sind äußerst treu nach der Natur, zum Theil nach frischen todtten Vögeln, zum größten Theil aber nach lebenden Originalien angefertigt; sie sind fast durchweg mit Wasserfarben oder mit bunter Kreide ausgeführt. Einige der in Wasserfarben ausgeführten Abbildungen sind ausgezeichnet schön, und lassen die zartesten Federn, die feinste Zeichnung und Farbenschattirung, der Natur auf das treueste nachgeahmt, genau wiedererkennen. Es haben sich auf den Blättern, (deren ursprünglich 232 in der Mappe gewesen sein sollen, von denen aber jetzt ohngefähr 54 fehlen), vier Künstler genannt, nämlich Samuel Niedenthal, D. Schulz, Hoffmann und Behm. Die in bunter Kreide gefertigten Zeichnungen rühren sämmtlich von Niedenthal her, und mußten meine Aufmerksamkeit am meisten anregen, da der Künstler eigenhändig auf jedem Blatte nicht allein das Jahr und den Tag vermerkt hat, wann er die Zeichnungen angefertigt, sondern auch sehr oft außer anderen interessanten Notizen die Gegend erwähnt hat, von woher er die zu den Zeichnungen benutzten Originale erhalten. Niedenthal muß nach der Mitte des 17ten Jahrhunderts gelebt haben, da seine Zeichnungen durchweg die Jahreszahlen zwischen 1655 bis 1664 tragen; nach einer kurzen von Klein im Aviarium gegebenen Notiz ist Niedenthal in Danzig Maler gewesen. Derselbe scheint ein großer Freund der Ornithologie gewesen zu sein, da viele seiner Zeichnungen wahre Studien genannt werden können; es befindet sich oft auf den einzelnen Blättern einer und derselbe Vogel in der verschiedenartigsten Stellung, stehend, fliegend, schwimmend u. s. w. angebracht, so wie diese Zeichnungen überhaupt ganz das Gepräge tragen, als seien sie draußen im Walde, am Bache, am Sumpfe, am Seestrande u. s. w. den im ungestörten Naturzustande sich befindenden Vögeln nachgebildet. Wahrscheinlich hat Klein diese Sammlung von Vogel-Stu-

dien durch Kauf an sich gebracht und die übrigen Abbildungen, welche mit den Jahreszahlen 1726 bis 1737 versehen sind, unter seiner Aufsicht anfertigen lassen. Sämmtliche Blätter des *Aviarium Bareithanum* sind von Klein mit handschriftlichen Notizen, die sich auf den Namen, die Größe und den Fundort der abgebildeten Vögel beziehen, versehen worden, nur wenige dieser Notizen rühren von Keyser her. In dem Kataloge finden sich diese Notizen nach der Nummer eingetragen und mit vielen neuen Bemerkungen vermehrt. Es war mir sehr interessant, in diesem *Aviarium Bareithanum* nicht allein mehrere Vögel abgebildet zu sehen, welche in der Provinz Preußen einheimisch aber zugleich eine große Seltenheit sind, sondern auch solche Zugvögel darin aufgezeichnet zu finden, welche bei ihren Wanderungen die Küsten Preußens nur selten berühren, und endlich auch auf einige Vögel zu stoßen, welche sich nur höchst selten einmal nach jener Gegend verfliegen.

Es dürfte vielleicht den Freunden der Ornithologie Preußens nicht unwillkommen sein, wenn ich einiges aus diesem *Aviarium* hervorhebe, und zugleich diese Gelegenheit benutze, noch einiges andere, die preussischen Vögel betreffend, zur Sprache zu bringen.

1. *Falco candicans* wird von Bujack²⁾ als in Preußen noch nicht nachgewiesen erwähnt, dieser Kühne Falke ist gewiß früher in Preußen heimisch gewesen und jetzt als ein in dortiger Gegend gänzlich ausgerotteter Vogel zu betrachten. Bod führt den weißen Falken in seiner preussischen Ornithologie noch auf³⁾, und ich finde in dem *Aviarium Bareithanum* diesen Falken unter dem Namen Blaufuß von Niedenthal abgebildet, auch ist in dem Kataloge des *Aviariums* pag. VII. Nr. 16. a. von Klein eines *Falco*

2) Naturgeschichte der höheren Thiere mit besonderer Berücksichtigung der Fauna Prussica. pag. 115 und 307.

3) Der Naturforscher. Achtes Stüd. 1776. pag. 50.

albus Willughb. mit dem Fundorte ad pagum Sperlingsdorff in Insula Stublav Erwähnung geflohen, von welchem leider die Zeichnung sich nicht mehr vorfindet.

2. *Sylvia locustella* ist bis jetzt als preussischer Vogel nirgends erwähnt worden. Dieser seines eigenthümlichen Gesanges wegen so merkwürdige und unter dem Namen: Heuschreckenfänger, Heuschreckenvogelchen bekannte Sänger ist von mir im Sommer 1840 zu Heubude in dem verwilderten Biörn'schen Garten beobachtet worden. Sloger nennt den Gesang dieses Vogels einen der merkwürdigsten aller bis jetzt bekannten Vogelgesänge in welchem man, ohne schon darum zu wissen oder ohne den singenden Vogel selbst zu sehen, wahrlich nicht leicht eine Vogelstimme ahnen würde, und welcher sich erst nach einiger Übung leicht und sicher von dem Schwirren der großen grünen Heuschrecke und der Maulwurfsgrille unterscheiden läßt. Um noch mehr auf diesen Vogel aufmerksam zu machen, will ich Sloger's genauere Beschreibung dieses Vogelgesanges hier folgen lassen, vielleicht daß derselbe auch noch an anderen Orten Preußens von aufmerkamen Beobachtern vernommen und erkannt wird. Nach Sloger *) ist der Gesang des Heuschrecken-Rohrsängers „nur ein „leiser, aber dennoch recht weit vernehmbarer, ganz „einstöniger, heiserer und lange ausgehaltener Triller, „wie srrrrrrrrrrrrrrrr; doch zugleich demjenigen „Tone ähnlich, welcher durch das Schleifen von Glas „oder feinem Eisen auf einem kleinen Schleifsteine her- „vorgebracht wird. Er erschallt häufig ohne Unterbre- „chung eine volle Minute, ja zur Brütezeit wohl über „zwei Minuten: und zwar während der Dauer tiefer „Nacht, namentlich in der Nähe des Nestes, oft stun- „denlang immer auf Einem Punkte, erst gegen Morgen „auch unter öfterem Wechsel des Places. Am Tage

*) Handbuch der Naturgeschichte der Vögel Europa's. Erster Theil. 1834. pag. 231.

„jedoch hüpfst oft der wunderbare Sänger, immerfort
 „schwirrend, eilig im Gebüſche weiter, und hat ſich o
 „beim Aufhören wohl 50 Schritt von der Stelle ent-
 „fernt, wo er damit begann; oder er läuft an lichterem
 „Stellen auch auf der Erde fort. Er lockt ſchmakend,
 „wie die andern Rohrfänger.“ Ich kann die Richtig-
 keit dieſer Beſchreibung beſtätigen, da ich den Geſang
 eines Heuſchreckenvögelchens an dem vorhin erwähnten
 Orte im Monate Juni ſehr oft des Abends be-
 lauſcht habe, immer ſaß dabei das Vögelchen auf einer
 und derſelben Stelle in einem dunkeln dicht verwachse-
 nen Gebüſche einige Fuß über der Erde; auch ich konnte
 dieſes einförmige Schwirren des Vogels, ohngeachtet des
 ſchwachen Tones, bei der Stille des Abends auffallend
 weithin vernehmen. Da das Vögelchen ſo unverändert
 auf einer und derſelben Stelle, und nur des Abends
 bis ſpät in die Nacht hinein ſang, ſo vermuthete ich,
 daß ſich in demſelben Gebüſche der Brutplatz eines ſol-
 chen Vogelwärchens befinden müſſe, konnte aber das Neſt
 deſſelben nicht auffinden, was mich nicht wunderte, da
 nach Naumann's Zeugniß dieſe Vögel ihre Neſter un-
 gemein verſteckt anzubringen pflegen⁵⁾, und ich, um
 dieſe Thierchen nicht zu ſtören, nicht hartnäckig genug
 darnach ſuchte. Es hat ſich nach Ausſage der Beſitzer
 des Bibernſchen Gartens dieſes Heuſchreckenvögelchen in
 dem Jahre 1840 zum erſten Male hören laſſen und war
 daſſelbe daher allen eine auffallende Erſcheinung gewe-
 ſen. Dieſes Vögelchen hat ſich gewiß ſchon früher in
 der Nachbarschaft von Heubude aufgehalten und iſt
 vielleicht durch irgend einen Zufall aus ſeinem biſheri-
 gen Aufenthalte verdrängt worden. Im Februar
 deſſelben Jahres (1840) hat bekanntlich nicht gar fern
 von Heubude der merkwürdige Durchbruch der Wei-
 ſel Statt gefunden, ſollte durch denſelben vielleicht das
 Gebüſch, welches ſich dieſes Heuſchreckenvögelchen biſher

5) Naumann: Naturgeſchichte der Vögel Deutſch-
 lands. Dritter Theil. pag. 716.

als Brutort ausgewählt hatte, in die See gesplitt worden sein, und sich das Thierchen im darauffolgenden Frühjahr bei seiner Rückkehr dadurch genöthigt gesehen haben, eine andere Wohnstätte aufzusuchen?

3. In Bezug auf die Lebensweise von *Corvus Frugilegus* habe ich in Danzig eine Beobachtung zu machen Gelegenheit gehabt, welche ich hier mitzutheilen nicht scheue, da ich davon in der Naturgeschichte der Vögel Deutschlands von Naumann nichts erwähnt finde, und dieses Buch doch als das vollständigste und ausführlichste Werk über unsere Vögel betrachtet werden muß. Zunächst halte ich es aber für passend, einiges über die Fortpflanzung der Saatkrähe aus Naumanns Naturgeschichte hervorzuheben ⁶⁾. Nach den Beobachtungen dieses erfahrenen Ornithologen sind „kleine Feldhölzer, Eiden und Ecken größerer Wälder, „gleichviel ob von Laub- oder Nadelholzbäumen, die „aber nicht zwischen oder auf hohen Gebirgen liegen, „und auch nicht zu sumpfigen Boden haben dürfen, „gewöhnlich diejenigen Derter, wo sie ihre Nester hin- „bauen.“ — „In hiesiger Gegend waren die, eine „Meile von Köthen entlegenen, kleinen Feldhölzer bei „Reinsdorf in dieser Rücksicht sehr merkwürdig. Ob „diese nun gleich ausgerodet sind, so giebt es doch in „der Nähe noch genug solcher Hölzer, wo sie bei Tau- „senden beisammen nisten. Ich weiß indes nun schon „mehrere Brüteplätze, wo sie durch die steigende Cul- „tur, indem man Wald in Ackerland verwandelte, lei- „der vertrieben wurden. Haben sie einmal wo Posto „gefaßt, und erst einige Jahre daselbst genistet, so ver- „scheucht sie nichts; weder das Zerstoren der Nester, „oder das Wegschießen der Jungen, noch andere Nach- „stellungen verhindern sie, das folgende Jahr wieder zu „kommen. Sehr selten vertauscht eine Colonie ihren „Stand freiwillig mit einem andern. Sie nisten stets

6) Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Zweiter Theil. pag. 86. und 87.

„in Gesellschaften beisammen; mir ist wenigstens nie ein einsam nistendes Pärchen vorgekommen. Man sagt auch, daß sie zuweilen auf alten gothischen Gebäuden, hinter den Thürmchen und spitzigen Giebeln „gesellschaftlich nisten sollen.“

Im Anfange des Aprils 1838 wimmelte es plötzlich Mitten in der Stadt Danzig auf allen größeren Bäumen von einer Menge Saatkrähen, welche unter furchtbarem Geträchze Nester zu bauen anfingen, in wenigen Wochen sah man auf den meisten dieser Bäume in den Gärten von Langgarten, (auf Pappelbäumen, Eschen und Birken) diese Vögel brüten, ja selbst auf den Kastanienbäumen in den belebtesten oft ziemlich engen Straßen der Stadt, in der Hundegasse, Topengasse, Heiligen-Geistgasse, am vorstädtischen Graben nisteten viele dieser Krähen, ich konnte oft drei bis vier Nester auf einem Baume zählen, auch bemerkte ich hier und dort auf Thürmen, auf den Giebeln hoher Häuser und Kirchen dergleichen Nester angelegt, so hatte unter anderen ein Krähen-Paar das Geweihe eines Hirsches, welche Figur den Giebel eines Hauses schmückte, zur Stütze ihres Nestes ausersehen. Ich habe den lärmenden Kampf, der bei dem Nesterbau von den Saatkrähen verübt wird, von meiner Wohnung aus bequem beobachten können, da in meinem und einem nachbarlichen Garten 13 Bäume mit Krähen-Nestern reich besetzt waren. Mein Garten ward allmählig von dem vielen Reissig, welches bei dem Nesterbaue zur Erde fiel, ganz verunreinigt, denn niemals sah ich, daß die wetteifernden Erbauer dieser Nester sich auf die Erde herabließen, um das herabgefallene Material mit Bequemlichkeit aufzulesen, sie zogen es stets vor, nach entfernteren alten Obstbäumen zu fliegen, um dort mit Mühe neues Reissig abzubrechen.

Es war das Erscheinen dieser Saatkrähen mitten in der belebten Stadt Danzig ganz etwas neues, und fiel um so mehr auf, da die Nebelkrähe (*Corvus Cornix*), welche zu vielen Tausenden jeden Winter in

der Stadt zubringt und sich auf den Straßen und Höfen derselben nährt, im Frühjahr regelmäßig die Stadt verläßt, um in den entfernteren Wäldern zu brüten. Nach eingezogenen Erkundigungen, wo wohl in der Umgegend von Danzig sich Brüteplätze der Saatkrähen vorfinden, erfuhr ich, daß im Jahre 1837 ein mehrere Meilen von Danzig entfernter Erlenwald auf der Danziger Nehrung, der vielen Saatkrähen bisher als Brüteort gedient habe, umgehauen worden sei. Es steht nun wohl zu vermuthen, daß die auf diese Weise von ihrem bisherigen Brüteplatz verschreckten Krähen nach Danzig ihre Zuflucht genommen haben. Worum sie aber, ganz gegen ihre Gewohnheit, gerade einen so belebten Ort zu ihrem neuen Brüteplatz ausgewählt haben, bleibt immer sehr auffallend, um so mehr, da seit 1838 auch in den nächstfolgenden Jahren sich diese geräuschvollen Gäste regelmäßig im Monate April in Danzig einstellten, um von neuem an denselben Orten zu brüten, von welchen sie nicht etwa, ihres fatalen Lärmens wegen, im ersten Jahre verjagt worden waren, wahrscheinlich sehen sie auch jetzt noch ihren Besuch in Danzig fort.

4. *Alauda alpestris*. Von diesem herrlichen Vogel befindet sich im Aviarium Baroithanum⁷⁾ eine sehr schöne kolorirte Abbildung, auf welcher von Kleins Hand vermerkt steht: „Anno 1662 den 21. Apr. „sind bei Danzig zur Sasse solcher Art Vögelchen, „welche die Vogelfänger türkische Vögelchen nennen, gefangen worden.“ Auch in seiner Historie der Vögel⁸⁾ erwähnt Klein dieses Fanges, wobei er noch hinzufügt, daß 1747 im Dezember ein Vogelfänger von Boppot ihm eine eben solche Lerche gebracht, welche er bis in den August 1748 beim Leben erhalten habe. Bekanntlich bewohnt die Alpenlerche vorzüglich das nördliche Amerika und Nordasien, und verbreitet sich von letzterer

7) Nro. 80. a.

8) H. a. D. pag. 73.

Gegend aus über das nordöstliche Europa, und kommt von da nur in kleinen Heerden nach Schlesien⁹⁾ und Galizien¹⁰⁾, aber höchst selten nach Mitteldeutschland. Die Alpenlerche verläßt bei strenger Kälte die hochnordischen Gegenden und kehrt im Frühjahr wieder dahin zurück. Daß sich diese Lerche bei ihren Wanderungen nun auch einige Male schon nach Preußen verirrt hat, ist durch Klein festgestellt und bisher übersehen worden.

5. *Ardea Egretta*. Von Bujac wird nur der kleine Silberreiher (*Ardea Garzetta*) als große Seltenheit für Preußen aufgeführt, von diesem sagt Naumann, daß er aus dem südöstlichen Europa noch seltener als der große Silberreiher (*Ardea Egretta*) sich nach Deutschland verfliege¹¹⁾, während letzterer noch am öftersten nach Oesterreich und Schlesien, aber höchst selten bis Mitteldeutschland sich verirren soll¹²⁾. Daß sich der große Silberreiher aber auch schon einmal bis Preußen verirrt hat, dafür zeugen zwei von Niedenthal gefertigte Zeichnungen im *Aviarium Bareithanum*. Das eine dieser Blätter (Nr. 30. a.) stellt den Kopf der (*Ardea Egretta*) in natürlicher Größe vor, und ist mit bunter Kreide äußerst genau ausgeführt, so daß die richtige Bestimmung des Thieres auf den ersten Blick gelingt. Niedenthal hat mit Bleistift auf diesem Blatte folgende Bemerkung beigefügt: „Anno 1662 den 4. August Ist mir dieser weiße „Reyer zu geschickt worden, war lang 2 Ellen weniger „3 Zoll stehend. Der Kopf mit dem Schnabel war „wie dieser Abriß.“ Die andere Abbildung (Nr. 30. b. zeigt denselben Vogel stehend im verkleinerten Maßstabe, ebenfalls in bunter Kreide ausgeführt mit der Bemerkung Niedenthals: Anno 1662 den 4. August „Nach

9) Glogers Wirbelthier-Fauna Schlesiens. pag. 29.

10) Sawadzki's Fauna der galizisch-bukowinischen Wirbelthiere. pag. 68.

11) Naumanns Naturgeschichte. Neunter Theil. pag. 108.

12) Ebenda. pag. 108.

dem Leben gezeichnet.“ Nach der hochgelben Farbe des Schnabels und nach den grünlich bläulichgelben Füßen zu urtheilen war dieser Silberreiher noch ein junges Thier gewesen. Klein erwähnt dieses Reiher auch in seiner Vögelhistorie und setzt noch hinzu¹³⁾, daß der kleinere weiße Reiher Ard. Garzetta 1658 und 1756 im September in den Danziger Wäldern, die auf der Höhe gelegen, geschossen worden sei.

6. *Podiceps arcticus*. Eine im Aviarium Bareithanum (Nr. 43. b. befindliche, von D. Schulz 1725 schön kolorirte Abbildung eines auf dem Wasser schwimmenden Tauchers muß ich für den arktischen Lappentaucher halten; die Befiederung und Färbung des Kopfes stimmt ganz mit derjenigen Abbildung überein, welche Raumann in seiner Naturgeschichte auf Tafel 245. Nr. 2. gegeben hat. Da aber Klein auf diesem Blatte vermerkt hat: („*Avis ex Museo Bregniano, in nostrum Museum translata. 1729. Est admiranda Avis Cucullata aquatica Besleri, in Siberia frequens.*“), und da derselbe es weder in dem Kataloge des Aviariums noch in seiner Vögelhistorie bestimmt ausspricht, daß jener Vogel wirklich in Preußen geschossen worden ist, so halte ich es noch nicht als bestimmt ausgemacht, ob der arktische Lappentaucher bis jetzt lebend dort angetroffen worden sei, und will hiemit nur darauf aufmerksam machen, daß das Vorkommen dieses Vogels in Preußen wohl möglich sein könne.

7. *Podiceps auritus*. Das Erscheinen dieses niedlichen Tauchers in Preußen muß nicht so ganz selten vorkommen, als ich früher geglaubt¹⁴⁾, da sich in dem Aviarium Bareithanum (Nr. 42. a.) eine sehr naturgetreue, von Niedenthal Anno 1659 den 17. May angefertigte kolorirte Abbildung des gehörten Lappentauchers im Sommerkleide vorfindet.

13) a. a. D. pag. 129.

14) S. diese Provinz-Blätter. 1837. pag. 598.

8. *Pelecanus crispus* und *Onocrotalus*. Lichtenstein hat in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1839. pag. 423, die Pelikan-Arten gründlicher auseinandergesetzt, als es bisher geschehen war, und bei Gelegenheit der dabei vorgenommenen Untersuchungen erkannt, daß das vortreffliche, im Jahre 1708 auf Befehl König Friedrichs des Ersten verfertigte Delgemälde, das einen in demselben Jahr in Ober-Preußen (womit wahrscheinlich das nachherige Ost-Preußen gemeint ist) erlegten Vogel dieser Art in Lebensgröße darstellt,¹⁵⁾ sich nur auf *Pelecanus crispus* im Jugendkleide beziehen könnte, indem die beträchtliche Größe von beinahe 6 Fuß, die Körper-Verhältnisse, von welchen besonders die Linsen und Behenlängen vortrefflich stimmen und vor Allem die breite, tief an den Schnabel reichende Stirnbefiederung, sowie der charakteristische Schnitt der Federbade keine andere Deutung übrig lassen¹⁶⁾. Es wird gewiß von Interesse sein, wenn ich Lichtensteins Beschreibung dieses Gemäldes und die daran geknüpften Bemerkungen desselben hier wörtlich wiedergebe. „Der Kopf und „ganze Hals (des auf dem Gemälde dargestellten Pelikans) sind tief braun, nur unter den Augen und von „da am Rande des Kehlsackes hinab mischen sich einige „weißliche Federn ein. Am Vorderhals reicht das „Braun nicht soweit hinab, als im Nacken; es zieht „sich ein spitzer Winkel von weißer Farbe von der Brust, „etwa 4 Zoll hoch am Hals hinauf, genau in demselben Raum, welcher beim alten Vogel von gelblicher „Färbung zu sein pflegt. Der Mittelrücken, die ganze

15) Als Maler nennt sich auf dem Bilde F. W. van Roye, der damals zu den berühmtesten Berliner Meistern gehörte (geb. zu Harlem 1654, gest. zu Berlin 1723).

16) Naumann erwähnt desselben Gemäldes in seiner Naturgeschichte, Th. XI. pag. 182. scheint sich aber desselben nicht vollkommen erinnert zu haben, da er den darauf abgebildeten Pelikan für einen jungen *R. Onocrotalus* erklärt.

„Brust und die Schenkel sind weiß, der Hinterbauch
 „in einer breiten Binde mit halb braunen, halb weißli-
 „chen Federn bedeckt, von derselben Mischung sind die
 „Steißfedern und der Schwanz. Die sämtlichen Deck-
 „federn des Flügels lassen, in vollem Lichte gemalt, diese
 „Mischung noch deutlicher wahrnehmen. Sie erscheinen
 „alle mit schwarzen Schaften, an ihrer äußeren (vor-
 „deren) Fahne weißlich, an der inneren braun. Alle
 „vordern und oberen (kleinen) Deckfedern haben das
 „Weiß am reinsten und in der größten Breite, je wei-
 „ter nach hinter und abwärts, desto trüber wird das
 „Weiß und desto mehr wird es an die Spitzen der Fe-
 „dern hinabgedrängt.“

„Bemerkenswerth ist außer dieser Farberwertheitung
 „die Form der Federn am Hals. Sie haben sämtlich
 „in demselben Umfang wie beim Alten, die faserose Ge-
 „stalt mit der charakteristischen Wendung nach hinten
 „und aufwärts. Am deutlichsten zeigt sich beides an
 „den oben erwähnten, am Rande des Kehlsacks verein-
 „zelt stehenden weißen Federn, welches die eben hervor-
 „brechenden Erstlinge des späteren Gefieders zu sein
 „scheinen. Die Flaumath des Nackens hebt sich schon
 „deutlich heraus und in ihrem Anfang am Hinterkopf
 „ragt ein längeres Büschel aufwärts gekräuselter Fasern
 „hervor.“

„Das Bild war ein Jahrhundert hindurch in der
 „Königl. Kunstkammer bewahrt und kam im J. 1811
 „mit dem naturhistorischen Theile derselben in die zoolo-
 „gische Sammlung der Universität herüber. Das Vor-
 „kommen dieses Vogels in Preußen kann, so höchst
 „selten es sich auch ereignen mag, doch nicht befremd-
 „lich erscheinen, da, wie Herr Brandt aus Hohen-
 „acker's und Evermann's Angaben meldet, gerade diese
 „Art im Winter am caspischen Meer häufiger ist als
 „im Sommer, und zu jener Jahreszeit in Russland
 „bleibt, während der Onocrotalus alsdann auswan-
 „dert. Es mag sich also in solcher Breite ein junger
 „Vogel dieser Art leicht einmal nach Westen verfliegen.“

Nachdem ich diese interessanten Bemerkungen Lichtenstein's gelesen hatte, erinnerte ich mich sogleich, daß auch auf dem zoologischen Museum zu Königsberg ein Delgemälde aufbewahrt wird, welches eine in Preußen erlegte Kropfgans darstellt, zugleich mußte ich aus einer Inschrift, welche dieses Bild trägt und welche ich abschriftlich vor mir hatte, schließen, daß das Delgemälde des Königsberger zoologischen Museums nach einem anderen in Preußen geschossenen Pelikane angefertigt sei. Diese Inschrift lautet, wie folgt: „Anno „1608 im April ist der Vogel Heine sonsten Schne- „oder Kropfgans genannt, wie er allhie nach seiner „Größe und Gestalt abgemalt, im Herzogthum Preu- „ßen im Ampt Johanesburg im Dorff Bagnisten ei- „nem kleinen Helderlein, etwa einer Stuben groß auf „6 Schritt nahe geschossen worden. Und ist derselbe „von der Spitze des Schnabels bis zum Ende des „Schwanz 3 ell weniger $\frac{1}{8}$: Seine Flügel aber aus- „gebreit von einer Spitzfeder zur andern, 5 ell wen- „ger $\frac{1}{8}$ breit gewesen.“ Außer diesen Worten befindet sich weder auf der Vorder- noch auf der Rückseite des Bildes irgend ein Name oder Zeichen des Malers. Da Bujack in seiner Naturgeschichte (pag. 234.) zwar dieses Delgemälde bei P. Onocrotalus gedenkt, ohne es aber näher zu beschreiben, so war mir daran gelegen, zu erfahren, ob dieser Pelikan, welcher gerade ein Jahrhundert früher als der von Lichtenstein für P. crispus erkannte Vogel in Preußen erlegt worden war, zu eben dieser Art gehört habe oder nicht; ich wandte mich deshalb an Herrn Medizinalrath Rathke, den Direktor des zoologischen Museums zu Königsberg, und erhielt von demselben die freundliche Mittheilung einer Skizze jenes Delgemälde, aus der ich deutlich erkennen konnte, daß der 1608 geschossene Pelikan nicht P. crispus sondern Onocrotalus gewesen sei, wenigstens lassen das Verhalten der nackten und befiederten Stellen an der Schnabelwurzel und in der Augengegend sowie der vom Hinterhaupte herabhängende Federbüschel keine andere Deu-

tung zu. Nach einer vom Herrn Prediger Böck mit gemachten Mittheilung ist im Anfange des Mai 1841 auf dem frischen Hafte ein Pelekan flügelahm eingefangen und an das zoologische Museum zu Königsberg abgeliefert worden, zu welcher Art derselbe gehörte, darüber werden die Freunde der Ornithologie einer Mittheilung mit Vergnügen entgegensehen.

9. *Sterna nigra* und *Larus ridibundus*. Zwischen Danzig und Neufahrwasser befindet sich nahe am Seeufer ein ziemlich großer See, der jedoch keineswegs die Landschaft mit seinem Wasserspiegel schmückt, indem er sehr verschlammte und ganz mit Sumpfgewächsen durchwachsen ist, und indem seine Ufer so dicht mit hohem Schilf und Rohr bedeckt sind, daß die wenigen freien Stellen des See's nicht eher gesehen werden, als bis man selbst sich auf denselben befindet. Dieses unter dem Namen Casper-See bekannte stehende Gewässer ist der Aufenthalt vieler Sumpf- und Wasser-Vögel. Da sich kein menschlicher Fußtritt vom Lande aus dem Wasser nahen kann, so finden diese Vögel hier die bequemste Gelegenheit, sich in ungestörter Ruhe und ungetrübter Luft häuslich niederzulassen. Ich war längst begierig zu erfahren, welche von den die Danziger Seeküste und die Weichsel besuchenden Möwen und Seeschwalben bei uns brüteten, und suchte daher nach einer Gelegenheit, jenen von so vielen Wasservögeln bewohnten Casper-See besuchen zu können. Als sich diese Gelegenheit gefunden hatte, welche ich Herrn von der Holz verdankte, fuhren wir am 24. Juni 1840 auf einem kleinen Kahne durch die vielen Irrwege, welche die hohen Binsen- und Schilf-Wände auf dem See bilden, nach den verschiedenen Brüteplätzen der hier nistenden Vögel. Wir gelangten zunächst an eine Stelle, über welcher etwa 20 bis 30 schwarze Seeschwalben mit warnendem Geschrei schwebten und ängstlich auf uns herabblickten. Nach kurzem Suchen gewahrten wir bald die Ursache der Unruhe dieser Vögel, nämlich mehrere auf dem Wasser schwimmende Nester,

auf welchen viele kleine Nestvögel von *Sterna nigra* saßen. Diese mochten erst vor kurzem die Eischale verlassen haben, da sie noch ihr vollständiges Daunenkleid besaßen und nicht im Stande waren, durch Fliegen oder Schwimmen zu entfliehen. Die Farbe des Daunenkleides derselben war gelbbraunlich mit vielen zerstreuten schwarzen und dunkelbraunen Flecken, und zeigte sich der Farbe des Nestes, auf welchem die kleinen niedlichen Thierchen ruhten, sehr ähnlich, was ihnen sehr zu Statten kam, denn durch diese von ihrer nächsten Umgebung so wenig abstechende Färbung wurde es ihnen gewiß oft möglich, sich den Blicken der über ihre Nester hinwegstreichenden und nach Beute spähenden Weibern zu entziehen. Sehr auffallend war mir bei allen diesen Nestvögeln der *Sterna nigra* ein kreideweißer Fleck an der Spitze des sonst ganz schwarzen Schnabels; Raumann hat wahrscheinlich dieses sehr in die Augen fallenden Merkmals zu erwähnen vergessen, da er diesen Vogel im Nestkleide, wie er selbst gesteht, nur aus der Erinnerung schilderte¹⁷⁾. Die Nester waren ziemlich flach und auf kleinen Inseln angebracht, welche von dicht über dem Wasserspiegel abgebrochenen Rohr- und Schilfstengeln, an welche sich vertrocknete Blätter und andere dürre Pflanzenreste angehängt hatten, gebildet wurden. Nachdem wir diese Brütestätte verlassen hatten, wurden wir bald durch einen entsetzlichen Lärm, der sich am anderen, dem Meere benachbarten Ende des See's erhob, und zu uns herüberschallte, aufmerksam gemacht, unsere Irrfahrt nach jenem Punkte hinzuwenden, den wir ohne dieses Getöse auf dem weitläufigen von vielem Rohr-Dickicht unterbrochenen See wohl schwerlich so leicht aufgefunden haben würden, doch mußten wir noch lange kreuz und quer steuern, auch uns mühsam Mitten durch das dichtgewachsene Rohr und Schilf hindurchdrängen, bis wir jenem Getöse, welches von vielen tausenden aufgeregten Lachmöwen herrührte, nä-

17) A. a. O. Zehnter Theil. pag. 103.

her kamen; diese wachsamen Vögel mußten uns schon lange vorher beobachtet haben und bei Zeiten auf Rettung ihrer Brut bedacht gewesen sein. Unterwegs erblickten wir viele nickende Blässhühner auf dem Wasser schwimmend, welche ihre zahlreiche schwarze Familie um sich versammelt hielten aber durch eine geschickte Seitenwendung gar bald sammt ihren Jungen im Köhricht verschwanden. Andere Gesellschaften erwachsener Blässhühner flohen mit lautem Geräusche unsere Nähe, indem sie halb fliegend halb Wasser tretend einen langen schäumenden Wasserstreif hinter sich aufwühlten, bis sie endlich, weit genug von uns entfernt, sich in die Lüfte erhoben; einzelne junge Lappentaucher (*Podiceps cristatus*) reckten in der Entfernung ihren bunten schwarzgestreiften Hals und Kopf aus dem Wasser empor, duckten aber bei unserem Herannahen schnell unter, während ihre vorsichtigeren Eltern, schon früher durch Untertauchen Sicherheit suchend, uns gar nicht zu Gesicht gekommen wären; hier und dort schoß eine brütende Tafelente (*Anas ferina*) von ihrem Neste auf, während verschiedene kleine Züge von Krickenten mit flatterndem Geräusche die Luft durchkreuzten. Unter solchen mannichfaltigen Scenen rückten wir unserem Ziele immer näher und befanden uns zuletzt Mitten in einer außerordentlich zahlreich bevölkerten Kolonie von Lachmöwen. Eine Schaar von vielen Tausenden dieser Vögel schwärmten jetzt dicht über unseren Köpfen und fuhren in einem höchst aufgeregten Zustande tobend und schreiend durcheinander. Ihre Menge verfinsterte fast den Himmel und ihr unaufhörliches fürchterliches Getöse war wahrhaft Sinne betäubend. Die Nester, von welchen wir uns umgeben sahen, und deren Menge kaum zu zählen waren, hatten die Jungen bereits verlassen, denn sie konnten zum Theil schon fliegen, von den schwächeren Jungen hatten sich viele auf den hier befindlichen größeren schwimmenden Inseln in das Dickicht des Schilfs geflüchtet, während ein anderer Theil der zahllosen Brut sich schwimmend auf die

freie Wasserfläche gerettet hatte, wobei die besorgten Eltern sehr beeifert waren, voraus schwimmend oder voranflatternd diese Brut aus der Nähe ihrer Verfolger fortzulocken. Die Nester bestanden aus steilen Hügeln von zusammengetragenen trockenen Rohr und Binsen, welche ihrer Größe und Schwere wegen einer festeren Unterlage bedurften als die Nester der *Sterna nigra*, daher sie größtentheils auf den vorhin erwähnten schwimmenden Inseln angebracht waren, welche von den dicht verwachsenen Rasen der Sumpfsgräser und Seggenarten, so wie von großen Lappen in einander gewirrter abgestorbener Wasserpflanzen herrührten.

Ich glaubte mich in einen urweltlichen Sumpf versetzt und darf wohl gestehen, daß diese wahrhaft großartige Naturscene einen tiefen Eindruck auf mich machte, und zwar einen um so tieferen, da man bei der immer mehr um sich greifenden Kultur, mit welcher der Mensch Wälder, Sümpfe und Steppen in fruchttragendes Acker- und Gartenland umwandelt, jetzt nur selten Gelegenheit findet, dergleichen Naturscenen zu bewundern. Um sich einen Begriff machen zu können, in welcher unzähligen Menge die Seevögel öfters beisammen leben, hat J. F. Naumann in dem zehnten Theil seiner oft erwähnten Naturgeschichte der Vögel Deutschlands eine von Fleischer nach der Natur gezeichnete Abbildung von der südwestlichen Seite der schottischen Felsen-Insel Bass, unweit North-Berwick gegeben, welche von Myriaden der Bassan-Gans (*Dysporus bassanus*) umschwärmt wird, zu gleichem Zwecke hat J. A. Naumann, der Vater unseres berühmten Ornithologen, auf seiner Reise in Jütland die Ansicht der von zwei Kolonien der Meerschwalben *Sterna cantiaea* und *caspia* bewohnten Dünen von Nytt auf der Insel Sylt an Ort und Stelle aufgenommen¹⁸⁾; es ist mir öfters von Personen, denen ich diese interessan-

18) Ueber den Haushalt der Nordischen Seevögel Europa's. Tafel II.

ten Bilder zeigte, eingewendet worden, ob diese Darstellungen nicht übertrieben wären, jetzt, seitdem ich die Lachmöwe in ihrem gesellschaftlichen Leben auf dem Sasper-See kennen gelernt und angestaunt hatte, kann ich versichern, daß die auf jenen Abbildungen dargestellten Massen von Seevögeln gewiß naturgetreu aufgefaßt sind.

IV.

Das Amtsjubiläum des Herrn Superintendenten Schröder zu Goldbapp.

Der 13. März 1842 war für die Stadt Goldbapp ein sehr festlicher Tag; denn an demselben erlebte der Herr Superintendent und Pfarrer Daniel Wilhelm Schröder das seltene Glück, das Andenken 50jähriger Wirksamkeit im Amte als Lehrer und Prediger in dieser Stadt, der er schon von Geburt angehörte, feiern zu können. In der Ueberzeugung einer allgemeineren Theilnahme sei es vergönnt, über diese Feier und den, der sie veranlaßte, Folgendes zu veröffentlichen.

Schon des Morgens um 7 Uhr begrüßte überraschend der Herr Rector Hinz, nebst den anderen Herren Lehrern und der Schuljugend den Jubelgreis durch Anstimmung des Liedes: »Bis hieher hat mich Gott gebracht«; das begleitet von dem Musikchore des Orts, unter den Fenstern der Wohnung des Ge- feierten, einen tiefen Eindruck auf ihn machte, der sich in herzlichem Danke gegen die Lehrer und in dem vä- terlichen Wunsche gegen die Schuljugend aussprach, daß sie heranwachsen mögen zur Ehre Gottes, zur Freude ihrer Eltern, und zum Segen der Menschheit.

Nachdem darauf im Kreise der Seinigen ein 9jähriger Enkel des Jubilars, den ersten Glückwunsch in einem ansprechenden, ihn sehr bewegenden Gedicht

ihm dargebracht hatte; ertönte in der Flur des Hauses der Choral: »Gott, ich spüre noch mein Leben«, welcher unter Leitung des, noch in einer besonderen Rede gratulirenden, Herrn Cantor Sabrowski, von dem durch ihn gebildeten Gesang-Verein ausgeführt wurde.

Gegen 9 Uhr erschien Herr Konsistorialrath Unverdorben aus Gumbinnen und überreichte dem Gefeierten, nach einem geist- und herzerhebenden Vortrage, das Gnadengeschenk Sr. Majestät des Königs, den rothen Adlerorden 3ter Klasse und die Glückwunsch-Schreiben des Königl. Konsistoriums und der Königl. Regierung. Demnächst übergab Herr Superintendentur-Verweser Rohmann aus Grabowen, in herzlichster Ansprache, im Namen der Geistlichen der Diocese, der Herren Pfarrer Deutschmann aus Goldapp, Prellwitz aus Sawalten, Wittko aus Dubeningken, Peteaux aus Czittkemen und Schütz aus Gurnen, das Ehrengeschenk derselben eine Bibel, geschmackvoll in Sammet gebunden und reich mit Silber verziert. Nachdem darauf Herr Landrath, Ritter des rothen Adlerordens 4ter Klasse Klein seine freundlichen Glückwünsche dem Jubilar ausgesprochen, gab Herr Superintendent Stern aus Marggrabowa — der früher in Grabowen viele Jahre lang unter der Inspection des Gefeierten gestanden hatte — den Ausdruck seiner eigenen, innigen Empfindungen demselben zu erkennen und herzlichst begrüßte ihn dann der einzige seiner noch lebenden akademischen Freunde, der auch schon im 72sten Lebens- und 48sten Amtsjahre stehende Herr Prediger Bierbrauer aus Wilhelmsberg. Den herzlich ihn Beglückwünschenden schlossen sich nun noch an die Herren Superintendent Wegnern aus Walterkemen, Pfarrer Albrecht aus Remmersdorf, Ronich aus Tollminkemen, Böhmer aus Kleszowen, Dittrich aus Litthauisch Dombrowsken — der früher als Rector zu Goldapp in befreundeter amtlicher Verbindung mit dem Jubi-

lar gestanden hatte — Schrage aus Wilten — ein naher Verwandter der Ehegattin des Jubelgreises — Superintendentur-Berweser Lucks zu Staisgiren und Pfarrer Stolzenberg zu Popelken, von denen der erstere als Pfarrer zu Szittkemen, der andere als Pfarrer zu Wehlkemen, früher durch ihn introducirt worden waren. Auch die beiden früheren Amtsgenossen, die Herren Pfarrer Ritter des rothen Adlersordens 4ter Klasse Pianka zu Tacha und Pfarrer Szczeni zu Widminnen, die zu verschiedenen Zeiten mehrere Jahre lang in Goldapp als zweite Prediger mit dem Gefeierten in sehr freundschaftlichen Verhältnissen gelebt hatten, erfreuten durch ihre Gegenwart und innigen Wünsche den tiefgerührten Jubilar. Einer der ältesten und geachteten Freunde, Herr Pfarrer Rostock zu Bengheim, hatte, da er persönlich zu dem Feste nicht kommen konnte, schriftlich die tiefsten Gefühle der Theilnahme dem Jubelgreise darbringen lassen. Im Namen der Stadt erschienen darauf der Bürgermeister, der Stadtverordneten-Vorsteher und Deputirte von sämmtlichen Gewerken und nach dem Herr Bürgermeister Sds gegen den Jubilar die Glückwünsche derselben ausgesprochen hatte, überreichte der Stadtverordneten-Vorsteher Herr Kaufmann Schulz einen geschmackvoll gearbeiteten silbernen Pokal, mit dem Wappen der Stadt versehen und der Inschrift: „Dem Superintendenten D. W. Schröder zum Amtsjubelfeste am 8. März 1842 von der Stadt Goldapp.“

Sodann fanden sich mit dem einzigen noch lebenden Schulgenossen des Jubelgreises Herrn Rathmann Spendlin, noch drei angesehene Bürger der Stadt, die Herren Stadtkämmerer Volk, Rathmann Weller und Kaufmann Stadie ein, welche den Schulunterricht von ihm empfangen hatten und überreichten ihm ein Schreiben, worin sie ihre aufrichtige Dankbarkeit und tiefe Verehrung aussprachen.

Herr Kreisphysikus Dr. Friese, der Hausarzt und theilnehmende Freund des Greises, sprach darauf seine herzlichsten Wünsche, bei Ueberreichung eines Gedichtes aus, das er zu diesem Ehrentage verfaßt und in Golddruck hatte abdrucken lassen. *)

Endlich naheten sich glückwünschend die Beamten des Königl. Land- und Stadtgerichts, die Herren Direktor Dieffte, Land- und Stadtgerichtsrath Schlegel und Assessor Hecht; der Forstpartie: die Herren Forstmeister, Ritter des eisernen Kreuzes 2ter Klasse v. Schmidt, die Oberförster Uhl aus Massowen, Frömbling aus Rothebude und der Ritter des rothen Adlerordens 4ter Klasse Vog aus Warnen; der Steuerpartie: die Herren Oberzollinspektor Splieth aus Stallupönen, Steuer-Inspektor Hoffmann und Steuer-Rendant Pelkmann, denen sich nicht nur noch mehrere hochachtbare Personen aus der Stadt, sondern auch Fremde, die Herren Land- und Stadtgerichtsrath Büttner aus Insterburg, Rittmeister v. Horn auf Gehlweiden, die Gutsbesitzer Arnoldt auf Bresdauen, Albrecht auf Düsselwothen und Beler zu Silttemen gratulirend beigesellten.

Während dessen hatten sich auf dem Rathhause die Korporationen versammelt und begaben sich nun mit den zahlreich erschienenen Gästen, gegen 11 Uhr in feierlichem Zuge, unter dem Geläute der Glocken, bis zur Wohnung des Jubilar's, empfangen denselben nebst der Gefellichkeit und bewegten sich nach dem Gotteshause. Der Weg auf dem Kirchhofe bis zur Kirche, den dieser Zug zurücklegte, war auf beiden Seiten mit Lannendäumen besetzt; die Kirche selbst im Innern mit Lannengewinden sinnreich geschmückt; auf dem Altare brannten die Altarlichte; die Versammlung war sehr groß, indem selbst aus entfernten Gemeinden sich Viele eingefunden hatten, um diesem seltenen Feste beizuwohnen. Der Raum um den Al-

*) Ist nachfolgend unter 1. mitgetheilt.

tar war mit Stühlen besetzt, der mittelste davon für den Jubilar. Dort angekommen, begann der Gottesdienst mit dem Liede: »Herr Jesu Christ! dich zu uns wend'«; während dieses Gesanges wurde der Jubelgreis aufs freudigste überrascht, als der Herr Regierungs-Chef-Präsident, Ritter des rothen Adlerordens 3ter Klasse Braun ihn begrüßte und an seiner Seite dem Gottesdienste beizwohnte.

Nach Beendigung des Liedes hielt Herr Pfarrer Deutschmann die Liturgie, in einem besondern Gebete des würdigen Seelsorgers gedenkend, dessen 50jähriges segenreiches Wirken im Dienste des Herrn, die sehr zahlreiche Versammlung dankend vor Gott verehnt hatte. Nach dem vom Jubilar selbst zu diesem Tage auswählten Hauptliede: »Du Herr von meinen Tagen, hast huldreich mich getragen«, bestieg der Herr Superintendentur-Verweser Rohmann, ein früherer Schüler des Gefeierten, die Kanzel und hielt, nach Anleitung des Evangeliums für den heutigen Sonntag Jubica: Joh. 8, 46—59, eine erhebende Predigt über das Thema: »der reichste Lohn beim Rückblicke auf 50jähriges treues Wirken, ein gutes Gewissen.« Nach der Predigt führten die Lehrer der Inspection, unter Leitung des Herrn Cantor Ezigau aus Goldapp, den Festgesang: »Heil Dir, Dir ward von Gott gegeben!« *) aus; worauf der Jubilar vom Altare in einem Dankgebete seinen tiefbewegten Gefühlen Worte gab und der geliebten Gemeinde den Segen ertheilte. Mit dem Festgesange der Lehrer: »Dir Herr sei Preis und Dank gebracht« **) wurde diese seltene kirchliche Feier beschlossen.

Als man den Gefeierten wieder zu seiner Wohnung begleitet hatte, wurde derselbe durch einen Besuch des Herrn Regierungs-Chef-Präsidenten Ritter Braun beehrt und dann zu einem Festmahle eingeladen, welches im Saale der Ressource, durch Veran-

*) Siehe nachfolgend unter 2. **) und unter 3.

haltung des Herrn Landrath zc. Klein und Herrn Rector Hinz, für 106 Personen aus allen Ständen, glänzend servirt war.

Dem Ehrenplatze gegenüber war das bekränzte Bild des Jubilars aufgestellt, ein Delgemälde in Lebensgröße, durchaus getroffen, welches die Gemeinde ihm mit dem Wunsche verehrt hatte, daß es nach dem Heimgange ihres geliebten Seelsorgers, zum dauernden Gedächtnisse, im Gotteshause bewahrt werden möchte.

Nachdem unter fortdauernder Tafelmusik, ausgeführt durch ein ausgezeichnetes, fremdes Musikchor, Herr Regierungs-Chef-Präsident zc. Braun, das Lebehoch Sr. Majestät, des hochgeliebten Landesvaters, dessen Majestät dann im hellsten Glanze strahlt, wenn sie, wie hier, wahres Verdienst lohnt und des gesammten Königl. Hauses ausgebracht hatte, ertönte das: »Heil Dir im Siegerkranz« in der freudigsten Begeisterung. Darauf nahm Herr Konsistorialrath Unverdorben das Wort und ließ das Lebehoch des Jubelgreises erschallen, in welches die ganze Gesellschaft mit freudigem Herzen einstimmt. Mehrere Lebehochs, Lieder und Reden wechselten von nun an mit einander ab und gaben dem Wahle die schönste Würze. Der Jubilar trank darauf aus seinem Ehrenpokale auf das Wohlergehen der Stadt unter Segenswünschen und Dankergießungen und verließ erst nach einigen Stunden das Festmahl, während die Gesellschaft noch bis 8 Uhr Abends zusammenblieb und dann mit dem einstimmigen Wunsche auseinander ging, es möge Vielen unter ihr auch eine solche Lebensstufe zu Theil werden, wie sie dem Gefeierten durch Gottes Gnade geworden, von welcher man dann auch so freudig und beglückt als er, auf die frühere Laufbahn zurückblicken könnte!

Biographie des Jubelgretses.

Daniel Wilhelm Schröder wurde am 2. April 1770 zu Goldapp geboren, wo sein Vater Kaufmann und Rathsverwandter war. Seine Schulbildung erhielt derselbe in der dortigen Stadtschule durch den Cantor Cibrowius und Rector Mex; seit 1785 aber von zweien damaligen Husaren, die in Halle studirt hatten, aber nachher sich dem Militärstande widmeten, Peltmann (gestorben Ende Januar 1842 als pensionirter Stenerath zu Johannisburg) und Ehemnis (später Regierungsrath in Magdeburg). Durch diese wurde er für die Universität so vorbereitet, daß er im Herbst 1786 zu Königsberg dieselbe beziehen konnte, wo er unter dem Rector Magnificus, Professor M. Kant, am 21. September immatriculirt wurde.

Unter der Leitung der Professoren Neccard, Schulz, Pisanski, Gräf, Haffe und Wald widmete er sich mit ernstem Fleiße wohl allen theologischen Disciplinen, besonders aber waren es unter diesen die orientalischen Sprachen und Kirchengeschichte, denen er, unterstützt durch die Professoren Haffe und Wald, den größten Eifer und die ange strengteste Nähe zuwendete, indem diese seine Lehrer seine Ausbildung für ein akademisches Lehramt mit ihm bezweckten. Obwohl er auch mit Lust und Liebe in diesem Plan seiner Lehrer einging, so veranlaßten doch in der Folge Familien-Verhältnisse, daß er denselben ganz aufgeben mußte. Nachdem er 1788 am 18. März Mitglied der freien und am 25. September desselben Jahres Mitglied der deutschen Gesellschaft geworden war, erhielt er unterm Decanate des Dr. Haffe am 22. Mai 1789 die *veniam eoneionandi* und kehrte im April 1790 in seine Vaterstadt zurück; wo er nach dem Abgange des Rectors der dasigen Stadtschule Mex 1792 von dem Magistrate in dessen Stelle gewählt wurde. Zu dieser Stelle ward er durch den

Pfarrer v. Kobilinski — nachdem er durch den Oberhofprediger Dr. Schulz dazu examiniret worden war — am 8. März 1792 privatim in der Schule und am 15. April desselben Jahres aber öffentlich in der Kirche introducirt.

Sechszehn Jahre stand er diesem Amte vor; bis nach dem am 8. September 1807 erfolgten Tode seines Schwiegervaters des deutsch-litthauischen Pfarrers v. Kobilinski zu Goldapp — (mit dessen ältester Tochter Juliana Dorothea er sich am 27. November 1799 verheirathet hatte und aus welcher Ehe nur ein einziger Sohn, der jetzige Pfarrer in Mehlkemen noch am Leben ist) — er zu dessen Nachfolger ernannt wurde. Am 31. Januar 1808 empfing er durch den Konsistorialrath Dr. Hennig in der Schloßkirche zu Königsberg mit noch andern 5 Candidaten (unter denen der jetzige General-Superintendent Dr. Böckel zu Albenburg) in Gegenwart der beiden Hochseligen Königl. Majestäten, die Ordination und am 20. März desselben Jahres fand seine Introduction zu Goldapp als deutsch-litthauischer Pfarrer, durch den damaligen Probst Reber zu Gumbinnen statt. Superintendent des Kreises Goldapp wurde er durch die Ministerial-Bestätigung vom 22. November 1821. Während seines sechszehnjährigen Schulamtes hat er nicht nur 707 Schüler aufgenommen und größtentheils gebildet, sondern auch 4 junge Leute zur Universtität entlassen und im Auftrage der in Goldapp mit ihren Regimentern sich befindenden Commandeure, der General-Major Prinz George von Hohenzollern-Ingelfingen und Wilhelm René Freiherr de L'homme de Courbiers, die wissenschaftliche Fortbildung der Junker mit Erfolg geleitet. Dann ist er in einem Zeitraum von 34 Jahren als Pfarrer in seiner Vaterstadt fast mit jedem Gliede seiner Gemeinde durch alle Lebensstufen in nähere Verührung gekommen. Nicht nur sind fast Alle in diesem Zeitraume von ihm getauft, sondern er hat auch ihren Religionsunterricht

geleitet, sie eingeseget, durch Lehre und That erbaut und Viele auch ehelich verbunden. Nicht bloß für die innere Verzierung seiner Kirche hat er Vieles bewirkt, sondern auch für die äußere: durch Anlegung des gut bewährten und mit Bäumen bepflanzten Kirchensplatzes. Durch seine Vermittelung und Mitwirkung fand am 31. October 1817 die Feier der Vereinigung der lutherischen und reformirten Gemeinde statt.

Unter den Predigern dieser Kirche ist er der dritte, der sein Amtsjubiläum erlebte; denn der am 14. Mai 1763 hier verstorbene Diaconus und polnische Pfarrer George Heinrich Bloger hatte 53 Jahre als Prediger bei derselben gewirkt und der am 19. December 1788 verstorbene deutsch-litthauische Pfarrer Friedrich v. Tyßka war 54 Jahre lang im Predigtamte gewesen, obwohl in Goldapp nur 42 Jahre.

Da sein Schwiegervater der Pfarrer Johann George v. Kobilinski am 19. Januar 1781 Adjunct auch seines Schwiegervaters des damaligen Pfarrers v. Tyßka wurde, der seit dem 1. Advent 1746 als Pfarrer bei dieser Gemeinde introducirt worden war; so ist seit 96 Jahren die Pfarrerstelle zu Goldapp stets von nahen Verwandten verwaltet worden.

1. Zur Feier der funfzigjährigen Amtsführung des
Herrn Superintendenten D. W. Schröder
am 13. März 1842.

Ehrfurchtsvoll gewidmet von Dr. Friesc.

Was ist's, das heute jedes Herz bewegt,
Mit inn'ger Freude jede Brust erfüllt?
Wo sich der Liebe Drang so mächtig regt,
Wird er allein durch lauten Dank gestillt.
Heut' gilt's dem Manne, der seit funfzig Jahren,
Als treuer Hirte uns zur Seite stand,
Der gleich erprobt in Freude, wie Gefahren,
Sein höchstes Glück in unserm Glücke fand.

Vergänglich, nichtig ist des Menschen Glück,
Wenn er der Eitelkeit der Welt vertraut,
Voll Demuth wende er zu Gott den Blick,
Das ist der Fels, auf den er sicher baut!
So lehrtest Du, Der Wahrheit lautre Quellen
Erschlossen sich vor uns; des Irrthums Nacht
Verschwand; wir sah'n das Leben sich erhellen,
Empfanden ganz des Glaubens heil'ge Nacht.

Doch ohne Werke ist der Glaube todt,
Nur wenn er mächtig treibt zur edlen That,
Wenn heilig gilt der Liebe Pflichtgebot,
Dann spriest des neuen Lebens schönste Saat.
So lebstest Du, Dein stilles, frommes Walten
Galt Jedem als der Tugend Musterbild,
Und wo des Guten Keime sich entfalten,
Da schlägt ein Herz für Dich, von Dank erfüllt!

Gleich wie der Märzessonne milder Schein
Zu neuer Hoffnung jedes Herz beseelt,
So soll uns dieser Tag ein Zeichen sein,
Daß fernerhin zu Deinem Glück nichts fehlt.
Der treue, liebevolle Kreis der Deinen,
Geleite Dich zum fernsten Lebensziel;
Wenn dann der Todesengel wird erscheinen,
Führ' er Dich sanft aus dieser Welt Gewähr.

2. Festgesänge beim Amtsjubiläum des Herrn Superintendenten Schröder zu Goldapp.

Aufgeführt durch die Lehrer der Inspection.

Heil Dir, Dir ward von Gott gegeben,
Was selten seine Huld verleiht,
Dem Erdensohn im flücht'gen Leben,
Zu schau'n des Jubels gold'ne Zeit!

Heil Dir, der heut' im Silberhaare
Zurückschaut mit Freudigkeit,
Auf fünfzig Thatenreiche Jahre,
Die er dem Dienst des Herrn geweiht!

Heil Dir, in Deines Meisters Namen,
Hast Du gesät auf ew'ges Eld,
Und heiliger Boden nahm den Saamen
Und gab ihn hundertfach zurück!

Heil Dir, die schönste Ehrenkrone,
Die gute, treue Hirten lohnt,
Reicht Deine Heerde Dir zum Lohne,
Die Liebe, die im Herzen wohnt!

Heil Dir, dem treuen Schutz der Deinen
Den Kind und Enkel liebt und ehrt!
Sieh in den Thränen, die sie weinen,
Des Dankes Opfer Dir geweiht!

Heil Dir, auch in den Leidenstagen
Kannst heiter Du gen Himmel schaun;
Hast stark und still Dein Kreuz getragen,
Im frommen Glauben und Vertrauen!

Heil Dir, schon weht des Abendskühle
Dem müden Pilger lieblich zu,
Du eilest froh zum nahen Ziele,
Wo Christus winkt, zur ew'gen Ruh'!

3. Dir Herr sei Preis und Dank gebracht
Für Deine Vaterhuld und Gnade;
Auch mich hat Deine Hand gemacht,
Gesegnet reich auf meinem Pfade!

Was bin ich, daß zu aller Zeit
Du auf mein Glück und Heil gesehen,
Daß meinen Weg mit Freudigkeit
An Deiner Hand ich konnte gehen?

Ob grau, ob schwach, ich halte still
Bei meines Alters Last und Leiden;
Mein Meister rufe, wenn er will,
Ich bin bereit, getrost zu scheiden.

Nur Eins verleihe, Herr und Hort:
Laß mich am Ziel von meinen Jahren,
Gesärket durch des Heilands Wort,
Wie Simeon in Frieden fahren.

V.

Wilhelm Ludwig Häbler.

(Ein Nekrolog.)

Wie der Lehrenleser noch eine reiche Nachlese hält auf dem reifen Felde, das der fleißige Schnitter schon lange verlassen hat, so muß der Biograph den Fußstapfen des Historikers folgen, der mit großen und stolzen Schritten das weite Feld der Geschichte mißt, um manche von ihm übersehene Lehre vom Boden aufzuheben, manchen von ihm unbeachtet gelassenen Namen der Vergessenheit zu entreißen. Nur die hervorragendsten Erscheinungen kann der Geschichtschreiber in nähern Augenschein nehmen, denn der Weg ist weit und des zu Betrachtenden ist viel; nur an den Palästen der Könige hält er an, und läßt die Hütten unbeachtet; nur die Schlachtfelder beschaut er, nicht die Felder des Todes, auf denen die reife Erndte des Lebens verscharrt ist. Verweilen wir daher auf einem solchen, treten wir zu der Ruhestätte eines Mannes, der in der Hütte lebte, obwohl er jedem Palaste Ehre gemacht hätte; der in kleinen Verhältnissen sich bewegte, obwohl ihn seine Kraft und Gesinnung zu den größten berechtigten; den sein Geist auf die Höhen der Menschheit stellte, wenngleich er zu einem engen Wirkungskreise berufen war, und die Beschränktheit seines äußern Lebens ihn dem Auge des Geschichtschreibers entzog. Aber desto reicher entfaltete sich das innere Leben in diesem Manne, und wir glauben weniger eine Schuld gegen ihn als gegen die Menschheit abzutragen, wenn wir seinem Namen, dem er selbst die dauerndsten Denkmäler setzte, diesen Nachruf der Liebe und Verehrung weihen. Alle die mit W. L. Häbler in Berührung gestanden haben — und deren sind nicht Wenige — werden

erfüllt von dem wohlthunenden Gefühl der Erinnerung an ihn gerne gestehn, daß hier nicht zu viel gesagt worden ist.

Den 7. December 1768 in Strehlacken bei Kasstenburg geboren, wo sein Vater Pächter war, verließ Wilhelm Ludwig Häbler schon in seinem achten Jahre das elterliche Haus; Für eine gelehrte Bildung bestimmt wurde er im J. 1776 zur Erziehung nach Königsberg gegeben, besuchte die Domschule daselbst, und bezog im J. 1785 die Königsberger Universität um Theologie zu studiren. Nach beendigtem Triennium ging er 1788 nach Marienwerder, wo er bis zum J. 1794 in Privatverhältnissen stand. In diesem Jahre folgte er einem Rufe als Conrector an die damals ziemlich bedeutende gelehrte Schule zu Marienburg, welcher Stadt er von da an bis an sein Ende mit seiner ganzen Thätigkeit und Wirksamkeit angehörte. Nach vier Jahren schon wurde er zum dritten Prediger an der Georgenkirche in Marienburg berufen, und zugleich zum Prorector bei der Schule befördert. Bald darauf im J. 1801 übernahm er das Rectorat der gelehrten Schule, und im folgenden Jahre erhielt er die zweite, endlich im J. 1813 nach dem Tode des Superintendenten Heinel die erste Predigerstelle. In jenen Jahren besonders blühte durch seine Bemühungen die Marienburger Schule, deren Ruf aus ganz Preußen Schüler herbeilockte; und jetzt noch durch das ganze Land hin zerstreut bewahren diese als Männer, mögen sie in näherer oder weiterer Beziehung zu ihm gestanden haben, ein treues Andenken an Häbler. Aber noch in demselben Jahre erhielt seine pädagogische Thätigkeit eine durchaus andere Richtung. Als im J. 1808 Zeller mit seiner neuen Methode des Elementarunterrichtes in Königsberg auftrat, und die Regierung einen Ruf an die Geistlichen der Provinz ergehen ließ, in Königsberg selbst unter der Anleitung Zellers davon Kenntniß zu nehmen, um in ihren Kreisen alsdann diese Methode

weiter zu verbreiten; da war Häbler einer der Ersten, die dieser Aufforderung folgten, und mit der höchsten Begeisterung erfaßte er dieses Mittel zur Belehrung und Beredelung der bis dahin zu sehr vernachlässigten Volksklassen. Gerne übernahm er daher, obgleich hindänglich von seinen anderweitigen Amtsgeschäften beansprucht, die Leitung der zu diesem Zwecke in Marienburg gegründeten Normalschule, und mit der unelgennützigsten Aufopferung und dem unermüdetsten Eifer benutzte er alle seine Mußestunden zur Einführung der neuen Methode in den Volksunterricht und zur Belehrung der Volksschullehrer. Als aber im J. 1813 ein Schullehrerseminar in Marienburg gestiftet, und mit der Normalschule in Verbindung gesetzt wurde, legte er das Rectorat der gelehrten Schule nieder, und übernahm statt dessen die Direction des Seminars so wie die Kreis-Schulinspection über den großen und kleinen Werder. Eine neue Richtung seiner geistigen Thätigkeit weckte endlich die im J. 1817 angeregte Idee der Wiederherstellung des alten Hochmeisterschlosses zu Marienburg. Schon vorher hatte Häbler sich mit diesem herrlichen Denkmale älterer Baukunst vielfach beschäftigt, und durch seine historischen Studien veranlaßt einen bedeutenden Schatz antiquarischer Kenntnisse sich verschafft, die jetzt für den Ausbau des, durch die Verheerungen der Polen und die Nützlichkeitstheorie der preussischen Regierung gänzlich entstellten, Schlosses von der größten Wichtigkeit waren. Nach seinen Angaben wurde die alte Gestalt des Hochmeistersitzes wieder ins Leben gerufen, und in den vielen zweifelhaften Fällen gab seine Stimme meistens den Ausschlag. Als Lohn seiner vielfachen Bemühungen ward ihm daher auch nach Jahren die Freude zu Theil, das Schloß in der schönen Gestalt, wie die deutschen Ritter es einst erbaut hatten, wieder hergestellt zu sehn. Kein Tag verging, an dem er nicht das neuerstandene Prachtgebäude besuchte, und mehrere Stunden seine herrlichen Gemer

durchwandelnd in der Erinnerung einer großen Vorzeit schwebte. Dabei war es ihm ein besonderes Vergnügen Fremde durch das Schloß zu führen, und unerkannt den Cicerone mit der anstrengendsten Genauigkeit zu spielen. Da war kein Stein, an den er nicht irgend eine historische Begebenheit zu knüpfen wußte; kein Pfeiler, kein Fensterbogen, bei dem er nicht irgend eine interessante Mittheilung zu machen verstand. Nicht selten erschreckte er seine, nur auf ein flüchtiges Durchlaufen eingerichteten, Zuhörer durch die halbernsteste Versicherung, daß er sie vor Ablauf von etwa drei Tagen nicht aus den labyrinthischen Zergängen des weidläufigen Gebäudes entlassen könne; und wenn er dann auf vieles Bitten die Ermüdeten zum Ausgange führte, erfuhren sie zu ihrer nicht geringen Verwunderung von dem Schloßwächter, daß ihr launiger, herb witziger Führer der ihnen beim Namen nach wohl bekannte Prediger Häbler gewesen sei. Jetzt wollten sie umkehren, und ihren Dank abstatten; allein Häbler war längst verschwunden — er war ein Feind jeder unnützen Form, jeder Art von Ostentation.

Ueberhaupt war er eine so gerade, biedere Seele, so fremd jeder Eitelkeit und Prahlerei, daß er Titel, Ehren und Würden mit der größten Ruhe und Bescheidenheit anschlug, nach denen die Meisten mit der kleinlichsten Besorgtheit zu streben, zu deren Erreichung sie nicht die ehrlosesten Mittel erbärmlicher Servilität zu schenken pflegen. Zweimal verweigerte er daher die Annahme der ihm übertragenen Superintendentur; das erste Mal im J. 1813 nach dem Tode Heinelß, dann im J. 1831 nach dem Tode des Superintendenten Höpfner zu Rentsch. Auch die ihm im J. 1832 angebotene Stelle eines Schulrathes bei der Regierung zu Danzig schlug er aus; er wollte seine Tage in dem ihm so lieb und theuer gewordenen Marienburg beschließen. Die Annahme des rothen Adlerordens dritter Classe mit der Schleife, einer

Auszeichnung die so wenig seinem Charakter angemessen war, durfte er freilich nicht verweigern; und das philosophische Doctor Diplom, das ihm bei dem Jubelfeste der Augsburschen Confession die Königsberger Universität als Anerkennung seiner Verdienste um das Schulwesen und seiner schriftstellerischen Arbeiten überreichte, machte ihm wahrhafte Freude. Denn auch Schriftsteller war Häbler trotz seiner bedeutenden Amtsgeschäfte; außer einigen Elementarbüchern über den Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen und Gesang-Unterricht verfaßte er ein größeres grammatisches Werk, das unter dem Titel: Sprachbuch nebst einer Sprachregellehre für Grundschulen im J. 1820 in Marienwerder gedruckt wurde. Im Interesse der Besucher des Hochmeisterschlosses schrieb er seinen Heinrich Reuß von Plauen, eine Art von Fremdenführer durch das Schloß. In seinen spätern Jahren stellte er seine Schriftstellereien, so wie seine Schloßwanderungen ein, und brachte seine Ruhestunden lieber in patriarchalischer Ruhe unter den selbstgepflanzten Bäumen, unter den selbstgezogenen Blumen seines Gartens zu, dessen schönste Zierde freilich er selber war. Jeder, der mit Häbler in Berührung gestanden hat, wird sich mit Vergnügen dieses Gartens und mancher in demselben froh verlebten Stunde erinnern; vor Allem aber wird er seinen unermülich thätigen Begründer, den ehrwürdigen, freundlich murrischen Alten, unter seinen Georginen und Rosen mit dem Gartenmesser arbeitend, nicht vergessen. Obgleich übrigens Häbler gegen das Ende seines Lebens sich mehr und mehr in die stille Abgeschiedenheit des häuslichen Lebens zurückzog, so hielt er es doch jeder Zeit für Pflicht den Anforderungen, die der Staat an ihn machen durfte, zu genügen; daher übernahm er noch im J. 1833 zu seinen andern vielseitigen Amtsgeschäften die Direction der neuerrichteten, mit dem Schullehrerseminar verbundenen Taubstummen-Schule. Diesem ausgedehnten Wir-

kungskreise machte endlich sein Tod ein Ende, der nach kurzem Krankenlager den 23. December 1841 erfolgte. Seine Gattinn, eine geborene Jachmann, mit der er in musterhafter Ehe gelebt hatte, und zwei Söhne, waren ihm schon lange in das stille Jenseit vorangegangen; ihren Verlust hatte er mit Würde und edeler Fassung ertragen, der Gedanken an sie erheiterte seine letzten Lebensstunden. Sein Tod wurde von Allen, die in Beziehungen zu ihm gestanden haben, vielfach und wahrhaft betrauert; er war ein unersetzlicher Verlust für die ganze Provinz. Der nachhaltige Schmerz seiner Freunde so wie die Verläumdungen der sogenannten Gläubigen, die ihn, weil er als Theologe zu den Verehrern des vernünftigen Christenthums gehört hatte, noch nach seinem Tode selbst bis an die Stufen des Thrones verfolgten, legen davon das beste Zeugniß ab.

VI.

Erwiederung auf das Abschiedswort seines Beurtheilers in der berliner Evangelischen Kirchenzeitung.

Von Dr. F. A. Gotthold.

Der ungenannte Verfasser der in der berliner Evangelischen Kirchenzeitung, 1841 in N^o 93 und 94, unter der Aufschrift »Zeichen der Zeit« gelieferten Beurtheilung meiner Schrift: »Der Religionsunterricht in den evangelischen Gymnasien. Königsberg, 1841« hat, auf meine Gegenbeurtheilung: »Die Gymnasien gegen einen Angriff der berl. Ev. Kircheng. vertheidigt.

Königsberg, 1842^{*)}, sich in *Nr* 28 und 29 der genannten Zeitung für 1842 vom Kampfplatze zurückgezogen, und zwar aus lauter Großmuth, da er in meiner Vertheidigung den vollen Beweis meiner Altersschwäche gefunden zu haben glaubt.

Was nun zuzörderst eben diese Altersschwäche anlangt, so hat der Ungenannte sie weder früher noch jetzt bewiesen, sondern bloß behauptet, und es bedarf daher eben so wenig einer Widerlegung seiner Behauptung, als wenn er mir einen Höcker oder einen Klumpfuß andichtete. Doch er hält mich vielleicht für altersschwach, weil er wahrgenommen hat, daß ich zwar Toleranz predige, mich aber gegen ihn und seines Gleichen nicht im mindesten tolerant zeige; wenigstens wiederholt er eine Menge ihm von mir beigelegter Ehrentitel als Beweise meiner eigenen Intoleranz. Aber hab' ich ihm denn diese Ehrentitel willkürlich beigelegt? oder bediene ich mich ihrer nicht vielmehr erst dann, wann ich sie als ihm gebührend aus seinen Worten und seiner Denkart nachgewiesen habe? Wenn mich also der Ungenannte für intolerant erklärt, als ob ich die Duldung nur im Munde führe ohne sie im Herzen zu tragen, so charakterisirt er dadurch vielmehr sich, nicht mich; denn er spricht durch eine solche Beschuldigung nur die hochmüthige Forderung aus, man solle seine intoleranten und obenein unwahren Anklagen toleriren, ihnen nicht ihren verdienten Namen geben, und nicht einmal mucksen, wann man auf die unwürdigste Weise angegriffen wird. Ei, das wäre eine saubere Toleranz! Nein, die Toleranz hört auf Toleranz zu sein, wenn sie auch den Intoleranten und das Intolerable tolerirt. Toleranz ist die erste Grundlage jedes Staates, insofern dieser jedem Staatsbürger vollkommene Freiheit gestattet und sie nicht weiter be-

*) Beide Aufsätze stehen auch in den Provinzial-Blättern für 1841 und 1842 abgedruckt.

schränkt, als sie selber durch den Anspruch auf Gleichheit des Rechtes Aller die Beschränkung nöthig macht; denn wo der Mensch ein Recht hat, da hat er auch eine Pflicht, wie auch umgekehrt. Also nicht Diesen und Jenen, nicht bloß die Gymnasien, sondern den ganzen Staat verletzt die Intoleranz der intoleranten Orthodoxyer.

Für willkürlich scheint der Ungenannte den Unterschied zu halten, den ich zwischen Orthodoxye und Orthodoxyerei mache, und schickt sich an dem Publikum die Entscheidung zu überlassen, indem er ihm meine Charakterisirung beider vorlegt. Vorlegt? Wie? so kühn wäre der Mann meine Charakteristik der Orthodoxyerei mit eigener Hand niederzuschreiben, schwarz auf Weiß? Nein, nein, er war nicht so kühn, sondern lieferte nur meine Charakteristik der Orthodoxye, statt meiner Beschreibung der Orthodoxyerei aber ein von ihm selber verfaßtes Quid-proquo.

»Das ist der Eumeniden Macht!« um mit unserm Schiller zu sprechen. Ja, Wahrheit, unwiderstehlich ist deine Allgewalt! und wenn die Lüge den Ossa, den Pelion und den Olymp über dich deckte, du würdest sie zu seiner Zeit abschütteln und am Himmelsgewölbe strahlen.

Da die gedachte Charakteristik in den Provinzial-Blättern nicht abgedruckt, sondern später geschrieben ist, so erlaube ich mir sie hier, zu besserem Verständniß dieser Zeilen, zu wiederholen. »Der Unterschied zwischen Orthodoxye und Orthodoxyerei, wenn man jede auf ihrer Höhe betrachtet, ist unermesslich. Die Orthodoxye ist fromm, draußen und daheim sich selber gleich, demüthig, duldsam, liebevoll, des Menschen Freund, des Lasters Feind, offen, der Wissenschaft nicht abgeneigt, der Welt aber nur soweit zugewandt, als das Leben es fordert. Die Orthodoxyerei oder Scheinorthodoxye dagegen ist loyal, soweit sie muß, daheim weltlich, draußen Maulchrisst, hoffährtig,

herrsüchtig, streitsüchtig, unbuldsam, mehr dem Andersglaubenden als dem Laster feind, versteckt, heuchlerisch, verläumberisch, verfolgungssüchtig, Verdächterin der Wissenschaft, Freundin des vollsten Lebensgenusses.«

Was der Ungenannte über meine Ansicht des Katechismus sagt, sagt er ohne Beweis und überhebt mich mithin der Widerlegung.

Meinen Namen benutzt er um daran fromme Wünsche zu knüpfen. Da ich nicht undankbar bin, so wünsche auch ich, in der Voraussetzung, daß auch der fehnige eine günstige Deutung zulasse, aufrichtig die Erfüllung dieser Deutung.

Wenn der Ungenannte mit seinen sogenannten »Nachrichten« Abschied von mir nimmt, so gewährt zwar die Namenlosigkeit keine Bürgschaft, doch will ich die Wahrheit nicht bezweifeln. Das liegt aber doch am Tage, daß, wenn Hr. N. mich in Zukunft auch wirklich ungeschoren läßt, gar leicht ein eben so intoleranter und namenloser Confrater, oder zwei, oder drei die erledigte Stelle einnehmen können. Immerhin! ich und die Wahrheit, so weit sie sich mir offenbart, werden auf uns nicht warten lassen.

Zum Schlusse noch ein Wort über ein Wort, das der Ungenannte nicht geschrieben hat, seinen Namen. Ob nämlich der Ungenannte bloß orthodox ist und ich Unrecht habe ihn für einen Orthodoxen zu halten, das würde er, wenigstens für Alle, die ihn persönlich kennen, durch offene Unterschrift seines Namens entschieden haben, und er hatte hiezu um so mehr Aufforderung, als ich den meinigen unverhohlen genannt hatte. Die Anonymität ist kein guter Begleiter auf ehrlichen Wegen, und der rechtschaffene Mann bedarf ihrer nicht.

VII.

Ueber den Riesenhirsch.

Vorgelesen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg von Professor H. Rathke.

Vor einiger Zeit erhielt das zoologische Museum durch die gütige Vermittelung unseres hochverehrten Protectors, des Herrn Staats-Ministers v. Schön, verschiedene Skeletstücke des sogenannten Riesenhirschens, die sich in dem Nachlasse des Majors v. Pfeffersorn befanden, und aus England von diesem herübergebracht worden waren. Die merkwürdige Beschaffenheit des erwähnten Thieres, das längst schon ausgestorben ist, veranlassen mich, einige von jenen an das Museum gelangten Fragmenten ihnen, m. H., vorzulegen und etliche Bemerkungen ihnen darüber mitzutheilen.

Am häufigsten hat man Ueberreste des Riesenhirschens, und zwar Geweihe und Knochen, in Irland gefunden, wo sie in bedeutender Menge vorkommen, weit seltner in England und Schottland. Auf dem Festlande aber hat man bis jetzt erst einige wenige in Frankreich, in der Lombardei, am Rhein und in Schlessen bemerkt. Hienach hat es also den Anschein, als sei die Heimath des Riesenhirschens nur in der westlichern Hälfte Europas gewesen. Aller Orten aber, wo man Ueberbleibsel von ihm gefunden hat, lagen sie im aufgeschwemmten Lande, besonders in torfhaltigen Gegenden, eingeschlossen gewöhnlich in einer Schichte von Mergel oder Tuf, und mitunter nur 4 bis 5 Fuß unter der Oberfläche des Erdbodens. Doch hat dieses Thier wahrscheinlich nicht mehr zu einer Zeit gelebt, bis zu welcher die Geschichte hinaufreicht: denn in keinem ältern Schriftsteller ist von ihm die Rede, ungeachtet es durch die Größe seines Körpers, und besonders durch die enorme Länge sei-

ner Geweihe, den Menschen, unter denen es gelebt hätte, in hohem Grade aufgefallen sein würde. Vielmehr scheint es, selbst nach der Meinung Cuvier's, des competentesten Richters auf diesem Gebiete der Zoologie, zu einer Zeit existirt zu haben, in der auch diejenigen Rhinoceros- und Elefanten-Arten lebten, welche schon in der Vorzeit ihren Untergang fanden, vielleicht sogar früher, ehe der Mensch geschaffen worden war.

Was an dem Riesenhirsche die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zieht, ist die bewunderungswürdige Größe seiner Geweihe. Er übertrifft darin alle bekannten jetzt lebenden Hirscharten gar bedeutend, namentlich auch das Elenn, mit dessen Geweihen die seinigen in Hinsicht der Breite und überhaupt der ganzen Form, noch die meiste Aehnlichkeit haben. Von dem Exemplare, von welchem ich einige Theile hier ausgelegt habe, dürfte ein jedes Geweih ungefähr eine Länge von 5 Fuß gehabt haben. Etwas ganz Bestimmtes läßt sich darüber nicht angeben, weil das äußere Ende eines jeden verloren gegangen ist. Dennoch gehören diese Geweihe nicht zu den größten, die man gefunden hat. Um nur ein Beispiel zur Bestätigung des eben Gesagten anzuführen, so hat der Engländer Thomas Bright einen Schädel beschrieben, an dem ein jedes Geweih 8 Fuß lang gewesen sein soll. Ungeachtet dieser übermäßigen Größe der Kopfwaffen ist jedoch der Schädel des Riesenhirsches kleiner, als der des Elenn's oder der größten jetzt lebenden Hirschart. Dagegen sind die Halswirbel wieder sehr viel größer, namentlich viel dicker und überhaupt kräftiger, als die des Elenn's, und es läßt sich hieraus folgern, daß bei dem Riesenhirsche auch die Muskeln des Halses, die den so überaus schweren Kopf zu tragen und zu regieren hatten, um Vieles stärker gewesen sein müsse, als bei dem letztern Thiere. Aber auch die Knochen der Beine sind bei jenem absolut und relativ viel dicker, als bei diesem. Ich habe

unter andern den Oberarmknochen und den Oberschenkelknochen des Riesenhirsches mit den gleichnamigen Theilen des Skelettes von einem recht alten männlichen Elenn verglichen und sie von gleicher Länge, die des erstern Thieres aber dabei ungefähr ein halbmal dicker, gefunden, als die des letztern. Ja es sind die Beinknochen des Riesenhirsches sogar dicker, als die des Auerochsen, obgleich sie dieselben nur wenig an Länge übertreffen. Demnächst habe ich sämtliche Knochen von einem Exemplar des Riesenhirsches, welche sich in dem hiesigen Museum befinden — und die Zahl derselben ist eine nicht unbeträchtliche — mit entsprechenden Knochen des Elenn's verglichen, und bin dadurch zu dem Resultate gelangt, daß jenes Thier eine eben solche Höhe gehabt hatte, wie dieses, dabei aber nicht bloß viel dickere Beine besaß, sondern auch eine ansehnlich größere Länge des ganzen Körpers, indem es, abgesehen von dem Kopfe, ungefähr um 3 Fuß länger war, als der stärkste Elennhirsch. Ueberhaupt aber war der Riesenhirsch, wie ich glauben muß, an den Beinen plumper, als jede noch lebende Hirschart, und in dieser Hinsicht ähnlich den Rindern, dagegen in Hinsicht der Körperlänge schlanker, als namentlich das Elenn, und darin ähnlich den Rothhirschen und Rennthieren.

Zum Schlusse dieser Bemerkungen möchte ich mir erlauben, noch Folgendes anzuführen:

1) daß man bis jetzt noch keinen Schädel des Riesenhirsches ohne Geweihe oder Anzeichen derselben gefunden hat, und daß, hiernach zu urtheilen, von dieser Thierart, wie von den Rennthieren, auch das weibliche Geschlecht am Kopfe bewaffnet gewesen ist; und

2) daß der Riesenhirsch, theils wegen der so höchst bedeutenden Länge seiner Geweihe, theils auch wegen der großen Divergenz derselben, wohl sehr wahrscheinlich seinen Aufenthalt nicht, wie unsere

Wothhirsche, gewöhnlich in Wäldern, sondern, wie die Rennthiere und meistens auch die Elennthiere, in offenen oder nur mit Gestripp bewachsenen Gegenden hatte.

VIII.

Aberglaube und Volkslieder des Preussischen Samlandes.

Vom Oberlandesgerichts-Assessor R. F. Neusch.

(Fortsetzung.)

Volkslieder. 1)

1.

Preusch, Eilau ist 'ne schöne Stadt,
Darinnen war ein junger Soldat;
Der muß marschieren wohl in den Krieg,
Wo die Kanonen stehn!

Und als es auf den Abend kam,
Da weint die Braut so sehr.
„Wein' nicht, wein' nicht, meine liebe, liebe Braut,
Rein Bleiben ist nicht hier!“

Und als es auf den Morgen kam,
Da stand er vor dem Gen'ral sein Thür;
Der Gen'ral, der schaute zum Fenster 'raus:
„Ach Kerl, bist du schon da?“

Er schickt ihn zu dem Feldwebel hin:
„Zieh' Dir den Blaurock an!
Du mußt marschieren wohl in den Krieg
Wo die Kanonen stehn!“

1) Bemerken muß ich, daß die Lieder Nr. 1—34 von den Landleuten, obwohl sie sonst durchgängig plattdeutsch sprechen, stets hochdeutsch hergesagt werden.

Und als er auf den Platz 'rauf kam,
Da kriegt er gleich 'nen Schuß;
Da fiel er hin und schreit gar sehr,
Und schreit nach seinem Kamrad.

„Ach lieber Kamrad, Kamrade mein!
Schreib du 'nen Brief zurück,
Schreib du 'nen Brief an meine Braut,
Daß ich geschossen bin!“

Er hat das Wort kaum ausgesagt,
Da kriegt er wieder 'nen Schuß.
Da fiel er hin und war ganz todt —
Soll ich hier stehn und weinen? —

2.

Ein niedliches Mädchen, ein junges Blut
Erkor sich ein Landmann zur Frau,
Doch sie war einem Soldaten so gut,
Und bat ihren Alten einst schlan,
Er sollte doch fahren in's Heu
Er sollte doch fahren in's Heu
Hahaha hahaha Heu
Tuchhei Tuchhei ferlei,
Er sollte doch fahren in's Heu!

Ei dachte der Bauer, was fällt dir denn ein,
Du hast mir wohl etwas auf's Rohr?
So warte, ich schiere die Rappen zum Schein
Und stelle mich hinter das Thor!
Ich thue, als führ ich in's Heu, u. s. w.

Da kam ein Ritter das Dörfchen hinab,
So schön als ein Hofkavalier,
Das Weib durch das Fenster ein Zeichen ihm gab
Und öffnet ihm leise die Thür:
Mein Mann ist gefahren in's Heu! u. s. w.

Sie drückte den blühenden Buben an's Herz
Und gab ihm 'nen feurigen Kuß.
Dem Bauer am Suckloch ward schwul um das Herz
Er sprengte die Thür mit dem Fuß.
Ich bin nicht gefahren in's Heu! u. s. w.

Der Ritter machte sich schnell wie ein Dieb,
Durch's Fenster geschwind auf die Flucht,
Das Weib sprach bittend: „lieb Männchen vergieb,
Er hat mich in Ehren besucht!
Ich dachte du führst in's Heu! u. s. w.

„Vox Hagel, und wir ich auch weilenweit
Gefahren ins Heu oder Stas,
Verbitt' ich zum Henker doch während der Zeit
Mir solchen verzweifeltsten Spas!
Sonst fahre der Teufel in's Heu!“ u. s. w.

3.

Es danket in dem Walde,
Wir woll'n nach Hause gehn,
Wir wollen das Korn abschneiden,
Wie wir's gelernt haben.

Ich hört' ne Sichel rauschen
Das brauset so sehr;
Ich hört' mein Feinslieb klagen,
Sie hat verloren ihr Lehr'.

Hast du dein Ehr' verloren,
So hab' ich doch die mein',
So woll'n wir mit einander
Binden ein Kränzelein.

Ein Kränzelein von Rosen,
Ein Kränzelein von Klee;
Zu Strassburg auf der Weucken
Da liegt ein tiefer Schnee.

Der Schnee, der ist geschmolzen,
Das Wasser lauft dahin;
Kommst du mir aus den Augen,
Kommst du mir aus dem Sinn.

In meines Vaters Garten
Da stahn zwei Bäumelein,
Das eine trägt Muskateln,
Das andere Kägelein.

Die Muskateln, die sind süße,
Die Kägelein, die sind schön,
So wollen wir mit einander
Zusammen nach Hause gehn!“)

2) Des Knaben Wunderhorn enthält Thl. 1. S. 346 eine fast durchgängig abweichende Bearbeitung desselben Stoffes.

3) Dieses Lied gehört zu von fünf beliebten Quaslibetgedichten. Es wird bei der Kornangst gesungen, während die Schnitter den Erntekranz, welcher um die Ergiebigkeit des Jahres anzudeuten, bald voller bald

4.

Es wurden einmal drei Husaren gefangen,
Gefangen wurden sie;
Sie wurden gefangen geführt,
Kein' Trommel ihnen geführt,
Weil sie gefangen war'n.

Was begegnen sie auf der Brücken?
Eine schöne junge Madam!
„Gott grüß dich Mädchen feine,
Bist du hier so alleine?“

„Thu' doch 'ne Bitt' für uns!“
Und wenn ich für euch 'ne Bitt' soll' thun,
Das wär für mich 'ne Schand'!
Ihr reißt in fremde Lande,
Laßt mich in Spott und Schande;
In Schande lassen sie mich.

Das Mädchen wandt sich um und um,
Ganz traurig ging sie davon;
Sie ging mit Trauern und Weinen
Wohl über Stock und Steinen
Bis zu dem Kommandanten hin.

„Gut'n Morgen, gut'n Morgen mein strenger Kom-
mandant!“

Gut'n Morgen, den geb' ihnen Gott!
Thun sie meine Bitte bedenken,
Die drei Husaren mir schenken,
Die bei ihnen gefangen sind!“

Ach Mädchen, liebes Mädchen mein,
Die Gefangenen, die kriegt sie nicht;
Die Gefangenen, die müssen sterben,
Das Reich müssen sie ererben
Dazu die Seeligkeit!“ 4)

dünner geflochten wird, in das festlich geschmückte Haus
des Besizers tragen. Früher ließ man Garben auf dem
Felde stehn, als ein Opfer für die gute Ernte. Das
Lied des R. W. Thl. 3. S. 118 „Erinnerung an den
Wein hat mit dem vorliegenden die meiste Aehnlichkeit,
nur geht das Wortspiel zwischen Ehre und Achre dort
verloren. Einzelne Stellen sind in die Lieder R. W.
Thl. 1. S. 77. Thl. 2. S. 50 vertheilt.

4) In dem ähnlichen Liede R. W. Thl. 1. S. 48
fordert das Mädchen aus eigner Antriebe einen der Sol-

5.

Es ritt ein Jäger früh jagen
 Wohl um das Tannenholz.
 Was begegnet er auf den Wegen?
 Ein Mädchen, die war stolz!

„Wo gehst du hin feins Mädchen,
 Wohl in das Tannenholz?“
 „Ich geh' zu meinem Vater,
 Drei Tag' in's Tannenholz.“

Gehst du zu deinem Vater
 Drei Tag ins Tannenholz,
 Deine Ehre mußt du lassen
 Bei diesem Jäger stolz!“

„Ach Mutter, liebe Mutter,
 Was giebt sie mir für'n Rath?
 Es geht mir alle Morgen
 Ein stolzer Jäger nach!“

„Ach Tochter, liebe Tochter,
 Den Rath, den geb' ich dir:
 Laß du den Jäger nur fahren,
 Bleib noch drei Jahr bei mir!“

Ach Mutter, liebe Mutter,
 Das ist ein schlechter Rath;
 Der Jäger ist mir lieber,
 Als all' mein Hab' und Gut.“

„Ist dir der Jäger lieber
 Als all dein Hab' und Gut,
 So pack' deine Kleider zusammen
 Marschiere mit mit ihm!“

„Ach Mutter, liebe Mutter
 Meine Kleider sind nicht viel;
 Geb' sie mir fünfhundert Dukaten,
 So kauf' ich, was ich will.“

daten und nimmt, als ihr die Herausgabe verweigert wird, herzbrechenden Abschied.

5) Von hier ab findet sich dieses Lied K. W. Thl. I. S. 29 fast wörtlich. Der dortige Anfang aber beschäftigt sich mit der Liebeserklärung eines Reiters und ist durchaus abweichend. In Walters deutschen Volksliedern beginnt Nr. 52 diesem gleich, wogegen wieder das Ende ein anderes ist; das Mädchen giebt nämlich dem Jäger einen Korb.

„Ach Tochter, liebe Tochter,
Dukaten sind nicht viel;
Dein Vater hat sie verausschet
Bei Würfel und Kartenspiel.“

Hat sie mein Vater verausschet
Bei Würfel und Kartenspiel,
So thu' sich Gott erbarmen,
Daß ich ein Mädchen bin.

Wär' ich ein Knäblein geboren,
So zög ich in das Feld
Mit Flinten und Pistolen
In meines Königs Reich!

6.

Zum Thor hinaus, zum Thor hinaus
Da treibt ein Schäfer seine Lämmer alle aus,
Und der Edelmann zog sein Hütchen wohl ab
Und bot dem Schäfer einen guten Tag.

Schäfer.

Ach Edelmann laß er sein Hütchen nur stehn,
Ich bin ein armer Schäferssohn!

Edelmann.

Bist du ein armer Schäferssohn
Und kannst in seidnem Faden gehn?

Schäfer.

Du lump'ger Edelmann, was geht dich das an,
Wenn's nur mein Vater bezahlen kann!

Edelmann.

Und wär' euer Sohn nur still geschwiegen!
Euer Sohn muß sterben im weiten Feld!

Vater.

Ach Edelmann, laß er meinen Sohn am Leben,
Dreihundert Stück Lämmer will ich ihm geben!

Edelmann.

Und wenn du mir dreihundert Lämmer willst geben,
So will ich ihm meine Tochter geben.

Schäfer.

Ach Edelmann seine Tochter ist mir zu fein,
Wer weiß, was das für 'ne Dirn' mag sein!

Edelmann.

Und wäre euer Sohn ja still geschwiegen!
Euer Sohn muß sterben im weiten Feld! 9)

9) Ein anfangs ähnliches, von dem Heirathsantrage
ab aber völlig abweichendes Lied siehe R. W. Thl. 1.

7.

Frankreich ist ein großer Wunderstaat,
Drin liegt begraben so mancher Soldat;
So mancher, so braver, so schöner Soldat,
Der Vater und Mutter verlassen hat.

Sie haben uns verlassen, es kann nicht anders sein,
Wir Preußen wir müssen Soldaten sein!
Sie haben uns genommen aus lauter falscher List,
Worüber manch Mädchen so traurig ist.

Das Mädchen kam wohl vor des Hauptmanns Quartier,
Sie fiel darnieder auf ihre Knie:
„Ach Hauptmann, lieber Herr Hauptmann mein,
Erhören sie doch die Klage mein!

Geben sie mir aus dem Zelt ein junges, frisches Blut,
Ich will ihnen geben ein halbes Gut;
Ein halbes Gut, dazu ein fettes Schwein
Damit der Herr Hauptmann könnt' zufrieden sein!“

„Soll ich euch einen geben aus dem freien Zelt?
Niel lieber soll er sterben im weiten Feld!
Die Schuh' angezogen, zu Grab' geführt,
Sonst wird euch der Buckel raisonnabel ausgeschmiert!

8.

Es stand ein Rindchen im tiefen Thal,
War oben breit und unten schmal,
Darunter zwei Verliebte saßen,
Zur Freud' ihr Leid vergessen hatten.

„Ach Rindchen, wir beid' müssen von einander!“
Ich muß noch sieben Jahr wandern,
„Ruht du noch sieben Jahre wandern,
So heirath' ich keinen andern!“

„Heut sind drei Wochen und sieben Jahr,
Daß mein Feinslieb gewandert war!“
Sie ging wohl in den Garten
Ihr Feinslieb zu erwarten.

Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da kam ein Reiter geritten stolz.
„Gott grüß dich, Mädchen seine,
Was thust du hier alleine?

Ist dir dein Vater oder Mutter gram
Oder hast du heimlich einen Mann?“

S. 229 Mutter, Vater, Braut bitten für des Schäfers
Leben, werden aber kalt zurückgewiesen.

„Mir ist nicht Vater, nicht Mutter gram
Auch hab' ich heimlich keinen Mann.“

„Ach Kindchen, ich war in 'ne Stadt geritten,
Wo dein Feinslieb die Hochzeit gab,
Was möchtest ihm nun wünschen,
Da er nicht gehalten sein Treu?“

Ich wünsch' ihm nur das Beste,
Soviel als Bäum' tragen Aeste;
Ich wünsch' ihm soviel gute Zeit,
Soviel der Sand am Meere streut!“

(„Ich thue dich nur versuchen,
Ob du würd'st schwören oder fluchen,")
Hättst du 'nen Schwur oder Fluch gethan,
Gleich von Stund an wär' ich geritten von dann.“

Was zog er von seinem Fingerlein?
'nen Ring von seinem Goldelein.
Den Ring warf er ihr in den Schooß,
Sie weinte, daß das Thränlein floß.

Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen!
„Trock'n ab, trock'n ab, wacker Mägdelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein!“

9.

Ich stand auf hohem Berge
Und sah in's tiefe Meer,
Ein Schifflin sah ich schwimmen
Darin drei Grafen war'n.

Der jüngste von den Grafen,
So in dem Schiffe war,
Gab mir einmal zu trinken
Guten Wein aus einem Glas.

Er zog von seinem Finger
Ein golden Rinnelein:
„Nimm hin du Hübsche, du Feine,
Das soll dein Denkmal sein!“

Was soll ich mit dem Ringlein machen,
Wenn du mir nicht werden kannst?

7) Die eingeklammerte Stelle habe ich aus dem fast gleichen nur weniger verderbten Liede R. W. Thl. 1. S. 61 entnommen.

Ich bin ein armes Mädchen,
Hab' weder Geld noch Gut!

„Bist du ein armes Mädchen,
Hast weder Geld noch Gut,
Gedenk' an unsre Liebe,
Die zwischen uns beiden steht!“

Ich denk' an keine Liebe
Und auch an keinen Mann,
In's Kloster will ich ziehen,
Will werden eine Nonn'.

„Willst du das Kloster anstecken
Das schöne Gotteshaus:
Gedenk' an Gott den Herrn,
Der Trost mir geben kann!“

Der Herr sprach zu seinem Knechte;
„Sattle mir und dir zwei Pferd'!
Wir beide wollen reiten,
Der Weg ist reitenswerth!“

Und als er vor das Kloster kam,
Ganz leise klopfte er an:
„Gebt mir die jüngste Nonne,
Die lezt ist kommen 'rein!“

„Es ist kein Nonnchen drinnen,
Es kommt auch keine 'raus!“
„Mit Macht will ich befehlen,
Daß sie soll kommen 'raus!“

Sie kam herausgetreten
In ihrem schneeweißen Kleid,
Die Haar war'n ihr beschnitten,
Zur Nonne war sie bereit't.

Sie hieß den Herrn willkommen:
„Willkommen im fremden Land!
Wer hat ihn heißen herkommen?
Wer hat ihm Boten gesandt?“

Der Herr wandt' sich voll Sehnen,
Die Red' ihn sehr verdroß,
Daß ihm die heiße Thräne
Von seinen Wangen floß.

Sie gab dem Herrn zu trinken
Aus einem Becherlein,
Zu zweimal dreizehn Stunden
Starb er am grünen Rhein.

Mit einer Messerspitze
 Grub sie ein Gräbelein,
 Mit ihren zarten Händen
 Legt sie ihn selbst hinein,
 Mit ihrer rothen Lippe
 Sang sie den Grabgesang
 Mit ihrer hellen Stimme
 Schlag sie den Glockenklang! *)

10.

Es blus ein Jäger wohl in das Horn,
 Und alles, was er blus, das war verlorn.
 „Soll denn mein Blasen sein verlorn,
 So wollt' ich, daß ich wär' kein Jäger gebor'n!“
 Er jagt das Hirschchen wohl in das Strauch,
 Da guckt ein schwarzbraun Mädel heraus:
 „Bist du der Jäger, und jagst du mich?
 Die hohen Sprünge die kennst du noch nicht!“
 „Die hohen Sprünge, die weiß ich gar wohl!
 Weißt du auch, daß du heut sterben sollst?“
 „Und sterb' ich denn heute, so bin ich todt,
 So begraben sie mich unter drei Röslein roth?“
 Und von den Röslein wohl in den Wald,
 Da singen die Vöglein jung und alt;
 Und aus dem Wald wohl in das Thal,
 Da singt die schöne Frau Nachtigal;
 Und aus dem Thal wohl in den Klee;
 Herzallerliebste, Scheiden ach das thut so weh!
 Scheiden bringt Leiden; wer hat es erdacht,
 Wer hat mein jung Leben in Trauer gebracht? *)

8) Ein Lied R. W. Thl. 1. S. 70 behandelt denselben Stoff, zuweilen mit gleicher Ausführung, steht dem vorliegenden aber an rührender Schönheit und einfacher Partheit bei Weitem nach. Einzelne Stellen finden sich auch R. W. Thl. 1. S. 237 benutzt.

9) In dem Seitenstück R. W. Thl. 1. S. 34 wird statt der erweiterten Klage des Mädchens schon ihr Grab beschrieben. Der rauhe Jägermann, der kein Flehern achtet, ist wohl der wilde Jäger, und das braune Mädel, welches dem Busche entspringt, wie Holzweiblein. Dann würde das Lied an die alte Sage, daß der wilde Jäger die Holzweiblein heße und tödte unleugbar erinnern.

11.

Es liegt ein Schloß in Oesterreich,
Das ist ganz schön gebauet
Von Silber und von rothem Gold
Aus Marmelstein gemauert.

Darinnen lag ein junger Knab'
Auf seinen Hals gefangen,
Wohl vierzig Klafter in der Erd'
Bei Ottern und bei Schlangen.

Sein Vater vor den Herren ging,
Bat um des Sohnes Leben:
„Dreihundert Thaler geb' ich euch
Schenkt dem Knaben das Leben!“

„Dreihundert Thaler helfen nicht,
Wenn ihr schon wollet geben.
Euer Sohn trägt eine goldne Kett'
Die bringe ihn um sein Leben!“

„Und trägt er eine goldne Kett',
Ist sie doch nicht gestohlen,
Ein' Jungfrau hat sie ihm verehrt
Und theuer anbefohlen!“

Man bracht' den Knaben vor's Gericht
In ganz geschwinder Eile.

„Ach Richter, sprach er, laß' mich doch
Noch eine kleine Weile!“

„Die Weile lassen wir dir nicht,
Du müchtest was erfinden
Davon zu kommen; gebet her
Die Augen zu verbinden!“

„Ach, bindet mir die Augen nicht!
Ich muß die Welt noch schauen,
Ich seh' sie heut und nimmermehr
Mit meinen traurigen Augen!“¹⁰⁾

12.

Es ging ein Mädchen Wasser holen
Aus einem kalten Bronnen;
Sie hat ein schneeweiß Hemdchen an,
Dadurch scheint ihr die Sonnen.

10) Derselbe Stoff ist weiter ausgeführt. K. W.
Zbl. 1. S. 220.

Sie scheint sich hier, sie scheint sich da,
Sie meint' sie wär alleine,
Da kam ein schöner Reitersknab'
Auf seinem Kößlein feine
„Gott grüß dich hier, Gott grüß dich da!
Was thust du hier alleine?
Willst du mein trauter Buhle sein
In meinem Schloßchen feine?

„Dein Buhle sein, das kann ich nicht
Bring' mir zuerst drei Rosen,
(Bring' sie mir hübsch, bring sie mir fein),
Wie sie im Sommer gewachsen sein,
Alle drei auf einem Zweige!“

Er eilt die Berg wohl auf und ab,
Er konnt sie nimmer finden.
Er ritt wohl vor des Malers Thür:
„(Seid ihr darein, so kommt herfür)
Malt mir die schönstn drei Rosen!“

Und als er die drei Rosen hat,
Da fing er an zu singen:
„Freu' dich mein Mädchen, wo du bist,
Drei Rosen thu' ich dir bringen!“

Das Mädchen in der Kammer stand,
Fing bitterlich an zu weinen:
„Ich hab' ein Wörtchen im Scherz gesagt,
Ich thät es nicht so meinen!

Dein Buhle sein das kann ich nicht,
Wir müssen die Mutter befragen!
Bergönnt sie uns 'nen halben Ruß,
Woll'n wir den ganzen wagen!“¹¹⁾

13.

Es spielt ein Graf mit einer Madam,
Sie spielten beide zusammen,
Und als sie genug gespielt hatten,
Da fing sie an zu weinen!

„Wein' nicht, wein' nicht feines Mädelein!
Deine Ehr' will ich dir bezahlen,

11) In den ähnlichen Liedern R. W. Zhl. 1. S. 339
und Zhl. 3. S. 68 gilt es drei Rosen, die im Winter
gewachsen sind. Der Anfang des Gedichts stimmt mit
dem R. W. Zhl. 1. S. 69.

Ich will dir geben den Reitknecht mein,
Dazu dreihundert Reichsthaler!"

„Und euren Reitknecht mag ich nicht,
Ich will zu meiner Frau Mutter!
In Freuden bin ich von ihr gegangen,
In Trauern komm ich wieder.“

Und als drei Viertel Jahr rummer waren,
Da klattert sie an die Wänden;
Sie hat wohl Noth, sie hat wohl Pein,
Den Tod mußt sie verenden.

Und als es mitten in Nächten kam,
Den Graf hub an zu träumen.
Ihn träumt, daß sein allerliebster Schatz
Auf einem Todtbett liege.

„Steh' auf, allerliebster Reitknecht mein,
Sattle mir und dir zwei Pferde!
Wir wollen reiten Tag und Nacht,
Die Trauer fällt mir schwere!“

Und als er an Stadt Riczburg kam,
Da hört er die Glocken klingen.
„Reit' zu, reit' zu lieber Reitknecht mein,
Reit' zu, reit' zu geschwinde!“

Und als er ein Endchen weiter kam
Wohl an die hohen Thore,
Da sah er seinen allerliebsten Schatz
Auf einer schwarzen Bahre.

„Halt still, halt still liebe Träger mein!
Laß mich mein Feinslieb schauen!
Ich schau' sie heut und nimmermehr
Mit ihren schwarzbraunen Augen.“

Er hub wohl auf den Schleier ihr
Und guckt ihr in die Augen.
„Bist du gewesen mein schönster Schatz
Und hast mir nicht geglaubet!“

„Grabt mir ein Grab, so weit und breit
Zwischen Felsen, Stein und Mauern,
Da soll mein herzallerliebster Schatz
In meinem Arm verfaulen!“

Er zog wohl aus sein blankes Schwert
Und stach sich durch sein Herze.

„Hast du gelitten für mich die Pein,
So leid' ich für dich die Schmerzen!“

Der Henker hol! Jetzt freue sich
Kein einzig Mädchen mehr auf mich!
Ade du arge Welt!" 12)

14.

Es reitet ein Knabe wohl um das Haus:

„Ei Bauer, gib mir deine Tochter heraus!“

Der Bauer gedacht in seinem Muth:

„Der Knabe ist jung, wo hat er sein Gut?“

(Der Knabe, der hat der Thaler so viel,

Er kauft sein Lieb, was sie haben will).

Er kauft ihr auch ein scharmant's Kleid,

Darin ward sie zur Liebe bereizt,

Er kauft ihr auch ein neu Paar Schuh,

Darin trat sie dem Altar zu.

Er faßte sein Lieb wohl bei dem Arm,

Da ward sie kalt und nimmer warm;

Er küßte ihr auf den rothen Mund,

Da ward sie todt und nimmer gesund.

„Wo bekomm ich doch sechs junge Weiber,

Die mir mein Feinslieb in Seide einkleiden?

Sechs junge Weiber, sechs junge Knaben,

Die mir mein Feinslieb zu Grabe tragen? 13)

15.

„Wer steht denn da draußen vor meinem Fenster,
Der mich so lieblich wecken kann?“

„Ach schönstes Mamselchen, ach wacker Mamselchen,

Hier steht ein braver Cavalier!“

„Steht hier ein braver Cavalier,

So laß er sich scherzen von meiner Thür!“

Der wird uns einst sagen:

„Wir wollen eins wagen,

Wir wollen beide ziehn in den Krieg!“

Im Krieg, im Krieg bis vor Berlin!

Berlin, Berlin ist weit von hier!

Da höret man Pauken, Trompeten drein,

Da schlafen die Reiter in einem Quartier!

12) Dasselbe wird von einer Magd aus Augsburg
K. W. Zhl. 1. S. 50 erzählt.

13) Einzelne Stellen finden sich wörtlich K. W.
Zhl. 1. S. 395 und Zhl. 3. S. 35, obwohl diese beiden
Lieder einen andern Stoff behandeln.

„Ich will mir lassen ein Bildniß malen,
Von Herzen, von Schmerzen so schön wie du!
Das will ich in meiner Tasche tragen
Mit hundert tausend Seideln dazu!“

„Ist dann der Apfel von rothem Gold,
So schenk' ich ihn dem Herzliebsten mein!
Den will ich ihm schenken
Zu meinem Gedenten,
Daß ihm keine andere soll lieber sein!“

16

Das Rosen ist gut Rosen
Das Pfeffer ist gut Kraut!
Ich habe mein Feinsliebchen
Gar allzuviel vertraut.

Ich habe mein Feinsliebchen
Fünf Wochen nicht gesehn,
Ich fand ihn gestern Abend
Wohl in der Thüre stehn.

Er thut mich freundlich grüßen,
Der Vater soll nicht wissen,
Die Mutter wird gewahr,
Daß ich nur bei ihm war.

„Ach Tochter willst du freien?
Es wird dich wohl gereuen,
Sereuen wird's dich wohl,
Denn du bekommst den Lohn!“

Wenn andre schön jung Mädchen
Mit ihrem grünen Kränzchen
Auf den Tanzboden gehn
Auf den Tanzboden gehn;

So mußt du junges Weibchen
Mit deinem zarten Leibchen
Wohl an der Wiege stehn,
Wohl an der Wiege stehn,

Und singen: dschu dschu Hannchen
Schlaf ein mein liebes Sannchen,
Schlaf ein in guter Ruh'
Und mach' die Auglein zu!“

Das Feuer kann man löschen,
Die Liebe nicht vergessen.
Das Feuer brennt so sehr
Die Liebe noch weit mehr.

Hätt' das Feuer nicht so sehr gebrannt,
So wär' die Lieb' nicht zusammengerannt.
Das Feuer brennt so sehr,
Das Feuer brennt so sehr! 14)

17.

Es war einmal ein braver Soldat,
Es war ein junges Blut!
Er hat auf Ein Mal drei Waffen gethan,
Die Waffen, die waren sehr gut.

Und als er die Waffen vollfertigt hat,
Legt er sich nieder und schief,
Da kam des jungen Grafen sein Weib
Mit ihrem schneeweissen Arm.

„Steh' auf, steh' auf, du guter Soldat!
Steh' auf, jetzt ist es Zeit,
Daß du bei mir sollst ruhen kommen
Bei meinem schneeweissen Arm!

Und als sie beide zusammen waren,
Gedachten sie wären allein,
Da führt der Teufel das Kammerweib ein,
Zum Schlüsseloch guckt sie hinein.

„Ach Herr, ach Herr großgänglicher Herr!
Groß Wunder von eurem Weib!
Es hat gefunden ein fremder Soldat
An ihrem schneeweissen Arm!“

Ruhst du bei meinem Weibe hier,
Gefangen mußt du sein!
Ich will dir lassen einen Galgen bau'n
Von lauter Marmor und Stein!“

Und als der Galgen vollfertigt war,
Zum Thor ging er hinaus.
Da das der andre Richter ersuhr,
Sie sollten ihn lassen los.

Als sie ihn losgelassen hatten,
Da schwingt er sich über Grünhaid',
Da kam des jungen Grafen sein Weib
Mit ihrem schneeweissen Arm

14) Der Schluß des Liedes stimmt mit R. W. Thl. 2. S. 157, sonst findet es sich ebenda Thl. 3. S. 73. In der Sammlung deutscher Volkslieder von Wilibald Walther Leipzig 1841 wird es mit wenigen Modifikationen als ein bisher unbekanntes Studentenlied aufgeführt.

„Wohin, wohin mein guter Soldat,
Wohin steht nun dein Sinn?“

„Aus Frankreich bin ich hergekommen
Nach England steht mein Sinn!“

Was zog sie aus ihrer Taschen?
Sechshundert Thaler so roth!

„Nimm hin, nimm hin, mein guter Soldat
Und kaufe dir Wein und Brod!“

Und wenn dir dein Weinchen zu sauer wird
So kaufe dir Methe dazu!

Und wenn du dein Geldchen verzehret hast,
Komm wieder in meinen Arm! ¹⁵⁾

18.

„Ade mein Schatz, nun muß ich fort!
Jetzt muß ich meiden,
Von dir abscheiden
In fremden Ort!“

„Kind warum scheidst du doch so weit von mir?
Will keiner warten
Im Rosengarten,
Im grünen Klee!“

Das Mädchen sprach: „Ich bin zu schlecht!
Frei du nach reichen,
Nimm deines Gleichen
Ist eben recht!“

„Ich frei' ja nicht nach Geld und Gut!
An Gottes Seegen
Ist Alles gelegen,
Wer's glauben thut!“

In Ungerland, da ist gut sein!
Da sind die Mädchen,
Da sind die Mädchen
Als Kirschen und Wein!

Als Kirschen und Wein,
Und du bist mein!
Als Kirschen und Wein

15) K. W. Zbl. 2. S. 235 tritt statt des Soldaten ein Zimmermann auf, der dem Markgrafen ein Schloß baut, und später von diesem selbst wegen Allgemeinheit der Sünde wieder freigegeben wird.

Und du bist mein
Und ich bin dein! ¹⁶⁾

19.

Wohlan, die Zeit ist kommen,
Kein Pferdchen muß gefattelt sein!
Ich hab's mir fürgenommen
Geritten muß es sein.

Ich setz mich auf mein Pferdchen
Und trink' ein Gläschen kühlen Wein,
Und schwöre meinem Mädchen,
Ihr ewig treu zu sein.

Ich bin ein lust'ger Bruder
Hab' all mein Geld verschwend't
Für dich versoffnes —
Hab' ich es angewend't.

Du meinst, du wärst die Schönste
Wohl in der weiten Welt
Und auch die angenehmste?
Ist aber weit gefehlt.

Du meinst, ich werd' dich nehmen?
Ich hab' es nicht im Sinn!
Ich muß mich deiner schämen,
Wenn ich in G'sellschaft bin.

Seh' nur! Ich hab' mein Schätzchen,
Ich lieb' dich bloß aus Narrereien,
Ohn' dich kann ich wohl leben,
Ohn' dich kann ich wohl sein! ¹⁷⁾

20.

Drei Rosen im Garten,
Drei Linden im Wald!
Im Sommer ist's lieblich,
Im Winter ist's kalt.

Der Sommer geht 'rummer,
Kein Mädchen hab' ich;
Der Winter wird kommen
Dersfrieren muß ich.

16) In dem Nachliede einer Schildwache R. W. Thl. 1. S. 205, welches jedoch ein höchst militairisches Ende nimmt, finden sich einige Stellen wörtlich.

17) Aehnlich klingt das Zank-Gespräch eines Husaren und eines Mädchens R. W. Thl. 1. S. 371, nur sind hier die einzelnen Verse unter die Streiter vertheilt.

Vier lust'ge Courage,
Drei Federn auf dem Hut!
Keine andre thu' ich haben,
Keinem Mädchen bin ich gut!

21.

Ich bin, ein reicher Vogel,
Aus meinem Nest gezogen,
Zog über alle Linden:
Hier bring ich mein' viel Kinder!

Ich bin ein Armer und habe nichts,
Als alles, was mein eigen ist.
Komm, komm du, schönes Mägdelein,
Du sollst fürwahr mein eigen sein!

22.

Was fang ich armer Schlucker an?
Mein Geld ist all' verzehret,
Die harten Thaler ausgethan,
Der Beutel ausgeleeret!

Ich armer Mensch, verlorn' Sohn,
Bin aller Menschen Spott und Hohn!
Geduld, Geduld, Geduld.

Die Strümpfe, die sind ganz entwei,
Die Hosen sind in Stücken
Und nun dazu kein Geld dabei,
Um lassen sie zu flicken!

Der Rock, der ist der beste noch,
Doch hat er auch ein großes Loch.
O Jerum, Jerum, Jerum!

Die Schwester giebt mir kein Gehör,
Ich thu', ihr's auch nicht sagen;
Der Bruder sagt mir noch weit mehr;
Ich soll's der Mutter klagen?

Es folget also der Beschluß,
Daß ich von hier wegreisen muß!
O Jerum, Jerum, Jerum!

23.

Was kann einer mich ergötzen,
Als ein schöner, grüner Wald,
Wo die Vögel lustig schweben!
Weg mit dir schön Blumenfeld!

Der Wald ist mein' Medizin,
Macht mich gesund, wenn ich krank bin.

Wenn ich seh' die Hirsche scherzen
Und die Rehe Paar bei Paar,
So gefällt es mir von Herzen,
Wenn ich seh' die liebe Schaar.

Sie entspringen bald hier bald dort,
Bald stehen sie still, bald laufen sie fort.

Wenn ich thu' 'nen Hasen sehen,
Das ist meine größte Freud',
Der vor'm Schuß ganz still thut stehen,
Reint es wär' die letzte Zeit:
Kehrt sich um, resolvirt sich bald,
Wiederum, wiederum in den grünen Wald!

24.

Raum funfzehn Jahre war ich alt,
Da pflügt ich schon das Feld,
War froh und wuchs auf mit Gewalt
Und mein war alle Welt.

Poß, wie ich aus dem Bette sprang,
Als mich der Vater rief!
Sang oft wohl meinen Morg'ngesang,
Wenn's halbe Dorf noch schlief.

War rasch, war munter und war fink,
Wie kaum der Großknecht war,
Der funfzehn Thaler Lohn empfing
Am Salgustage baar.

Hätt' mich in'n Hals hineingeschämt
Um drei nicht aufzustehn;
Nur fünfmal hab' ich mich begrämt,
Sonnenaufgang nicht zu sehn.

Wenn's trübe war, ging's zwar nicht an,
Ich aber war doch da.
Poß! der war immer nicht mein Mann
Der mich nicht kommen sah.

Nun aber bin ich auch ein Kerl,
Der was im Dorfe gilt,
Gewachsen wie ein Buschel Erl'
Rasch wie im Busch das Wild!

(Beschluß folgt.)

IX.

B e r i c h t i g u n g .

Im 26sten Bande des Provinzial-Blattes November-Heft 1841 pag. 475 in dem Verzeichniß der für Studierende in Ostpreußen gestifteten Stipendien ist unter X. das v. Biron, Wegnersche Stipendium aufgenommen, zu dem das Gut Wickbold im Kirchspiel Ludwigswalde gehört, und wie es scheint, haben die genaueren Nachrichten dazu gefehlt, da in der Anmerkung die Existenz dieser Stiftung sogar in Zweifel gestellt worden.

Dies veranlaßt mich, aus meiner zuverlässigen Kenntniß die Anzeige zu machen:

daß die von der verstorbenen Frau General-Lieutenant v. Biron geborne v. Wegner, laut Testament vom 25. Februar 1728 errichtete Stiftung, seit ihrer Foundation bis jetzt bestanden hat, und wohl fundirt, noch gegenwärtig unter dem Curatorium des Geheimen Justizrath Herrn Hoyer in Königsberg und der Oberaufsicht des Königl. Oberlandes-Gerichts daselbst bestehet.

Sanderborken bei Bartenstein den 2. April 1842.

v. Negelein.

I.

Ueber Seidenflachs, besonders den neuseeländischen.

Von Ernst Meyer.

Vorgelesen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft
in Königsberg den 18. Februar 1842; darauf mehrfach
berichtigt und erweitert.

Zum erstenmal erlaube ich mir hier einen mehr ökonomischen als naturwissenschaftlichen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Ich fühle, daß ich mich in einem mir fremden Elemente bewegen soll, und rechne um so mehr auf gütige Nachsicht.

Die Pflanzensfasern, aus denen wir Fäden, Gewebe, Seile und dergleichen verfertigen, werden entweder durch den Proceß der Maceration aus dem Zellgewebe der Pflanzen gewonnen, oder die Pflanze liefert sie uns gleich fertig wie das Schaaf die Wolle liefert, so daß es nur noch der Reinigung und des Auftragens bedarf, um sie zu spinnen. Pflanzen der zweiten Art sind nicht zahlreich, und von Bedeutung unter ihnen sind nur die verschiedenen Arten der Gattung *Gossypium*, deren Samen die Natur mit jenen Haaren bekleidet hat, die wir Baumwolle nennen. Sie wachsen alle zwischen den Wendekreisen, und lassen sich mit Vortheil auch nur in tropischen Gegenden anbauen; man müßte sonst die *Asclepias Syriaca*, die fälschlich sogenannte syrische Seidenpflanze hierher ziehen wollen, die nicht aus Syrien, sondern aus den südlichen Provinzen Nordamerika's abstammt, und zur Noth selbst unser Klima erträgt. Auch ihre Samen tragen ein seidenartiges Haar auf ihrer Ober-

fläche, das aber so spröde ist, daß es sich ohne Zusatz von Seide, Wolle oder Baumwolle gar nicht verarbeiten läßt.

Weit zahlreicher sind die Pflanzen, aus denen man auf künstliche Weise Fasern bereitet, und nie wird eine unter ihnen die übrigen verdrängen, weil das Product vieler eigenthümliche Vorzüge in sehr verschiedenen Abstufungen besitzt. Darf ich alle durch Maceration gewonnene Pflanzenfasern unter den gemeinschaftlichen Namen Flachs zusammenfassen, so empfiehlt sich im Ganzen der aus ditotyledonen Pflanzen bereite Flachs, wozu unser gemeiner Flachs und unser Hanf gehören, durch große Theilbarkeit, Feinheit und Geschmeidigkeit; der von monokotyledonen Pflanzen abstammende, der vornehmlich den wärmern Klimaten angehört, durch seine Länge, Stärke und einen noch nicht gehörig untersuchten leimartigen Ueberzug, der ihm einen ausgezeichneten Glanz und das Vermögen giebt, der Fäulniß lange zu widerstehen. Daher man dergleichen Flachsarten oft auch Seidenflachs nennt.

Eine Art Seidenflachs, die jetzt unter verschiedenen Namen über England kommt, fand seit kurzem auch bei uns vielfache Anwendung zu allerlei Luxusartikeln. Am häufigsten sieht man das halb aus gefärbter Baumwolle, halb aus dem ungefärbten fast silberweißen Seidenflachs gewebte Meublezeug, auf dessen Bereitung vor etwa vier Jahren ein berliner Fabricant namens Schildknecht ein Patent erhielt. Wie bekannt es sein mag, erlaube ich mir doch einige Proben davon aus dem Laden des Herrn Mausnitz vorzulegen, um sie auf den besondern Umstand aufmerksam zu machen, daß die Seidenflachsfäden nicht gesponnen noch sonst gedreht, sondern so wie sie aus der Hechel kommen dem Zeuge eingewebt sind. Wie sehr das Drehen die Haltbarkeit der Fäden erhöht, versteht sich von selbst; wollen sie aber gefälligst selbst den Versuch machen, so können Sie sich leicht über-

zeugen, daß diese ungedrehten Fäden einen gedrehten Baumwollenfaden an Haltbarkeit weit übertreffen, und darin kaum einem gleich starken Zwirnsfaden nachstehen. Ein anderes Zeug aus demselben Stoff empfiehlt sich besonders durch seine Steifheit unsern Modedamen zu weit abstehenden Unterkleidern. Ein berühmter pariser Haarfräusler, Herr Monnain, empfiehlt denselben Stoff zu Perückenmonturen, das heißt zu den Nezen, welche das Haar der Perücke zusammen halten; und das ist nicht unwichtig, denn der Erfinder gründet seine Empfehlung auf eine physikalische Eigenschaft des Seidenflachs, die er an verschiedenen Sorten desselben durch eigne Versuche bestätigt fand. Er soll dem Wechsel von Wärme und Kälte, Trockenheit und Nässe, dem die Perücken so häufig ausgesetzt sind, besser und länger als selbst Seide widerstehen. Auch zu verschiedenen Posamentirarbeiten dient und empfiehlt sich der Seidenflachs, unter andern zu überaus saubern Klingelzügen, zu Seilen für Wagenpferde und vollständigem Geschirr; auch zu gröbern Seilerarbeiten, und vor allem zu Schiffstauen. In England soll dieser Gebrauch schon sehr verbreitet sein, in Hamburg ist er in Aufnahme. Vornehmlich das sogenannte laufende Tauwerk nimmt man gern aus Seidenflachs, und im verfloßenen Jahre war das erste damit versehene englische Schiff in Pillau. Aber bald werden es hoffentlich auch unsre Schiffe führen; denn schon erhielt das hiesige Handlungshaus des Herrn Julius Schönlant eine beträchtliche Quantität rohen Seidenflachs, und verkauft denselben wohlfeiler als gewöhnlichen Hanf. Proben davon habe ich die Ehre vorzulegen.

Jedes neue Naturproduct, das sich den Weg in den Großhandel bahnt, dürfen wir als einen Fortschritt der Kultur begrüßen. Der rohe Mensch haftet oft wie das Insect an einer einzigen Pflanze oder einem einzigen Thier; dem Erbkländer liefert der Walfisch, dem Bewohner des untern Drenoko die

Mauritiuspalme Nahrung, Kleidung, Wohnung, Waffen, Fischneze und das wenige Geräth dessen er sonst noch bedarf. Der civilisirte Mensch dagegen schafft sich täglich neue Bedürfnisse, aber auch neue Mittel, sie zu befriedigen; und dies zunächst bloß sinnliche Treiben stärkt ihm die sittliche Kraft, denn es erhöht seine Thätigkeit, und Thätigkeit ist die Mutter der Tugend; es hebt seine intellectuelle Bildung, denn es treibt ihn zur Naturforschung, der sichersten Grundlage aller Wissenschaft, dem Palladis um der Denkfreiheit in Zeiten, die dem Geist mit einer babylonischen Knechtschaft drohen. Auch ins politische Leben greift das Auftreten neuer, das Zurücktreten älterer Producte ein, indem es dem Handel neue Richtungen giebt.

Setzen Sie einmal den Fall, wenn er gleich unwahrscheinlich, vielleicht unmöglich ist, setzen Sie, der neue Seidenflachs verdrängte den gemeinen Hanf ganz und gar von den Schiffswerften: wie sehr würde Königsberg zunächst darunter leiden! Denn Rußland und Polen allein erzeugen mehr Hanf als die ganze übrige Welt. Wie viel gewänne aber dabei die Unabhängigkeit aller Länder dießseits der großen slavischen, ich möchte sagen asiatischen Grenzmauer! Denn nehmen Sie an, Rußland käme jemals bei einem Kriege mit England auf den Gedanken all seinen Hanf und Flachs zu verbrennen, gleich wie es im Kampfe mit Frankreich sogar seine Hauptstadt verbrannte: woher sollten die Segel kommen, seinen Flotten, die Europa gleich der eisernen Jungfrau von zwei Seiten her zu umarmen bereit sind, zu begegnen? Während England nach Mackulloch in einem Jahre (1831) aus Rußland und Preußen allein 1,232,000 Zentner Flachs und Hanf bezog, erhielt es aus sämtlichen übrigen Ländern dießseits des Aequators im Ganzen nur 193,000 Zentner, und von der südlichen Halbkugel der Erde 26,000 Zentner. Ober soll ich die Angaben auf den Hanf allein beschränken, weil er vorzugsweise der Marine

zu gute kommt: so lieferte Rußland in jenem Jahr. an England allein 507,000 Zentner, dazu Italien 7,000, Nordamerika gar nur 2,000 Zentner, ein Verhältniß noch nicht einmal völlig wie 1000 zu 18. Doch fort mit solchen Traumbildern! Vorerst ist eine Verdrängung des gemeinen Hanfs durch den Seidenflachs weder zu hoffen noch zu fürchten; denn bevor er unsre Märkte erreicht, muß er ganz Afrika umschiffen; und mit einem Nebenbuhler aus solcher Ferne sollte das Erzeugniß der nächsten Nachbarschaft nicht jederzeit concurriren können?

Aber woher kommt unser Seidenflachs? und welche Pflanze liefert ihn? — Mit voller Gewißheit kann ich bis jetzt keine dieser Fragen beantworten, doch mit großer Wahrscheinlichkeit beide. Vier sehr verschiedene Regionen der Erde scheinen Anspruch auf ihn zu machen, lassen Sie uns prüfen, mit welchem Recht.

Der berliner Fabrikant Herr Schildknecht nennt ihn westindischen Seidenhaarhanf. Wirklich kommt aus Westindien und Mexiko unter dem barbarischen Namen Piet, wie ihn die Holländer, oder Pitte, wie ihn die Engländer und Franzosen schreiben, ein Flachs, der zu den seidenartigen gehört, und aus verschiedenen Arten der Gattung Agave bereitet wird. Allein der uns vorliegende kann es nicht sein. Zwar ist auch jener sehr glänzend und unempfindlich gegen den Wechsel der Temperatur und Feuchtigkeit gleich dem unsrigen, aber er ist zugleich feiner, kürzer und nicht einmal so stark wie gemeiner Flachs, Eigenschaften, wodurch er sich nicht zu seinem Vortheil von allen andern bekannten Arten des Seidenflachses hinreichend unterscheidet.

Herr Schönkant erhielt und verkauft genau dieselbe Waare unter dem Namen ostindischen Hanf. Doch was man bisher gewöhnlich unter diesem Namen verstand und nach England einfuhrte, gehörte gar nicht zu den Seidenflachsarten: es ist das Pro-

duct der *Crotalaria juncea*, eines dikotyledonen Strauchs aus der Familie der Schmetterlingsblüthigen Pflanzen, soll wenig Werth haben, und kommt daher nur selten und in sehr kleinen Quantitäten nach Europa. Ein ganz ähnliches Product wird aus einer sehr nahe verwandten Pflanze, der *Genista Hispanica*, auf der pyrenäischen Halbinsel bereitet, scheint aber die Grenzen seines Vaterlandes fast nie zu überschreiten.

Am bekanntesten ist unser Seidenflachs vermuthlich durch hamburger Kaufleute unter dem Namen *Manillahanf*, und wirklich bereitet man auf den philippinischen Inseln und namentlich in der Umgegend von *Manilla* selbst einen trefflichen Seidenflachs aus der *Musa textilis*, dem Weberpifang, den man dort bloß zu diesem Zweck anbaut. Denn während andre Pifangarten bekanntlich die köstlichste Frucht liefern, die der Mensch besitzt, und daher gern aus dem Paradiesgarten zu Eden ableitet, soll die Frucht dieser Art ungenießbar sein. Herr von Chamisso hinterließ uns in seinem naturwissenschaftlichen Anhang zu *Kozebues* Reise ausführliche Nachrichten von der Pflanze sowohl wie von ihrem Product, nach denen zu urtheilen das letztre mit dem uns vorliegenden die größte Aehnlichkeit haben muß. Gleichwohl vermuthete ich, daß unser Seidenflachs von einer ganz andern Pflanze aus einem ganz andern Welttheil abstammt, kurz, daß es der längst bekannte neuseeländische Flachs ist, dem man nur neue Namen gegeben, entweder absichtlich, um ihm als einem neuen Product mehr Absatz zu verschaffen, oder aus Irrthum, weil er auf dem Wege bis zu uns Häfen berührte, die man für den Ort seines Ursprungs nahm. Derselben Ungewißheit begegnen wir bei vielen Handelsartikeln aus fernen Ländern. Vornehmlich unter den Arzneistoffen giebt es mehrere, die sich seit Jahrhunderten in jeder Apotheke finden, ohne daß wir mit Sicherheit sagen können, von wo sie kommen, und welche Pflanze sie liefert.

Denn so viel ist klar, daß unser Selbenschlag in seinem Vaterlande in großem Ueberfluß gewonnen werden muß; woher sonst die Massen desselben, mit denen man uns plötzlich überschwemmt, und die Wohlfeilheit seines Preises? Das paßt aber gar nicht auf den ächten Manillahanf. Jenes patriarchalische System, das Mehemet Ali bekanntlich in Aegypten eingeführt, haben die Spanier auf den Philippinen von je her beobachtet. Es besteht darin, daß die Regierung ihre Unterthanen der Mähe und der Gefahren des auswärtigen Handels überhebt, und sie zugleich gegen übermäßigen Luxus schützt, indem sie ihnen ihre sämtlichen Producte zu einem von ihr selbst festgesetzten Preise abnimmt, und den weiteren Handel damit sich selbst vorbehält. Nach allen Nachrichten sind indeß die Bewohner der Philippinen so unempfindlich gegen diese Fürsorge, daß sie nicht mehr rohe Producte jeder Art erzeugen, als sie entweder für sich selbst, oder zur Deckung ihrer öffentlichen Abgaben unumgänglich bedürfen. Woher sollte also der plötzliche Aufschwung des Manillaflachses kommen? Sollte er eine Frucht der noch immer fortdauernden glorreichen Revolutionen des Mutterlandes sein? Das wollen wir glauben, sobald der Hauptstamm ähnliche Früchte trägt, doch nicht eher.

Ganz anders verhält es sich mit dem neuseeländischen Flachs. Er gleicht genau dem vorliegenden, wie ich aus eigener Anschauung unzweifelhafter Proben versichern kann, und theilt mit ihm alle auszeichnenden Eigenschaften, wiewohl es möglich wäre, daß sie alle zugleich dem ächten Manillaflachs zukämen. Ueberdies breitet sich sein Anbau von Jahr zu Jahr weiter aus, und mehrere Regierungen wetteifern in dem Bestreben, denselben zu fördern. Ja was noch mehr ist, Herr Professor Lehmann in Hamburg, den ich um Nachrichten über den sogenannten Manillahanf erfucht, und dem ich meine Vermuthung, es möchte neuseeländischer Flachs sein, mitgetheilt

hatte, antwortete mit *): »einer meiner hiesigen Freunde erhielt im vorigen Sommer von einem Handwerker, der die Fasern des sogenannten Manillahanss verarbeitet, ein ganzes Blatt von Phormium tenax, das dazwischen war gefunden worden.« Phormium tenax ist aber eben die Pflanze, die den neuseeländischen Flachs liefert, und nicht auf den Philippinen wächst.

Diese Pflanze, deutsch Flachslilie genannt, die Cook von seiner zweiten Reise mit nach Europa brachte, und die seine Begleiter Forster, Vater und Sohn, zuerst beschrieben und abbildeten, erregte sogleich in ganz Europa die gespannteste Aufmerksamkeit. Sie verbreitete sich nicht nur schnell durch die Gärten der Botaniker und Blumenfreunde, sondern auch über die Feldfluren mehrerer Länder. Vorzüglich im südlichen Frankreich machte man theils aus eigenem Antriebe, theils ermuntert und unterstützt von der Regierung, vielfache Versuche sie zu acclimatistren, Versuche, die man freilich bis jetzt eben so wenig ganz gelungen wie ganz fehlgeschlagen nennen kann. Und in Frankreich nicht nur, sondern auch in Belgien, wo die Aussicht auf Erfolg weit mislicher ist, bestehen gegenwärtig sogar Actiengesellschaften zur Verbreitung der inländischen Cultur der Flachslilie. Auch im südlichen Irland, das sich der höhern Breite ungeachtet eines dem des südlichen Frankreichs sehr ähnlichen Klimas erfreut, gedeihet sie, und selbst in einigen Gegenden des südlichen Englands hat man sie schon öfter im Freien überwintert.

Doch weit mehr haben die Engländer in ihren Kolonien für diese wichtige Pflanze gethan. Auf der Norfolkinsel, nicht gar fern von Neuseeland, wo man sie ebenfalls wild antraf, ward schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nicht bloß für ihre

*) Erst nach der in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft gehaltenen Vorlesung.

Vermehrung Sorge getragen, sondern auch eine Art von Fabrik zur Flachsbereitung aus ihr errichtet, bei der man Frauen und invalide Soldaten gar vortheilhaft beschäftigte. In Vandiemensland führte man die Flachslilie als Culturgewächs ein, und schon im Jahre 1831 lieferte Neuhoiland überhaupt mit Einschluß der Norfolkinsel dem Mutterlande 15,000 Zentner Flachs. Sollten die auf Neuseeland selbst seit jener Zeit errichteten Kolonien, in denen die Flachslilie in größter Menge und Leppigkeit wild wächst, nicht noch viel mehr produciren? und sollte der außerordentliche Aufschwung des Handels mit neuseeländischem Flachs nicht eine Folge der Anlage jener Kolonien sein? Im Vorbeigehen bemerke ich, daß das Phormium tenax außer Neuhoiland und der Norfolkinsel bis jetzt nur noch auf den gleichfalls benachbarten Chattamsinseln wildwachsend gefunden worden, eben da, wohin auswanderungslustige Deutsche jetzt ihre irren Blicke richten.

Lassen Sie uns jetzt die vornehmsten Eigenschaften des neuseeländischen Flachsese mustern. Außerordentlich müssen sie sein, sonst hätte man der Cultur der Flachslilie wohl nicht so viel Neigung zugewandt.

Ich nenne zuerst seine Länge. Eine der vorliegenden Proben, die durchaus nicht besonders aus gesucht worden, mißt etwas über sieben Fuß. In China erreicht zwar eine Pflanze, die man für bloße Abart unsres gemeinen Hanss hält, dieselbe Länge. Man baut sie dort in großer Menge, benutzt sie aber nicht zur Flachsbereitung, weil ihre Fasern leicht brechen sollen, sondern lediglich zu einem berauschemden Getränk, einem Bedürfniß, auf welches die Völker bekanntlich um so mehr Werth legen, je weniger Geist sie bei der Trunkenheit zu setzen haben.

Zweitens außerordentliche Stärke, die nur durch die Stärke der Seide übertroffen wird. Setzt man die Stärke der letztern gleich 100, das heißt,

theilt man das Gewicht, das einen seidenen Faden von gegebener Dicke zerreißt, in 100 gleiche Theile, so zerreißen nach Labillardieres Versuchen gleich dicke Fäden von neuseeländischem Flachs zwar schon bei 66 Theilen desselben Gewichts, aber Fäden von gemeinem Hanf schon bei 48, und Fäden von gemeinem Flachs gar schon bei $34\frac{1}{2}$. Der neuseeländische Flachs ist demnach beinahe $\frac{1}{3}$ stärker als Hanf, und beinahe noch einmal so stark als gemeiner Flachs.

Drittens außerordentliche Dehnbarkeit. Auch darüber stellte Labillardiere Versuche an, die zu dem Resultat führten, daß die Haltbarkeit und Dehnbarkeit verschiedener Fäden durchaus nicht in geradem Verhältniß zu einander stehen, wiewohl diese jene stets begünstigt. Setzt man die Ausdehnung, die ein Faden von bestimmter Länge und Dicke erleidet, bevor er abreißt, beim gemeinen Flachs gleich eins, so dehnt sich ein gleich langer und dicker Faden aus Hanf vor dem Zerreißen um das doppelte, ein solcher Faden aus neuseeländischem Flachs um das fünffache, und ein seidener Faden um das zehnfache aus. In dieser Hinsicht ist also das Verhältniß des neuseeländischen Flachs zum gemeinen Flachs und Hanf noch günstiger; ein Umstand, der besonders bei der Marine, bei der die Tane oft heftige Stoßwinde aushalten müssen, von höchster Bedeutung ist.

Viertens geringes specifisches Gewicht. Auch durch seine Leichtigkeit soll sich der neuseeländische Flachs im Vergleich mit dem gemeinen Hanf auszeichnen. Bei der uns vorliegenden Sorte muß der Unterschied beträchtlich sein; er ist sogar schon unsern Seilern, die darin zu arbeiten versucht haben, aufgefallen. Genauere Messungen sind mir indeß nicht bekannt, daher ich das Verhältniß nicht in Zahlen ausdrücken kann.

Die beiden noch übrigen Hauptvorzüge des neuseeländischen Flachs vor dem gemeinen Hanf, nämlich nämlich geringe Empfindlichkeit gegen den

Wechsel der Temperatur und des Feuchtigkeitszustandes, worauf schon jener pariser Haarträusler aufmerksam machte, und sechsstens langes Wiederstehen gegen die Fäulniß, nöthigen mich, ein wenig ins Gebiet der Anatomie und Physiologie der Pflanzen hinüber zu streifen. Dem Spaziergänger dienen ja kleine Abwege zur Unterhaltung; nur ermüdend lang müssen sie nicht sein, und das soll auch der unsrige nicht werden.

Wer jemals ein Blatt Papier auf ein Reißbrett spannte, oder auch nur einen Tropfen Wasser auf ein frei liegendes Schreibpapier fallen sah, der weiß, daß sich das Papier beim Feuchtwerden ausdehnt, beim Trockenwerden wiederum zusammenzieht. Es wird bekanntlich aus alter Leinwand bereitet, besteht also aus den zermalmtten Faserbündeln des Flachses. Doch nur die Bündel sind zermalmt, die Fasern selbst findet man bei gehöriger Vergrößerung nur hie und da zerrissen, doch immer noch von ansehnlicher Länge im Verhältniß zu ihrer Dicke; und die Zellen, die, an zwei Enden zugespitzt, und mit übereinander greifenden Spitzen unter sich verwachsen, die Fasern bilden, sieht man bei noch stärkerer Vergrößerung selbst im feinsten Bellinpapier fast ohne Ausnahme noch unverfehrt und rings um vollkommen geschlossen.

Es wäre demnach sehr übereilt, wenn man die Wirkung des Wassers auf das trockne Papier lediglich der mechanischen Kraft der Harrohrchen = Anziehung, das heißt dem Eindringen des Wassers in die Zwischenräume der verfilzten Fasern, zuschreiben wollte. Ohne Zweifel wirkt hier auch diese Kraft, sie wirkt aber nicht allein; vielmehr gebührt eben so gewiß ein beträchtlicher Antheil am Erfolge jener physiologischen Eigenschaft der geschlossenen Pflanzenzelle, die wir mit Diätrochet, je nachdem sie positiv oder negativ wirkt, bald Endosmose bald Exosmose nennen, und die darin besteht, daß die organisch geschlossene Zelle das Wasser unter gewissen Umständen mit

Begierde einsaugt, und sich damit bis zum Strogen anfüllt, unter andern Umständen es wieder aus sich vertreibt. Merkwürdig ist, daß diese, wie es scheint, vitale Kraft der Zellen mit dem Tode der Pflanze, der sie angehört, nicht erlischt, sondern nur nach und nach an Energie verliert, und selbst nach Jahrhunderten zwar träger wirkt, doch immer noch fortwirkt. Indes scheint sie sich nach dem Tode durch den Gebrauch doch allmählich abzunutzen; denn sie erhält sich um so länger in voller Kraft, je seltener sie sollicitirt wird, und selbst bei der lebendigen Pflanze wirkt sie in der Jugend auffallend kräftiger als im Alter.

Daß ich Endosmose und Exosmose als eins behandle, wird Sie nicht Wunder nehmen, wenn Sie sich nur erinnern wollen, wie oft wir den polaren Gegensatz, der sich innerhalb jeder Thätigkeit findet, mit entgegengesetzten Ausdrücken als zweierlei bezeichnen. So sprechen wir von Nässe und Trockenheit, Wärme und Kälte, Licht und Finsterniß, Expansion und Contraction u. s. w., und meinen damit immer nur die beiden Extreme einer einzigen untheilbaren Kraft. Aber ich besorge einen andern Einwurf.

Sogar Naturforscher, die sich reine Empiriker zu sein rühmen, und jede Naturerscheinung auf einen Mechanismus größter Art zurückführen möchten, dichten der Zellwand unsichtbare Poren an, gleich wie sie ehemals den Kanälen in denen der Pflanzensaft emporsteigt, unsichtbare Ventile andichteten. Die wahre Empirie geht der Beobachtung um keinen Schritt voraus, behauptet nie mehr als sie weiß. Wir wissen aber, daß die stärksten Vergrößerungen, die man bis jetzt hervorbringen konnte, keine Poren in der Zellwand wahrnehmen läßt, und daß sie gleichwohl das Wasser durch sich hindurch bringen läßt. Es ziemt also der wahren Empirie wenigstens für jetzt den Satz aufzustellen, die Zellwand sei für das Wasser permeabel. Und was ist denn daran so wunderbar? Dringt nicht auch die Wärme weit schneller durch

das festeste Metall, als durch ein Stück Filz? Oder bringt nicht das Licht ungehindert durch den dichtesten Diamant, während die dünnste Kohle, die doch mit dem Diamant aus demselben Stoff besteht, trotz all ihrer Poren keinen Lichtstrahl durch sich gehen läßt? Hier ist es also gerade die Dichtigkeit, das Gegentheil der Porosität, welche die Körper für Licht und Wärme permeabler macht; und doch sind es vornehmlich jene Porenwände, die eine materielle Grundlage des Lichts wie der Wärme am zuverlässigsten zu behaupten pflegen. Sie kennen nur Materien und Lücken darin für beliebige andre Materien: daraus meinen sie, wie der Töpfer auf Einer Scheibe alles kneten und drehen zu können, die Welt, das Leben und wohl gar auch den Geist.

Verzeihen Sie, daß ich mich bei einem Nebenpunkte, den ich sogar schon einmal an eben diesem Orte besprochen habe, so lange aufgehalten. Thatsachen, die mit unsern hergebrachten Vorstellungen nicht übereinstimmen, lassen sich nicht oft genug wiederholen. Wer sie zum ersten mal hört, belächelt sie gewöhnlich; wer sie hundert mal hörte, pflegt ohne Bedenken daran zu glauben; wer sie tausendmal hörte, der erst gewinnt die Unbefangenheit, sie zu prüfen. Und in dem uns vorliegenden Fall muß die nöthige Unbefangenheit wohl sehr schwer zu erringen sein; denn man mag der sich klug dünkenden Alltagsmeinung den Kopf abschlagen wie oft man will, sie schießt immer neue Köpfschen empor.

Doch nicht in allen Pflanzenzellen wirken Endosmose und Exosmose mit gleicher Lebhaftigkeit. Sie wirken um so energischer, je zarter die Wand der Zellen und je größer die abgeplatteten Berührungsflächen, mit denen eine den andern angewachsen ist; und beides pflegt in gradem Verhältniß gegen einander zu stehen, so daß dünnwandige Zellen meist große, dickwandige nur kleine Berührungsflächen darbieten. Die Bast- oder Faserzellen, woraus das bekannte

Aberneß aller Blätter und woraus auch die Flachsfasern ihrem größten Theile nach bestehen, bilden unter andern auch dadurch einen ziemlich scharfen Gegensatz gegen die gemeinen Zellen, von denen die Bündel der erstern umgeben werden, daß sie früh dickwandig werden und vielleicht eben deshalb nie ausgedehnte Berührungsflächen bekommen. Man könnte sie gewissermaßen selbstsüchtiger nennen als die gemeinen Zellen. Denn während diese den Saft den sie empfangen und zubereiten, schnell fast ganz wieder abtreten, und nur sehr wenig davon zu ihrer eigenen Ernährung verwenden, machen es jene gerade umgekehrt: sie verbrauchen einen großen Theil des empfangenen Saftes zur Verdickung ihrer eigenen Wand, geben verhältnißmäßig nur wenig davon an die über ihnen liegenden Zellen gleicher Art ab, und legen früh das Geschäft der Saftbereitung, nachdem sie sich selbst gehörig versorgt haben, ganz nieder. Auf einem Querschnitt derselben erblickt man alsdann die Wand so stark verdickt, daß die Höhle, die sich niemals vollkommen schließt, oft nur noch bei sehr starker Vergrößerung als ein schwarzer Punkt erscheint, umgeben von vielen abwechselnd hellern und trübem concentrischen Kreisen, den Jahresringen eines durchschnittenen Baumstammes ähnlich, die sämmtlich der Zellwand angehören, und die Art der Verdickung durch schichtweise Ablagerung des Nahrungsstoffes auf der innern Oberfläche der Zellwand erkennen lassen. Dergleichen Zellen nun nehmen das Wasser, das ihnen von außen dargeboten wird weit träger auf als die gemeinen dünnwandigen Zellen, bewahren aber dagegen das Vermögen der Endosmose und Exosmose weit länger nach dem Tode, ohne dadurch merklich alterirt zu werden.

Außer dieser Art des Wachsthums der Zellwand in die Dicke, durch Ablagerung des Nahrungsstoffes auf der innern Fläche, giebt es aber noch eine andre durch Ablagerung desselben auf der äußern Fläche.

Sie findet indeß nur da statt, wo eine Zelle von keiner andern Zelle unmittelbar berührt wird, also theils auf der Oberfläche der ganzen Pflanze und ihrer besondern innern Organe, theils im Umfange der sogenannten Intercellularkanäle, die jedes Zellgewebe in verschiedenen Richtungen durchziehen. - Bewirkt wird sie durch einen schleimigen Stoff, den die Zellen selbst ausschwißen, und der auf ihrer Oberfläche, wenn nichts den Vorgang stört, nach und nach erhärtet. Hugo Mohl, der größte Pflanzenanatom unsres Jahrhunderts, nennt diesen Stoff, dessen weite Verbreitung er zuerst gründlich nachgewiesen, die Intercellularsubstanz.

Diese wenigen Notizen aus der Anatomie und Physiologie der Pflanzen reichen aus, um die Theorie der Flachsbereitung überhaupt und die zuletzt gerühmten Vorzüge des Seidenflachses vor dem Flachsdikotyledoner Pflanzen verständlich zu machen.

Ganz unter Wasser oder ganz in trockner Luft glebt es weder Endosmose noch Exosmose, das wechselnde Spiel beider beginnt erst und setzt sich fort, wenn entweder ein Theil des Zellgewebes von Luft, ein anderer von Wasser umgeben wird, wie bei der lebendigen Pflanze, die ihre Wurzel in den feuchten Boden senkt, oder wenn nach einander feuchte und trockne Umgebung wechseln, wie unterandern beim Thauwerk der Schiffe, das bald dem Regen bald der Sonne ausgesetzt ist. Bei fortdauernder Umgebung mit Wasser und hinreichender Wärme erfolgt etwas ganz anderes: die Intercellularsubstanz löst sich wieder auf, das Gewebe der Zellen zerfällt in Zellfäden oder gar einzelne freie Zellen, endlich ergreift Verwesung die Zellen selbst, und zwar um so früher, je weniger sich ihre Wand verdickt hatte. Man nennt diesen Proceß bis zum Eintritt der vollständigen Fäulniß die Maceration oder bei der Flachsbereitung das Rosten.

Es könnte Ihnen auffallen, daß zur Maceration und der ihr folgenden Fäulniß vegetabilischer Körper eine fortdauernde Feuchtigkeit erforderlich sein soll, da doch die Erfahrung lehrt, daß Holz weit schneller in Fäulniß oder Moder übergeht, wenn es sich an der Oberfläche des Wassers, als wenn es sich beständig unter derselben befindet. Die Erfahrung ist richtig, steht aber mit meinen Angaben nicht im Widerspruch. Sie erinnern sich, daß ich früher sagte, in der todten Pflanze stumpfe sich das Vermögen der Endosmose und Exosmose durch öftere Sollicitation allmählig ab. Ist aber dieser Nachhall des Lebens einmal ganz erloschen, so reicht eine sehr kurze Maceration hin das zu bewirken, wozu vor dem Erlöschen desselben eine weit längere Maceration erfordert wurde.

Ich kehre zum Flachß zurück. Durch das Rosten lösen sich die gemeinen dünnwandigen Zellen halb zerstört von den durch sie hindurch laufenden Bündeln der dickwandigen Bastzellen, die der Maceration weit länger widerstehen als jene, und selbst das Boken und Brechen ertragen, wobei jene als Kave abfallen. Je schneller nun die Maceration das gemeine Zellgewebe einer Pflanze angreift, und je weniger dabei zugleich die Bastzellbündel leiden, desto besser eignet sich die Pflanze zur Flachßbereitung. Denn durch Maceration gereinigt werden muß jeder Flachß, und derjenige ist der stärkste und dauerhafteste, der dabei am wenigsten von seinem ursprünglichen Vermögen der Endosmose und Exosmose einbüßt.

Diesen Forderungen entsprechen vornehmlich einige monokotyledone Pflanzen, vielleicht vor allen das Phormium tenax, die Mutterpflanze des neuseeländischen Flachßes. Ein vorzüglich starker Ueberzug von Intercellularsubstanz giebt letzterm, so wie allen sogenannten Seidenflachßarten ihren eigenthümlichen Glanz. Auch löst sich ihre Intercellularsubstanz, einmal erhärtet, sehr schwer und langsam im Wasser wieder auf. Daher der lange Widerstand, den diese

Flacharten der Fäulniß entgegensetzen. Endlich gehen Endosmose und Exosmose bei ihnen auffallend langsam vor sich, und scheinen deshalb um so öfterer Wiederholung fähig. Um sich davon zu überzeugen, bedarf es nur eines sehr einfachen Experiments. Eine Faser unsres gemeinen Flachses, durch die benetzten Finger gezogen, erscheint sogleich ganz verändert, weicher und biegsamer, zum Zeichen, daß das Wasser ihn schnell ganz durchdrungen hat; vom neuseeländischen Flachß scheint das Wasser bei der ersten Berührung gleichsam wie von einer fettigen Oberfläche zurück gestoßen zu werden, erst allmählig durchdringt und erweicht es ihn.

Ich bediente mich vorhin des Papiers, um die vereinte Wirkung der Endosmose und Haarröhrchenanziehung auf ein Aggregat von Pflanzenfasern anschaulich zu machen. Ein Strick ist auch ein Aggregat von Pflanzenfasern. Wunderbar scheint es daher, daß, während das Papier im Wasser sich ausdehnt, das Strick sich verkürzen soll. Doch wer kennt nicht die Anekdote von Fontana dem Baumeister des Papstes Sixtus V., der beauftragt war einen Obelisk in Rom aufzustellen? Man bediente sich dazu eines genau berechneten Hebwerks, das auch bis auf ein Kleines der Erwartung entsprach. Allein auf die Streckung, welche die Seile unter der ungeheuren Last erfuhren, hatte Fontana nicht genug gerechnet; noch stand der Obelisk nicht ganz, als die Maschine zu wirken aufhörte. In dem entscheidenden Augenblick, der alle Mühe zu vereiteln, eine Wiederholung der ganzen Riesenarbeit zu verlangen drohete, ruft eine Stimme aus dem Volk, — wer, hat man nie erfahren —: Wasser auf die Seile! Es geschieht, der Obelisk richtet sich auf.

Eine Erklärung dieses Phänomens, die ich zu geben versuchte, fand unter Kennern keinen Beifall*);

*) Ich gab sie bei der Vorlesung in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Die nachfolgenden Versuche wurden seitdem erst angestellt.

an beiden Enden befestigt sind, und sich nicht in Folge einer theilweisen Aufdrehung ebenfalls verlängern können. Der scheinbare Widerspruch beider Phänomene lag klar vor Augen, zugleich aber auch der Punkt, worin die Lösung zu suchen war, nämlich der mechanische Act der Drehung. Denn wer möchte zweifeln, daß das Wasser auf die einzelnen Fasern im gedrehten Seil eben so wirke, wie auf die ungedrehten?

Um nun auch die Veränderungen kennen zu lernen, welche die D*icke* sowohl ungedrehter wie auch gedrehter Fäden durch Befeuchtung erleiden, bediente ich mich zweier Methoden. Einmal spannte ich die Fäden gleich Saiten auf ein musikalisches Instrument, und untersuchte, wie sich ihr Ton beim Uebergange aus dem trocknen in den feuchten Zustand und aus diesem in jenen verändert; sodann unterwarf ich sie unter dem Mikroskop der unmittelbaren Messung.

Da ich wußte, daß sich der einfache Faden nach der Befeuchtung verlängert, der gedrehte verkürzt, so erwartete ich, jener werde dabei einen tiefern, dieser einen höhern Ton annehmen; allein ich hatte mich geirrt: beide stimmten sich nach der Anfeuchtung plötzlich herab, und erhoben sich beim Trockenwerden allmählig wieder auf die frühere Höhe. Wählte ich aber die beiden Fäden an D*icke* so gleich wie möglich, und stimmte ich sie in der Trockenheit genau überein, so sank nach der Befeuchtung der Ton des ungedrehten Fadens etwa um vier, der des gedrehten kaum um drei Klavierintervallen. Die Erklärung war leicht zu finden. Denn die Höhe einer Saite hängt von drei Momenten ab, von ihrer Länge, ihrer D*icke* und ihrer Spannung. Die Länge blieb bei dem beschriebenen Versuch unverändert; die Spannung mußte sich nach meinen frühern Versuchen zu urtheilen durch Anfeuchtung bei der ungedrehten Seite verringern, bei der gedrehten erhöhen: da sich nun gleichwohl bei beiden der Ton senkte, so blieb nur die Verdickung

übrig das Phänomen zu erklären; dieselbe mußte nothwendig im Vergleich zur Verkürzung der gedrehten Saite so beträchtlich sein, daß sie den Einfluß der größern Spannung auf den Ton nicht nur aufwog, sondern noch überbot.

Die nun vorgenommene mikroskopische Messung bestätigte diesen Schluß vollkommen. Ich konnte mit meinem Instrument den tausendsten Theil eines pariser Zolls mit ziemlicher Genauigkeit messen. Sowohl gedrehte wie auch ungedrehte Fäden, deren Durchmesser im feuchten Zustande zehn Tausendtheile betrug, verkürzten denselben durch das Austrocknen im Durchschnitt um zwei Tausendtheile, also um ein Fünftel. Die Verlängerung der ungedrehten Fäden durch die Rässe betrug aber, wie wir früher sahen, nur ein Fünfzigtheil; die Verdickung der ungedrehten Fäden verhält sich demnach zu ihrer Verlängerung durch das Wasser wie zehn zu eins. Bei gedrehten Fäden variiert das Verhältniß je nach dem höhern oder geringern Grade der Drehung.

So weit meine Versuche; es ist noch übrig, die räthselhafte Verkürzung gedrehter Fäden oder Seile durch das Wasser daraus zu erklären. Sie kann ihren Grund nur in der Drehung selbst und in der zehnfach größern Ausdehnung ihrer einfachen Fasern nach der Dicke als nach der Länge haben.

Um die Sache anschaulicher zu machen, wollen wir uns einen Faden von bestimmter Länge, etwa vier Zoll lang, schraubensförmig erst um einen dünnern, dann um einen dickern Cylinder, etwa um zwei Bleistifte von verschiedener Dicke, gewunden denken. Machte er um den dünneren Bleistift grade vier Umläufe bei einer Ansteigung seiner Schraubenlinie von ungefähr 60 Grad, so kann er um den dickern Bleistift nur dann eben so viel Umläufe machen, wenn wir seine Schraubenlinie schwächer, etwa nur um 30 Grad ansteigen lassen. Im ersten Fall wird der Faden also einen längern, im zweiten einen kürzern Theil des Bleistiftes mit

ich überzeugte mich selbst von Ihrer Unrichtigkeit, und entschloß mich zu einigen Versuchen, die, wie ich glaube, das Räthsel gelöst haben. Nur die vornehmsten erlauben Sie mir Ihnen mittheilen zu dürfen, ohne mich hier in nähere Beschreibung der angewandten Methode und der einzelnen dadurch erlangten Resultate einzulassen.

Zunächst lag die Frage: ob es sich auch wirklich so verhält, wie man glaubt? ob das Wasser ungedrehte Pflanzensfasern wirklich verlängert, gedrehte wirklich verkürzt? Vielleicht war eins von beiden, vielleicht gar beides falsch. Vom Holz, das ebenfalls größtentheils aus Bastzellen besteht, ist bekannt, daß es zwar seine Breite sehr beträchtlich, doch seine Länge wenigstens nicht merklich in verschiedenen Feuchtigkeitszuständen verändert; daher gute Tischler niemals Langholz und Querholz zusammen leimen, weil sonst das letztere beim Austrocknen unfehlbar reißt. Ja es ward mir mitgetheilt, ein vorzüglicher musikalischer Instrumentenmacher habe sich durch sorgfältig angestellte Experimente überzeugt, die Länge des Holzes erleide beim Wechsel des Feuchtigkeitszustandes gar keine Veränderung. Mein Verdacht war also nicht ohne Grund, allein meine eigenen Versuche hoben ihn alsbald.

Unter den ungedrehten Pflanzensfasern lieferten die des neuseeländischen Flachses, — denn so darf ich unsern sogenannten Manillahanf künftig wohl nennen, — ihrer Länge und Stärke wegen die sichersten Resultate. Ich experimentirte mit beinahe sechs Fuß langen Fasern von verschiedener Stärke, tränkte sie mit Wasser, und beobachtete an einem empfindlichen Fühlhebel, wie sich ihre Länge beim allmäligen Austrocknen verhielt. Sie verkürzten sich im Durchschnitt um zwei Hunderttheile ihrer ganzen Länge, und mußten sich folglich durch das Anfeuchten um eben so viel verlängert haben. Weber die verschiedene Dichte der Fasern, noch der Grad ihrer Spannung durch leicht-

tere oder schwerere Gewichte, so lange sie nicht so schwer waren, daß sie schon im trocknen Zustande den Faden merklich ausdehnten, äußerten einen erheblichen Einfluß auf die Veränderungen beim Wechsel des Feuchtigkeitszustandes, und zehnmallige Wiederholung desselben Experiments an derselben Faser gab so gleiche Resultate, daß ich die geringen Abweichungen, die sich zuweilen zeigten, für Beobachtungsfehler halten mußte.

Gedrehte Fäden, Zwirn und Bindfäden von verschiedener Stärke verhielten sich bei denselben Versuchen verschieden, je nachdem ich ihr unteres mit einem Gewicht beschwertes Ende frei hängen ließ, oder eine Vorkehrung traf, die jede Drehung des Gewichts unmöglich machte. Im ersten Fall trat schon im trocknen Zustande eine theilweise Aufdrehung des Fadens, und dadurch eine beträchtliche Verlängerung desselben ein, bis das Gewicht allmählig zur Ruhe kam. Tränkte ich darauf den Faden mit Wasser, so begann die Aufdrehung desselben aufs neue, und setzte sich unter abermaliger Verlängerung viel weiter fort, ohne daß sich beim Austrocknen ein früherer höherer Grad der Drehung jemals wieder herstellte. Nachdem aber die Ruhe des Gewichts während der Nässe einmal eingetreten war, oder wenn ich sie dadurch, daß ich jede Drehung des Gewichts unmöglich machte, von Haus aus erzwang, zeigte sich gerade das Gegentheil: ein Bindfaden unter andern von etwa einer halben Linie im Durchmesser, mit Wasser getränkt, verlängerte sich während des Austrocknens um mehr als sieben Hunderttheile seiner Länge, dünnere Fäden, ungefähr so stark wie die feinsten einfachen Fasern, deren ich mich vorhin bedient hatte, verlängerten sich ungefähr um drei, dickere sogar um zehn Hunderttheile.

Jetzt stand also fest, daß die Nässe ungedrehte Pflanzenfasern in der That verlängert, gedrehte dagegen verkürzt, vorausgesetzt daß sie

an beiden Enden befestigt sind, und sich nicht in Folge einer theilweisen Aufdrehung ebenfalls verlängern können. Der scheinbare Widerspruch beider Phänomene lag klar vor: Augen; zugleich aber auch der Punkt, worin die Lösung zu suchen war, nämlich der mechanische Act der Drehung. Denn wer möchte zweifeln, daß das Wasser auf die einzelnen Fasern im gedrehten Seil eben so wirke, wie auf die ungedrehten?

Um nun auch die Veränderungen kennen zu lernen, welche die Dicke sowohl ungedrehter wie auch gedrehter Fäden durch Befeuchtung erleiden, bediente ich mich zweier Methoden. Einmal spannte ich die Fäden gleich Saiten auf ein musikalisches Instrument, und untersuchte, wie sich ihr Ton beim Uebergange aus dem trocknen in den feuchten Zustand und aus diesem in jenen verändert; sodann unterwarf ich sie unter dem Mikroskop der unmittelbaren Messung.

Da ich wußte, daß sich der einfache Faden nach der Benetzung verlängert, der gedrehte verkürzt, so erwartete ich, jener werde dabei einen tiefern, dieser einen höhern Ton annehmen; allein ich hatte mich geirrt: beide stimmten sich nach der Anfeuchtung plötzlich herab, und erhoben sich beim Trockenwerden allmählig wieder auf die frühere Höhe. Wählte ich aber die beiden Fäden an Dicke so gleich wie möglich, und stimmte ich sie in der Trockenheit genau überein, so sank nach der Befeuchtung der Ton des ungedrehten Fadens etwa um vier, der des gedrehten kaum um drei Klavierintervallen. Die Erklärung war leicht zu finden. Denn die Höhe einer Saite hängt von drei Momenten ab, von ihrer Länge, ihrer Dicke und ihrer Spannung. Die Länge blieb bei dem beschriebenen Versuch unverändert; die Spannung mußte sich nach meinen frühern Versuchen zu urtheilen durch Anfeuchtung bei der ungedrehten Seite verringern, bei der gedrehten erhöhen: da sich nun gleichwohl bei beiden der Ton senkte, so blieb nur die Verdickung

übrig das Phänomen zu erklären; dieselbe mußte nothwendig im Vergleich zur Verkürzung der gedrehten Saite so beträchtlich sein, daß sie den Einfluß der größern Spannung auf den Ton nicht nur aufwog, sondern noch überbot.

Die nun vorgenommene mikroskopische Messung bestätigte diesen Schluß vollkommen. Ich konnte mit meinem Instrument den tausendsten Theil eines pariser Zolls mit ziemlicher Genauigkeit messen. Sowohl gedrehte wie auch ungedrehte Fäden, deren Durchmesser im feuchten Zustande zehn Tausendtheile betrug, verkürzten denselben durch das Austrocknen im Durchschnitt um zwei Tausendtheile, also um ein Fünftel. Die Verlängerung der ungedrehten Fäden durch die Masse betrug aber, wie wir früher sahen, nur ein Fünfzigtheil; die Verdickung der ungedrehten Fäden verhält sich demnach zu ihrer Verlängerung durch das Wasser wie zehn zu eins. Bei gedrehten Fäden variiert das Verhältniß je nach dem höhern oder geringern Grade der Drehung.

So weit meine Versuche; es ist noch übrig, die räthselhafte Verkürzung gedrehter Fäden oder Saiten durch das Wasser daraus zu erklären. Sie kann ihren Grund nur in der Drehung selbst und in der zehnfach größern Ausdehnung ihrer einfachen Fasern nach der Dicke als nach der Länge haben.

Um die Sache anschaulicher zu machen, wollen wir uns einen Faden von bestimmter Länge, etwa vier Zoll lang, schraubensförmig erst um einen dünnern, dann um einen dickern Cylinders, etwa um zwei Bleistifte von verschiedener Dicke, gewunden denken. Machte er um den dünneren Bleistift grade vier Umläufe bei einer Ansteigung seiner Schraubenlinie von ungefähr 60 Grad, so kann er um den dickern Bleistift nur dann eben so viel Umläufe machen, wenn wir seine Schraubenlinie schwächer, etwa nur um 30 Grad ansteigen lassen. Im ersten Fall wird der Faden also einen längern, im zweiten einen kürzern Theil des Bleistiftes mit

gleich viel Schraubengängen umwickeln. Ein gedrehtes Seil, und eben so selbst der feinste gedrehte Faden, ist aber ein Cylinder, um den jede einfache Faser eine Schraubenlinie beschreibt. Befestigen wir nun das Seil an beiden Enden, so daß sich die Zahl der Drehungen seiner Fasern nicht verändern kann; verdicken wir es darauf durch Befeuchtung um den fünften Theil seines Durchmesser: so müßte sich das ganze Seil, falls seine einzelnen Fasern sich nicht ebenfalls durch das Wasser verlängerten, um den fünften Theil seiner Länge verkürzen, weil jetzt jede seiner Fasern nothwendig in einem spitzeren Winkel ansteigen muß. Nun verlängern sich zwar seine sämtlichen einfachen Fasern bei der Anfeuchtung, und folglich verlängert sich dadurch zugleich das ganze Seil. Allein die Verkürzung, die es in Folge seiner Verdickung erleidet, ist zehn mal größer, folglich verkürzt es sich im Ganzen zehn mal mehr als es sich verlängert, wir sehen also nur die neunfache Verkürzung. Uebrigens versteht sich von selbst, daß die hier nur als Beispiel angeführten Zahlenverhältnisse sich ändern, sobald das Seil dicker oder dünner, und mehr oder weniger stark gedreht ist.

An dieser Empfindlichkeit gegen Nässe und Trokkenheit leiden, wiewohl in verschiedenem Grade, alle sowohl gedrehte wie ungedrehte vegetabilische Fasern. In der Marine pflegt man dem Nachtheil derselben so gut man kann durch das Tränken des Thauwerks in Theer zu begegnen; wodurch man zugleich ihre Dauer erhöht, indem der Ueberzug von Theer den zu häufigen Wechsel der Endosmose und Exosmose, und die zu frühe Erschöpfung der Fähigkeit dazu beschränkt. Doch dem Uebel ganz vorbeugen kann der Theer nicht, weil er nur die Oberfläche der Thau überzieht und in die Zwischenräume zwischen die Fasern, doch nicht in diese selbst eindringt. Ueberall wo eine Zellwand den künstlichen Ueberzug wieder verliert, erneuert sich daher sogleich die Endosmose,

pflanzt sich von Zelle zu Zelle in engerm oder weiterm Kreise unter der Hülle fort, und wirkt um so nachtheilliger, weil ihr keine freie Exosmose aller Zellen folgen kann. Es ist daher gewiß keiner der geringsten Vorzüge aller Seidenflachsarten; und namentlich des neuseeländischen, in Folge der stark nach innen zu verdickten Zellwände und des starken natürlichen Ueberzuges von Intercellularsubstanz keines künstlichen Ueberzuges zu bedürfen. Man hat beklagt, daß der neuseeländische Flachs keinen Theer annähme, und ein englischer Seiler hat sich im Jahr 1832 sogar ein Patent geben lassen auf ein Verfahren, welches den neuseeländischen Flachs für den Theer empfänglich machen soll. Durch scharfe Laugen entfernt er jenen der Fäulniß widerstehenden natürlichen Leim der Intercellularsubstanz, um ihn durch Theer künstlich wieder zu ersetzen. Die Entscheidung über so verwickelte Fragen muß zwar stets der Erfahrung überlassen bleiben; vom theoretischen Standpunkt aus läßt sich indeß kaum ein thdrigteres Verfahren denken. Warum soll man die Thauere aus neuseeländischem Flachs nicht lieber ungetheert anwenden, bis sich, vielleicht erst nach mehreren Jahren, zeigt, daß sie nicht mehr so schnell trocken werden als zuvor? Dann, und nicht früher, wäre es Zeit sie zu theeren, und dann werden sie, wie man vermuthen darf, den Theer willig aufnehmen.

Denken Sie sich jetzt zum Schluß eine Marine ganz mit neuseeländischem Flachs equipirt. Das gesammte Tauwerk eines Schiffs von vier und sechzig Kanonen soll ohne die Ankerkette etwa sechzig Zentner wiegen. Der neuseeländische Flachs ist aber nicht nur an sich leichter, sondern da er zugleich stärker ist, können auch dünnere Tauer aus ihm die dickeren aus Hanf vertreten. Man könnte daher nach Labillardiere, wenn man sich nur des neuseeländischen Flachs bediente, die Hälfte des Gewichts davon ersparen. Um so viel mehr könnte man folglich laden: und da sich nun so viel weniger Gewicht über und so

viel mehr unter dem Wasserspiegel befände, so würde das Fahrzeug theils schneller segeln, theils leichter zu regieren sein. Auch wären nicht so viel Hände nöthig, das halb so schwere Tauwerk zu handhaben, also weniger Matrosen; und diese präsentirten sich wohl gar statt der Theerjacken in reinlichen silberglänzenden Gewändern.

So viel Hoffnungen knüpfen sich an die Hand voll Fasern, die da vor uns liegt. Doch ich will nicht in den Fehler des Eiermädchens verfallen. Lassen Sie nur eine jener Hoffnungen sich erfüllen, wäre es auch nur die auf dauerhaftere Perücken, und sie ersetzt, wenn ich nicht irre, die kurze Stunde, die ich Ihnen durch Anpreisung des neuen Products geraubt habe.

II.

Chemische Untersuchung eines Brunnenwassers aus dem Gute Arnsherg bei Kreuzburg.

Dieses Wasser war in einem Brunnen enthalten, der sich dicht neben der Brau- und Brennerei befand. Er war mit einer hölzernen Einfassung versehen und hatte zwei Pumpenstöcke aus Fichtenholz. Der eine von diesen wurde gebraucht, um das Wasser, welches zur Wirthschaft nöthig war, zu erhalten; der andere war nur zur Brau- und Brennerei bestimmt, und wurde daher im Sommer, wenn die Brennerei nicht im Gange war, wenig gebraucht.

Das Wasser, welches der zur Wirthschaft bestimmte Stock gab, hatte keine Farbe, war vollkommen klar und durchsichtig, besaß einen eigenthümlichen Geruch und einen etwas bitteren, salzigen Geschmack; das Wasser, welches der andere Stock gab, besaß, wenn er einige Zeit nicht benutzt wurde, eine schwarz-

liche Farbe, war unklar, behielt aber dabei zum Theil seine Durchsichtigkeit, hatte einen Geruch nach faulen Eiern und besaß beinahe denselben Geschmack des ersten. Wurde aus diesem zweiten Stock das Puppen eine Weile fortgesetzt, nachdem er zuvor eine Zeitlang nicht benutzt war, so folgte auf das stinkende, gefärbte Wasser, ein beinahe geruchloses und klares, welches mit dem des ersten Stockes seinen physischen Eigenschaften nach identisch war. Dasselbe bemerkte ich, wenn er öfterer benutzt wurde, in welchem Falle gar kein stinkendes Wasser zum Vorschein kam.

A. Untersuchung des Wassers aus dem ersten Stocke.

1) Das Verhalten seiner Farbe, seines Geruchs und seines Geschmacks habe ich bereits angegeben. Bei dem Gießen aus einem Gefäße in das andere effervescirte es nicht. Auch fand dieses nicht Statt, wenn Zucker darin aufgelöst wurde. Es röthete weder Lacmuspapier, noch veränderte es die Farbe des gerötheten. Aus diesen Versuchen folgt, daß es: weder eine freie Säure, noch einen ungebundenen alkalischen Stoff und auch keine freie Kohlensäure enthielt.

2) Beim Aufkochen wurde das Wasser trübe; es lagerte sich darnach ein grauliches Pulver ab. Auf den Zusatz von Kaltwasser erfolgte eine weiße Trübung, welche auch durch die Beimischung einer größeren Menge des Wassers nicht verschwand. Es waren daher Salze, in Kohlensäure gelöst, gegenwärtig.

3) Ein blanker silberner Löffel, der in das Wasser gesteckt und darin längere Zeit gelassen wurde, nahm keine braune oder gelbliche Farbe an. Es enthielt daher kein Schwefelwasserstoffgas.

4) Das (in 2) abgesetzte grauliche Pulver wurde mit verdünnter Salzsäure übergossen, wobei es stark aufbrauste. Durch Kochen löste es sich in der Säure gänzlich. Diese Flüssigkeit wurde mit ägendem Ammoniak, so lange versetzt, bis sie alkalisch reagirte.

Hiebei sonderte sich eine unbedeutende Menge eines braunen Sediments, welches sich wie Eisenoryd verhielt. In der Flüssigkeit machte neutrales oxalsaures Kali einen weißen Niederschlag. Das grauliche Pulver bestand daher, aus kohlen-saurer Kalkerde und kohlen-saurem Eisenoryd.

5) Das Wasser, aus welchem sich beim Aufkochen das grauliche Pulver abgelagert hatte, wurde nun durch Abdampfen concentrirt, wobei sich nichts absonderte. Dieses concentrirte Wasser wurde mit folgenden Reagentien geprüft: Salpeter, saurer und salzsaurer Baryt, machten einen weißen Niederschlag, der sich in Salpetersäure nicht auflöste, welches die Gegenwart von Schwefelsäure nachwies. Salpetersaures Silberoryd machte einen weißen, käsigen Niederschlag, der in äzendem Ammoniak löslich war, es war daher Salzsäure gegenwärtig; Kalkwasser machte keine Veränderungen, es war daher keine Phosphorsäure vorhanden; Cyaneisenkalium machte ebenfalls keine Veränderung, eben so verhielt sich Galläpfeltinctur, wodurch die Abwesenheit des Eisens nachgewiesen wurde; neutrales oxalsaures Kali machte einen weißen Niederschlag, welches Kalkerde anzeigte; Weinstein-säure blieb ohne Einwirkung, welches die Abwesenheit des Kalis nachwies; phosphorsaures Ammonium, machte einen weißen Niederschlag, welches Bittererde anzeigte.

6) Eine neue Quantität des Wassers wurde, bei sehr gelinder Wärme zur Trockene abgedampft; der erhaltene Rückstand mit äzendem Kali zusammengerieben, wobei sich keine ammoniakalische Dämpfe entwickelten. Es war daher, in dem Wasser kein Ammoniak-salz vorhanden.

7) Nach dieser vorläufigen Bestimmung der einzelnen Bestandtheile des Wassers wurden 72 Unzen desselben, bei sehr gelinder Wärme, zur Trockene abgedampft. Als Rückstand blieb eine gelblich gefärbte Masse, die ein pulverartiges Ansehen hatte, schwach

salzig schmeckte, keine Feuchtigkeit aus der Luft an sich zog und 40 Gran wog.

a. Diese Masse wurde nun scharf ausgetrocknet, in einen kleinen Kolben gebracht; hier mit 92 pEt. haltendem Weingeist übergossen und öfter damit umgeschüttelt: Nachdem sie mit dem Weingeiste 24 Stunden in Berührung geblieben war, wurde dieselbe Operation mit einer frischen Quantität Alkohol wiederholt. Diese Auszüge hatten eine sehr schwache gelbliche Farbe und hinterließen nach dem Abdampfen einen bräunlichen Rückstand der 0,5 Gran wog, durchaus keine Salze enthielt, sich nicht im Wasser löste, in einem Platinlöffel schmolz und mit Flamme brannte daher als eine harzige Materie erkannt wurde.

b. Der Masse wurde, nachdem sie mit 92 pEt. haltendem Weingeiste erschöpft war, mit 75gradigem übergossen und dann eben so verfahren, wie das erstemal. Die Auszüge besaßen eine gelbliche Farbe. Nach dem Abdampfen hinterließen sie 5 Gran eines gelblichen Rückstandes, in welchem sich Krystalle eines Salzes deutlich unterscheiden ließen. Es war im Wasser gänzlich löslich. Die Auflösung wurde in zwei gleiche Theile getheilt. In dem einen dieser Theile machte effigsaures Kupferoxyd einen weißlich grünen Niederschlag, salpetersaures Silberoxyd einen weißen, in Ammoniak löslichen; Weinsäure keine Veränderungen. Die Lösung enthielt daher Quellsäure und Chlornatrium (Kochsalz). Der andere Theil der Lösung wurde mit salpetersaurem Silberoxyd vermischt. Das ausgefällte und geglühte Chlor Silber wog 4 Gran, welchem für das Ganze 3,32 Gran Chlornatrium entsprechen. Der Rückstand bestand demnach aus 1,68 Gran Quellsäure und 3,32 Gran Chlornatrium.

c. Die vermittelst 92 pEt. und 75 pEt. haltenden Weingeist erschöpfte Masse wurde jetzt mit 40 pEt. haltendem in der Siedhitze, extrahirt. Die Lösungen waren ohne Farbe und hinterließen nach dem Abdampfen

pfen, einen weißen Rückstand, der 1,5 Gran wog. Dieser löste sich gänzlich im Wasser. Die eine Hälfte dieser Lösung wurde geprüft mit salpetersaurem Silberoxyd, welches keine Veränderung hervorbrachte; mit salpetersaurem Baryt, welcher einen weißen, in Salpetersäure unlöslichen, Niederschlag machte; mit phosphorsaurem Ammonium, welches ein weißes Präcipitat bewirkte. Es war demnach schwefelsaure Magnesia nachgewiesen. Aus der anderen Hälfte der Lösung wurde die Schwefelsäure durch ein Barytsalz ausgefällt. Der erhaltene ausgefüßte und geglühete schwefelsaure Baryt wog 2 Gran, daher für das Ganze 4 Gran, welchem 1,56 Gran schwefelsaure Magnesia entsprechen.

d) Die mit 92 pCt., 75 pCt. und 40 pCt. haltendem Weingeist erschöpfte Masse, wurde nun mit schwachem Weingeiste, dem etwas Salpetersäure zugesetzt war, übergossen, wobei sie stark aufbrauste, und hierauf mit dieser Flüssigkeit in der Wärme digerirt. Die saure Flüssigkeit wurde vorsichtig mit kohlen-saurem Kali neutralisirt, daß sich dabei von den aufgelösten Erden nichts ausschied. In der einen Hälfte dieser Flüssigkeit machten Eisencyan-kalium einen blauen; neutrales oxalsaures Kali einen weißen Niederschlag, wodurch Eisenoxyd und Kalkerde nachgewiesen wurden; phosphorsaures Ammoniak und Barytsalze machten keine Veränderungen. Die andere Hälfte der Lösung wurde wieder in zwei gleiche Theile getheilt; aus dem einen das Eisenoxyd durch Cyaneisenkalium gefällt, wodurch 0,5 Gran Berlinerblau erhalten wurden, diesem entsprachen 0,249 Gran und für das Ganze 0,996 Gran kohlen-saures Eisenoxydal; aus dem anderen Theile die Kalkerde durch neutrales oxalsaures Kali niedergeschlagen, wodurch, nach dem Ausfüßen und Austrocknen, 5 Gran oxalsaurer Kalk erhalten wurden, diesem entsprechen 3,42 und für das Ganze 13,68 Gran kohlen-saurer Kalkerde.

e) Die nach der letzten Behandlung übrig bleibende bräunlich gefärbte Masse wurde nun zu wiederholten Malen mit Wasser ausgekocht, wodurch eine ungefärbte Lösung erhalten wurde, welche nach dem Abdampfen einen pulverigen Rückstand hinterließ, der 12 Gran wog und sich wie schwefelsaure Kalkerde (Gyps) verhielt.

f) Die nun übrigbleibende Masse war noch braun gefärbt. Sie wurde mit einer Lösung von einfachem kohlen sauren Kali digerirt, wodurch ihr die Farbe entzogen wurde. Nach dem Zusatz einer Säure fiel aus der schwach gefärbten Lösung ein braunes Präcipitat nieder, welches nach dem Ausfüßen und Austrocknen 5 Gran wog, sich weder in Alkohol, noch Wasser, noch Aether löste, dagegen in Kalien löslich war, in einem Platinlöffel verkohlte und sich daher wie Humus säure verhielt. Die nach der Behandlung mit der Kalilösung übrigbleibende Masse war grau gefärbt, fühlte sich sandig an, knirschte zwischen den Zähnen, war weder in Kalien, noch Säuren, noch Wasser, noch Alkohol, noch Aether löslich, veränderte sich nicht im Feuer, und war daher Kieselsäure (Kieselerde). Sie wog 0,5 Gran.

8) Nach dieser Untersuchung waren in 72 Unzen oder 34560 Gran des Wassers an festen Theilen enthalten:

Harzige Materie	0,5
Quell säure	1,68
Chlornatrium	3,32
Schwefelsaure Magnesia	1,56
Kohlensaures Eisenoxydul	0,99
Kohlensaure Kalkerde	13,68
Schwefelsaure Kalkerde	12,00
Humus säure	5,00
Kieselerde	0,50
Verlust	0,77

Gr. 40,00

B. Untersuchung des stinkenden und gefärbten Wassers aus dem zweiten Stocke.

Wurde in dieses Wasser ein blanker silberner Löffel gelegt und hierin eine Weile gelassen, so nahm er eine braune Farbe an, welches die Gegenwart des geschwefelten Wasserstoffgases nachweist.

Die chemische Analyse leitete ich eben so, als bei der Untersuchung des ersten Wassers. Sie gab beinahe dieselben Resultate, jedoch mit dem Unterschiede, daß ich nur 10,5 Gran kohlen saure Kalkerde erhielt, und daß der Kieselerde die braune Farbe nicht ganz durch einfaches kohlen saures Kali entzogen werden konnte. Diese Farbe verschwand aber, wenn die Kieselerde geglüht und mit Wasser abgeschwemmt wurde. Es war daher mit ihr Humuskohle verbunden gewesen.

Wurde dieses Wasser filtrirt, so verlor es nichts von seiner Farbe, der Farbestoff war daher so fein zertheilt, daß er durch die Poren des Filtrums durchging. Eben so konnte er durch Absetzen nicht geschieden werden, welches es wahrscheinlich macht, daß er keine Metalltheile enthält.

Aus einer Portion des Wassers des ersten Stockes wurden die vegetabilischen Bestandtheile abgeschieden, diese zu wiederholten Malen mit Salpetersäure gekocht; alles zur Trockene abgedampft, der Rückstand mit heißem Wasser übergossen. In dieser Lösung machte ein Barhytsalz keine Veränderungen, woraus hervorgeht, daß diese Stoffe keinen Schwefel enthielten.

Das Wasser aus dem zweiten Stocke enthielt gerade dieselbe Menge Gyps, wie das aus dem ersten.

Hieraus folgt, daß das geschwefelte Wasserstoffgas nicht durch die Zersetzung der vegetabilischen Substanzen, oder durch die Zersetzung des Gypses entstanden sein konnte. Es mußte daher von Außen her in das Wasser gekommen sein. In der Nähe des Brunnens

befanden sich eine Menge Ställe. Der Mist aus diesen Ställen wurde an einem Orte außerhalb derselben hingeworfen. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich, durch eine anfangende Verwesung des Mistes, Schwefelwasserstoff bilden und sich mit der atmosphärischen Luft vermischen mußte. Er war allerdings so gering, daß er, besonders in der Nähe des Brunnens, durch den Geruch nicht zu bemerken war, jedoch mußte er vorhanden sein und mit der Luft in den Pumpenstock eindringen. Hier verband er sich nun, bei seinem großen Bestreben, von dem Wasser aufgenommen zu werden, mit diesem. Den eingesogenen Antheil aber ersetzte ein neu hinzukommender, und da das Wasser längere Zeit in dem Pumpenstocke stehen blieb, mußte dieses endlich den Geruch nach faulen Eiern annehmen.

Ob nun in allen den Fällen, in welchen lange in verschlossenen Räumen stehendes Wasser den Geruch nach faulen Eiern annimmt, wie man dieses oft in Königsberg wahrnehmen kann, wenn Kellerwasser ausgepumpt wird, dieser Geruch dem Wasser durch Schwefelwasserstoffgas, welches es aus der atmosphärischen Luft einsaugt, mitgetheilt werde, möchte doch nicht immer anzunehmen sein. Denn oft enthält das Wasser auch thierische Stoffe, die dadurch, daß das Wasser längere Zeit an einem Orte ruhig steht, in Fäulniß übergehen und ihm den übeln Geruch ertheilen, oder es können auch noch andere Ursachen diese Erscheinung hervorbringen.

Was nun den geringeren Gehalt an kohlensaurer Kalkerde in dem gefärbten Wasser des zweiten Stockes anbetrifft, so rührt dieser ohne Zweifel davon her, daß die Kohlensäure, welche die kohlensaure Kalkerde in Auflösung erhielt, entweder von selbst in die Luft entwich, oder daß dieses Entweichen durch das Zutreten des geschwefelten Wasserstoffgases besördert wurde, wodurch sich ein Antheil des Salzes ausscheiden und zu Boden fallen mußte.

Endlich ist noch die dunkle Farbe des Wassers zu betrachten. Es ist sehr zu vermuthen, daß die Humusssäure, in Verbindung mit der Kalkerde, im Wasser enthalten war, wodurch sie auslöslich wurde, ein Antheil der Humusssäure wurde aber in Humuskohle verwandelt und dadurch die humusssäure Kalkerde zum Theil zersezt. Die ausgeschiedene unlösliche Humuskohle mußte ihrer dunkeln Farbe wegen das Wasser färben und sich ihrer Zertheilung wegen in demselben schwebend erhalten.

III.

3. Das 1498 in Leipzig fundirte Stipendium Wernerianum.

Von Dr. J. A. Eilienthal, Oberlehrer am Gymnasium in Braunsberg.

Thomas Werner¹⁰⁾ aus Braunsberg, Magister, ermländischer Domherr und Colligatus des großen Collegiums in Leipzig, machte den 2. Januar 1498 ein Testament, welches er auf seinem Sterbebette, den 14. December desselben Jahres, in Gegenwart der beiden Scholaren Eidemann (Sieße¹¹⁾) von Danzig und Matth. Hepner von Braunsberg dem Notarius überreichte. Nach üblicher Sitte legirte er

10) Sein Familienname ist schon damals, namentlich aber später, auch Werner. — Das auf Pergament geschriebene Testament befand sich noch 1753 auf dem hiesigen Rathhause. — Die nachfolgenden Mittheilungen sind aus zwei ziemlich correcten Abschriften, den mangelhaften Stipendien-Acten, den Act. Praetor. und den Missiv. des hiesigen Raths-Archivs entnommen.

11) Er wurde Bischof von Culm (nicht von Ebla, wie es in den historisch-politischen Blättern u. s. w. VII. p. 450 heißt) und dann Bischof von Ermland († 1550).

Verwandten und Bekannten, geistlichen und weltlichen Anstalten, mit welchen er irgendwie in nähere Berührung gekommen, an Geld oder Utensilien mehr oder weniger.

Beschenkt wurden die Kirchen, Klöster und Armen, in Leipzig; die leipziger Facultät erhielt fünf Bücher, eben so viele das große Collegium daselbst. Der Domkirche in Frauenburg vermacht er unter andern eine Erklärung der Bibel in vier großen Bänden auf Papier; bedacht sind das dortige H. Geistes- und das S. Georgien-Hospital.

Ganz besonders aber beerbt ihn Braunsberg: die Pfarrkirche, die Armen im S. Georgien-Hospital vor dem königsberger Thore, die S. Andreas-Kirche auf der Vorstadt und die Armen bei derselben, die Kapelle S. Trinitatis in der Neustadt, die Kirche S. Joannis vor dem Oberthore, das Kloster und die Kirche der Minoriten, die Schwester-Convente in den beiden Häusern der Begutten¹²⁾, die Stadtarmen, Schulkinder und die Kammerei-Casse zur Reparatur der Stadtmauern. Die Minoriten erhielten außerdem 30 Bücher, auf Pergament oder Papier, theils gedruckt, theils geschrieben, im Werthe von 160 rhein. Gulden.¹³⁾ Darunter befindet sich:

12) Begginnen, Beghinen, Beguinen (von beggen, beten, also Betschwestern) oder Begutten (von by Gott) hießen die Mitglieder einer weiblichen Gesellschaft, welche im elften Jahrhundert wahrscheinlich zuerst in den Niederlanden zur Beförderung der Krankenpflege und anderer guten Werke entstand. Nach ihnen bildeten sich im dreizehnten Jahrhundert ähnliche Männergesellschaften, auch Beguinen oder Begharden genannt. Als andere pietistische Secten und zum Theil jene beiden selbst gegen die Kirche sich auflehnten, kamen alle in übeln Ruf. Die bessern traten deshalb in den dritten Orden der Franciscaner und Dominicaner ein.

13) Diese 160 rhein. Gulden würden, nach dem damaligen Münzfuße berechnet, ungefähr 280 Thlr. ausmachen. Der Werth des Geldes aber hängt davon allein

Summa Ostiensis in Jure, gedruckt, 12 Flor. rhein.

Decretum, gedruckt, 8 Flor. rhein.

• Tabula super omnia scripta et opera b. Thomae, gedruckt, 3 Flor. rhein.

Scripta Bonaventurae super libros sententiarum, 3 Bände auf Pergament geschrieben, 11 Flor. rhein., 1 Band auf Papier geschrieben, 4 Flor. rhein.

Sermones et Postillae Mag. Alberti de Padua in passionem dominicam, gedruckt, 36 Flor. rhein.

nicht ab, sondern muß außerdem nach der Menge des edeln Metalles, dem Zinsfusse, namentlich aber nach dem Arbeitslohne und dem Preise der unentbehrlichen oder für unentbehrlich gehaltenen Lebensbedürfnisse berechnet werden. Hiesfür stehen mir in jener Zeit nur spärliche Mittel zu Gebote. Das aus ihnen, als Durchschnittszahl für die letzten Decennien des funfzehnten Jahrhunderts bis zur allgemeineren Verbreitung des aus America herübergekommenen edeln Metalles, gewonnene Resultat dürfte jene 280 Thlr. um das Zehnfache erhöhen. — Ein diesem hohen Werthe von 2800 Thlr. für 30 Bände entsprechender, ja ein noch höherer Preis ergibt sich auch aus folgender Verhandlung. Im Jahre 1458 schickte der hiesige Rath dem jungen Th. Werner zwei, ohne Zweifel geschriebene Bücher (wahrscheinlich nach Leipzig). Das eine wird genannt *lectura Novella, de regalia Juris*, das andere *Francoisus Petrarca de eventibus utriusque fortunae*. Sie wurden des Erlases wegen vom Rathe abgelehrt, und zwar mit 20 ungar. Gulden oder 40 geringe Mark, wofür sich die Ritter Werner's mit all ihren Söhnen verbürgen muß. Der Münzwertb von 40 Mark beträgt ungefähr 70 Thlr., der wirkliche Werth aber etwa 700 Thlr. Zur Beurtheilung dieser Schätzung folgende Notiz. Nach einem für die Bäder Braunsberg's in demselben Jahre entworfenen Taxe kostete die Last Roggen in jenen Zeiten 3 bis 6 Mark. Ob gute oder geringe Mark gemeint sind, ist nicht bemerkt. Im selben Jahre würden jene beiden Bücher den Werth von 3/4

Summa Antonii in 4 Theilen, gedruckt, 10 Flor. rhein.

Augustinus de civitate DEI., gedruckt, 8 Flor. rhein.

Augustinus de Trinitate, gedruckt, 6 Flor. rhein.

Moralia b. Gregorii super Job, geschrieben, 8 Flor. rhein.

Pantheologia in zwei Bänden, gedruckt, 10 Flor. rhein.

Augustians de pietate Ecclesiastica et b. Thomam de eodem et de regimine Principum, geschrieben, 4 Flor. rhein.

bis $6\frac{2}{3}$, im zweiten sogar bis $13\frac{1}{3}$, Last Roggen haben. Diesen Getreidepreisen scheint mir der Preis des Landes in jenen unruhigen Zeiten, bei der Schwierigkeit der Bearbeitung, zu entsprechen. 1476 kostete nehmlich eine Hufe in einem Stadtdorfe nur 5 gute Mark, also 175 Thlr. — Als 1485 beide Bücher zurückgegeben wurden, nahm der Rath eine besondere Verhandlung auf, wobei die Zahl der Capitel, der Inhalt, Anfang und Ende notirt ist. — Hierzu noch ein paar anderweitige Notizen. In ganz Frankreich war 855 keine complete Abschrift von Cicero de Oratore und von Quintilian's Institutionen zu finden. Die Gräfinn von Anjou zahlte für eine Copie der Homilien von Raimon 200 Schafe, 5 Quart Weizen, eben so viel Roggen und Hirse. Erst mit Erfindung des Lumpenpapiers und durch die von den Klostergeistlichen gelieferten Abschriften wurden die Bücher wohlfeiler; und doch kostete noch unter der Regierung Eduard's I. von England († 1307) eine gut geschriebene Bibel 250 Thlr., damals eine sehr große Summe. — Zur Zeit des Königs Alfons von Neapel († 1458) bezahlte Antonio Bononia Becatello den L. Livius in hübschen Bänden, jedes Buch mit 120 Goldstücken. Eine Concordanz sollte 100 Goldstücke kosten. Sogar noch 1491 mußte Ludwig XI., als er von der medicinischen Facultät in Paris die Werke des Arztes Rasis aushorgen wollte, eine große Menge Silbergeld als Pfand niederlegen und außerdem einen Edelmann stellen, der sich verbürgte, falls der König stirbe, für die Rückgabe des Werkes zu sorgen.

Alle diese Bücher sollten Inventarium des Klosters und unter Aufsicht des Rathes und der Procuratoren dieses Klosters bleiben. — Andere 10 Bücher erhalten die Carthäuser bei Danzig z. B. die Werke des Nicolaus de Lyra über die ganze Bibel in 4 Theilen, gedruckt.¹⁴⁾

Aus seinem Vermögen in Braunsberg, bestehend in 48 $\frac{1}{2}$ Morgen in der Aue und in ausgeliehenen Capitalken, so wie aus seinem Dorfe Eisenberg, welches ihm der deutsche Orden für 500 gute Mark verpfändet hatte, errichtet er drei Vicarien, zwei in seiner Capelle Flüggen, dann »unsrer lieben Frauen des Rosencranz Bruderschaft« genannt, und die dritte auf dem Altare S. Michaelis vor dieser Capelle. Jeder Vicarius soll jährlich 25 geringe oder 12 $\frac{1}{2}$ gute Mark haben.¹⁵⁾ Die Vicarien sollen Braunsberger sein, vom Rathe dem Bischofe präsentiert.

Endlich sollten an zwei Söhne seines Bruders Felix, Michael und Hensel, 50 ungarische Gulden¹⁶⁾ aus den Grundzinsen des Dorfes Eisenberg zum Studium in Culm gezahlt werden. Zur Fortsetzung ihrer Studien in Leipzig gründete er ein Stipendium von 30 Flor. rhein. jährlich, welches nach ihrem Abgange andere Braunsberger immer auf 6 Jahre genießen sollten. Die dieses Stipendium betreffende Stelle lautet wörtlich übersetzt also:

Und wenn sie (die genannten zwei Brudersöhne, in Betreff, welcher das beigefügte Codicill über etwas abändert) ihre Vorstudien in Culm gemacht, dann sollen sie auf die leipziger Universität geschickt werden und von den 30 rhein. Gulden, welche ich auf dem

14) Die ganze Bibliothek dieses Gelehrten hat also aus ungefähr 60 Bänden bestanden.

15) Das sind etwa 437 $\frac{1}{2}$ Thlr. Diese drei noch heute bestehenden Beneficien sind auch noch im Besitze jener Aeder, welche einen dem frühern ganz entsprechenden Zins abwerfen.

16) Das ist der Werth von ungefähr 1750. Thlr.

Leipziger Rathhause für 600 rhein. Gulden gekauft habe, studiren, bis sie zum Priesterthume fähig geworden. Nachdem sie dieses Studium beendet, sollen andere arme aus meinem Geburtsorte geschickt werden, um dieses Stipendium auf 6 Jahre, bis sie das Magisterium in den freien Künsten erlangt, zu genießen. Und so erwarte ich, daß nach Ablauf der 6 Jahre und Vollendung ihres Studiums andere aus meinem Geburtsorte auf die Universität mit einem Schreiben des braunsberger Rathes an den Rath in Leipzig geschickt, und diesen jährlich 30 rhein. Gulden zu gehöriger Zeit, in Walpurgis 15 und in Michaelis 15 ausbezahlt werden.¹⁷⁾ Wenn jedoch ein preussisches Collegium, wie man hofft, in Leipzig errichtet wird, dann sollen jene 30 Gulden der Errichtung desselben zu gute kommen; doch so, daß Einer oder zwei aus meinem Geburtsorte Braunsberg, welchen oder welche der dortige Rath nach meinem Tode ernennen und hinschicken wird, dieses Stipendium auf 6 Jahre nach meiner Anordnung bis zur Erlangung des Magisterii erhalten.

Außerdem bestimmte er zum Ankauf eines Collegiums, Hauses oder einer Bursa und zu andern Bedürfnissen jenes preuß. Collegiums 100 rhein. Gulden.

Was etwa von den Grundzinsen aus seinem Dorfe Eisenberg übrig bleibe, das solle für einen armen Schüler in Culm auf drei Jahre und zur Fortsetzung seiner Studien in Leipzig auf sechs Jahre, bis er Magister geworden, verwendet werden.

17) Jene 30 Flor. rhein. hatten den Werth von ungefähr 525 Thlr. Jetzt ist das Stipendium so gering, daß es nur als Zubuße gelten kann. Wäre das Capital aber damals so wie bei den Vikarien in Ländereien angelegt worden, dann würde es weder dem theilweisen Verluste, noch dem Wechsel im Werthe so sehr unterworfen gewesen sein.

Sollte irgend ein Zweifel in Betreff der Capelle, des Altares und der in Culm und auf der Universität zu haltenden Scholaren erhoben werden, dann müßte die Erklärung darüber nach seinem und der Procuratoren, des Dombherrn Balthas. Stockfisch in Frauenburg und des Bürgermeisters Jander in Braunsberg, Lode jenen drei Vicarien und den Seniores der Capelle unter Oberaufsicht und Vorfig des Rathes in Braunsberg zustehen.

Auch bestimmt er die Städte, in welchen das Geld unterzubringen sei, wenn etwa die Leipziger jene Zinsen zurückkaufen wollten.

Eine unter dem Namen jenes ermländischen Dombherrn Balthas. Stockfisch vorhandene Zuschrift enthält einige nähere Erklärungen. Weil der Fundator, heißt es darin, seinen Verwandten den Genuß des Stipendiums unter der Bedingung gewährt, daß sie Priester würden, so folge daraus, daß auch die nachfolgenden Stipendiaten nur zu solchem Behufe die Unterstützung genießen könnten, und daß sie im Falle des Rücktrittes zur Wiedererstattung verpflichtet wären; bei den drei von Werner gestifteten Vicarien aber müßten diese Priester vor andern billiger Weise den Vorzug haben. — Es ist allerdings möglich, daß Werner diese Absicht gehabt, zumal da er im Falle eines Zweifels auch über die nach Leipzig zu schickenden jungen Leute nächst dem Rathe den drei Vicarien und den Seniores der Capelle die Entscheidung überträgt; allein in den Worten des Testaments liegt es nicht. An beiden Stellen des Testaments, worin davon die Rede ist, wird nur gesagt, daß sie es sechs Jahre behalten sollen bis zur Erlangung des Magisteriums, während es in Bezug auf die Verwandten ausdrücklich heißt, bis sie zum Priestertume fähig wären. — Damals freilich mußte nach dem Willen des Fundators die Erklärung des Balthasar Stockfisch gelten; später aber hing und hängt

sie noch von der Auffassung der damit beauftragten
 Vicarien und Seniores der Capelle unter Vorsitz des
 Rathes ab. Dieser legte aber scheinbar selbst in der er-
 sten Zeit, wenigstens nicht durchaus, jene Ansicht ge-
 theilt zu haben. Als im Jahre 1561 zwei um das
 Stipendium bitten »mit solcher Condition, daß sie
 sich nicht verpflichten können, alhier zu dienen oder
 Priester zu werden; daß solches in Gottes Henden,«
 dagegen der hiesige Pfarrer für seinen Halbbruder es
 zu erhalten wünscht und sich erbietet, »daß er in die-
 ser Stadt bei der Kirche dienen sollte, wie das Testa-
 ment und Foundation ausweise. wo er das nicht thun
 will, soll es von dem seinen erlegt werden;« confes-
 rirt der Rath die eine Hälfte dem letzten, die andere
 aber einem von jenen beiden. Im Jahre 1565 muß
 sich der Stipendiat nur »vorschreiben, der Stadt zu
 dienen, wie man ihn bedürfen werde.« — Dagegen
 verbietet um das Jahr 1573 wegen des Lutherthums
 in Leipzig der Coadjutor der ermländischen Diocese
 Cromer dem braunsberger Rathe, junge Leute dort-
 hin zu schicken, und erklärt dabei, daß Werner das
 Stipendium für zwei Braunsberger gestiftet habe,
 dort zu studiren, bis sie Priester geworden, die dann
 bei den geistlichen, von demselben gestiftete Lehnen in
 der Pfarrkirche zu Braunsberg gebraucht werden soll-
 ten. — Im Jahre 1582 macht derselbe Cromer dem
 Rathe den Vorwurf, daß er die vor Jahren an ihn
 ergangene Erinnerung wegen des Stipendiums nicht
 beachtet. »Das Stipendium habe Professor Werner
 zu dem Ende gestiftet, daß aus ihm gute, tüchtige
 Priester und Kirchendiener und sonderlich Vicarien zu
 seinen bei der Pfarrkirche gestifteten Altären erzogen
 würden; der Rath solle das Stipendium den Stu-
 direnden aussagen und sie zurückrufen mit der Andro-
 hung, daß dieselben sonst im Stifte zu keinen Ehrens-
 ämtern würden gelassen werden.«

Ließe sich, was ich nach den Worten des Testa-
 mentes bezweifle, diese Erklärung wirklich begründen,

dann müßte, weil der Ort in Bezug auf den Zweck Nebensache wäre, unter den heutigen Verhältnissen das Stipendium anderswohin verlegt werden. — Ob gerade deshalb, läßt sich nicht beweisen; allein im Jahre 1616 versuchte der Rath durch den Bischof und den polnischen König, jene Gelder nach Braunsberg zu bringen. Ueber den Erfolg ist nichts notirt. — Als der Bischof 1716 das allensteiner Stipendium nach Prag verlegen wollte, beschloß der Rath, dasselbe durch Bischof und König für das Wernerianum zu vermitteln. Wirklich conferiren sie es 1723 einem gewissen Schwang für Prag, in der Hoffnung, »er werde es zu Wege bringen, daß alle Stipendiaten künftig an katholischen Orten studiren.« Da aber Schwang Medicin studirte und Stadtphysikus in Braunsberg wurde, so ist offenbar nur die ausdrücklich angeführte Absicht der Grund der versuchten Verlegung gewesen.

Darüber aber kann gar kein Zweifel obwalten, daß zum Genusse dieses Stipendiums nur Braunsberger berechtigt sind; denn es steht mehrfach im Testamente „ex loco meo nativo.“ Doch folgt aus dem Zusätze an einer dieser Stellen (ex loco meo nativo in civitate vel extra), die auch der früher genannte Stockfisch so versteht, daß die außerhalb der Ringmauern, in den Vorstädten und auf dem Stadtgebiete Geborene nicht ausgeschlossen sind. Das gegen dürfte die Neustadt keinen Anspruch darauf haben, weil dieselbe damals, wie jede entferntere Stadt, in allem von der Altstadt getrennt war. Daß der Rath also bis in die jüngste Zeit das Stipendium häufig Fremden conferirt, läßt sich auf keine Weise rechtfertigen. — Zwischen 1520 und 1530 bittet der leipziger Rath den hiesigen, eine Nomination für die beiden Allensteiner Lucas David, »dem es der Testaments-Executor Dr. Caspar Braunsberger überlassen habe«, und Johann Hauennstylt auszufertigen. Es läßt sich aber nicht nachweisen, daß

es geschehen. Als wegen des von Cromer ergangenen Verbotes der Rath keinen hinschicken durfte, gab der leipziger Rath 1585 das Stipendium einem leipziger Bürgersohne. Dasselbe thun zu wollen, erklärt derselbe auch 1587, weil der braunsberger Rath keinen präsentire, und die Zinsen »Irrung halber nicht in Depositorio bleiben könnten.« Im Jahre 1588 erfolgt vom hiesigen Magistrate wirklich die Erlaubniß dazu, jedoch mit dem Vorbehalte, es bei Gelegenheit revociren zu dürfen. Das scheint so bis zum Jahre 1615 verblieben zu sein; denn damals erklärten die Leipziger, daß sie es mit Verwilligung des hiesigen Rathes jährlich ihren Bürgerkindern geben, was verhoffentlich der Foundation nicht zuwider sei. So mochte der leipziger Rath im Jahre 1616, als die Braunsberger es einem jungen Manne aus Coniße geben wollten, zu der Erklärung veranlaßt worden sein, daß der Foundation gemäß das Stipendium entweder ein Braunsberger oder ein Leipziger genießen solle. Doch fügte sich derselbe 1618 nach Einsicht der Foundations-Urkunde, »um Weitläufigkeiten zu vermeiden, wiewohl sie darthun könnten, daß im Mangel Braunsberger ihre Bürgerkinder den Vorzug hätten.«

Von jetzt ab verliehen sie es ohne Bedenken jungen Leuten aus allen Gegenden, freilich mit dem zuweilen ausdrücklich angegebenen Vorbehalte, daß, melde sich ein Braunsberger, dieser den Vorzug habe. Verzeichnet sind bis zur preussischen Occupation mit einigen Lücken folgende: Von 1618 bis 1625 hatte es Matth. Pleißen aus Coniße, 1649 ein Student aus Koppallen im Herzogthume Preußen. Hierauf scheint es mehrere Jahre unbenutzt geblieben zu sein; dann 1663 giebt es der Rath einem gewissen Steinhagen aus Koppallen mit dem Bemerken, daß es fast verloschen gewesen. Dieser behielt es 5 Jahre. Von 1668 bis 1670 genoss es Klein aus Preuß.-Holland, 1672 Ehilo aus Magdeburg, 1676 Kochsbohn aus

dem Ritterkrüge, von 1680 bis 1683 Porsch aus Heiligenbeil, 1684 bis 1687 B. These aus Elbing, 1688 bis 1690 Fock aus Braunsberg, 1691 bis 1693 Ch. These aus Elbing, 1694 bis 1696 Dechsler (?) aus Zinten, 1697 bis 1699 Ditmer aus Elbing, 1700 bis 1703 Holst aus Elbing, 1704 bis 1706 Lepner aus Königsberg, 1707 bis 1709 Wunderlich, 1710 bis 1712 Bannigt, (woher, ist bei beiden nicht vermerkt), 1713 bis 1714 Moller aus Elbing, 1715 bis 1717 Schramm aus Thorn, 1721 bis 1724 Schwang aus Braunsberg, 1730 bis 1734 Müller aus Braunsberg, 1735 bis 1740 And. Lepner aus Frauenburg, 1741 bis 1743 Kämpf aus Braunsberg, 1744 bis 1746 Weinreich aus Braunsberg st. jur., 1747 bis 1749 Wolff aus Conig, 1750 bis 1752 v. Paulig aus Marienburg, 1753 bis 1755 Schulz, 1767 Reinholz (woher, ist bei beiden nicht vermerkt).

Als der leipziger Rath um das Stipendium für Luc. David und Hauennstylt bat, erklärte er schon, daß beide zwar von Frauenburg Stipendien bezögen, daß sie aber von 15 Fl. rhein. nicht leben könnten; und 1558 erhält Eisenbletter aus Braunsberg beide, weil er mit der Hälfte nicht auskommen könne. Daher wird es im siebzehnten Jahrhundert auch nie mehr getheilt. Damals erhielt der Stipendiat halbjährig 15 Flor. meißn. und später 13 Thlr. 3 Gr. Davon konnten auch einzelne nicht leben. Daher wurde es gegen Ende des vorigen Jahrhunderts üblich, daß die Allensteiner ihr Stipendium Knolleisianum, jährlich 80 Thlr., und die Braunsberger ihr Wernerianum, gewöhnlich ein und demselben Studirenden conferirten, und zwar in der Art, daß der allensteiner immer zweimal und der braunsberger Magistrat das dritte Mal den Stipendiaten nominirte. In der neuesten Zeit (1837 und 1838) hat der Magistrat von Allenstein erklärt, daß er es bei diesem Gebrauche bewenden lassen wolle, bis aus der Urkunde welche bis dahin nicht aufgefunden, etwa eine andere

Bestimmung zu ersehen sei. Schon deshalb haben seit dem Jahre 1772 das Stipendium Wernerianum hiesiger Auswärtige als Braunsberger genossen, z. B. 1773 hatte es Grunwald aus Frauenburg, 1777 Schrötter aus Allenstein, 1819 Reidenitz aus Königsberg. Ich glaube aber, daß die Vereinigung beider Stipendien, wiewohl sie aus Rücksicht auf den Bestimmung des Fundators nie zulässig ist, wenn der Magistrat in Allenstein, wozu er sich schwerlich verstehen wird, nicht einstimmig mit dem hiesigen es jedesmal einem Braunsberger conferirt. Hätte die lange Zeit hindurch der braunsberger Magistrat, wenn eben kein Stadtkind vorhanden war, die Zinsen zum Capital geschlagen, dann würde der Betrag zur Unterhaltung jetzt vollkommen ausreichen.

Die Verwaltung der Gelder in Leipzig hatte anfangs der Senior der preussischen Nation. Im Jahre 1633 versuchte die Universitätsstadt in Leipzig die Inspection an sich zu ziehen, 1667 bezweckte dasselbe der Senior der polnischen Nation, wozu damals Preußen, Polen, Schlesien, Böhmen, Lithauer und Ungern gehörten, und 1683 wollte das Consistorium in Dresden sogar das jus patronatus dem hiesigen Magistrat, wie dem allensteiner das des Knolleisianums streitig machen. 1773 war die Domainenkammer in Königsberg der Ansicht, daß dieses Stipendium überhaupt für Ermländer gestiftet sei, und 1774 fragte die westpreussische Regierung den hiesigen Magistrat an, wie er bei dem für westpreussische Landeskinder fundirten Stipendium zum jus collationis komme. Damals gab der Magistrat die Erklärung ab, daß das Stipendium von Professor Thomas Werner für Einen oder zwei Jünglinge aus seiner Familie und dann für andere von hier gebürtige junge Leute auf 6 Jahre gestiftet sei. Auch trug 1787 der Rathsherr Herzog vernünftiger Weise Bedenken, seine Stimme für den vom allensteiner Magistrat in Vor-

schlag gebrachten Engert aus Allenstein abzugeben, bevor er nähere Kenntniß über die Fundation erhalten, welcher Ansicht noch zwei andere Herren beitraten; allein ohne weitere Prüfung entschied die Mehrheit der Stimmen für Engert. Und als 1819 der Tribunalsrath Reidenis aus Königsberg um dieses Stipendium für seinen Sohn bat, conferirte es der Magistrat demselben mit der Erklärung, daß »nach Ausweis der Acten« dieses Stipendium nicht bloß an Ermländer, sondern auch an andere Preußen conferirt, und daß dieses auch nach des Fundators Urkunde ganz zulässig sei.« — Solche Irrungen konnten durch die bisherige Verwaltung leicht veranlaßt werden. Seit 1754 machte der Leipziger Rath oft sogar Schwierigkeiten, das Stipendium einem Katholiken auszuzahlen; und doch haben diese, weil Braunsberg bis zum Jahre 1772 eine rein katholische Stadt und in stetem Besitze jener milden Stiftung gewesen, das alleinige Recht des Genusses. Den Mitgenuß auch andere freiwillig zu überlassen, steht, weil darüber die Willensmeinung des Fundators nicht ermittelt werden kann, so wie die Entscheidung über alle zweifelhaften Punkte,¹⁸⁾ nach der ausdrücklichen Bestimmung des Fundators ganz im Rechte des Rathes, der Vicarien und der Seniores der Capelle.

4) Ueber das vorerwähnte Stipendium Knollisianum sagt der Bericht des Oberbürgermeisters aus Leipzig vom Jahre 1831: Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat ein Allensteiner, dessen Ge-

18) Dahin würde unter andern die Frage gehören, auf wie viel Jahre unter den heutigen Verhältnissen das Stipendium genossen werden dürfe, und ob die Erlangung der Magister-Würde noch erforderlich sei. Der früher genannte Stockfisch hält es für billig, daß die Stipendiaten sich gegen den Rath verpflichten, sechs Jahre auszuhalten, bis sie Magistri geworden.

schlechtsname gewiß Knolleisen gewesen, und der nach Sitte der Zeit sich Allenstein oder von Allenstein¹⁹⁾ genannt, Dr. Theologiae, wahrscheinlich auch Professor und Domherr zu Merseburg, 700 rhein. Gulden (100 rhein. Gulden 1502 und 600 rhein. Gulden 1504) zu 5 pCt. beim leipziger Rathe niedergelegt und 1511 ein Testament errichtet, nach welchem zwei arme, aus seiner Vaterstadt gebürtige Studierende sechs Jahre, doch nicht länger, bis zum Magisterium von 30 Gulden Zinsen leben sollten. Nach diesen sollten immer andere aus der ermländischen und aus andern preussischen Diocesen geschickt werden. Die Stipendiaten sollten von den drei ältesten preussischen Doctoren und Magistern in Leipzig ernannt werden. Man sei aber zu nachlässig gewesen, da der leipziger Rath die Gelder den Armen gegeben habe. Die übrigen 5 Gulden sollte ein preussischer Magister für Repetitionen in der Moral-Philosophie erhalten. Später scheinen Preußen dieses Stipendium vergrößert zu haben, z. B. Burghard Harbardt 1581, ferner 1586, 1596, 1597, 1603, 1610, 1613, bis auf 2400 Gulden. 1623 gab Caspar Schumann 1000 Gulden. Seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts betrage das Capital 2912 Thlr. 12 gr., von dessen Zinsen 80 Thlr. als Stipendium für einen aus Preußen gebürtigen Studirenden verwendet würden.

19) Im Testamente Werner's befindet er sich unter den Executoren, genannt Johannes de Allenstein, S. Theolog. Professor, Canonic. Mersburgens. — Auf gleiche Art heißt es dort: Doctor Wilhelmus de Thorn, Medic. atque Magist.; Martinus de Conitz, Collegiat. maj. Colleg.; Casparus de Brunsberg, Medic. et Conjugat. maj. Colleg. S. Theol. Professor; Zanderus Praeconsul in Brunsberg; (In den Rathssacten heißt er Sander von Loyden). Andere sind mit ihren Familiennamen angegeben, z. B. Mag. Steph. Gerardus aus Königsberg, Rathh. Hepner aus Braunsberg, Clericus Barth. Tidem. Gisse aus Danzig. — Einer heißt in diesen Verhandlungen Hieron. Reberger sunst Brunsbergk genannt.

Früher sei es vom Senior der preussischen Nation, seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts vom Rathe zu Allenstein exercirt.

(Fortf. später.)

IV.

Ueber Volksschulwesen und Beaufsichtigung desselben durch die Geistlichen.

Zur Abwehr eines Angriffes auf dieselben in der Königsberg'schen Zeitung d. J. N^o 101.

Vom Pfarrer Gebauer in St. Lorenz.

Es ist wohl keine erfreuliche Erscheinung in dieser Zeit, daß sie an allem bisher Bestandenen rüttelt und es mit ungestümmter Hast über den Haufen zu werfen bemüht ist, ohne soaleich Neues und Besseres an seine Stelle setzen zu können. Auch das Volksschulwesen hat neuerdings wieder einen stürmischen Anlauf erleiden müssen, nachdem es dergleichen von anderer Seite her schon früher erfahren. Allein der letzte ist von so eigenthümlicher Art, daß es Verrath an der guten Sache hieße, die darin aufgestellten Ideen unbeachtet zu lassen.

Die sogenannte Emancipation der Schule oder die Trennung des Volksschulwesens von der nächsten Beaufsichtigung durch die Geistlichen, über welche z. B. die Berliner Volksschulzeitung oft Langes und Breites verhandelt hat, ist am bezeichnaten Orte von einem Ungenannten aufgenommen und mit mangelnder Berücksichtigung der Verhältnisse sowie mit kaum verhaltenem Ingrimm gegen die Geistlichkeit kurzweg dahin abgemacht worden, daß im gegenwärtigen Zustande der Schule »das Bewußtsein der großen Volks-

masse nur positiven Glaubensformen zugebildet werde und je mehr sich das frei gegebene Denken der höheren Stände im Fortschritt der Zeit von diesen entferne, sich auch die Gebildeten von den Ungebildeten in ihrer ganzen Denkweise entferne, so daß zwischen beiden allmählig mit der Kontinuität des Bewußtseins alle nationale Einheit und Zusammengehörigkeit, alle Möglichkeit der Verständigung aufhöre. Solchem drohenden Uebel sei nur vorzubeugen, wenn das gesammte Volksschulwesen der Aufsicht der Geistlichkeit enthoben und zu einer Staatsanstalt gemacht werde, deren technische Aufsicht aus ihr selbst hervorgehen.“ Dieses der Kern des ganzen Aufsatzes, dem sich das Uebrige als zusammenhaltende Schale anschließt.

Wenn wirklich der Stand unseres Volksschulwesens so traurig wäre, daß aus ihm eine nationale Zerrissenheit hervorgehen müßte, so wäre es nicht zu verargen, daß ein Vaterlandsfreund als Wächter auf der Linde ruft: Seid auf eurer Huth! Und wenn die Geistlichen wirklich so unfähige Schulaufsichter wären, als der Verfasser glauben machen möchte, daß ihre Mitwirkung das Volksleben mit dem angegebenen Uebel bedrohe, so müßte man ihm Dank wissen, daß er als guter Wächter dringender ruft: Der Feind steht vor den Thoren, treibet ihn eiligst hinweg, damit er euch nicht verderbe. Allein die Sache steht nicht so schlimm. Der Stand der Volksschule ist bei uns kein so trauriger und die Aufsicht der Geistlichen droht dem Volksleben keine Gefahr.

Um den Stand des Volksschulwesens richtig zu würdigen, müssen wir seinen Zweck ins Auge fassen, um danach seine Wirksamkeit und Folge abmessen zu können.

Der Zweck der Volksschule ist doppelt, material und formal. Der materiale besteht in der Erlernung gewisser Fertigkeiten und Kenntnisse, welche das Leben als notwendige Grundlage von dem Be-

rufsmenschen und dem Bürger des Staates fordert, der formale und höhere dagegen in der geistigen Ausbildung, d. h. in der möglichst harmonischen Entwicklung der Geistesfähigkeiten, wodurch der Mensch sich nicht bloß wahrhaft über die übrige Schöpfung erheben, sondern auch zu dem ihm bestimmten höheren Dasein sich entwickeln kann, wozu die Religion ihm den Weg weist, die segnend auf die Verhältnisse des niedern irdischen Daseins zurückwirkt. Die Volksschule setzt sich daher zum Zwecke das Denken soviel möglich zu wecken und zu ordnen, um Einsicht und Klarheit über die gewöhnlichen Verhältnisse der niederen Lebenskreise zu verschaffen; sie sucht das Gefühl für das Schöne, Wahre und Heilige zu wecken und zu nähren und durchdringt deshalb auch ihre ganze Thätigkeit mit dem religiösen Geiste, in welchem der Mann des Volkes bei den mannigfachen Vorkommenheiten des Lebens allein seine Stütze findet, wenn er nicht unterliegen oder einen vergeblichen Flug zu schwindelnder Höhe versuchen soll. Während sie so Denken und Empfinden vereint, belebt sie den Willen und richtet ihn auf sittliches Handeln, das kein bloß rechtliches, äußerlich gesetzmäßiges bleibt, sondern weil es vom religiösen Geiste durchdrungen ist, ein wahrhaft frommes, Gott wohlgefälliges wird und sein sichtbares Zeugniß in den Lebenskreisen der Familie und des Vaterlandes bringt. So legt die Volksschule was geistige formale Ausbildung betrifft, nur ein Fundament, auf welchem der ihr Entwachsene selbstthätig fortbaut, soweit es seine beschränkten Verhältnisse fordern; aber sie will und soll auch nicht mehr thun, denn sie genügt damit dem Gesichtskreise des Volkes vollständig und schützt vor Verdummung, Verdampfung und Entsittlichung. Sie giebt nur Anfänge des Wissens, nur Elemente für fernere geistige Thätigkeit, zu welcher diejenigen ihrer Schüler kommen, die Sinn für höheres Wissen haben und deshalb in höhere Lehranstalten übergehen. Dieses

Grundanliegen, dieses Mittheilen der Elemente ist und bleibt ihr Zweck, während die letztgenannten Anstalten darin nur ein Mittel erkennen können.

Vergleichen wir hiemit nur freilich Dasjenige, was der Verfasser des erwähnten Aufsatzes als Zweck der Volksschule zwar nicht deutlich ausspricht, aber doch zu verstehen giebt, so stimmt es allerdings nicht überein. Nach einer Theorie, die sich beim ersten Bernehmen dem Verstande angenehm darbietet, weist er den drei Hauptthätigkeiten des menschlichen Geistes auch drei nach seiner Meinung entsprechende praktische Gebiete zu. Während er demgemäß das Gefühl als Frömmigkeit zur Kirche, das Handeln als rechtlichen Verkehr zum Staate sich organisiren läßt, soll sich das Denken als Wissenschaft zur Schule gestalten.

In der geistigen Natur lassen sich indessen Fühlen, Handeln und Denken nicht so von einander scheiden, wie es der logische Begriff thun muß, denn sie bilden eine Einheit, die nicht getheilt werden kann. Das Selbstige läßt sich nicht theilen. Wenngleich nun auch in einzelnen Menschen die eine oder die andere Thätigkeit eine vorwaltende Macht ausübt, so können sie doch wesentlich nicht von einander geschieden werden, so daß jeder ein besonderes Feld der praktischen Wirksamkeit zufiele. Die Wirklichkeit scheidet auch nicht die Menschheit im Staat, Kirche und Schule, sondern hält sie in der Gesamtheit von Individuen als Einheit zusammen, in welcher sich Staat, Kirche und Schule nur als besondere Lebensäußerungen derselben Individuen erweisen. Immer bedürfen sie auch des ganzen geistigen Menschen. Der Staat kann sich nicht bloß mit dem rechtlichen Handeln begnügen, er muß auch Intelligenz und Frömmigkeit in seinen Bürgern vorhanden wissen, die Kirche kann nicht durch bloßes Gefühl ohne Denken und Handeln und die Schule nicht durch bloßes Denken ohne Gefühl und Handeln bestehen und ihre Zwecke erreichen. Staat, Kirche und Schule in der

Idee erfüllen ihre Bestimmung nur in der harmonischen Vereinigung aller dreier Vermögen. Deshalb ist es Unrecht, der Schule, d. h. hier dem Inbegriffe der Lehranstalten allein die Pflege der Wissenschaft und Intelligenz zuzuwenden. Wenn dieses Amt auch vorzugsweise den höheren Lehranstalten zufällt, so müssen doch ebenso Staat und Kirche dafür wirken. Indessen müssen wir zwischen Intelligenz und Wissenschaft unterscheiden. Jene als allgemeine Denkfähigkeit fällt in den Kreis der Volksschule, diese aber bleibt ausgeschlossen. Die Volksschule darf nicht zu den Kreisen des wissenschaftlichen Lebens gezogen werden, auch nicht einmal zu denen, „wo es sich bloß um den Vertrieb der vorhandenen (nämlich wissenschaftlichen) Erkenntnisse handelt“, wie es am angeführten Orte heißt. Der Vertrieb oder die Mittheilung vorhandener Erkenntnisse ist übrigens nicht mehr Wissenschaft. Denn diese hat es mit der Erforschung und gegliederten Zusammenstellung der Erkenntniß zu thun, schließt daher nicht ab, sondern schreitet fort, während die Mittheilung ihrer Ergebnisse einen Stillstand in sich faßt. Wenn daher auch die Volksschule manches Resultat der Wissenschaft mittheilt, um daran die Geistesthätigkeit zu üben, so erforscht sie doch nichts und kümmert sich auch nicht um das System. Harmonische Ausbildung zu richtigem und klarem Denken, zu sittlichem Handeln und religiösem Empfinden bildet demnach außer dem materialen ihren wahren formalen Zweck.

Entspricht sie nun demselben? Dieses die weitere Frage. Wer die Volksschule nicht bloß flüchtig gesehen, wer sie beobachtet, vielleicht lehrend selbst eingegriffen hat, der findet ihn sowohl in Betreff der Lehrgegenstände als ihrer methodischen Behandlung wenigstens vor Augen gehalten, wenn auch in Folge hin und wieder noch mangelnder Befähigung der Lehrer und mancher, das Gedeihen des Volksschulwesens hindernder Umstände, namentlich des

schwierigen Schulbesuches auf dem Lande nicht überall erfüllt. Hieran jedoch möge sich Niemand stoßen, vielmehr es der Unvollkommenheit zu Gute halten, mit welcher alle menschlichen Einrichtungen zu kämpfen haben. Aber die herrschende Idee, das Streben nach ihrer Realisirung sowohl bei den beaufsichtigenden Behörden, als auch bei der Mehrzahl der Lehrer und die daraus erwachsenden günstigen Erfolge müssen anerkannt werden.

Zu den Lehrobjecten gehören Christenthum als biblische Geschichte, Bibelerklärung und Katechismusunterricht, Denkbungen mit Anwendung der Formenlehre und diese wieder mit Uebung der Anfänge im Zeichnen, ferner deutsche Sprache mit praktischer Uebung im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke, Vaterlandskunde, Naturkunde zur Kenntniß der gewöhnlichen physischen Erscheinungen und dazu die Fertigkeiten des Lesens, Schreibens, Rechnens und Singens nicht bloß kirchlicher, sondern auch anderer gemüthlichen Melodien. Wir wissen nicht, welches breiteres und tieferes Fundament gelegt werden soll. — Alle diese Lehrobjecte bieten nämlich genugsamen Stoff dar, um Verstand, Gefühl und Willen zu wecken, zu üben und zu ordnen; die dazu geeigneten werden nicht in wissenschaftlicher Breite und Tiefe vorgetragen, sondern nach ihrer praktischen Bedeutung eklektisch behandelt. Die Unterrichtsmethode, deren sich die Lehrer dabei bedienen, ist vorzugsweise die in dem Volksunterrichte bewährte katechetische, durch Unterredung, mit welcher abwechselnd der Vortrag und die Ansprache zum Gebrauche kommt. Im Herzen und Munde eines geschickten Lehrers wirkt diese wechselnde Methode höchst anregend und wohlthätig, wie man sich durch eigne Ansicht der Lehrstätten überzeugen kann. Ueberdies nimmt die Zahl der für ihr Werk tüchtig vorbereiteten Lehrer mit jedem Jahre zu. Würden nur in gleichem steigenden Verhältnisse die Hindernisse der Wirksamkeit hinwegge-

rdant, so würden die Erfolge sich immer glänzender und nachhaltiger erweisen. Wägen also Diejenigen, die es vermögen, dahin wirken und so die Schule unterstützen. Diese wird der Pflege sich nicht unwürdig und für Nationalwohl nicht unwirksam zeigen. Aber man suche nur nicht Anderes in ihr, als sie nach dem Obigen gewähren soll. Man wolle nur nicht durch sie das Volk zum sogenannten politischen Verstande bringen, von dem viel geredet wird. Davor bewahre uns Gott, daß wir in unseren Volksschülern künftige Politiker heranbilden sollten. Solch Beginnen würde sich schwer rächen. Dennoch müssen wir glauben, daß man von gewisser Seite her Politik als einen, vielleicht den einzigen Lehrgegenstand der Volksschule begehrt und seinen Mangel als unerfesslichen Schaden anseht.

Aber nicht die Lehrgegenstände, nicht die Lehrmethode, nicht die Lehrer, nicht die vielfachen hier nicht näher auseinandergesetzten Hindernisse des Volksschulwesens sind Grund des angeblich drohenden ungeheuern Uebels, das die Verständigigung zwischen Gebildeten und Ungebildeten endlich unmöglich machen und so die höheren und die niederen Sphären der Nation trennen muß. Nein! Der Grund soll anderswo liegen. »Die Aufsicht der Geistlichen (oder wie der Verf. abwechselnd sagt, der Kirche) über die Schule ist von allen abgelebten Ueberresten des Mittelalters, die noch mitten in unsrer lebendigen Gegenwart ihr mumienartiges Dasein fristen, vielleicht die einzige, die der Volksentwicklung den meisten Eintrag thut,« heißt es. Hier ist also das Rechte gefunden. Fast mögte dem Leser unheimlich zu Muthe werden, wenn ihm plödzlich nur abgelebte Ueberreste und mumienartiges Dasein vorgehalten wird.

Voraus muß die Verwechslung der Begriffe: Kirche und Geistlichkeit getadelt werden. Nur der Römische Katechismus, der bekanntlich freies Denken nicht gestattet, setzt Kirche mit Hierarchie oder

den Komplex der Geistlichen gleichbedeutend und schließt den Laien von den Klerikern aus; die evangelische Lehre dagegen begreift unter Kirche die Gemeinschaft aller Gläubigen, kennt also keine Laien und Kleriker und bevorzugt auch die Geistlichen nicht, macht sie vielmehr zu Dienern der Gemeinde, wie es die Urkunden der christlichen Religion deutlich genug verlangen. Daß jedoch der Verfasser stets die Geistlichen meint, geht daraus hervor, daß er ausdrücklich begehrt, das gesammte Volksschulwesen müsse der Aufsicht der Geistlichkeit enthoben und zu einer Staatsanstalt gemacht werden.

Betrachten wir hierauf die gegenwärtige Beaufsichtigung und Leitung des Volksschulwesens, so kommt sein Begehrt zu spät. Die Volksschule ist bereits Staatsanstalt, was ihre innere Stellung betrifft, vermöge welcher sie den Einfluß auf die Volksbildung ausübt. Denn wenn auch die äußere Stellung von der Schul-, jedoch nicht von der Kirchengemeinde abhängig ist, so bestimmt doch schon das Allg. Landrecht Folgendes: »Schulen und Universitäten sind Veranstellungen des Staates, welche den Unterricht der Jugend in nützlichen Kenntnissen und Wissenschaften zur Absicht haben«; ferner: »Alle öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten stehn unter Aufsicht des Staates und müssen sich der Prüfung desselben zu allen Zeiten unterwerfen.« (Vergl. Borch's Handbuch der Kirchen- und Schulgesetzgebung S. 278 und 281). Dem gemäß werden die Schulen nur mit Vorwissen und Genehmigung des Staates errichtet und eingerichtet, durch diesen die Leistungen der Schulpflichtigen bestimmt und geordnet, die Lehrer geprüft und selbst bei Patronatsstellen unter seiner Mitwirkung bestellt, die Leistungen derselben zu aller Zeit in Aufsicht genommen und die Erfolge ihrer Thätigkeit durch Verfügungen gesichert und gerichtet. Das betreffende Königl. Ministerium steht an der Spitze der Staatsaufsicht, ihre nähere Ausübung ist

den Königlichen Regierungen aufgetragen, welche durch ihre Räte ununterbrochen Kenntniß über den Zustand der Schulen sowohl aus den Berichten der Schulinspektoren, als auch der örtlichen und persönlichen Untersuchungen besitzen. Allerdings stehen sie zu fern und bedürfen der Organe, als welche freilich, und zwar in Folge des Allg. Landrechts, noch die Geistlichen genommen werden. Dieses sagt nämlich: »Gemeine Schulen, die dem ersten Unterrichte der Jugend gewidmet sind, stehen unter der Direktion der Gerichtsobrigkeit eines jeden Ortes, welche dabei die Geistlichkeit der Gemeinde, zu welcher die Schule gehört, zuziehen muß. Hiezu fügt das Ostpreuß. Prov. Recht Zus. 216:

»Der Prediger des Kirchspiels, wenn er nicht zu einer anderen Religion gehört, oder ein besonderer Schulinspektor bestellt ist, muß die ihm obliegende Aufsicht über alle gemeinen Schulen seines Sprengels mit pflichtmäßiger Sorgfalt führen.« (Bergl. Borch a. a. D. S. 282).

Es muß also nicht gerade der Superintendent General-Schulaufseher seiner Diöcese, der Pfarrer nicht Spezialaufseher für sein Kirchspiel sein, es dürfen auch Andere und zwar, wenn sie sich dazu eignen, auch Auktuare und Salineninspektoren, um die in dem erwähnten Aufsätze gebrauchten Beispiele wieder in Anwendung zu bringen, zu Schulaufsehern bestellt werden. Wenn dennoch die Geistlichen dazu benutzt werden, so geschieht es nicht wegen ihrer Eigenschaft als Diener der Kirche, sondern insofern sie auch Diener des Staates sind. Daß sie noch dazu benutzt werden, das ist für den Gegner eben der ungeheure Mißbrauch. Sie sind ja Diener der Kirche — vielleicht nach seiner Meinung selbst nur noch abgelebter Ueberrest des Mittelalters — sie haben als solche ein ganz fremdes Feld der Thätigkeit. »Die Schule hat die Intelligenz zu kultiviren, auf die auch das letzte Mitglied des Volkes einen unbestreitbaren Anspruch

hat; die Frömmigkeit ist davon ganz unabhängig und für die mag der Geistliche zum Besten sorgen, denn das ist seines Amtes.“ So wird gesagt.

Wir haben schon oben bemerkt, daß es keinesweges der Volksschule obliege, allein die Intelligenz oder das Denken zu bilden und fügen hier hinzu, daß es ebensovienig der Kirche obliegt nur die Frömmigkeit, am Wenigsten eine, wie der Verf. will, so einseitig aus dem Gefühl erwachsende zu kultiviren, deren nothwendige Folgen sich in den Auswüchsen des Mysticismus und der leeren Frömmelei zeigen.

Die Kirche als solche hat keinen unmittelbaren Antheil an der Volksschule. Ihre Diener als solche fassen die ganze Gemeinde ins Auge und allerdings mittelbar als integrierender Theil derselben auch die Jugend, indem sie dem Ausspruche Jesu gemäß: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ sich berufen fühlen, ihr die Wohlthaten der kirchlichen Gemeinschaft zu sichern. Eben hierin liegt der Anknüpfungspunkt dafür, daß die Geistlichen gerade von der Staatsverwaltung bisher für die geeignetsten zur Aufsicht über die Volksschule neben ihren kirchlichen Obliegenheiten gefunden worden sind.

Sie sind es auch in der That wegen ihrer persönlichen Nähe, vermöge welcher sie zu jeder Zeit sich im Stande befinden, dem Betriebe des Schulwesens in ihrem Kirchspiele die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden, was durchaus nothwendig bleibt, soll die Beaufsichtigung überhaupt möglich und zweckmäßig sein. Dieses gilt besonders auf dem Lande, wo sich doch bei Weitem die meisten Volksschulen vorfinden. Allerdings wohnen auch andre Männer in gleicher Nähe z. B. Gutbesitzer, Schulzen u. dgl. Indessen mögten doch die wenigsten sich zu solchem Geschäfte eignen, noch weniger die nothwendige Neigung dazu in sich verspüren. Sie werden es gern den Geistlichen überlassen, die schon wegen ihrer amts-

lichen Beschäftigung mit der Jugend, sich vorzugsweise dazu eignen. Einen wichtigen Theil ihrer kirchlichen Obliegenheiten nämlich umfaßt das Lehr- element, das bekanntlich in der evangelischen Kirche, von der überhaupt hier nur geredet wird, alle geistlichen Funktionen durchdringt, wie der Geist den an sich todtten Leib. Nach der obigen Aeußerung bezieht sich die geistliche Thätigkeit nicht bloß auf die erwachsenen, sondern auch auf die erwachsenden Glieder der Gemeinde, daher ist die Kenntnißnahme von dem Zustande der Schule als des öffentlichen Erziehungsmittels dem Geistlichen nicht bloß wünschenswerth, sondern auch nothwendig, indem er selbst als Lehrer der Jugend bei dem Konfirmanden-Unterrichte, bei den Sonntags-Katechisationen und bei den Gebetversammlungen zu wirken hat, und das Fundament benutzen muß, das die Schule gelegt hat, wenn gleich sein Lehr-objekt nur das religiöse bleibt. Diese fortdauernde gleichartige Beschäftigung befähigt ihn daher gewiß mehr als jeden andern, als den Aktuar, den Salineninspektor und den Gutsbesitzer mit ihren heterogenen Berufsthätigkeiten zum Schulaufseher, wozu sein wissenschaftlicher Standpunkt das feinste beiträgt, vermöge dessen er eine solche Richtung auf alles die menschliche Bildung Betreffende und selbst eine solche allgemeine Ausbildung erlangt haben muß, daß er Wesen, Zweck und Mittel des Volksunterrichtes und der Volkserziehung zu würdigen verstehe, auch an dem Institute derselben, an der Volksschule denjenigen inneren Antheil nehmen, der auf sein Gedeihen thätig hinwirkt. Es kann dabei immer zugegeben werden, daß die neuere Seminarbildung Lehrerschaft, welche in methodischen Handgriffen, um es so zu nennen, den Pfarrer übertreffen. Es gereicht dieses weder dem Lehrer zur besonderen Ehre, noch dem Pfarrer überhaupt zur Unehre. Die Ausbildung des ersteren hat sich damit beschäftigt, solche Fertigkeit anzubauen, die des letzteren hat einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt erstrebt, welcher

Urtheilskraft gewährt und überdies praktische Uebung nicht ausschließt. Indessen sind auch nicht alle Zöglinge der Seminarien vollkommen, es bleibt oft noch Manches an ihnen zu wünschen übrig, so daß sie sich freuen werden, in ihren Pfarrern beratende Freunde zu finden, unter denen ein großer Theil selbst auch den Schulstaub getragen hat. Wer will nun endlich, wenn er mit der Geschichte des Volksschulwesens bekannt geworden, die geschichtliche Thatsache hinwegleugnen, daß gerade die Geistlichen bisher den wohlthätigsten Einfluß darauf ausgeübt haben. Die Volksschule ist ihrer Tendenz nach wesentlich ein Institut der neueren Zeit. Vor der Reformation kannte man sie fast gar nicht. Luther und seine Gehilfen in dem Werke der Kirchenverbesserung erkannten das tiefe Elend geistiger Verdummung im Volke und wirkten durch ihre Landesfürsten thätig auf Begründung der niederen Schulen, in denen zunächst allerdings nur die gemelnen Fertigkeiten und der Katechismus betrieben wurden, ohne daß man beabsichtigte, sich einen Landsturm zu verschaffen, der gegen den übermächtigen Papismus ins Feld geführt werden könnte. Dessen bedurfte es nicht, denn die Wahrheit trägt ihre bestegende Gewalt in sich selbst. Die stürmischen Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts, die ganz Europa fast in Bewegung setzten, vertilgten die Früchte der ersten Bemühungen, das achtzehnte Jahrhundert belebte den Sinn wieder in Folge der wohlthätigen Einwirkung, welche von Spener und den Seinigen ausging und Leben und Geist in die erstarrte Masse zu hauchen bemüht war. Wenn man jedoch die kaum wieder belebte Schule zu sehr ins kirchliche System einzwängte, so lag das in dem Geiste der Zeit. Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, welches rüstig für Bildung und Erziehung wirkte, berührte die Volksschule wenig, doch drang das damals angeregte pädagogische Leben im Anfange des laufenden Jahrhunderts auch in ihre dumpfen

Mauern und riß sie mächtig empor, besonders seit nach einem Jahrzehent der Trübsal der Geist überall dem Besseren entgegen eilte. Geistliche waren es zum großen Theile, welche in die Schule die freiere Bewegung einführten und diejenigen Verbesserungen hervorriefen, durch welche das Volksschulwesen deutscher Nation ein Vorbild für Andere geworden ist. Die gefeiertsten deutschen Pädagogen gehören Geistlichen an.

Sehen wir näher auf unsere Provinz etc., so erhielt sie nach jahrelangen Vorarbeiten im Jahre 1738 die Begründung ihrer Landschulen, die vordem nur in Kirchdörfern Statt gefunden hatten und somit die Begründung und Einrichtung ihres Volksschulwesens, denn die früher vorhandenen, besonders die städtischen Schulen hatten mehr oder weniger gelehrten Anstrich gehabt. Geistliche gehörten zu der vom Könige ernannten Ehrlichungs-Kommission und die Pfarrer erwiesen sich ihr als Stütze, wo selbst die Staatsbehörden Bedenken trugen... Die Unglücksperiode, welche Preußen überhaupt aus dem Schlummer weckte, brachte auch der Volksschule Heil. Als Zeller nach ihrer Beendigung seine Lehrkurse neuer Methode behufs der National-Erziehung hielt, fanden sich Superintendenten und Pfarrer zahlreich um ihn. Als nach ihm Dieter, selbst Geistlicher, die Leitung des Schulwesens in der Provinz übernahm, waren es die Geistlichen, die ihm bereitwillig bei seinen nicht erfolglosen Bemühungen; zum die Hebung des Volkunterrichtes zur Seite standen und wesentlich nützten. Bei der fortdauernden Fürsorge, welche nach dessen Tode von Seiten der Aufsichtsbehörde ausgeübt worden ist, haben sie sich ebenfalls als bereitwillige und thätige Gehilfen bewiesen, denen der Fortschritt der Volkabildung willkommen ist und die nicht säumen, nach ihrem Theile Hand anzulegen. Einer der neueren Seminardirektoren unserer Provinz, dessen Wirksamkeit viel Segen gebracht und zu rasch

durch den Tod verkürzt wurde, war Geistlicher; ein noch jetzt lebender und wirkender gehört dem geistlichen Stande an.

So zeigt die Erfahrung die Geistlichen für bewährt zur Mitwirkung bei der Volksschule. Sollten sie dennoch unwürdig sein, fernerhin vom Staate als die nächsten Schulaufsäher benützt zu werden? Sollten unter solchen Umständen die Anklage und der Vorwurf gerecht sein, daß die Reformation dieses Verhältniß unnatürlich und übereilt hervorgerufen habe, und die Behauptung wahr: »Was damals in dem augenblicklichen Nothstande, bei einer durch die Umstände erzwungenen tumultuarischen Einrichtung als provisorische Maßregel ganz zeitgemäß war, ist jetzt unter völlig veränderten Verhältnissen eine Last, die jeden kräftigen Aufschwung unserer Volksbildung mit bleierner Schwere niederhält.« Sollte in der That das Uebel vorhanden sein, dem man nur dadurch abzuheben weiß, daß das Volksschulwesen der Aufsicht der Geistlichen enthoben wird? —

So lange nicht schlagendere Gründe angeführt werden, können wir uns nicht von dem angeblich drohenden Uebel und seinem Grunde überzeugen und dürfen es der Weisheit der Staatsregierung, welcher allein sämtliche Thatfachen zur Einsicht und zur Beurtheilung vorliegen, anheimstellen, ob sie sich ferner noch der Geistlichen als Mittelpersonen bei ihrer Beaufsichtigung der Volksschule bedienen wolle oder nicht — oder ob sie sich dazu Männer aus dem Stande der Volksschullehrer nehmen werde, was begehrt wird. Wir stellen nun noch die Worte hin, deren sich der Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes bedient, um im Gegensatze zu der vorgegebenen Unfähigkeit der Geistlichen die besondre Befähigung der Lehrer hervorzuheben: »Oder fürchtet man gar, daß die Lehrer Feinde des Christenthums sind? mit welchem Recht? Das Christenthum ist die Religion des Unglücks (?), die sich besonders den Wütheli-

gen und Beladenen empfiehlt; wir sollten meinen, schon dies allein müßte jedem, der mit der Lage des Lehrerstandes vertraut ist, ein hinlänglicher Grund zu der Annahme werden, daß die meisten Lehrer gute Christen sind.* Wir übergehen den Spott des Heiligen, der sich inmitten einer christlichen Bevölkerung so auszusprechen wagt; entkleiden den darin enthaltenen Gedankenschluß seines Bildes: Das Christenthum ist die Religion der Unglücklichen; die Lehrer sind wegen ihrer äußeren Lage Unglückliche, folglich sind sie gute Christen — und gute Schulaufseher — und überlassen das Urtheil über solche Schlussfolge jedem besonnenen Leser.

V.

Ein kleiner Beitrag zu Preußens Flora.

Von Dr. Klinckmann.

Hagen sagt in der Vorrede zu seinem Werke — Preußens Pflanzen, Seite 6 und 7: Das Verzeichniß preussischer Pflanzen von Graff (E. B. Graff, Preußens Flora. Königsberg, 1809. 8.) macht durch Auführung mehrerer Pflanzen, die bei uns nie aufgefunden sind, noch je aufgefunden werden möchten, als: *Gentiana lutea*, *punctata*, *Adonis vernalis*, *Cotula coronopifolia*, *Helleborus niger*, *Littorella lacustris*, *Lobelia Dortmanna*, *Melissa Nepeta*, *Viburnum Lantana* u. d. m., seine Treue durchaus verdächtig.*) Darin hat Hagen zu seiner

*) Hieher sind noch zu zählen *Briza minor*, *Campanula pyramidalis et thyrsoidea*, *Centaurea splendens*, *Galium rubicoides et glaucum*, *Gentiana nivalis*, *Geranium tuberosum*, *Gnaphalium Staachas*, *Hieracium chondrilloides*, *Lamium laevigatum*, *Lepidium Pollichii*, *Leu-*

Zeit nicht ganz Unrecht, denn Graff hat wirklich viele Pflanzen aufgenommen, die nie in Preußen vorkommen dürften und ist dabei so wenig genau verfahren, daß ihm nicht viel Vertrauen zu schenken ist und ferner auch deshalb, daß er bei so seltenen Pflanzen vorzugsweise keinen Standort angegeben hat, daß sich aber dennoch eine Pflanze, die Hagen in Zweifel zog in Preußen vorfindet, hat auch die Erfahrung gelehrt. Herr Oberlehrer Menge nämlich, hat im Sommer 1840 im Landsee bei Ratz, zuerst *Lobelia Dortmanna* gefunden und ich habe mir über das Vorkommen dieser, in Deutschland überhaupt seltenen Pflanze im verfloßenen Sommer die Gewißheit verschafft, daß sie wirklich in dem genannten Landsee vorhanden ist. Weil sie aber mehrere Fuß tief mit ihren kleinen Rosetten im Wasser versteckt ist und nur ihre Blüthenrispen aus demselben hervortreibt, so ist sie den Augen der Preussischen Botaniker verborgen geblieben. Vielleicht findet sie sich noch weiter östlich in Preußen, wenn die verehrten Herren Botaniker nur die Gefälligkeit haben möchten, darauf zu achten. Für diejenigen, denen diese Pflanze ganz unbekannt ist, erlaube ich mir zu bemerken, daß eine sehr gute Abbildung in der *Flora Danica* im ersten Bande Tafel 39 zu finden ist. Eine etwas schlechtere sieht man in *Gasner Opera botanica ad. Schmiedel Tab. lign. 13. Fig. 117.*, die aber nicht sehr instructiv ist. Die Herren Koch und Reichenbach führen sie als deutsche Pflanze auf und geben folgende Standörter: im Einfeld der See bei Prenz, einige Meilen von Kiel, unterm $54^{\circ}-20'$ N. B., Jever $52-53^{\circ}$, Lippe Detmold in der Senne $52-53^{\circ}$, bei Celle $52-53^{\circ}$, von Westphalen bis Hannover

cojum vernum, *Orchis sambucina*, *Ornitho gallum pyrenaicum*, *Flora gedanensis* ist *O. nutans*, *Sideritis hirsuta*, *Sicon inundatum*, *Sium nodiflorum* (Meyer *Flora gedanensis* führt sie zwar auch an, ist aber nicht zu finden) *Tillaea aquatica*, *Valantia cruciata*, *Vicia lutea* u. d. m.

52—54°, Grafschaft Bentheim 53°, Fürstenthum Lüneburg 54° und Holstein 53—54°. Ferner steigt sie hinauf bis Schweden und Norwegen und zwar in Delecarlien, am häufigsten zwischen Lynndal und Undal in Christianands Stift 58—59°. Westlich tritt sie nach Smith Flora britannica in Neu-Wales 54°—20', in Westmoreland und Cumberland 54—55° und auch in Schottland 55—59° auf. Für Preußen ist also bis jetzt, Danzig 54—55° die östlichste Verbreitung dieser Pflanze, und ihr Vorkommen darf uns unter denselben Breitegraden nicht auffallen.

In Rußland geht sie nach Sobolewsky Flora Petropolitana bis zum 59 und 60° der Breite. Ihr Erscheinen auf dem Erdkreis ist daher als sehr beschränkt anzunehmen, wie es vielleicht bei wenigen andern Pflanzen der Fall sein möchte, denn die ganze Ausdehnung der *Lobelia Dortmanna* im nördlichen Europa beträgt der Breite nach kaum 8 Grade und die der Länge ungefähr 35 Grade.

Beispielsweise möchte ich hier noch anführen, daß *Corispermum intermedium* Schw. die einzige Pflanze ist, welche Preußen allein eigenthümlich ist, angenommen daß sie nicht synonym ist mit dem in Ungarn vorkommenden *C. caniscae* Kit. (wie Herr Professor Koch angiebt). Unsere *Linaria Laesellii* kommt in Deutschland nicht weiter vor, nur Warschall v. Bieberstein führt sie unter *Antirrhinum odoratum*, als an der Wolga und am Dnieper vorkommend, auf. *Andromeda calyculata* verbreitet sich bis tief in das Russische Gebiet und wie weit sich *Orobanchae caeruleae* erstreckt, darüber ist man bis jetzt noch nicht einig.

VI.

Beiträge zur Fauna der wirbellosen Thiere
Preußens.

Achter Beitrag: Preussische Orthoptera.

Von Professor Dr. E. Th. v. Siebold in Erlangen.

Es sind in der neueren Zeit die beiden Insekten-Ordnungen Orthoptera und Neuroptera zu der großen Ordnung Gymnognatha gewiß mit Recht vereinigt worden, da es sich hier jedoch nicht um eine strenge systematische Eintheilung, sondern nur um eine Aufzählung der in Preußen einheimischer wirbellosen Thiere handelt, so bediene ich mich noch der älteren Eintheilung, zumal da ich über mehrere Familien der Gymnognathen in Bezug auf Preußen nur sehr wenige Untersuchungen habe anstellen können, doch hoffe ich, demnächst meine Erfahrungen über die preussischen Semblodea, Phryganodea, Ephemerina, Psocina, Sialidae, Panorpina, Raphidiodea und Megaloptera in diesen Blättern niederlegen zu können.

Obgleich die Insekten-Ordnung »Orthoptera, Geradflügler« genannt, an Gattungen und Arten ärmer ist, als die übrigen Ordnungen, so enthält sie in vieler Hinsicht für uns bemerkenswerthe und interessante Thiere, denn unter diesen Orthoptern befinden sich diejenigen Insekten, welche durch ihre ungeheure Vermehrung und Gefräßigkeit schon oft gewaltigen Schaden auf Feldern und Fluren angerichtet haben; andere sind aus wärmeren Gegenden eingewandert, ohne sich akklimatisirt zu haben, daher man sie nur an den wärmeren Orten unserer Wohnungen antrifft, wo sie durch ihre starke Vermehrung oft sehr lästig werden; einige ganz harmlose Orthoptern sind dagegen unschuldiger Weise als Verfolger der Men-

sehen in schlimmen Ruf gekommen, auch findet sich gerade unter den Orthoptern die Eigenschaft sehr verbreitet, eigenthümliche und oft sehr laute Töne von sich zu geben, wodurch diese Thiere Wälder und Fluren beleben und der Landschaft einen ganz besondern Reiz verleihen.

Ich habe bei der Bestimmung der Orthoptern besonders Burmeister's Handbuch der Entomologie, Charpentier's horae entomologicae und Philipp's Dissertation: Orthoptera Berolinensia benutzt, und nur solche Arten aufgeführt, welche ich entweder selbst gefangen oder durch die Güte anderer Freunde der Entomologie aus Preußen mitgetheilt erhalten habe, in dieser Hinsicht habe ich Herrn v. Nowicki in Thorn mehrere auf die preußischen Orthoptern sich beziehende, sehr interessante Mittheilungen zu verdanken.

Sämmtliche hier, nach Burmeister's Nomenklatur aufgeführten Orthoptern besitze ich in meiner Sammlung.

Iste Familie. Blattina.

I. Blatta. L.

1. *B. lapponica*. L. In Wäldern überall häufig, kriecht häufig an Gesträuch in die Höhe.
2. *B. germanica*. L. In Bäckereien und Küchen, ich traf sie in Danzig sowohl als in Nordenburg an.

II. Periplaneta. Burm.

1. *P. orientalis*. L. Findet sich wie die vorige niemals im Freien, sondern hält immer ihren Wohnort an stets warmen Orten unserer Wohnungen aufgeschlagen, wo sie oft sehr lästig wird. Bei den Bäckern in Danzig sehr bekannt.

IIte Familie. Acridiodes.

III. Podisma. Serville.

1. *P. pedestre*. Autor. Wurde mir von Nowicki aus Thorn eingeschendet.

IV. *Caloptenus*. Brm.

1. *C. italicus*. L. Ebenfalls aus Thorn durch Nowicki erhalten.

V. *Oedipoda*. Latreille.

1. *O. tuberculata*. F. Kommt bei Thorn und Elbing vor.
2. *O. coerulans*. L. Wurde von Nowicki bei Thorn entdeckt.
3. *O. coerulescens*. L. Ueberall an sandigen, sonstigen Stellen häufig.
4. *O. stridula*. L. Kommt bei Elbing vor.

VI. *Gomphocerus*. Thunb.

Hierher gehören die früher unter *Gryllus* begriffenen Arten. Die Männchen dieser Heuschrecken verstehen es, ihre Schenkel sehr schnell auf und nieder zu bewegen und die innere Seite derselben dabei gegen eine erhabene raue Längsrippe ihrer Flügeldecken zu reiben, wodurch sie die bekannten zirpenden Töne hervorbringen. Es geschieht dieses Reiben oder Geigen mit den Beinen, je nach der verschiedenen Art der Heuschrecken, immer spezifisch anders, bei der einen Art werden die Beine schneller, bei der andern langsamer bewegt, bei der einen Art zitternd und lang andauernd, bei der anderen in Absätzen, bei einigen bewegen sich die Flügeldecken fibrilirend mit, u. s. w., so daß man bei einiger Aufmerksamkeit und Übung sehr bald die einzelnen Arten der Heuschrecken an der verschiedenen, aber bei den verschiedenen Individuen einer Species sich stets gleichbleibenden Art und Weise des Geigens genau unterscheiden lernt. Zum Meistern steht die beiden an der Basis des Hinterleibes, am ersten Segmente desselben befindlichen, von einer zarten Haut ausgekleideten Höhlen als das Stimmorgan dieser Thiere an*), indessen besitzen beide Geschlechter diese Höhlen, während doch nur die Männ-

*) Handbuch der Entomologie. Band 1. pag. 512.
XXVII. 1842. 35

chen sitzen und die Weibchen stumm sind; es sind diese beiden Organe von Joh. Müller für Gelehrerwerkzeuge angesprochen worden, ich muß dieser Meinung beipflichten und jene beiden Höhlen für Ohrmuscheln nehmen, hinter deren Membran (Trommelfell) der Hörnerve sich ausbreitet, an einem anderen Orte werde ich Gelegenheit nehmen, meine Gründe für diese Deutung jener Organe näher auseinander zu setzen. Uebrigens habe ich jenes Geigen mit den Füßen auch bei Oedipoda und Tetrax beobachtet.

1. *G. cruciatus*. Charp. Von Nowicki bei Thorn entdeckt. (*Cithophyma verrucosa* Fröh.)
2. *G. lineatus*. Charp. Auf feuchten Wiesen sehr gemein. Bringt durch sein schnelles Geigen einen langen Triller hervor, giebt auch, am Flügel mit dem Beine plötzlich entlang schnellend, einen knirschenden Ton von sich.
3. *G. viridulus*. L. Sehr häufig.
4. *G. biguttatus*. L. Sehr gemein. Geigt mit beiden Schenkeln zugleich und bringt einen leisen bebenden, aber lange anhaltenden Ton hervor.
5. *G. mollis*. Charp. Häufig. (*Stenopis bicolor* Gzyl.)
6. *G. biguttatus*. L. In sonnigen sandigen Orten sehr häufig. Der Ton ts ts ts ts entsteht hier bei dem jedesmaligen Heraufziehen der bebenden Schenkel.
7. *G. montanus*. Charp. Selten.
8. *G. apricarius*. Charp. In sonnigen trockenen Orten ungemeyn häufig. Geigt mit lang an dauerndem Tone.
9. *G. dorsatus*. Charp. Sehr häufig. Geigt mit beiden Schenkeln zugleich 5 bis 8 auch bis 10 Mal hintereinander rat rat rat rat, welche Töne durch das Herabziehen der Schenkel hervorgebracht werden, während man bei dem Heraufziehen derselben nur einen ganz leisen Ton vernimmt.
10. *G. bicolor*. Charp. Selten.

11. *G. grossus*. L. In sumpfigen Wiesen sehr gemein. Das Männchen gibt nur einen Laut, töne von *th*, indem es mit der Spitze des Schienbeins an dem Vorderrande des Vorderflügels entlang streift, und dann am Ende des Flügels von diesem das Bein mit einem knirschenden Geräusche abschneilt.

12. *G. haemorrhoidalis*. Charp. Nicht selten.

VII. Tetrix. Latr.

1. *T. subulata*. L.
2. *T. bipunctata*. L. Beide sehr verbreitet und vielfältig variierend.

IIIte Familie. Locustina.

Die Männchen der Grasshüpfer bringen den bekannten Ton durch Uebereinanderreiben der Flügeldecken hervor, indem eine starke gebogene Rippe des Innenrandes des einen (rechten) Flügels, nahe der Flügelwurzel, dicht hinter dem sogenannten Trommelfelle gegen eine auf der Unterseite der Flügelwurzel des anderen (linken) Flügels sich befindende, gezahnte Querleiste hin und her gerieben wird; das in der Nähe jener gebogenen Randrippe gelegene Trommelfell mag zur Verstärkung des Tones beitragen. Man kann an todtten Thieren diesen Ton durch schnelles Hin- und Herschieben der beiden Flügeldecken ganz gut nachahmen, wenn man nur die passenden Stellen an einander reibt. Schneidet man an lebenden Thieren die gebogene Randrippe ab, so verstümmt das Männchen. Dieser Ton erzeugende Mechanismus ist demnach viel einfacher, als wie ihn Burmeister angiebt, nach dessen Meinung die aus den Athemlöchern der Brust hervorgetriebene Luft, gegen die Flügel anprallend, das erwähnte Trommelfell in Schwingungen bringen soll. *)

*) Burmeister's Handbuch. Band I. pag. 511.

VIII. *Ephippigera*. Latr.

1. *E. perforata*. Brm. (*Barbitistes ephippiger*. Charp.) Wurde von Nowicki bei Thorn entdeckt.

IX. *Barbitistes*. Charp.

1. *B. autumnalis*. Charp. Kommt bei Danzig und Thorn vor.

X. *Meconema*. Serv.

1. *M. varia*. F. Habe ich bei Zoppot öfters von Eichbäumen geklopft.

XI. *Xiphidium*. Serv.

1. *X. dorsale*. Charp. Bei Danzig.
2. *X. fuscum*. F. Wurde mir von Nowicki aus Thorn eingeschendet.

XII. *Decticus*. Serv.

1. *D. verrucivorus*. L. Auf Stoppelfelbern gemein.
2. *D. brachypterus*. F. Bei Danzig selten.
3. *D. apterus*. F. In den Wäldern von Pölloufen und Zoppot auf Haselnußstrauch sehr häufig.
4. *D. brevipennis*. Charp. In hohem Grase bei Danzig nicht selten, der sonderbare schwirrende Ton des Männchens wird, obgleich er sehr leise ist, weit hin vernommen.

XIII. *Locusta*. Autor.

1. *L. viridissima*. L.
2. *L. cantans*. Charp. Beide in Gestrüchen und auf Bäumen bei Danzig sehr häufig.

IVte Familie. *Grylloidea*.

XIV. *Gryllus*. L.

Die Männchen geben ebenfalls durch Uebereinanderreiben ihrer Flügeldecken einen Ton von sich.

1. *G. domesticus*. L. An stets warmen Orten der Wohnhäuser und in Bäckereien überall sehr verbreitet.
2. *G. campestris*. L. Sehr verbreitet.

XV. *Gryllotalpa*. Latr.

1. *G. vulgaris*. L. Ueberall bekannt und besonders von den Gärtnern mit Recht gefürchtet. Obgleich es Surmeister (äugnet*), so kann ich es bezeugen, daß die Männchen der Maulwurfsgrille einen schwachen zirpenden, des Abends aber doch ziemlich weit vernehmbaren Ton hören lassen.

Vte Familie. *Forficulina*.

XVI. *Forficula*. L.

1. *F. auricularia*. L. Ueberall.
2. *F. minor*. L. Ziemlich selten.
3. *F. gigantea*. F. War lange Zeit nur als Bewohner der Küste des Mittelmeeres bekannt, daher sein Vorkommen längs der Seeküste der Danziger Nehrung eine interessante Erscheinung ist; auch bei Thorn ist dieses Thier von Nowicki aufgefunden worden.

Hiernach wären also 40 Orthoptern, als in Preußen bestimmt vorkommend, nachgewiesen; da ich erst in den letzten Jahren meines Aufenthalts in Danzig den Locustinen und Acridiideen eine größere Aufmerksamkeit gewidmet habe als früher, und da ich dabei nur von wenig Seiten her unterstützt worden bin, so dürfte noch gar manche in Preußen einheimische Art dieser Orthoptern in meinem Verzeichnisse fehlen; es theilte mir Herr v. Nowicki brieflich mit, daß er in der Gegend von Thorn auch *Decticus griseus* F., *Gomphocerus parallelus* und *elegans* Charp. gefangen habe, ich habe aber

*) U. a. D. pag. 512.

kein Exemplar dieser Arten zur genaueren Prüfung erhalten, kann also für die richtige Bestimmung derselben nicht eintreten. Da übrigens mein Verzeichniß der preussischen Orthoptern jetzt schon 40 Arten zählt, während in der Dissertation von Phillipi 42 Arten aus der Berliner Umgegend und in Fürnrohr's Topographie der Regensburger Gegend von Herrich-Schäffer 51 Orthoptern aus dieser Fauna aufgeführt werden, so geht wohl daraus hervor, daß Preußen in Bezug auf Orthoptern nicht ärmer als andere Gegenden Deutschlands ist.

VII.
Aberglaube und Volkslieder des Preussischen
Samlandes.

Vom Oberlandesgerichts-Assessor R. F. Reusch.

(Beschluß.)

Volkslieder.

25.

Wenn ich an's Heirathen denke,
Geht mich das Grauen an;
Mein Herze thut sich kränken,
Wenn ich gedenke dran.

Soll treten in den Stand,
Der ewig wird genannt!
Das sind ja schwere Sachen,
Die Angst und Kummer machen,
Die nicht gefallen thun.

Heirath' ich eine arme —
So wie ich selber bin —

So heist es: Gott erbarme,
Wo wenden wir beid' uns hin?

Kein' Leinwand und kein Tuch,
Kein' Strümpf' auch keine Schuh,
Kein Haus, kein Hof, kein Kammer!
Fürwahr, es ist ein Jammer,
Wenn's man betrachten thut.

Heirath' ich eine reiche —

Wie ich sie gerne hätte —

So thut sie mir austreichen,

Was sie für Geld gehabt.

So heist es Tag und Nacht:

Hab' dich zum Mann gemacht!

Du Lumpenhund, du Prahlzer,

Hast keinen halben Thaler

Zu mir ins Haus gebracht!

Heirath' ich eine schöne —

Wie ich sie gerne hätte —

Es nicht' wohl einer kommen,

Dem sie gefallen thät.

Er thät sie lieben allein,
 Ich müßt der Hahnrei sein,
 Et thant ihr gute Worte geben,
 Und liebte sie daneben;
 Wie's öftermals geschieht.

Ich kann's nicht besser machen,
 Ich bleib' für mich allein;
 Um andre auszulachen,
 (Bleib ich für mich allein)

Nur meinen Mund allein
 Versorg' ich und sonst kein'n
 Und kann um Liebe buhlen,
 Wenn's mir gefallen thut!

26.

Es war ein junges Mädchen
 Von reizender Gestalt,
 :: Dem Herrn des Guts ::
 Gefiel sie bald.

Er begegnet sie auf ihr'n Wegen,
 Er red't sie einmal an.
 :: Merk auf, merk auf ::
 Was wird gethan!

Er steigt herab vom Pferdchen,
 Er eilt, er nahet sich:
 :: Mein liebes Kind ::
 Umarme mich!

Erschrick nicht, liebes Mädchen,
 Recht glücklich mach' ich dich!
 :: Schenk mir dein Herz ::
 Und küsse mich!

Nimm diesen Ring zum Pfande,
 Die gold'ne Uhr dazu!
 :: Mein Kind, mein Kind ::
 Was denkst du?"

„Mein Bruder ist im Garten,
 Der sieht ja mich und euch:
 :: So sagt er es ::
 Dem Vater gleich.

Steigt nur auf diesen Felsen,
 Da werdet ihr ihn sehn!“
 :: Merk auf, merk auf ::
 Was wird geschehn!

Er gaste hin und wieder,
Er sah, das Mädchen schön
:: Stieg auf sein Pferd ::
Und eilt davon.

„Ade mein Herr vom Dorfe!“
Sie flieht ins Feld hinein.
:: Mein Herr, mein Herr ::
Bleibt ganz allein.

So fährte einst das Mädchen
Den schlauffen Jungherrn an,
:: Denn wenn sie will, ::
Ist's bald gethan.

So soll man denn noch heute
Vergleichen Mädchen sehn,
:: Die Geld, die Geld ::
Die Geld und Gut verschmähn!

. 27.

Ein Mädchen holder Mienen,
Schön Hännchen, saß im Grünen
Am Mädchen, saß und spann.
Sie sang, ich kann's wohl sagen,
Wie froh in manchen Tagen
Die liebe Zeit verfließt.

„Mein Tagwerk zu vollenden
Ist jetzt ein Spiel der Händen;
Man findet mich hier früh.
Hier sit' ich armes Mädchen
Und drill' und drill' mein Mädchen
Und sing' ein Lied dazu.“

Als sie kaum ausgesungen,
Da kam ein Herr gesprungen,
Ein Ritter jung und schön.

„So fleißig?“

„Ach ja, mein Herr, zu dienen,
Sein Brod sich zu verdienen,
Muß man wohl fleißig sein!“

„Dein Brod? Ach, liebes Mädchen
Mit deinem Spinnerädchen
Mit Wangen frisch und roth,

„Hast du noch Eltern?“

„Ach nein ich habe keine,
Ich bin nur ganz alleine,
Früh nahm sie mir der Tod.“

Doch spür' ich nichts als Segen
Auf allen meinen Wegen,
Denn Mangel leid' ich nicht,
Ein Mädchen kann durch Spinnen
Wohl leicht soviel gewinnen,
Daß ihr an nichts gebricht."

"Doch höre, liebes Mädchen,
Mit deinem Spinnerädchen,
Ach schenk' dein Herze mir!
Sollst Schätze ja gewinnen
Und dir ein Leben spinnen,
Ein Fürstenleben dir.

Sollst gehn in lauter Seide
Und tragen ein Geschmeide
Von Perlen und von Gold,
Und was du mirst begehren,
Soll man dir gleich gewähren.
Ach Mädchen sei mir hold!

Nimm, Schönste, meine Schlösser,
Ein Dorf, das noch weit größer,
Als dieses Dörschen hier!
Bis Wald und Gräben zieren,
Sollst du allein regieren,
Bist du gefällig mir!"

"Herr Ritter hier das Mädchen?
Erwiedert ihm das Mädchen,
Das Mädchen gutes Wort.
Der Ritter stieg in'n Wagen,
Befahl davon zu jagen,
Und plötzlich fuhr er fort.

28.

"Wo warst du Hannchen also lange?
Kind warum bleibst du nicht bei mir?
Machst mich um dich besorgt und bange,
Sag' Mädchen war das recht von dir?"

Sieh, wie erhitzt ist dein Gesichte,
Dein Anzug wie unordentlich,
Dein Haar, dein Kopfsputz ganz zu nichte!
Geh' Hannchen, ich bin böse auf dich!"

Ich war ja nur im Gartenhäuschen!
Sie werden doch nicht böse sein?
Ich schwärmte nicht, band nur ein Sträußchen
Und schlief darüber endlich ein."

O liebe Mutter, wenn sie wüßten,
Wie glücklich ich gewesen bin,
Ich weiß so ganz gewiß sie wüßten
Verzeihn der kleinen Schuldnerin.

Ach, seh'n sie doch die schöne Rose,
So blühend schön, wie sein Gesicht!
Er gab sie mir, mein Fritz, der lose,
Geküßt hat er mich aber nicht.

Nein Mutter, wirklich nur im Traume
Sah ich ihn dort und er war hier;
Er spielte bei'm Orangenbaume,
Und wie so weit war er von mir!

Ach Mutter, bald hätt' ich's vergessen,
Er lehnte sich in's Gras zu mir,
Umarmte mich, und unter dessen,
Geliebter Fritz, träumt ich von dir:

Du küßtest mich mit heißem Munde
Und spieltest freundlich um mein Kinn;
O wär' ich noch bis diese Stunde
Die frohe, seel'ge Träumerin!"

29.

Wer ein faules Gretchen hat,
Der kann wohl lustig sein!
Sie schläft wohl alle Morgen, Morgen,
Bis daß die Sonne scheint,
Bis daß die Sonne scheint.

Der Vater aus dem Walde kam,
Das Gretchen schläft ja noch.
„Schlaf' du zum tausend Teufel, Teufel!
Der Hirt ist schon im Wald,
Die Kuh steht noch im Stall!"

Das Gretchen aus dem Bette sprang,
Nahm's Küchlein in die Hand.
Sie thät das Küchlein wackeln, wackeln
Mit ungewaschener Hand!
Ist das nicht eine Schand?

Und als sie die Kuh gemilcht hat,
Da goß sie Wasser zu.
„Ach Vater, lieber Vater, Vater,
Die Milch giebt unsre Kuh!
Das macht die lange Kuh!"

Sie nahm das Ruthchen in die Hand,
Sie treibt das Röhlein nach.
Sie thät das Röhlein treiben, treiben,
Wo sie den Hirten fand,
Wo sie den Hirten fand.

„Ach Hirte, lieber Hirte
Was hab' ich dir gethan,
Daß ich muß alle Morgen, Morgen
Mit meinem Röhlein gahn,
Mit meinem Röhlein gahn?“

„Da geb' sie mir die Buttermilch,
Wie andre Weiber thun!
So will ich alle Morgen, Morgen
Blasen vor ihrer Thür:
„Fauls Gretchen komm herfür!“

30.

Ich bin der Doktor Eisenhart,
Kurir' die Leut' nach meiner Art.
Ich mache, daß die Blinden sehn
Und daß die Lahmen wieder gehn.

Ein Mann, dem auch sein hohler Zahn
So weh that, daß er zu mir kam:
Ich schoß ihm aus mit der Pistol!
Ach Gott, wie war dem Mann so wohl!

Ein altes Weib aus Iserthee,
Die litt so sehr an —,
Ich gab ihr Mattenpulver ein;
Ich hoff' sie muß kuriret sein.

Der alte Amtmann Spießepfann,
Den kam der Hypochonder an,
Er wollte gern gekuhpockt sein;
Ich impft ihn mit dem Bratsprieß ein.

Der Nachtwächter zu Dibelbun,
Dem gab ich zwölf Pfund Opium;
Er schlief zwölf Jahre Tag und Nacht
Und ist seitdem nicht aufgewacht.

Der dicke Fleischer Ochsenhorn
Geriet mit seinem Weib in Zorn,
Ich schlug sie mit der Keule todt;
Da war der Mann aus aller Noth.

Ein Mann mit Namen Nimmerfatt
War einst vom Essen schwach und matt,

Er nahm von meinen Willen ein,
Da schlug sein Sterbestündelein.

Der Organist Präludium,
Der spielte sich die Finger krumm,
Ich hackt ihm beide Hände ab;
Nun schreibt er nicht mehr Noten ab.

Ein altes Weib aus Langensalz,
Die hatte einen Kropf am Hals,
Ich schnürt ihr mit dem Heuseil zu;
Probatum est, sie liegt in Ruh'!

31.

Hans, weck' die Magd auf!

Heirassa!

Herr, ich bin schon oben drauf!

Heirassa!

Hans, was machst du oben drauf?

Heirassa!

Herr, ich knack' die Nüsse auf!

Heirassa!

Hans, gib mir doch auch 'nen Kern!

Heirassa!

Herr, ich freesse selber gern!

32.

Ho hi Böffelstiel!

Junge Kinder fressen viel,

Alte müssen sorgen.

Brod liegt im Kasten,

Messer liegt daneben,

Mutter will nicht geben.

Mutter will dem Vater sagen,

Vater will die Mutter schlagen.

33. ¹⁸⁾

Wir treten herein ohn' allen Spott
Einen schönen guten Abend, den geb' uns Gott.
Wir hören die Madam mit Schlüssel klingen,
Sie will uns eine Gabe bringen,
Ein Sabchen von ihrem brav Geld spendiren
Wir müssen diesen Abend noch weiter marschieren.

Wir wünschen dem Herrn ein Reiterpferd,
Ein Paar Piskolen, ein goldnes Schwert!

18) Weihnachts-Wünsche.

Wir wünschen der Madam eine goldne Kron',
 Auf's andre Jahr 'nen jungen Sohn!
 Wir wünschen der Masell 'ne goldne Schindl
 Auf's andre Jahr 'nen jungen Gesell!
 Wir wünschen der Kschin 'ne kupferne Pfann
 Auf's andre Jahr 'nen häbschen Mann.

34.

Wir treten herein ohn' allen Spott
 Einen schönen guten Abend, den geb' uns Gott.
 Wir ziehn eine Goldschnur über das Haus,
 Wir ziehn ein schwarzbraun Mädel heraus.
 Das Mädel, das sprach mit falschem Wort:
 Warum hat sich der Engel so schwarz gemacht?
 Der Schwarze, der ist uns wohl bekant,
 Der ist der Herr König aus Mohrenland.
 Ja Mohrenkönig werd' ich genannt,
 Ich führe das Schwert nach meiner Hand.

O liebe, liebe Seele warum weinst du?
 O, lieber Herr Gott, warum soll ich nicht weinen?
 Ich hab' übertreten das eilfte Gebot!
 Fall du auf Knien und bete zu Gott,
 Bet' du zu Gott mit allem Flets
 So wirst du kommen ins Paradeis.
 Das Paradeis wird offen sein,
 Da werden die heiligen drei Engel sein.
 Sie singen, sie springen, sie sind allezeit froh;
 Gott geb' uns nur den Segen dato!

35.

Da wär eenmal ee rieker Buus,
 Ee ganter Schelm von Natur.
 Mdt Name heet hei Harder
 He wohnt ðm Dantger Warber.¹⁹⁾

Dat was ee rechter Salgedees,
 Kein Mensch ðm Ders de habbd emm lees,
 He bdd' se alle twacke,
 Dat enn' de Schwartz moßt knacke.

Dat wär ee Koerdel von seftlöch Jahr,
 Doch ðnn emm wär kein ehrlöch Haar;
 Hei mocht mdt häbsche Mäke
 Koskes geern noch breeke.

19) In dem Danziger Werber.

Mödt eent sau ²⁰⁾ kām de Klappotmann,
De Doot, on sād' emm fründlich an:
„Hör Buur, du moßt ²¹⁾ dien Lewe
Op ewig Afſcheed. gewe!“

Bauer,
„Hör Doot, du böst ee schnakscher Mann,
Deck nehm dat man fer Kortpiel an.
Sab du na'm Dunnerwedder
On kam so boolt nich wedder!“

Tod.
„Fer dittmal nich, dat hērscht du wull.
Stell di man nich sau rasend dull!
Du kannst von diene Saake
Ee Testament noch make.“

Bauer:
„Hör du verdrögter Klapperbeēn,
Hadd dē di man so gant allein,
Deck wull di, grawem Flegel,
Betahle mödt dem Schlāgel!“

Tod.
„Du böst ee grawer Hoppesack;
Wat helpt di all sodanner Schnack,
Deck ware an dien bray Wehrē
Wahrhaftig mi nich fehre!“

Kuum hadd de Doot emm dat gesācht,
Nu wurd emm Angst, dem böse Knecht.
Gliek wār de Trien ²²⁾ befahle,
Se sull dem Pape hale.

De kām denn oof dmm schwarze Rod,
So stief, as wie ee Leegebock,
On docht bi'm rieke Buure
So recht wat to beluure.

Pfaffe.
„Nun guten Tag mein lieber Mann!
Was treff' ich ihn so frank doch an?
Es thut mir leid von Herzen,
Gott lindre seine Schmerzen!“

Bauer:
„Ja Wullehrwürde, groots Noth,
Hier dō nusch ²³⁾ andersch as de Doot!“

20) gewöhnlich statt „sa“. 21) statt „mußt, moßt.“
22) Abkürzung von Catharina. 23) nichts.

Nu sy dät sebe verlege
Von miener Sünde wege."

Pfaffe.

„Was ängstigt ihm denn wohl sein Herz?
Was macht ihm wohl den meisten Schmerz?
Was hält ihn hier gefangen
Und was hat er begangen?

Sag' er mir nur ganz frei heraus,
Wie es mit seiner Seel steht aus!
Ist ihm auch sein Gewissen
Von Sünden sehr zerrissen?

Bauer.

„Terrecte? Ja, erschrecklich sehr!
Kein Lappe wöll drop haste mehr.
Jub sulle dat sau stöcke
Dn sehne uttoplöcke.

De Sünde ligye mi ant Hart
Dn make mi sehr groote Schmart,
Denn dät hew veel gelage
Dn alle Lüd' bedrage."

Pfaffe.

„Das ist wohl freilich gar nicht recht.
Die Schrift lehret uns: lebt recht und schlecht!
Sollt Menschen nicht betrügen,
Redt Wahrheit und nicht Lügen!"

Bauer.

„Ja Wullehrwürde, hartlöch geern
Wöll dät mi nu to Gott bekehren.
Nu warr dät mött de Mäke
Koskes nich mehr breeke."

Pfaffe.

„O Himmel, o was höde ich!
Wenn lebt er also lieberlich,
So muß ich ihn verdammen
Hinab zur Hölle Flammen.

Bauer.

„Nanu, nanu! Mött eenem Mal
Laxeert hei mi so groote Qual?
Hei mott dat Ding sau breege,
Dn sehne bitolege!

Dn höde hei to, on geit dat an,
Dat hei mi davon helpe kann:

Denn wöll ðe emm beschenke,
Dat hei an mi full denke.

Drei fette Schwien on eene Koh,
Seßhundert Gälle Gölte dato,
On wat noch mehr ser Sacke
Wahrhaftög emm vermake!"

Pfaffe.

„Das ist wohl schwer, doch weit er's Freund,
Mit mir und sich so redlich meint,
Will ich das Ding so drehen,
Das alles gut soll gehen.“

Bauer.

„Na dat ðß schdn. Nu gab hei man
On kom hei morge wedder an!
Doch he ðß all by Jahre,
Min Peter full emm fahre.“

Koop Peter geschwind, an spann doch an
De Kobbel²⁴⁾ mött dem witte Kamm
Dato dem gruue Schömmel!
Spood di, du fuuler Bömmel!

„Du Grootknecht Hans, mien lewer Knecht,
Sah du na'm Schult; verstaß mi recht!
Größ emm ðm mienem Name,
Segg he full to mi kame!“

Drop käm de Schult by'm Buure an,
Ee ganter ehrlöch, braver Mann.
De Buur säd: „Sett juh nedder,
Nehmt Lönt, Papör on Fedder!“

Doch erscht rookt man²⁵⁾ ee Piep Toback
Dat ðß gewöß kein Kakernack
Drinkt ook ee Schnapske Keemel,
Eet Käs' dato on Seemel!

„Horcht! Erscht ðß mien Wöll so gemeent:
De groote Trien hewt mi gebeent
Woolt an de twintög Jahre,
Da manket se erfahre.“

Se hewt mi Dag on Nacht gebeent,
On jeder Lied so trü gemeent;
Wu kann ðe denn wull söne²⁶⁾
Su'n Hund on eer auscht gönne.

24) Stute. 25) nur. 26) fein.

Dem 27) soll se hebbe Hof on Schlen
Verd, Dffe, Kdg' on alle Schwiern.
De Hof dm Dery groot Zyndau
Sull bliewe fer de Kinder.

De Melkmagd lief', dat Koene Ding.
De melkt de Kdg' sehr goot geschwing.
Schriewt! dafer sull eer sonne
Eer Eegendoom an Lönng.

De Kldkner uttem Karlespeel
Sull hebbe, denn dat öß mien Wöll,
Mien schwartet Kleeed on Hose;
Denn hewt hei nuscht to lose.

Nu Wadder, schlach! Kgs. öß et so?
Nu kam dek mött dem Gdlt nich to *)
Da wart wull nuscht mehr bliewe,
Dem Pape to verschriewe!"

..... Schulz.
„Hört Wadder, wenn dat jub geföllt,
Vermakt dem Pape fer dat Gdlt
Zwelf juner löwer Kinder
On noch drei fette Kinder!"

Bauer.
„Schlach Wadder, jub sönt doch gelehrt!
De Denfall öß dittmal wat werth!
Nu Wadder, sull es so bliewe,
Dat wölle wi verschriewe!"

Da schloot de Schult dat Protokull
On säd: „adids, lewt Wadder wull!
Deck war dat allet morge
Berächtlich noch besorge.

36.
Man erzählet, daß vor Jahren
Einf ein Bauer nach der Stadt
Kam mit Erbsen eingefahren.

Als er nun gehalten hat,
Und kein Kaufmann ihn bespricht,
Schweiget er seiner Waare nicht.

„Holla, fung hei an to schrieen,
Kinger kaamt doch op de Gass!
Hier sönt Arstkes mit Postitta,
Seel as wie gemunge Wass,

27) demnach. 28) tokame, auskommen, ausbreiten.

„Du sau uter Maate söt, mi mirdad
Wie gefaakte Farkelsöt!“

Ei da kamen Knecht und Mägde
Den gerühmten Erbsen zu,
Jungen, Mädchen auch nicht minder
Auf den Gassen ohne Ruh.

Jeder nahm ein Händchen voll,
Daß die Herrschaft schmecken soll.

Als sie nun an allen Ecken,
So der Luft herum geschmeckt,
War'n die Erbsen aus den Säcken
Und der Bauer war geneckt.

Ei was fing der arme Mann
Um die trautsten Erbsen an!

„Ah, da maek söck Gott erbarme!
Ach, wat ward mien armes Bief
Dm de trutste Arstkes farne.²⁹⁾
Deck wönsch, dat önn juhнем lief
Jedet Arstke ward so groot,
Wie ee Lettuusch³⁰⁾ Dittkebroot.

Freet dem Doot önn juhнем Mage!
Ah dat mi de Pehekuls
Hewt na Schöppenbiel³¹⁾ gedrage!
Ach darum schlog mi des Puls
Als öck utem Doore sohr
Dn dem linke Schlorr verlor!“

37.

Herr. „Dunkel ist schon jedes Fenster,
Alles still und stumm,
Nur Verliebte und Gespenster
Schleichen noch herum.

Horch der zwölfte Schlag erschallet
Dumfsend an mein Ohr,
Und das Heer der Geister waltet
Aus dem Grab' hervor.“

Wächter. „Hei wat schließt da fer de Dören?
Deck mott näger gahn,
Denn öck kann dat frankische Kören
Hier nicht half verstahn.“

Herr. „Kalte Luft der Nacht umweht mich
Geht durch Bein und Arm.“

29) grämen. 30) lithauisch. 31) Schippenbeil.
36*

Ach, dabei im Stübchen war' ich
Sicher und auch warm!"

Wächter. „Na hei maack na'm Diemel reise,
Wär hei nich so oolt,
Sunst wahhaftig ool noch freise,
Denn des Nachts dß koolt.“

Herr. „Ach ihr Leute kommt an's Fenster
Helft mir aus der Noth!
Hülfe! Hülfe! die Gespenster
Machen mich sonst todt!“

Wächter. „Hei, wat lört he von Gespanster?
Maack mi keenem Quais!
Wat schließt hei da ondrem Fenster?
Du hei dß ee Deif!“ 32)

Herr. „Ach ich Armer irr' im Dunkeln,
Hör und sehe nicht.
Doch da scheint mir was zu funkeln?
Richtig es ist Licht!“

Wächter. „Raam man her; dß war di fege,
Wöllst du spuke gahn.
Du schließt hier op lose-Bege,
Stehlbeif, bliew mal stahn!“

Herr. Ach, ich bin kein Dieb! das kann er
Mir ja wohl ansehen.
Drum so bitt' ich ihn, Herr Wächter,
Laß er mich doch gehn!“

Wächter. „Ne, dat geit nich. Hei mott mött mi
Den de Wache gahn,
Wöll hei awerscht nich, so fang dß
Gliek to tute an.“

Herr. „Ach was hilft es ihm, Herr Wächter,
Mich beschämt zu sehn?
Nehm' er diesen harten Thaler'
Und laß er mich gehn!“

Wächter. „Ja hei dß ee ehrlich Wönsche
Deck hew mi bedacht.
Nuscht fer Ungoot! Herr dß wönsche
Enne goode Nacht!“

32) gewöhnlich „Deef“ (Dieb).

38.

Junker. „Sprich, o Schönste, willst du lieben
Oder willst du grausam sein?
Soll ich mich um dich betrüben?
Hast du Lust an meiner Pein?

Darf ich deinen Mund nicht küssen,
So küß' ich für meine Huld;
Siehst du nicht die Thränen fließen?
Ach ich leide ohne Schuld.

Bäuerin. „Herr, dō kann juh nich verstahne,
Juhne Spraak dōß mi to hoch.
Wōll juh by de Rātes gahne,
Gah juh by de rieke doch.

Dock sy man ee Buerzmāte,
Dn sy fer juh veel to schlecht.
Wer weet, wat dn juh maek stecke;
Dat wār fer mi ewend recht!“

Junker. Willst du mich denn ganz verachten?
Soll ich trostlos von dir gehn?
Soll ich bei dem Wasser schwachten?
Willst du mich denn sterben sehn?

Ich will dich zur Ehe nehmen
Ist dir dieses nicht genug?
Willst du dich denn nicht bequemen?
Es ist wahrlich kein Betrug!“

Bäuerin. „Herr wat reed ju von verachte?
Juh sōnt ja ee Edelmann!
Wōll juh by dem Waater schwachte?
Saat on suupt juh vull daran.

Dn dat juh mi warre nehme,
Dat redt jebem Narre fer!
Sull dō mienem Hanse grāme?
Dat wār mi ee groot Beschwer!“

Junker. „Ist dir denn ein Bauer lieber,
Als ein reicher Edelmann?
Seht der Dorn die Rose über?
Siehst du Gold für Silber an?

Soll die Flamme mich verbrennen?
Und du bleibest Eisenstahl?
Kannst du dieses nicht erkennen?
O, bedenke dich einmal!“

Bäuerin. Frielöch öff mien Hans mi leiver,
Denn hei öff de Arbieter gewennt.
Iu sönt mi ee rechter Reiter. 33)
Gahst eenmal on maakt ee End!

Wenn mien Hans dat sull erfahre,
Ach hei wurd' noch dull on blönd.
Hei wull juh dem Puckel garwe
Af juh gliet ee Jonker sönt."

Junker. „Nun ade, nun will ich gehen!“

Bäuerin. „Grooten Dank, öck wönsch juh Gldet!“

Junker. „Soll ich dich denn nie mehr sehen?“

Bäuerin. „Wacht man hbt öck na juh schöck!“

Junker. „Beh, o weh, o weh mir Armen!“

Bäuerin. „Juh sönt rieker, as wie öck.“

Junker. „Willst du dich denn nicht erbarmen?“

Bäuerin. „Grooten Dank, öck wönsch juh Gldet.“

39.

Pfaffe klopft an.

Bäuerin singt:

„Wenn et regnet, denn ward et natt,
Denn fahet mien Mann nich na de Stadt
Mien Mann öff to Huus!
Mien Mann öff to Huus!“

Bauer. „Wotter wat söngst du da?“

Bäuerin. „On laet mi sönge, wact öck wöll,
So ward mi doch det Kind nich söll.
Mien Mann öff to Huus!
Mien Mann öff to Huus!“

Pfaffe klopft wieder.

Bäuerin. „Du böst ee rechter Dommerjahn,
Kannst du dat Ding denn nich verstahn?
Mien Mann öff to Huus!
Mien Mann öff to Huus!“

De Buer de namm dem Forkesteel
On schlog dem Pape erbärmlich veel.
On so sull et alle Pape gahne,
De na onse Fruens gahne!“

40.

Miener Mutter Brodersöh
Sött op jenner Kamerdeel,

33) Reiter heißt ein kleiner Hund, der ewig bellt,
aber nie beißt.

Schriet geele Piepe.
Schriet on danzt
On maakt dem Krang
Von eble Rose on Blome.

Wie de Bruut tot Triong sohr,
Wår se blank gekochte;
As se webder na Huuse kam,
Fund söck ee junge Dochter.

Edwe Gäst bliemt alle hier,
Hier öß Kästing³⁴⁾ on Kindelbeer!
Wader göß ee Kanke Beer
Rotter göß ee Ganste Her.

Rotter sohr na Schaake³⁵⁾
Brocht fer de Bruut ee Kake.
Wader sohr na Engeland,
Brocht ee Weeg oof ee Bindelband.
Bindelband wår allto blank
Wader nehm't to Böhseband.

41.

Hem jub nich stolt Hadebar³⁶⁾ gesehne,
Wdt siene roode, lange, kromme Beene?
Kdm hei nich tom Door händönn geklage?
Habb hei nich ee Mantel angetage?
Hung hei nich sien Kocke in det Stdn?
Stund emm nich sien Schardebock³⁷⁾ so schön?
Schent doch miene Bruut oof eenmal; hier seht se,
On wenn se wat gesape hewt, demt geit se!

42.

Schlaap, mien Kindke, schlaap
Bute³⁸⁾ seht det Schaap!
Hewt ee mittet Wolke,
Gißt dem Stöppel vollke;
Hewt ee mittet Fütke,
Gißt sien Melk so sötk;e;
Hewt ee mittet Kopke,
Gißt sien Melk bnt Doyke;
Gißt oof man dmni Dag dreimal
Dess dat nich ee groote Qual?

34) Gakung, Hochzeit. 35) Schaacken, ein Dorf
unweit Königsberg am Kuhrischen Haß. 36) Storch.
37) Schürze. 38) draußen.

Hieran, dortan
Bitt an jenne Hôte
Edte Melk vergôte!
Bubhol
Suup di voll!
Bubhol, du Bengel,
Dat Kind schleppt wie ee Engel!

43.

Ondrem Dach, ondrem Dach
Hewt de Sparling Junge,
Oppem Hof, oppem Hof,
Schleit de Buur sienem Junge.
Allerlôvst truust Waderke,
Fer onsem Verb ee Sadelke,
Fer onsem Hahn ee roode Kamm
Fer onsem Mâke ee junge Mann,
De oof wacker banze kann.

44.

Teeh Schömmel, Seelsched!
Veel Kielke, wennig Speck!
Ward de Buur ons nich beeter spiese,
Warre wi emm de Hacke wiese.
Teeh, Schömmel, teeh!
Rott bitt an de Kne,
Rott bitt an dem Rôcke,
Da bleef de Schömmel fôcke.
Ah Vater, de Schömmel ôff boot!
Ah mien Sôhn dat ôff nich goot!
Hadd wi dem Schömmel man Hawer gegewe,
Wâr hei ons am Lewe geblewe!
Wie gewe emm man Kielke,
Da lewb hei man ee Wiele!

45.

De Bock de leep dem Barg hânnoy,
He leet sien Fellke plôcke.
Da leepen emm alle Schnieders na
Môtt Nadel, Tweern on Plôcker.
Stab, stab mien Bôckerke!
Lat dien Fellke plôckerke!
Stab Bock mien Mannke
Fer de Heene Sannke!

46.

Onse Katt on Vape, Katt
De hebbe sôck gebeete.
Onse Katt hewt Vape, Katt
Dem Tagel uutgerecte.

47.

Schlaap mien Kindke boole,
De Wagelkes sînge om Woole,
De Wagelkes sînge op grônem Holt,
Schlaap mien Kindke, Schlaap mien Stolt!

Schlaap mien Kindke lange!
Rotter ôff uutgegange,
Vader ôff ônn dem Garde gegange,
Ward dem Kind ee Wagelke fange!

Schlaap, mien Kindke, schlaap boolt,
De Wagelkes sînge ômm grône Woolt;
Se sînge woll op de grône Aest,
Schlaap, mien Kindke, schlaap man fest!

Schlaap mien Kindke, wat ôck di war sînge,
Neppel on Beere ward Rotter bringe,
Dok ee Korffe môtt Fiege;
Kind ward ook schlape, stôllschwiege!

Horch Kindke, wat piept ônn ons Garst?
Dat sônnt de kleene Wagelkes
Môtt eere blanke Schnabelkes;
De piepe ônn ons Garst!

48.

De Kuckuck on de Nachtigal
De beids wulle na de Stadt gahn.
Kuckuck stohl Wegge³⁹⁾
Nachtigal wull segge.

„Schwieg, schwieg du Nachtigal,
Sonst war ôck di opt Ruul schlahn!“
„Kuckuck du moht dat late,
Sonst stodd ôck di ônt Water!“

39) Kleine dreieckige Brode. — Nach deutschem Glauben war der Kuckuck ein verlaufener Müller oder Bäckergefelle, der den armen Leuten Brod stahl und dabei Gukuk (ei Ach) rief. Wegen dieser Bosheit ist er verwünscht worden.

De Kuckuck op dem Buume satt,
Wie et regent, da wurd he nats,
Kam de löwe Sunneschien,
De maakt dem Kuckuck höbsch on sien!

40.

Kattke seet emm Nettelbusch verborge,
Kam de Kader on säd eer goode Morge.
„Kader gah on laat mi doch önn Frobe,
Deck sött ön mienem Nettelbusch so möde.

Kader, gah on bröng mi Fische,
Spring nich öwer Bänk on Dösche.
Ei so, mien Kader, so so:
Maakt mi dat Hart so froh!“

50.

De Habebär, dat öff ee braver Mann!
He buut fer de Kinder ee Hunske,
He slegt oof wedder davon.
De Buur de plögt sien Ackerke nich recht,
De Habebär, de Habebär
De geit on lecht emm de Fährkes to recht.

51.

Baacke Käse, baacke
Mehlke licht ömm Sacke,
Eise licht ömm Korwe
Kuckuck öff gestorme 40).

Wa sülle wi em söcke
Önder de holle Decke!
Wa sülle wi emm finde?
Önder de holle Linde!

Wa sülle wi emm begawe?
Öndrem Schulte Awe!
Stöt em nich de Kathel uut,
Et rookt emm önn de Stawen!

52.

Fabijan mött scheewe Dreens
Danzt mött önsöm Joasferleene.
Ei wat geit dat lostig to,
Alle beids op eenem Schob.
Eene Schob on eene Sahl
Danzt de Kinder, alltomal.

40) Vergleiche die Bemerkung zu Nr. 48. Das
Brod kann nun ruhig backen, seitdem Kuckuck todt ist.

53.

Habebar von neege Jahr,
Wennehr warst du wedder lame?
Oyt andre Jahr, oyt andre Jahr,
Wenn de Rogge riepe,
Wenn de Pogge ⁴¹⁾ piepe,
Wenn de Döre knarre!
Denn danze alle Narre!

54.

Wa hewt de Kråg sien Nest?
Denn jennem groote Wool,
Op jennem hoge Boom,
Da hewt de Kråg sien Nest!
Ei Reckel, spröng Bray!
Säd de Kråg nu to dem Kaw.
Wavon sulle wi ons nähre?
Von de Rippes Deere!

Kråg stund op ee gröne Weef',
Kunn oof kuum sien Fedder dräge.
Käm de Hahn
On stott emm dahl,
Käm de Bock
On hulp emm op,
Droog emm bött var Königs Obr;
König heel de Flint fer,
Schoot emm doot,
Dat emm de Seel von hinne flog.
Seel flog öbbe Himmel
On brocht ee Sack von Kröngel,
Fer mi eene, fer di eene,
Fern grue Kader oof eene!
Gru Kader wull eete
On habb kein Meeter.
Meeter feel vom Himmel heraff,
Eete söck oof alle satt!

55.

Maß, Maß, wat hest önn dien Föschke?
Nuscht, nuscht, wie kleene, kleene Föschke!
Kleene Föschkes söt on suer
Dess ee Eete ferrem Buer.

Kleene Föschkes, groote Föschkes
Schwemme önn dem Dieke;

41) Frösche.

Kleene Jonsers, groote Jonsers
Fönd man arm on riele.

Maß blas dem Sack ⁴²⁾ an
Laat dem Kader bromme!
Laat emm bromme, wi hei kann,
Hei öß doch kein Eddelmann!
Maß blas dem Sack an!

56.

Heiduck on Heidekunde,
Schwarte Katt on bunte Hunde!
Heiduck on Heidekaffe,
Theer de Wages on schmeer de Affe.

57.

Hanske kann nich,
Hanske wöll nich,
Hanske ward nicht
danze!

Rotter namm de Pittsch hervor
Saff dem Hanske dwert Dhr.

Hanske kann wull,
Hanske wöll wull,
Hanske ward wull
danze!

58.

Hanske wull riede,
Hadd oof kein Verbte nich;
Rotter nähm Teegebock,
Sett Hanske da herrop.
Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede,
Hadd oof kein Loomke nich;
Rotter nähm Röbbelsfoom
Maakt Hanske oof ee Loom.
Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede,
Hadd oof kein Rockte nich;
Rotter nähm oole Sock,
Maakt Hanske oof ee Rock.

42) Dudelsack.

Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede,
Hadd oof kein Wöpske nich;
Rotter nähm oole Dopp,
Stölyt Hanske oppe Kopp.

Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede
Hadd oof kein Stöwel nich;
Rotter nähm Botterfatt,
Maakt Hanske Stöwel glatt.

Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede,
Hadd oof kein Pitschke nich
Rotter nähm Splötske Bast,
Maakt Hanske Pitschke fast.

Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll!

Hanske wull riede,
Wüst nich dem rechte Beck;
Rotter nähm Deckelschecht,
Wiest Hanske rechte Beck.

Laat emm man riede,
Wahenn hei wöll.

59.

Miene Rotter bewt Gänse

Füf blue

Füf grue.

Sönt dat nich Gänse, Gänse?

Füf sönt dm Hawersfroh.

Se satte,

Se fratte,

Se wære all froh.

Da kãm de Buur gegange

Wödt sien lang Stange,

Schloog se doot,

Nähm se by ee Foot,

Schmeet se dwre Luun,

Spraak: also, also!

Ee Schofter satt bunt Schornsteen
Plocht oof sien Schoh,
Da kām ee wacker Rāke
On sach emm to.

Rāke wōllst du friee?
Frie du na mi!
Deck hew noch eike Grosche,
Dem gew dē di.

Gl. 43)

Wir kommen rein getreten,
Loop an de Klinge!
Mit Singen und mit Beten.
Loop an de Klinge,
De Strußklangs Klinge,
De Föschkes de springe,
De Dännemātes singe.

Wo dō denn de Rōke?
Wi wōlle mōt eer sprāke.
De Rāke huckt opem Fierheerd,
Se dō oof keine Grosche werth,
Wir wūnschen dem Herren 'nen goldnen Fīsch,
Auf alle vier Ecken gebrate Fīsch!
Wir wūnschen der Frau 'ne goldne Kron',
Aufs andre Jahr ee jungen Sohn!
Wir wūnschen der Mamsell ee goldne Schnāl,
Aufs andre Jahr ee Junggesell!
Wir wūnschen der Rōke ee koppre Mann,
Oft andre Jahr ee pudliche Mann,
Dort in jennem Winkel,
Da hängt ee fetter Schinke!
Dort op jennem Nagel
Da hängt ee fetter Tagel!
Dort dñn jennem koppre Dapp,
Da dō ee gooder Schwienkopp!

43) Dieses Lied wird um Faschnacht von den Frauen, welche Tannenweige zur Wirthschaft verkaufen, gesungen, während sie einen mit bunten Bändern und Knistergold geschmückten Tannenbaum (den Straußklang) schütteln und um ihn herumtanzen.

Laat ons nich lang stahne,
 Wi motte wieder gahne!

Laat ons nich lang wachte,
 Wi motte hier verschmachte!

Deck stah op eenem Edlgeblatt,
 De Fötles warre ons ömmer natt!

Ich steh' auf einem breiten Stein
 Wer uns lieb hat, holt uns ein!

62. 47)

Deck säh ee Schornsteen rooke,
 Da kām dēt hergeloopē

Deck säh op enne lange Dösch,

Wat darop Gebäckes öß,

Nuscht als Fastelawendskote.

Gewe se mi een, denn bliew dēt stahn;

Gewe se mi twei, denn warre dēt gahn;

Gewe se mi drei togliet,

Kaame se dnt Hömmelriek!

Warre se mi nuscht gewe,

Warre se nich lang lewe;

Warre se mi wat gewe,

Warre se recht lang lewe.

63. 48)

Guse, Gänstes kaamt na Huus!

O, löwet Rotterke, wi deere nich!

Wasser?

Fer e Foss!

Wo huckt de Foss?

Huckt ungre Lubn!

Wat deit er da?

Plöck alle Gänstes de Feddre: af!

Wa heft hei se hergetreage?

Ut Herre Garde!

Herres Garde öß toegeschlate!

Deß ee grooter Loch bönn!

Wie groot?

Wie ee Brot

Wie lang?

Wie ee Band!

44) Wunsch zum Abende vor Fastnacht (Fastel-
 Abend. 45) Nr. 63 und ff. sind Spielreime.

Wie ee Kopp?
Hollbopp!
Wille Oge?
Fieroge!
Wille Feet?
Scheffel breet!
Wie ee Tagel?
Bessemlang!

64.

Blind Wulf, dat led' di!
Bahenn!
Denne Barestall!
De Bate biete mi!
Nömm e Stock on wehr di
Von hinge un von fere!

65.

Lat öwer!
Wor öwer?
Dewer de hemste Bröck!
Was öff terbrake?
De Radmaker!
Wat gew juh tom Pand?
Dem hingerste Perb möt Sadel on Toom
on allem tomal!

66.

Chor. Im Maisn, im Maisn
Da woll'n wir fröhlich sein!
Da tanzen wir den Reihn,
Da tanzen wir den Reihn!

Solo. Das Sothun, das Sothun
Gefällt uns alle wohl!
Das muß ein reicher Bauer sein,
Das muß ein reicher Bauer sein,
Der uns ernähren soll.

Öeffentlicher Dank.

Dem Herrn Pfarrer Hoffbeinz zu Gallingen zollen gewiß sämmtliche Landschullehrer der Provinz Preußen ihren wärmsten Dank dafür, daß er durch die Veröffentlichung der von ihm verfaßten Schrift: »Beleuchtung der an Se. Majestät den König von dem siebenten Provinzial-Landtage der Stände des Königreichs Preußen unterm 7. April 1841 gerichteten, den Schulunterricht betreffenden Denkschrift« die Ehre der Schulen und Lehrer gerettet hat. Möchte doch ein Jeder diese Broschüre lesen, denn dem Kenner und Nichtkenner ist sie gleich nützlich und belehrend; sie schafft dem Verblendeten ein reines Licht, entwaffnet den Feind, ermuthigt den Freund des Schulwesens und erhöht die Thatkraft des Lehrers.

Die Wahrheit muß endlich doch den Sieg davon tragen, sie verbreitet früher oder später ein helles Licht um sich, das da leuchtet und die Nebel zerstreuet.

K l e t t, Kantor.

Inhalt.

	Seite.
I. Rede vor dem Sr. Königl. Majestät von Preussen geleisteten Huldigungs-Eide der zu Gumbinnen versammelten Poll. und Litth. Stände, den 6. July 1796 in polnischer Sprache gehalten von Michael v. Karpowicz, Doctor der Theologie, Prälat und Archidiaconus von Smolensko, Präpositus in Pren und Grodzidzko, Ritter des Stanislaus-Ordens.	289
II. Die Angriffe der berliner evangelischen Kirchenzeitung auf die Gymnasien zum zweiten Male zurückgewiesen von Dr. F. A. Gotthold. (Angehängt ist eine Beilage ähnlichen Inhalts.)	314
III. Gnomonik für die Provinz Preussen, oder Anleitung Horizontal- und Vertikalsonnenuhren nach vereinfachtem Verfahren anzufertigen für die nördlichen Breitengrade 53, 54 und 55. Für Jedermann der Zeitordnung liebt. Von J. F. Schönfeld, vormalig Oberlehrer in Pöbau.	359
IV. Wenige Worte der Erwiederung auf die im Dezemberhefte a. pr. erschienene Abhandlung, betitelt: „Erwägung einiger Bedenken gegen Emanzipation der Juden etc.“	366
V. Merkwürdige Naturerscheinungen. Von Selwich.	376

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 6. April.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Die Zeitschrift kann nur bestehen und ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Wert von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

R i c h t e r.

Inhalt.

	Seite.
I. Ueber die Ernährung der Menschen und Thiere. Vorgetragen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft von Prof. Dr. Dull.	385
II. Ein Vorschlag betreffend die Abiturienten-Prüfungen in den Gymnasien. Von Dr. Bender.	415
III. Neue Beiträge zur Wirbelthier-Fauna Preussens. Von Prof. Carl Th. v. Siebold in Erlangen.	420
IV. Das Amtsjubiläum des Herrn Superintendenten Schröder zu Goldapp.	437
V. Wilhelm Ludwig Häbler. (Ein Nekrolog.)	448
VI. Erwiederung auf das Abschiedswort seines Beurtheilers in der berliner Evangelischen Kirchenzeitung. Von Dr. F. A. Gotthold.	453
VII. Ueber den Riesenhirsch. Vorgelesen in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg von Professor H. Rathke.	457
VIII. Aberglaube und Volkslieder des Preussischen Samlandes. Vom Oberlandesger. Assessor R. F. Neusch. (Fortsetzung.)	460
IX. Berichtigung.	480

Lag der Ausgabe dieses Heftes: Den 3. Mai.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Die Zeitschrift kann nur bestehen und ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Wert von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

R i c h t e r.

Inhalt.

	Seite.
I. Ueber Seidenflachs, besonders den neu- ländischen. Von Ernst Meyer. Vorgele- sen in der physikalisch-ökonomischen Gesell- schaft in Königsberg den 18. Februar 1842; darauf mehrfach berichtet und erweitert.	481
II. Chemische Untersuchung eines Brunnenwassers aus dem Orte Arnberg bei Kreuzburg.	504
III. 3. Das 1498 in Leipzig fundirte Stipendium Wernerianum. Von Dr. J. A. Lilienthal, Oberlehrer am Gymnasium in Braunsberg.	512
IV. Ueber Volksschulwesen und Beaufsichtigung desselben durch die Geistlichen. Zur Abwehr eines Angriffes auf dieselben in der Königs- berg'schen Zeitung d. J. Nr. 101. Vom Pfarrer Schauer in St. Lorenz.	526
V. Ein kleiner Beitrag zu Preußens Flora. Von Dr. Klinckmann.	540
VI. Beiträge zur Fauna der wirbellosen Thiere Preußens. Achter Beitrag: Preussische Or- thoptera. Von Professor Dr. C. Th. v. Sie- bold in Erlangen.	543
VII. Aberglaube und Volkslieder des Preussischen Samlandes. Vom Oberlandesger. Assessor K. F. Reusch. (Beschluß.)	551

Tag der Ausgabe dieses Hefes: Den 7. Juni.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Die Zeitschrift kann nur bestehen und ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

R i c h t e r.

Inhalt.

	Seite.
I. Die Volksmundarten in der Provinz Preussen. Vom Professor Dr. Lehmann, Gymnasialdirektor in Marienwerder.	5
II. Ueber die grüne Materie des Schlosteiches zu Königsberg. Vom Professor v. Siebold in Erlangen.	64
III. Kanzelberedtsamkeit in Barten. Von Dr. Jachmann.	68
IV. Versuchte Beantwortung der Frage in No. 281 der Königsberger Zeitung wegen Schreibung des Wortes Preußen oder vielmehr Preussen.	75
V. Insterburger Chronik Seite 18. S. 10.	80
VI. 1. Die Stiftung des ermländischen Domherrn Johann v. Preuk in Rom.	84
2. Die vom ermländischen Bischof Andr. Stan. v. Hatten unlängst gegründeten Stipendien.	95

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 1. Januar.

Beiträge zu dieser Zeitschrift werden mir sehr willkommen sein; ich bitte um dieselben angelegentlichst und ergebenst. Die Zeitschrift kann nur bestehen und ihren Zweck erfüllen, wenn ihr Werth von Gelehrten und Vaterlandsfreunden der Provinz durch Original-Beiträge immer mehr und mehr erhöht wird.

R i c h t e r.

Inhalt.

	Seite.
I. Ein Beitrag zu der Abhandlung „Die Volksmundarten in der Provinz Preußen“ im Januar-Hefte d. J. Von Dr. J. A. Likienthal, Oberlehrer am Gymnasium in Braunsberg.	193
II. Sabbath und Sonntag. Von Dr. Fackmann.	209
III. Ueber die Zweckmäßigkeit der um Ein bis Zwei Jahre spätern Konfirmation. (Synodal-Vortrag.) Vom Pfarrer Schulz in Angerburg.	225
IV. Aberglaube und Volkslieder des Preussischen Samlandes. Vom Oberlandesger. Assessor R. F. Neusch. (Fortsetzung.)	234
V. Ueber den Maulwurf.	252
VI. Lesenswerthe Bücher in Sachen der Nützlichkeitsförderung. Vom Superintendenten Neumann in Angerburg.	261
VII. Kirchliches aus dem siebzehnten Jahrhunderte. (Aus des Verfassers Kunde des Samlands). Vom Pfarrer Gebauer.	264
VIII. Vom Glauben an die Einwirkung des Teufels auf die Entschliessungen der Menschen.	275
IX. Chronologische Uebersicht denkwürdiger Begebenheiten, Todesfälle und milder Stiftungen in Preußen im Jahre 1838. (Fortsetzung.)	280

Tag der Ausgabe dieses Heftes: Den 4. März.



